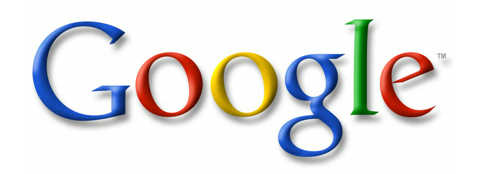
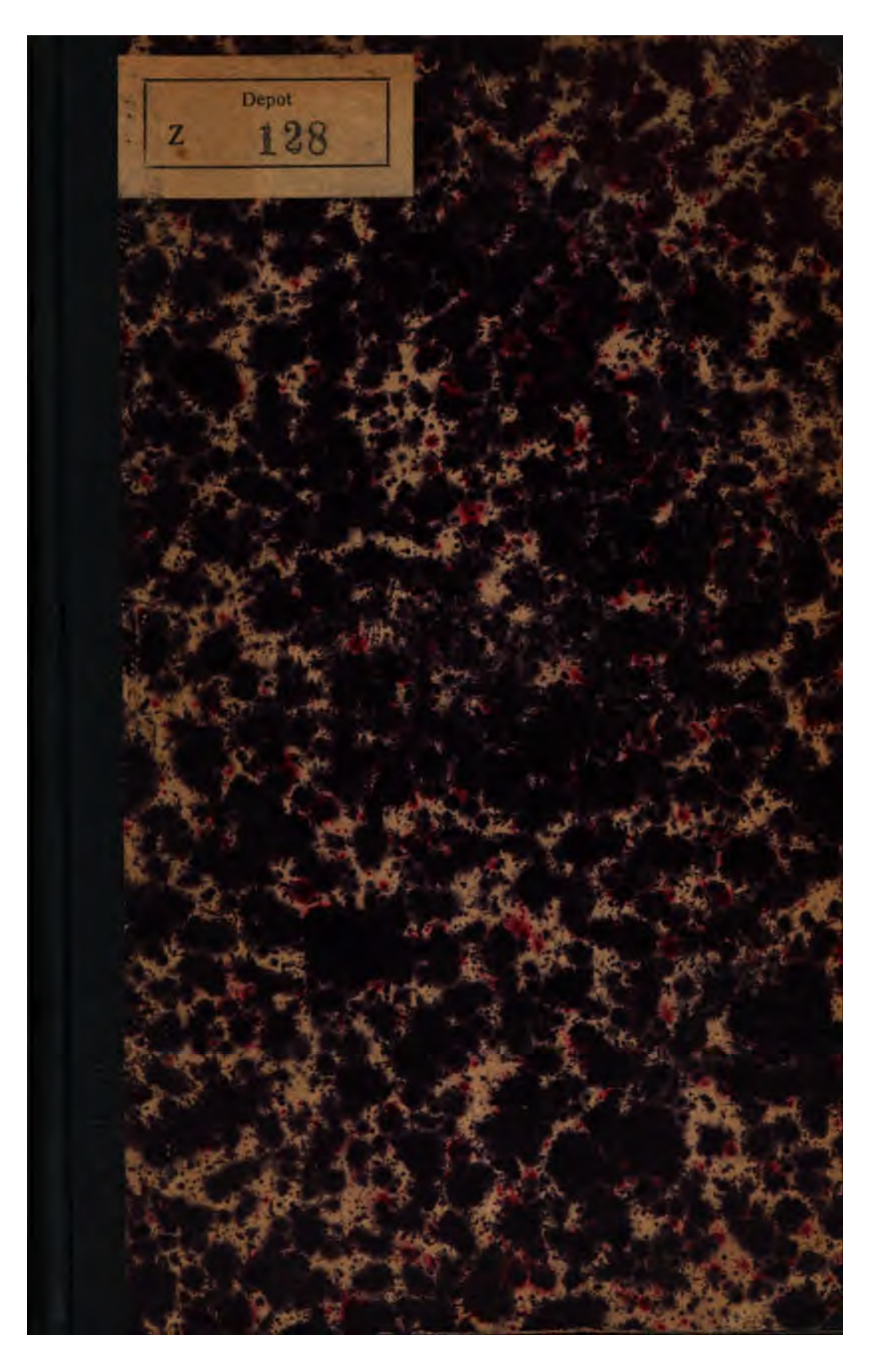
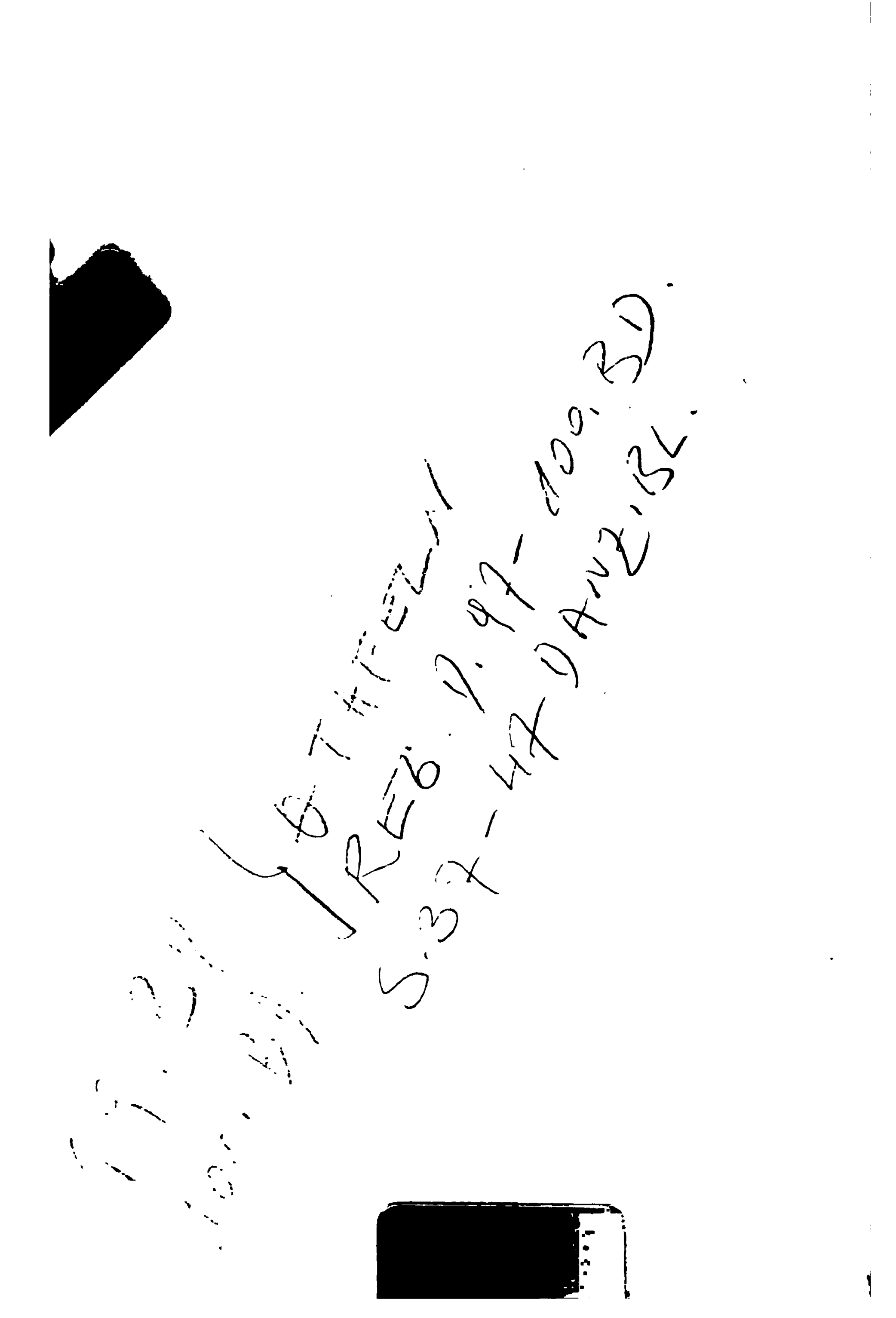

Google


Depot
Z 128




STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

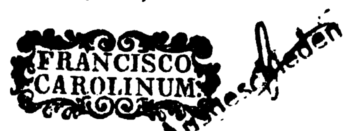
Jahrbücher der Literatur.

Neun und neunzigster Band.

1842.

July. August. September.

Wien.
Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.



Inhalt des neun und neunzigsten Bandes.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. XCIX.

Jahrbücher der Literatur.

July, August, September 1842.

Art. I. Uebersicht von neunzig Werken orientalischer Literatur.

(Fortsetzung)

Von der Geographie, der Hülfswissenschaft der Geschichte, gehen wir nun zu dieser selbst über, indem wir uns an die Eingangs dieser Anzeige gegebene dreyfache Eintheilung halten, nach welcher die Geschichte in die Reichsgeschichte, Biographie und Literaturgeschichte zerfällt.

XI. Geschichte der Reiche.

Die Universalgeschichte, welche die Geschichte aller Reiche und Völker, in so weit sie dem Verfasser bekannt waren, umfaßt, eröffnet die Musterung. Die beyden berühmtesten, größten und frühesten der arabischen Universalhistoriker sind Thaberi und Mesudi, der berühmteste, größte und späteste der persischen ist Mirchuand; theilweise Herausgabe und Uebersetzung des ersten und letzten nimmt hier unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Dr. Sprenger's so eben auf Kosten des brittischen Uebersetzungsausschusses erscheinende schätzbare Uebersetzung der goldenen Wiesen Mesudi's würde hier ihre Stelle finden, wenn dieselbe nicht durch das Datum ihrer Erscheinung außer dem Bereiche des Zeitraums läge, welchen diese Anzeige der in dem so eben verflossenen Lustrum in Europa erschienenen Quellenwerke orientalischer Literatur umfaßt *). Thaberi's Herausgabe und Uebersetzung hat den französischen Orientalisten Hrn. Dubeux (Nr. 7) und den deutschen Hrn. Professor Kosegarten (Nr. 38) beschäftigt, doch mit dem Unterschiede, daß jener nur den Beginn, welcher die fabelhafte Geschichte der Schöpfung und der Propheten bis zur Erscheinung Mohammed's, ihres Schlußsteines und Siegelringes, enthält, nur in französischer Uebersetzung, dieser aber die wirkliche Geschichte nach Mohammed in lateinischer Uebersetzung und überdieß im arabischen Urtexte

---

*) كتاب مروج الذهب المسعودي. El Masúdi's historical encyclopaedia entitled *Meadows of gold and mines of gems:* translated from the arabic by *Aloys Sprenger*, M. D 1 Vol. London, printed for the oriental translation fund of Great-Britain and Ireland, 1841. Octav. 464 S. Auf dem arabischen Titel sollte es للمسعودي heißen.

gegeben hat. Der erste, schon sieben Jahre vor dem zweyten erschienene Theil dieser höchst schätzbaren Herausgabe des arabischen Textes mit lateinischer Uebersetzung ist bereits in der letzten fünfjährigen Heerschau orientalischer Werke im LXXVI. Bande dieser Jahrbücher angezeigt worden. Der vorliegende zweyte Band enthält die Fortsetzung der moslimischen Geschichte unter dem Chalifate Ebubekr's und Omar's vom zwölften Jahre der Hidschret bis zur Schlacht von Kadesije, d. i. dem Untergange des persischen Reichs im funfzehnten Jahre der Hidschret. Die Correctheit des Textes sowohl als der Uebersetzung entspricht vollkommen den Erwartungen, zu welchen die arabische Meisterschaft des Herausgebers und Uebersetzers berechtigt; die vermißten historischen und geographischen Erläuterungen werden wohl in der Folge nachgetragen werden; möchte doch die Erscheinung des dritten Bandes nicht abermals auf sich warten lassen! Die folgenden wenigen Bemerkungen sollen bloß die Aufmerksamkeit und das Interesse bezeugen, womit Rec. diese höchst wichtige Geschichtsquelle gelesen, und womit dieselbe gewiß jeder Orientalist und Geschichtsforscher lesen wird. S. 13 die Kettenschlacht, Catenas hi secum attulerunt, ist ganz gewiß die richtige Uebersetzung, wiewohl wörtlich Ikterrebu fis-selalil mit sie nahten sich in Ketten zu übersetzen wäre; ein Beweis mehr, wie oft die wörtliche Uebersetzung nicht die richtige ist. Die sieben ältesten persischen Familien, die aus Herodot von der Thronbesteigung des Darius her bekannt sind, erscheinen auch hier als die sieben Träger der kostbarsten Kopfbinden; die von Chalid erbeutete wurde auf hunderttausend Dirhem geschätzt. S. 14: Hierauf folgt die Schlacht von Weledschet, das in der Nähe von Kieskjer in der Wüste. Für die persischen Heere waren für jeden Tag des Monats Geschäftsleute (Rasid, procurator) bestellt, welche beym König die Geschäfte des Heeres besorgten. Diese dreyßig Geschäftsführer symbolisirten gleichsam die dreyßig Schutzgenien (Ised), von denen jeder einem Tage des persischen Monats vorstand, die Decane der Aegypter. Viele der arabischen Stämme Bekr, Teimil-lat und Dhobiaat waren Christen (S. 27). Das sechzehnte Hauptstück erzählt die Eroberung Hire's, wo damals noch der Pallast Chawrnak in der Nähe von Nedschef bestand. Die Araber lagerten zwischen Aaseijin und Kaßrol-ebiadh, d. i. dem weißen Pallaste. Den Wohlstand Hire's bezeugt der der Stadt jährlich auferlegte Tribut von hundert neunzigtausend Dirhem. Wie in allen arabischen Geschichten werden auch hier Gelegenheitsverse eingemischt, nämlich die Ibn Bakile's und Amru Ibnol Kaakaa's. Hr. K. schreibt Aamr, was wohl die wahre

ursprüngliche Aussprache, allein doch nie so gehört wird, indem jeder Araber, Perser und Türke Amru liest und spricht, gerade so wie Amrulkais; der türkische Kamus (I. Bd. S. 43) hat hierüber eine besondere Bemerkung (Mathleb). Die Stadt Koss on-Nathik S. 46 hat vermuthlich von dem als Redner berühmten Priester Nedschran's den Namen. S. 54 Aahide ileihei, praeceperat ei, könnte vielleicht richtiger mit er machte es ihm zur Pflicht übersetzt werden. Das siebzehnte Hauptstück erzählt die Eroberung Anbar's, Ainettemr's und Dumetol Dschondel's (nicht Dschandals); denn der Kamus sagt, daß es nach der Form Olbath ausgesprochen wird, und im Meraßid gar Dschondol. Im achtzehnten Hauptstücke die Schlacht von Jerbuk. S. 88 der Anfang der Rede Ebubekr's: quarumlibet rerum exstant summae; quas qui exponit, ei satis faciunt, ist etwas dunkel, weil belaghea mit qui exponit statt qui attigit übersetzt ist; Rec. würde übersetzt haben: in omnibus rebus sunt summae (collectanea), quae sufficiunt illi, qui eas attigit. Dieses Hauptstück ist eines der längsten und umständlichsten. El-kankalar (S. 35) ist wohl nichts als das griechische Καγκελλάριος. Die Schlacht von Edschnadin vom 28. Dschemasiulewwel des J. 13 an einem Sonnabend, d. i. am 30. Julius d. J. 634, welcher (Sonntagsbuchstabe B) richtig ein Sonnabend. Es ist Schade, daß sich Hr. K. nicht die Mühe gegeben, dieß hier und anderswo auszurechnen, um die den moslimischen entsprechenden christlichen Daten anzugeben; so gleich im folgenden achten Hauptstücke der Todestag Ebubekr's am 22. Dschemasiulachir, d. i. 23. August *), an einem Montage, an welchem Wochentage auch der Prophet starb. Ebubekr war in der arabischen Genealogie wohl bewandert; Chosaf, der Sohn der Nodbet und des Omeir B. ol-Haris, sang seine Todtenklage. S. 168 Wakafa ma kjane lil Moluk, Vectigal quoque mansit, quod regibus, iisque, qui cum iis accedere solebant, pendebatur, ist vielmehr so zu verstehen, daß die liegenden Gründe für die Könige und ihr Gefolge zum Unterhalte bestimmt worden. Das Wort Wakf lebt als fromme Stiftung noch im ganzen moslimischen Oriente fort, und das arabische Feijun ist als feudum in den Occident eingewandert; Rec. würde übersetzt haben: mansit quod regibus et eorum asseclis pro feudo pendebatur. Hierauf der Feldzug von Fichl nicht fachl, denn das Meraßid sagt: bi kesril fá, und erwähnt der Schlacht. Im ein und zwanzigsten Hauptstücke die Niederlagen der Perser zu

*) S. Gemäldesaal I. 253.

Nemarik und Sakatija. Hier erscheint Buran, die Tochter des Chosroes Perwis, welche sonst Turandocht heißt, und Asermidocht, die Schwester, welche Feruchschad tödtete. Buran sandte dem Propheten Geschenke, die er angenommen. Ein Jahr lang stritt sie um die Herrschaft mit Schira, welche sie ihm dann überließ, sich aber schiedsrichterliche Gewalt vorbehielt, ut Schira princeps, illa vero arbiter esset. Dieser Schira, der sonst nirgends vorkömmt, ist wohl der Zwischenregent zwischen den zwey Schwestern Turandocht und Asermidocht, welcher bey Chuandemir und Ibn Lobbet-tewarich Dschihanschide [1]) heißt. Nach Thaberi's Angabe hätte zuerst Asermidocht und darnach erst Buran geherrscht. Hierauf riß Rustem, der Sohn Feruchschad's, die Gewalt an sich. Thaberi läßt darüber, daß Asermidocht die erste und dann erst ihre Schwester Buran oder Turandocht geherrscht, keinen Zweifel über (p. 171): Rustem Sijâwuchschum (soll Siawesch heißen) interfecit, visu Asermidochtam privavit, atque Bûrânam reginam constituit; darnach ist Richter zu berichtigen. Nach einer Ueberlieferung Thaberi's ward Rustem, der in der Sternkunde erfahren, von den Persern durch zehn Jahre mit königlicher Macht bekleidet; die wichtige Zahl der zehn Jahre ist S. 183 in der Uebersetzung ausgelassen. Unter Rustem führte den Oberbefehl des Heeres Nersa (Narses), der Sohn der mütterlichen Tante des Kisra (Chosroes Perwis), auf dessen Landgute Kjeskjer die vortrefflichen nersischen Datteln wuchsen. Zwey seiner Vettern, welche ebenfalls Neffen des Chosroes, waren Bonseweih und Bireweih, die beyden Söhne Bisthams's. Verse Kaßim Ben Amru's auf die Schlacht von Nemarik S. 185 und wieder 191. Im zwey und zwanzigsten Hauptstücke die umständliche Beschreibung der Schlacht von Kirkis; im folgenden die der Schlacht Boweib. In der Schlacht von Boweib fiel der persische Feldherr Mihran [2]). S. 223 vier Distichen des arabischen Dichters el-Aawer el-Abdij esch-schebbij auf dieselbe. Im vier und zwanzigsten Hauptstücke die Plünderung der Karawanen von Chanefis und Bagdad. Das fünf und zwanzigste Hauptstück handelt von Jesdededschird, der ein Sohn Schehrijar's und Enkel Kisra's. Da im Fenaji Mihran als Sohn Schehrijar's erscheint, so waren, wenn diese Angabe richtig, Mihran und Schehrijar Brüder. Er war durch seine Mutter gerettet worden, als Schira die Frauen des Chosroes

1) Richter's historisch-kritischer Versuch über die Arsaciden- und Sassaniden-Dynastie S. 248.

2) Bey Richter S. 252 Maharan.

im weißen Pallaste (Kaßrol-ebjadh) eingesperrt und ihre Kinder getödtet hatte; Rustem und Firusan setzten ihn auf den Thron. Der Chalife Omar verwandte Aerzte zu Sendungen, und übertrug dem Richter Abderrahman Ben Rebiaa el-Bahilij die Austheilung der militärischen Lehen (Feji), den Perser Selman (dem Barbier des Propheten) ernannte er zum Werber des Heeres; sein Dolmetsch war Hilal el-Hedscherij, der Sekretär Sejad Ben Ebi Sofijan. Im sechs und zwanzigsten Hauptstücke die moslimische Gesandtschaft an Jesdedschird; Rustem lagerte zu Sabath unter Medain. Das sieben und zwanzigste und letzte Hauptstück enthält den Marsch Rustem's nach Kadesia, wo die berühmte Vertilgungsschlacht des persischen Reiches Statt fand, deren Beschreibung den nächsten Band beginnen wird. Es ist zu wünschen, daß Hr. K. am Schlusse seines Werkes den nöthigen historischen und geographischen Erläuterungen auch die genealogischen Tafeln der verschiedenen Ueberlieferungen beyfüge, welche Thaberi höchst gewissenhaft als seine Quellen nennt, weil durch solche Tafeln die ganze Verkettung der Ueberlieferungen auf einmal ins Auge spränge, und die verschiedenen historischen Gewährsmänner auftauchen würden, von denen bisher nur Wakidi, Ibn Hamad und Sorri bekannt sind.

Der zweyte Uebersetzer der Geschichte Thaberi's ist Hr Dubeux, welcher den Beginn derselben, nämlich die Sagen der Schöpfungsgeschichte und der Propheten, im vorliegenden, dem Earl von Munster gewidmeten Bande in französischer Uebersetzung geliefert. Aus der türkischen Uebersetzung Thaberi's, welche auf der kaiserl. Hofbibliothek zu Wien, hat Rec. schon vor dreyßig Jahren den poetischen Theil der Sagengeschichte im ersten Bändchen des Rosenöls zu deutschem Gemeingut gemacht, und das damals von S. de Sacy über den Werth des Inhalts ausgesprochene Urtheil kann füglich als ein richtiges über den Gehalt der ganzen Sagengeschichte Thaberi's gelten. Ueber die Treue der Uebersetzung kann Rec. kein durchaus gültiges Urtheil fällen, da ihm der persische Text nicht zur Hand; so viel er aber aus der türkischen Uebersetzung urtheilen kann, hat er keine Ursache, die sach- und sprachgetreue Richtigkeit der vorliegenden Uebersetzung zu bezweifeln. Der Vorbericht des Uebersetzers verbreitet sich über die persische Uebersetzung Thaberi's von Belaami und über die aus dieser verfertigten türkische; Hr. D. bezweifelt mit gutem Grunde, daß die letzte (nach einer wahrscheinlichen Interpolation einer Handschrift Hadschi Chalfa's) schon zu Osman's, des Gründers des osmanischen Reichs, Zeit verfertigt worden sey. Die Sprache ist zwar noch eine sehr rauhe und ungehobelte,

aber dennoch schon eine weit mehr ausgebildete, als die des ältesten bekannten osmanischen Sprachtextes, nämlich des Falkenbuchs. Wenn dieselbe nicht in den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts hinaufgerückt werden kann, so kann sie aber auch nicht, eben der Sprache willen, tiefer als bis zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts heruntergesetzt werden. Da dieselbe dem Beglerbeg Ahmedpascha gewidmet ist, dergleichen zur Zeit Osman's gar nicht vorkömmt, so ist derselbe wahrscheinlich entweder Ahmedpascha Kedük, der Großwesir Mohammed's II., oder Hersek Ahmedpascha, Großwesir unter Bajesid II.. Hr. D. gibt auch den Beginn der dschaghataischen Uebersetzung, welche auf Befehl des usbegischen Fürsten Kuschkundschichans verfertigt ward; dann folgt die Stelle über den Lügenpropheten Moseileme in der dschaghataischen, türkischen, persischen und arabischen Uebersetzung, welche aus der persischen Belaami's Chidhr Ben Chidhr i. J. 935 (1528) verfertigte; die persische Belaami's liegt der französischen Hrn. D.'s zum Grunde. Belaami beruft sich in seiner Einleitung auf das große Schahname Ibn Mokaffaa's, auf die Werke Ben Dschehm des Barmegiden und Werderui's, des Sohnes Sahiri's, auf das Buch Behram's und das der Samaniden; endlich auf die Geschichte Jesdedschird's vom Oberpriester Ardewad Murgan, auf den sich Musa Ben Ali, Chosrewi, Haschim und Kasim Ißfahani berufen. Von diesen neun Quellen alter persischer Geschichte befindet sich auch nicht Eine unter den fünf und achtzig, welche Mesudi als die Quellen seiner goldenen Wiesen aufführt, er beruft sich bloß auf Thaberi selbst. Thaberi's Geschichte beginnt mit kosmogonischen Sagen und den acht und zwanzig Schöpfungsfragen, welche dem Propheten die hebräischen Schriftgelehrten von Chaiber vorgelegt, und dieser beantwortet haben soll. Die Beantwortung dieser Fragen reicht bis ins fünf und zwanzigste Hauptstück. Die Frage über die Quelle geschmolzenen Erzes scheint mit dem ehernen Meere des Tempels von Jerusalem in Verbindung zu stehen, so wie (S. 49) Onk (Anak), der Stammherr der Anak-Söhne der Schrift. Der graue Bart erscheint bey Adam (S. 62) und bey Abraham (S. 188) als das Zeichen von modestie, gravité, intelligence und douceur; das arabische Wort Wakar heißt vielmehr Ansehen, das grauer Bart gibt. Die zwölf Propheten, deren Geschichten hier erzählt werden, sind Adam, Idris, Noe, Hud, Ssalih, Loth, Abraham, Ismail, Jakob, Joseph, Job und Schoaaib, d. i. Jethro; am ausführlichsten die des ägyptischen Joseph, welche durch vier Hauptstücke läuft, und ein und sechzig Seiten einnimmt. Der Geschichte der ersten Propheten wird die der ersten

Könige Persiens parallel laufend eingeschaltet; weiter unter Hud die Geschichte Scheddad's, des Ersten der Gewaltigen und Dränger, und seines Volkes Aad, seines Paradieses Irem und der Bauten der letzten, welche die cyclopischen des Orients. Thaberi gibt als den Wohnsitz Job's das Land von Basan an; nach anderen arabischen Quellen hatte Job aber seinen Sitz zu Omman im steinigen Arabien [1]). Die Schreibart der Namen ist meistens richtig, bis auf einige wenige Ausnahmen, wie z. B. Edris statt Idris, Hecham statt Hischam, wie fast alle Orientalisten so lange Motalleb statt Motallib fehlerhaft geschrieben. Die vorliegende erste Lieferung des ersten Bandes ist auf der 280. Seite auf einmal mit einem halben Satze abgebrochen: il vaut mieux pour, so daß die Fortsetzung unmittelbar zu erwarten stand; dennoch sind bereits sechs Jahre verflossen, ohne daß dieselbe erschienen ist. Wir hoffen, daß dieselbe nicht gänzlich stecken bleibt, wie dieß bey anderen vom brittischen Uebersetzungsausschusse begonnenen und nicht weiter fortgesetzten Werken der Fall zu seyn scheint, wie z. B mit Hadschi Chalfa's Geschichte der osmanischen Seekriege und mit Ewlia's Reisen. Der große persische Universalhistoriker ist Mirchuand, dessen Name von den meisten Orientalisten bisher nicht anders als Mirchond geschrieben worden, wiewohl irrig, indem die persische Regel der Aussprache des Wawi imalet ausdrücklich sagt, daß das A mit dem U zugleich gehört werden müsse, wie in Chuaher u. s. w. [2]). Jenisch hat der erste aus demselben die Geschichte der Dynastien der Beni Tahir und Ssofar bekannt gemacht [3]); ihm folgte Wilken, welcher die Geschichte der Samaniden [4]), der Beni Buje [5]) und der Ghasnewiden [6]) im Texte und Uebersetzung herausgab. In die Fußstapfen von Jenisch und Wilken tritt Hr. Vullers (Nr. 25), als der Herausgeber und Uebersetzer der Geschichte der Seldschuken in

---

1) Dschihannuma S. 570.

2) In den Prolegomenen des zu Konstantinopel i. J. 1237 (1821) gedruckten persischen Wörterbuches Wehbi's S. 15, wo das dreyfache Waw, nämlich Wawi maaruf (u), Wawi medschhul (o) und Wawi imalet (ua), genau unterschieden wird.

3) Historia priorum regum Persarum ex Mirchondo. Viennae 1782.

4) Mohammedis filii Chavendschahi vulgo Mirchondi historia Samanidarum persice. Gottingae 1808.

5) Mirchond's Geschichte der Sultane aus dem Geschlechte Bujeh, persisch und deutsch. Berlin 1835.

6) Mohammedi filii Chondschahi vulgo Mirchondi historia Gaenevidarum, persice. Berolini 1832.

zwey Octavbänden (Jenisch und Wilken gaben ihre Werke in Quart), deren einer den persischen Text, der andere die deutsche, mit historischen, geographischen und literarischen Anmerkungen begleitete Uebersetzung enthält. Der Uebersetzung ist die Geschlechtstafel der Seldschuken aus Mirchuand beygegeben, welche höchst mangelhaft, und welche der Verfasser, welcher durchaus nicht mehr geben wollte als Mirchuand, doch aus den von Rehm in der Geschichte des Mittelalters, von Wilken in seiner lateinischen Abhandlung über die Kriege der Kreuzfahrer und von dem Rec.'en in dem ersten Bande der Geschichte des osmanischen Reichs gegebenen hätte vervollständigen sollen. Daß die Aussprache Haditsah statt Hadise und Nitham statt Nisam eine unrichtige sey, kann sich Hr V. leicht aus den neuesten Reisebeschreibungen, die dieser Stadt erwähnen, und aus allen Zeitungen, die seit dem Beginne dieses Jahres so oft von dem Nisami dschedid sprechen, leicht belehren. Der Sohn Tschakir's heißt nach Hrn. V.'s Handschrift Kaderd, nach anderen aber Kawurd oder Kawerd; die Stadt Kuhistan's ist Thabs und nicht Thabes auszusprechen, und der große Sultan der Seldschuken heißt Melekschah und nicht Melikschah, was König König hieße, während er seinen Namen Melekschah, d. i. der Engel König, von seiner engelgleichen Schönheit hatte, wie schon im Gemäldesaale ausführlich bemerkt worden *). S. 146 wird berichtet, daß das Schloß Schahdürr, wie Abulfeda schreibt, und Diskiuh (nicht Dirkul), wie Rec. in der Geschichte der Assassinen geschrieben, eines und dasselbe sind. Der Name des Sultans Sandschar ist richtiger Sindschar auszusprechen, da er seinen Namen von der Stadt Sindschar hat, in welcher er geboren ward. In der vollen Ueberzeugung, daß Hr. Professor Vullers des Persischen vollkommen mächtig, hat Rec. die Uebersetzung mit dem Texte gar nicht verglichen, die folgende Stelle ausgenommen, weil ihm weder dieselbe, noch die in der Note dazu aus dem Gemäldesaale citirte Stelle gesunden Sinn gab:

»In der Religion hatte Mohammed, der Gesandte, keinen ausgezeichnetern, als den Mohammed (Ben) Jahja, der durch Erde umkam. Jener weihte zur Zeit des Todes seine Zähne dem Steine, dieser weihte am Tage der Ermordung seinen Mund der Erde.«

Dazu die Note:

»Der Prophet Mohammed wurde nämlich in seiner letzten Krankheit von einem starken Kopfweh befallen, das immer heftiger wurde, so daß er sich zuletzt, als er in den Todeszügen lag, die Zähne ausgestochert haben soll.«

*) Bd. V. S. 54.

Den Lesern wird es wohl wie dem Rec.'en ergehen, daß sie weder den Sinn dieser Verse, noch die Anwendung der Note auf dieselben verstehen; wir müssen uns also nach dem Texte umsehen. Diese Verse sind von dem großen Dichter Chakani auf den Tod Mohammed Jahja's gedichtet, welcher hingerichtet ward, indem man ihm den Mund mit Erde verstopfte, und so erstickte, eine in Persien übliche Hinrichtungsart; und der Dichter spielt auf die Zähne des Propheten an, welche demselben ein Steinwurf in der unglücklichen Schlacht von Ohod einschlug. Die Zähne des durch eine Erdscholle Hingerichteten, der auch Mohammed hieß, wie der Prophet, werden den eingeschlagenen Zähnen des letzten entgegengestellt, und demnach wären diese vier Verse Chakani's folgendermaßen zu übersetzen gewesen:

»Im Volke Mohammed's des Gottgesandten gab es keinen Trefflicheren als Mohammed Jahja, der ein Opfer der Erdscholle ward; jener opferte den Verlust seiner Zähne dem Steine, dieser am Tage seiner Hinrichtung den Mund der Erde.«

An kjerd tehleke dendan, was Hr. V. irrig als: zur Zeit des Todes verstanden hat, heißt: dieser machte den Ruin der Zähne (zum Opfer des Steines). Das Kopfweh, welches den Propheten in seiner letzten Krankheit befiel, und das Ausstochern seiner Zähne hat also mit dem Sinne der obigen Verse nicht das Geringste gemein.

Wenn dem Rec.'en in der Lesung von Hrn. V.'s Uebersetzung diese einzige als unrichtig zu rügende Stelle aufstieß, so wimmeln hingegen dergleichen in der (Nr. 13) von Hrn. Professor Erdmann herausgegebenen »Erläuterung und Ergänzung einiger Stellen der von Mirchawend (was eben so unrichtig als Mirchond) verfaßten Geschichte des Stammes Buweih.« Hr. E. schreibt nach Weise der Araber Buweih, wiewohl darüber, daß die ursprüngliche Aussprache des persischen Namens Buje sey, weiter kein Zweifel obwalten kann, da derselbe, wie Rec. in den von Hrn. E. angeführten Stellen gezeigt, auf Ruje reimt, und das persische Wörterbuch Burhani Katii, wie H. E. selbst anführt, die Aussprache nach der Form Buje angibt. Eben so irrig ist es, wenn er sagt, kein Moslim spreche Mohammed, sondern immer Muhammed; das ist von Kasan und Konstantinopel wahr, aber nicht von Aegypten und Arabien; der Vokal Dham wird in der Regel von den Arabern nur dann U ausgesprochen, wenn er durch das Waw verstärkt ist, sonst immer O, wie Golius, Erpenius, Reiske und S. de Sacy durchaus richtig ausgesprochen. Daß in der Türkey, Persien und Indien Musafir stat Mosafir, Mubaschir statt Mobaschir u. s. w. gesagt wird, weiß Rec. sehr wohl,

da er zu Konstantinopel nie anders gesprochen, in Syrien und Aegypten aber für das bloße Waw keine andere Aussprache als die des O gehört hat. Wenn Hr. E. Madsch-ud-dewlet statt Medschd-ud-dewlet *) schreibt, so ist dieß ebenfalls ein Irrthum, indem das Medschd und nicht Madschd lautet, das Feth oder weichen Buchstaben nur als E, folglich Medschd und nicht Madschd gesprochen werden muß. Seine Muttersprache hat Hr. E. in Rußland so weit vergessen, daß seine Uebersetzung in Versen zum Theil eben so unverständlich als untreu; z. B.:

Dieser Zug von Kabus, wißt,
Pfauenschweifes Vater ist.

Dazu die Note: »Eigentlich: Mutter, was im Deutschen der Geschlechtsverschiedenheit wegen unpassend.« Welcher deutsche Leser versteht den Text oder die Anwendung der Note? Es ist von der schönen Schrift des Kabus die Rede, und die sechs arabischen Wörter Hasa chaththu Kabusi em dschenahut-tausi heißen: Ist dieses Schrift des Kabus oder Pfauenflügel? Hr. E. hat das Wort em (die fragende Partikel anne), wiewohl das em kein Verdopplungszeichen hat, für omm, d. i. Mutter, genommen; es ist also eben so wenig eine Mutter als ein Schweif vorhanden, denn Dschenah heißt nur Flügel und nicht Schweif, und die Substitution des Vaters für die Fragepartikel ist so komischer, als die aus der Luft gegriffene Mutter dem Vater bloß des nicht vorhandenen Schweifes willen Platz gemacht hat. Ganz auf dieselbe Weise entstellt Hr. E. auch den Text und die Uebersetzung anderer ganz bekannter Stellen, wie z. B. die bekannten, in der zu Kalkutta unter dem Titel the Bowers of eloquence erschienenen Rhetorik gedruckten vier schönen Verse des großen Dichters Ebu Nuwas, die Hr. E. eben so wenig verstanden, als die zwey obigen, und die der Leser eben so wenig verstehen wird; sie lauten bey Hrn. E.:

Lieblich ist Wein im zarten Pokal,
Willst ihn, willst auch d'rum Herrscher du seyn;
Wein ohne Glas ist g'rade so viel,
Als wünsch'st du ein Glas dir ohne Wein!

Hr. E. radebricht hier die Sprache wie den Sinn, der zweyte Vers heißt (im gedruckten Werke S. 48 sind zum Ueberflusse noch die Vokale aufgesetzt): teschabeha we teschakele el-emr, d. i. sie ähneln sich und es gleichet sich die Sache; dieses übersetzt Hr. E. mit dem Unsinne:

Willst ihn, willst auch d'rum Herrscher du seyn.

*) Richtig in Quatremère's Reschideddin S. 359 Medjdalmulk.

Der Herrscher hat hier sein Daseyn bloß dem Umstande zu danken, daß Hr. E. das Wort Emr (Sache, Ding, Geschäft, Befehl) für einen Emir, so wie oben die Fragepartikel für eine Mutter angesehen; der von Hrn. E. so gräulich in Unsinn entstellte Sinn der vier schönen arabischen Verse lautet zu deutsch:

Der Wein ist rein, das Glas ist rein,
Was mag der Unterschied wohl seyn?
Der Wein scheint ohne Glas zu seyn,
Das Glas scheint rein zu seyn von Wein.

Die Sinnlosigkeit und Geschmacklosigkeit Hrn. E.'s übersteigt wirklich allen Glauben; so übersetzt er z. B. die vier auf der folgenden Seite stehenden persischen Verse zum Lobe der Mutter Medschded-dewlet's folgendermaßen:

Wie Sonne klug, wie Luna hehr,
Wie trunken ihr Eliten-Heer;
Wie hoch Gewölk freygebig sie,
Und Männerwuth ergeben nie.

Abgesehen von der Geschmacklosigkeit der römischen Luna und der französischen Eliten in einem persischen Verse ist im zweyten eben so wenig von Trunkenheit, als im letzten von Männerwuth die Rede; ein schönes Lob für eine Fürstin, daß sie nicht von der Phallomanie befallen!! Was steht im Original? Destesch es dschewri merdüman kjutah, d. i. von Wort zu Wort: ihre Hand ist (zu) kurz, um Menschen Unrecht zu thun. Man sieht, daß Hr. E. nicht besser persisch als arabisch versteht; überall sündigt die Uebersetzung wider Sinn und Geschmack; so z. B. S. 86:

In meiner Seele tiefen Schacht findest du
In jedem Winkel Raum für Pindar's Ruh'!

Im Persischen heißt es:

In das verborg'ne Haus meiner Seele schaue,
Daß dir aus jedem Eck' Pindar entgegen schaue.

Hr. E. hat eine so gute Meinung von seiner persischen und deutschen Sprachkunde, daß er sogar mehrere in der Geschichte der persischen Redekünste des Rec.'en (die er citirt) übersetzte Verse auf seine Weise besser zu übersetzen glaubt; die Leser mögen urtheilen; Pindar's berühmter Spruch ist in der Geschichte der persischen Redekünste folgendermaßen übersetzt:

Umsonst fliehst in zwey Tagen du den Tod,
Wo ihn bestimmt und nicht bestimmet Gott;
Am ersten rettet dir kein Arzt das Leben,
Am zweyten kannst du nicht den Geist aufgeben.

Dieß glaubt Hr. E. besser zu übersetzen wie folgt:

Sich hüten vor dem Tod frommt dir zwey Tage nicht,
An der Bestimmung Tag, an ihres Nichtseyns Licht;
An der Bestimmung Tag ist alle Müh' dahin,
An ihres Nichtseyns Licht wird Sterben nicht Gewinn!

Die Leser mögen nun urtheilen über dieses Nichtseyns Licht Hrn. E.'s.

In das Gebiet der Universalgeschichte gehört auch die berühmte Kaßidet Ibn Aabdun's, welche eine Todtenklage auf den Sturz der Dynastie der Benil-Ефtha's in Spanien, eine Heerschau aller früher zu Grunde gegangenen großen Reiche und Dynastien aufstellt, und deren Titel: Das Halsband der Palmenblätter in der Geschichte und Abstammung arabischer und persischer Könige [1]). Die Kaßidet Ibn Abdun's ist in der arab. Literaturgeschichte nicht weniger berühmt, als die Risalet (Sendschreiben) Ibn Seidun's, die Tefkeret (Denkwürdigkeiten) Ibn Hamdun's und die Mokaddemet (Vorbericht) Ibn Chaldun's. Von diesen vier Säulen arabischer Philologie und Geschichte sind die Risalet Ibn Seidun's durch Reiske bekannt gemacht; die Mokaddemet Ibn Chaldun's zuerst durch den Rec.'en [2]) erwähnt und benützt worden; die beyden anderen, nämlich Ibn Abdun und Ibn Hamdun, sind bisher europäischen Orientalisten kaum dem Namen nach bekannt. Ibn Hamdun ist selbst in Casiri nicht zu finden, nur Herbelot erwähnt desselben mit ein Paar Zeilen; sein großes eklogisches Werk in der Art des Ikd Abd Rebbihi's und des großen Mohadherat Raghib Ißfahani's befindet sich sowohl theilweise als im Ganzen auf mehreren Bibliotheken Konstantinopels [3]); die Kaßidet Ibn Hamdun's aber außer

---

[1]) Mit dem Commentar Ibn Bedrun's el-Hadhremi's in der Handschriftensammlung des Rec.'en Nr. 87.

[2]) In der Abhandlung über den Einfluß des Islams der ersten Jahrhunderte der Hidschret.

[3]) Der Inhalt der funfzig Hauptstücke ist der folgende: 1) Homiletische Ermahnung aus der Ueberlieferung des Propheten und seiner Gefährten, in vier Abschnitten. 2) Von der Ethik und der Regierungskunst, von dem König und den Unterthanen, in sechs Abschnitten. 3) Vom Adel und der Herrschaft. 4) Von den schönen sittlichen Eigenschaften. 5) Von der Freygebigkeit und dem Geize. 6) Von der Tapferkeit und Feigheit, mit den Namen der berühmtesten Helden und Schlachten. 7) Von der Treue und Worterfüllung. 8) Von der Aufrichtigkeit und Lügenhaftigkeit. 9) Von der Demuth und dem Stolze. 10) Von der Genügsamkeit und der Habgier. 11) Von der Bewahrung des guten Namens und der Verläumdung. 12) Von der Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit. 13) Vom Verstande und der Dummheit. 14) Vom Rathe und

der Bibliothek des Rec.'en noch auf der zu Leyden. Hr. Hoogvliet hat die sehr wünschenswerthe Ausgabe dieses universalhistorischen arabischen Gedichtes mit den nöthigen Commentaren und Erläuterungen unternommen, und theils zur Beglaubigung, daß er einem solchen Unternehmen vollkommen gewachsen, theils um der gelehrten Welt einen Vorgeschmack seiner Arbeit und Behandlungsweise zu geben, derselben einen Quartband von Prolegomenen (Nr. 55) vorausgesendet, welche man auf arabisch Mokaddeme Ibn Aabdun nennen würde. Diese Prolegomenen bestehen aus drey Hauptstücken; das erste enthält die bisher fast ganz unbekannte Geschichte der Beni Efthas, deren Sturz die Veranlassung der historischen Kaßidet Ibn Aabdun's; das zweyte eine Biographie Omer Motewekkil's, eines um den Flor der Wissenschaften und Literatur in Spanien durch den Schutz, den er den Gelehrten angedeihen ließ, nicht minder hochverdienten Mannes, als die Fürsten Sevilla's el-Motemid

---

Urtheil. 15) Von Verträgen und Testament. 16) Vom Ruhme und Berühmung. 17) Vom Lobe und Dank. 18) Vom Glückwünschen, in neun Abschnitten. 19) Von den Todtenklagen, Trauerbezeigungen, in sechs Abschnitten. 20) Vom Krankenbesuchen und der Krankheit. 21) Von der Freundschaft und Brüderschaft. 22) Von Geschenken. 23) Von der Satyre, in drey Abschnitten. 24) Vom Verweise und Ausschelten. 25) (fehlt im Inhaltsverzeichnisse). 26) Von der Drohung und Warnung. 27) Von den verschiedenen Eigenschaften der Thiere, Naturerscheinungen, Waffen und Gebäude, Schriften, Spiele u. s. w., in vierzig Abschnitten 28) Vom Alter, Entfärbung des Bartes und von lange Lebenden, in fünf Abschnitten. 29) Von der Liebe und ihren Zuständen, in zwey und zwanzig Arten. 30) Von den verschiedenen Arten der Reden. 31) Von den Schreiben. 32) Von den Sprichwörtern 33) Von schlagenden Antworten. 34) Von den Fehlern der Angesehenen. 35) Von den Kunden der Araber und den Seltsamkeiten ihres Handels. 36) Von der Wahrsagerkunst aus dem Vogelfluge und aus der Physiognomik. 37) Vom Leichten nach dem Schweren. 38) Vom Reichthume und der Armuth. 39) Vom Reisen in der Fremde, und vom Abschiede und der Wiederkunft. 40) Vom Fürsprechen und Versprechen. 41) Von der leichten und schweren Verhüllung (Hidschab). 42) Von den Listen und Kniffen. 43) Von den Metonomien, Anspielungen und Räthseln. 44) Vom Weine, den Trinkgelagen, Trinkgenossen u. dgl. 45) Von dem Gesange und den Sängerinnen. 46) Vom Essen in Gesellschaft und den Schmarotzern, in sechs Abschnitten. 47) Von den verschiedenen Arten der Gedichte und seltsamer Kunde. 48) Von den Seltenheiten, in zwölferley Arten. 49) Von den Seltenheiten der Araber, Dichter, Philologen, Weiber, Hermaphroditen, Wahnsinnigen u. s. w 50) Von den Anwünschungen. Das Exemplar in der Bibliothek Raghibpascha's besteht aus vier Bänden, jeder zu vierzig Heften, die vierhundert Blätter stark.

alallah und er-Radhi billah, deren Biographien in dem bekannten biographischen Werke Ibn Chakan's (die goldenen Collanen) unmittelbar der Biographie Motewekkil's vorausgehen. Hr. H. gibt die Biographie derselben im arabischen Texte und in lateinischer Uebersetzung mit den Varianten des Textes aus verschiedenen Handschriften, mit vielen und gelehrten Noten; das dritte Hauptstück enthält ebenfalls aus Ibn Chakan die Lebensbeschreibung Ibn Aabdun's selbst. Die Nothwendigkeit erklärender historischer und philologischer Noten und Erläuterungen leuchtet gleich aus den ersten drey Zeilen der Uebersetzung ein; sie beginnt: »Der Wesir, der Sekretär Ebu Mohammed Ibn »Aabdun, dessen sich Gott erbarmen wolle! er, den der Flug der »Vornehmsten erreichen nicht kann, der Rhetorik Ocean, der um »die Wette streitet mit Sahban, und gleichen Schritt hält mit »Ssaaßaa Ben Ssauhan.« Auf diese Art ist das ganze Werk Ibn Chakan's gereimt, was unmöglich in irgend einer Sprache und am wenigsten auf lateinisch wiederzugeben. Sahban und Ssaaßaa Ben Ssauhan erfordern sogleich Erläuterung; diese gibt der Verfasser nur mit Hinweisung auf Pococke, Freytag und de Sacy; Näheres über den Redner Sahban und den Dichter Ibn Ssauhan hätte er wohl aus dem Aghani oder aus Seaalebi's Beziehungen beybringen können. Auch der arabische Commentar Neili's der persischen Geschichte Waßaf's enthält eine kurze Kunde Ssahban's mit einem Distichon desselben nach Ibn Berri. Es wäre zu wünschen, daß Ibn Chakan weniger Mühe auf den rhetorischen Schmuck der Rede und größeren auf den historischen Gehalt verwendet hätte, dessen Ausbeute in seinem biographischen Werke höchst gering. Er gibt auch hier nur meistens Verse Ibn Aabdun's, Bruchstücke seiner politischen Episteln an den Wesir Ebubekr Ibnol-Milh, und dann Motewekkil alallah, den Fürsten der Beni Efthas, der ihn nach Badajos einlud; endlich an den Wesir Ebul-Ala Ibn Sohr, dessen Biographie sowohl bey Ibn Challikan als bey Ibn Ebu Oßaibije, und endlich Bruchstücke des prosaischen Antwortschreibens an Ibn Chakan selbst, in welchem eine gute Anzahl historischer Namen Erläuterung fordern, wie die Helden Thofeil und sein Sohn Aamir, Ebuß-ßahba, Doreid, Ibnoß-ßimmet und Seidol-chijel nicht Chail, wie die Note 79, S. 121 vocalisirt. Hr. H., welcher sich über das Ungenügende der Lebensbeschreibung selbst gehörig äußert, gibt nun drey Bruchstücke aus der Geschichte Abdol-Wahid Merakischi's, aus welchen erhellt, daß Ibn Aabdun, der Staatssekretär Motewekkil's, einer der größten Rhetoriker des Westens, von so ungeheurem

Gedächtnisse, daß das große Aghani nur ein Theil des ungeheuren Wissens gewesen seyn soll, welches er aus seinem Kopfe auswendig her zu sagen im Stande war; er war auch der Staatssekretär des großen Fürsten Jusuf Ben Taschfin und Siri Ibn Ebubekr Ibn Taschfin's. Wir wünschen, daß die Kaßidet Ibn Aabdun's, welche zu historischen Commentaren nicht minderen Stoff beut, als die Risalet Ibn Seidun's, den vorliegenden Prolegomenen auf das baldeste nachfolgen möge.

Nach Thaberi und Chuandemir nehmen wir nun die Geschichte einzelner Reiche vor, von Mohammed angefangen. Die arabische *) in Andalusien und Afrika, die ägyptische unter den Sultanen Mamluken bis zum französischen Feldzuge in Aegypten, die mongolische und türkische nach dieser Folge. In die Propheten- und ersten Chalifengeschichte gehören die beyden im selben Jahre erschienenen Nummern 23 und 27, jenes der arabische Text und die französische Uebersetzung des Lebens Mohammed's aus Abulfeda, dieses in arabischem Texte und deutscher Uebersetzung die Geschichte der Tödtung des Chalifen Omar aus der Chronik des Diarbekri. Der Zweck des französischen Uebersetzers, Herrn Noel des Vergers, war, wie der Vorbericht meldet, kein anderer, als Anfängern des Arabischen einen reinen, leicht zu verstehenden arabischen Text, der zugleich historisches Interesse böte, zu liefern; es ist derselbe Text, den schon Reiske und Gagnier in lateinischer Uebersetzung herausgegeben, welchen aber Hr. N. mit drey Handschriften der königl. Bibliothek zu Paris collationirt, ohne Varianten anzugeben oder zum Behufe der Anfänger ein Glossar beyzufügen; doch ist die Uebersetzung mit hundert sechs und sechzig erklärenden Noten und mit einem Namenregister versehen. Der Druck mit den Typen der königl. Druckerey zu Paris so correct und ansprechend, wie Alles, was aus derselben hervorgeht. Hrn. v. Platen's Werk ist ein Auszug aus dem Chamis, welches er unrichtig mit Fünfer übersetzt, indem Chamis eigentlich ein fünfgeschaartes Heer heißt; auch kennt er den wahren Titel desselben nicht:

---

*) Zwey schätzbare, in's Fach arabischer Geschichte gehörige, aber weil sie ohne orientalischen Text außer dem Gesichtskreise dieser Anzeige liegende, im verflossenen Jahre erschienene Werke sind: Leopold von Ledebur's Zeugnisse eines Handelsverkehrs mit dem Oriente (Berlin 1840) und Hrn. Prof. Gustav Flügel's Geschichte der Araber bis auf den Sturz des Chalifats von Bagdad, drey Bändchen (Leipzig 1832—1842), für den Orientalisten gehaltreicher als Price's Essay toward the History of Arabia (London 1824) und Crichton's History of Arabia ancient and modern (Edinburgh 1833).

Chamis fi ahwal il-bescher fis-sijer, d. i. das Fünfgeschaarte in den Zuständen der Kunden der Legenden; und eben so wenig gibt er das Sterbejahr des Verfassers an, welcher sein Werk im J. 946 (1539) vollendete und i. J. 966 (1558) starb [1]), so daß er unmöglich, wie Hr v. P. vermuthet, sein Werk in den Jahren 1574—95 vollendet haben kann. Wenn die gothaische Handschrift wirklich bis zu Murad III. reicht, so ist dieselbe noch ein Menschenalter weiter, als wo sie der Verfasser endete, fortgeführt. Die auf der kaiserl. Hofbibliothek befindliche vollständige schöne Handschrift von 500—600 Blättern ist vom Rec.'en zur Geschichte des Propheten im Gemäldesaal benützt worden. Die von Hrn v. P. gegebene Liste der Quellen des Chamis ist ein schätzbarer bibliographischer Beytrag, der aber aus Hadschi Chalfa's bibliographischem Wörterbuche hätte erläutert werden sollen, indem mehrere derselben schon in den zwey bisher erschienenen Bänden Flügel's sich befinden, wie z. B. Sojuti's (nicht Sogouthi) Enmusedschol-lelib [2]). Das hier Geleistete berechtigt noch zu größeren Erwartungen von Hrn. v. P.'s orientalischen Studien.

Hr. Noel des Vergers, der Herausgeber der oben erwähnten Lebensbeschreibung Mohammed's aus Abulfeda, ist auch der Herausgeber der Geschichte Afrika's unter der Dynastie der Aghlabithen (Nr. 88) [3]); ein mit typographischer Schönheit ausgestattetes Buch, welches des Namens Didot's, aus dessen Druckerey dasselbe hervorgegangen, vollkommen würdig, und dessen typographischer Ausstattung auch der Werth des inneren Gehaltes entspricht. Der arabische Text füllt achtzig, die Uebersetzung hundert vier Seiten mehr; die Noten, welche besser hinter dem Texte als unter demselben gegeben worden wären, sind, wenn auch zum Theil etwas lang, doch keine bloße Anhäufung von Citaten längst bekannter Stellen, sondern nur dankenswerthe Zugaben von Stellen anderer Geschichtschreiber erster Größe, wie Nuweiri und Ibnol-Esir, wodurch die Erzählung Ibn Chaldun's vervollständigt wird. Der Name Ibn Chaldun's genügt allein, das Werk der Aufmerksamkeit aller Orientalisten

---

[1]) Jahrb. der Lit. LXIX. Bd. S. 27. Nr. 81.

[2]) I. Bd. S. 467. Nr. 1381.

[3]) Dieses Buch, im XCVI. Bande als schon im Jahre 1840 erschienen angekündigt, war dem Rec.'en, als er das Verzeichniß der hier angezeigten neunzig Werke verfaßte, noch nicht zu Handen gekommen, und ist daher dort irrig in der Jahrzahl 1840 aufgeführt, während das Titelblatt die Zahl 1841 trägt, und also eigentlich nicht mehr in den Kreis dieser Anzeige gehört; Rec. muß sich deßhalb um so kürzer fassen.

und Geschichtsforschern zu empfehlen; sie werden Hrn. des Vergers zu Dank verbunden seyn, daß er die von Cardonne und nach diesem von Martorana (dessen drittes Bändchen nun schon durch zehn Jahre vergebens erwartet wird) so unvollständig gegebene Geschichte der Beni Aghleb auf Sicilien aus der vollgültigsten Quelle zu Tage gefördert hat. Die Geschichte Siciliens geht herunter bis zum Tode Rogers, des großen Gönners aller Wissenschaften, und vorzüglich der Geographie, unter welchem der Scherif Idrisi sein geographisches Werk schrieb, und ihm zueignete. Roger starb i. J. 494 d. H., d. i. im letzten Jahre des zwölften Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung. Da diese Geschichte auch die der Statthalter der ägyptischen Chalifen Moif, des Eroberers Aegyptens und Erbauers Kairo's, und seines Sohnes und Nachfolgers Aasis enthält, so durfte man hoffen, vielleicht hier etwas Näheres über die Sage, welche die Araber auf die Quelle Arethusa verpflanzt, und über den Ursprung des saracenischen Pallastes Ziza zu finden, welchen Niemand so umständlich beschrieben als Leandro Alberti [1]). Rec. wiederholt hier seine schon anderswo ausgesprochene Vermuthung, daß Zizi nichts als eine Verstümmlung von Aasisi, und daß wahrscheinlich jener berühmte Pallast Palermo's unter der Regierung des Chalifen Aasis erbaut, oder wenigstens nach demselben benannt worden. S. 34 werden in der Note die Ssoferije, welche Nuweiri mit den Ibadije zu verwechseln scheint, nach Ibn Chaldun von denselben unterschieden; dieselbe Auskunft gibt aber auch der Kamus [2]).

Ueber die Geschichte Andalusiens liegt in dem bisher erschienenen ersten Bande (Nr. 71) des Werkes Hrn. Pascual des Gayangos ein Werk erster Größe vor, nach des Rec.'en Urtheil das wichtigste (von allen historischen wenigstens), welche bisher auf Kosten des Uebersetzungsausschusses der asiatischen Gesellschaft erschienen sind; einer der stattlichsten Quartbände von siebenhundert Seiten, wovon dreyhundert Text, eben so viel Seiten von Noten und Erläuterungen, und hundert Anhang. Der Text ist die Uebersetzung des trefflichen historischen Werkes Ahmed Ibn Mohammed el-Makarri's über Andalusien und die Biographie Lisaneddin's, des großen und gelehrten Wesirs der letzten Fürsten von Granada, so daß das Werk eigentlich in zwey Hälften zerfällt, deren erste die Geschichte Andalusiens, die zweyte die ausführliche Lebensbeschreibung Lisaneddin's

[1]) Discrittione di tutta l'Italia. Venezia 1581. Isole appartenenti a l'Italia. Fol. 46.

[2]) Konstantinopolitaner Ausgabe I. 937.

enthält; eine Handschrift, welche drey Viertel des zweyten Theiles enthält, befindet sich in der Sammlung des Rec.'en *). Was wir bisher über die Geschichte der Araber in Spanien wissen, danken wir den Bemühungen zweyer Spanier, Casiri's und Conde's; aber in Hrn. G. ist ein dritter und weit größerer ihrer Landsleute Orientalisten erstanden, welcher, die zahlreichen Mißgriffe der beyden Genannten nicht verhehlend, eine weit umfassendere Kenntniß des Orients überhaupt, und insbesondere eine weit größere orientalischer Bibliographie mit sich bringt; so daß sein Werk, abgesehen von dem Werthe der übersetzten Geschichte Makarri's, durch seine eigene Zugabe, nämlich durch die Noten und Erläuterungen, ein großer Schatz arabischer Philologie und Bibliographie. Hrn. v. G., der selbst im Besitze sehr seltener Handschriften, waren alle Schätze der kostbaren Handschriftensammlung des brittischen Museums und anderer englischer Bibliotheken zugänglich; aber unglaublich ist es, daß ihm, dem gebornen Spanier, der Zutritt in die Bibliothek des Eskurials versagt ward, wiewohl seine Arbeit nur zum Ruhme und zum Nutzen seines Vaterlandes unternommen worden. Wenn Hrn. Shakespear's Weigerung, Hrn. v. G. seine Handschrift Makarri's mitzutheilen, aus welcher Murphy in seiner Geschichte des mohammedanischen Reiches in Spanien Auszüge bekannt gemacht, schon keineswegs lobenswerth, so ist diese Weigerung, wenn Hr. Sh. die Handschrift vielleicht zu eigenen Arbeiten und Studien zu benützen im Falle war, doch weit eher zu entschuldigen, als das Verfahren der spanischen Regierung, welche, wie es hier in der Vorrede kund gemacht wird, einem spanischen Orientalisten, welcher die Schätze des Eskurials zum Behufe von Studien und Arbeiten über die Geschichte Spaniens benützen wollte, den Eingang in die Bibliothek versagt hat. Hr. v. G. konnte nur die Abschriften von ein Paar historischen Werken der Bibliothek des Eskurials benützen, welche zu Ende des verflossenen Jahrhunderts aus derselben für die Bibliothek von Madrid von zwey Maroniten verfertigt, auf derselben Hrn. v. G. zugänglich, nämlich das Ssillet (nicht Silah) Ibn Baschkwal's; das Tekmilet, d. i. die Vollendung des Ssillet, von demselben; das Bighijetol-moltemis von edh-Dhobi und das des Hilletos-seira Ibnol-Abbar's. Außer diesen vier seltenen historischen Werken benützte Hr. v. G. noch zum Behufe der Uebersetzung Makarri's: 5) die goldenen Collanen Ibn Chakan's; 6) das Matmahol Ensus

*) Hammer's morgenländische Handschriften, die Geschichte Granada's Nr. 188 verdruckt statt 215.

fi milhi ehlil-Andalus; 7) das Moktibis fi-tarichi-Andalus von Ibn Hajan; 8) Dschesswetol Moktebi's, d. i. der Funke des Feuerfangenden, von Homeidi, eine Fortsetzung des vorhergehenden; 9) das es-sachirt fi mehasini ehlil-Dschesiret, d. i. der Mundvorrath der schönen Eigenschaften der Bewohner der Halbinsel, von Ibn Besam; 10) das Holelol-muweschijet (nicht maushiyyat) fi achbaril moracischije, d. i. die gestreiften seidenen Kleider in der Geschichte Marokko's; 11) die Geschichte Ibn Habib's es-solami; 12) die Geschichte der Richter Cordova's von Ibn Haris el-Koscheini; 13) die Universalgeschichte Ebu Dschaafer Ibn Abdilhakk el-Chasredschi's von Cordova, deren Titel Kitabol-iktifa fi achbaril-cholefa, d. i. das Buch dessen, was genügt in der Geschichte der Chalifen; 14) Ehadisol-Imamet wes-siaset, d. i. die Sagen des Imamat's und der Regierungskunst, dessen Verfasser, wie im Anhange dargethan wird, nicht Ibn Koteibe; 15) Kitabet-taarif bi thabakatil-umem, d. i. die Belehrung über die Klasse der Völker, von Said Ben Ahmed, dem Richter von Toledo; H. v. G hat ganz irrig Thabakatol-Imam statt umem, was wohl Druckfehler. Ueber dieses Werk sowohl, als über die meisten der hier aufgeführten, hätten die Angaben des Todesjahres des Verfassers aus Hadschi Chalfa beygebracht werden sollen. 16) Die Geschichte der westlichen Araber und Berber, von Ibn Chaldun. 17) Ihatha fi tarichi Gharnatha, d. i. die Umfassung der Geschichte Granada's, vom gelehrten Wesir Ibnol-Chatib Lisaneddin, dessen Biographie eben der Inhalt der zweyten Hälfte des Werkes Makarri's. 18) Ibret-oliol-ebßar fi tarichi molukil-emßar, d. i. das Beyspiel (nicht admonition) der Einsichtsvollen in der Geschichte der Könige und Länder, von Ibnol Esir, ist ein Commentar zu der oben erwähnten universalhistorischen Kaßidet Ibn Aabdun's. 19) Ibn Schihne's Raudhatol-menasir, d. i. Garten der Aussichten. 20) Mesudi's goldene Wiesen. 21) Diarbekri's oben ausführlich erwähntes Werk Chamis, d. i. das Fünfgeschaarte. 22) Kitabol-dscheman fi Achbares-seman, d. i. das Buch der Korallen in den Kunden der Zeit, von Mohammed esch-Schathibi. 23) Rihanol-lebab we rijanosch-schibab fi meratibil-adab, d. i. das Basilicon (nicht the sweet gales) des Verständigen und die Blüthe der Jugend in den Stufen der Bildung. 24) El-Wafi bil-wefiat, d. i. das Genügende in den Sterbefällen; die Fortsetzung Ibn Challikjan's von Chalil Ibn Ibek eß-ßafedi. 25) Ibn

die Ehre zu, der erste die Abhandlungen der Brüder der Reinheit nach Andalus gebracht zu haben [1]; Hr. v. G. glaubt aus gutem Grunde, daß diese Ehre dem Mesleme el-Medschrithi (nicht Moslemah Almajeritti) [2] gebühre; das von Hrn. v. G. angeführte spanische Fihrist Hadschi Chalfa's sagt ausdrücklich, daß Medschrithi, d.i. der Madrider, die Abhandlungen der Brüder der Reinheit der erste aus dem Orient nach Spanien gebracht habe. Die beyden Mathematiker Ebul Hakem Omar el-Kermani waren beyde nach dem Osten gereist, und gehören also unter die für die Literaturgeschichte von Andalus und ganz Europa so wichtigen spanischen Reisenden, welche aus Andalus nach dem Osten wanderten, um die Schätze der Wissenschaft in ihr Vaterland zu verpflanzen. Das fünfte Buch des kostbaren Werkes Makarri's handelt einzig von diesen Reisenden nach Osten, und desto mehr ist zu beklagen, daß Hr. v. G., wie er in der Vorrede sagt, davon nur wenig Gebrauch gemacht [3]; es ist zu bedauern, daß Hr. v. G. nicht nur bloß Auszüge des Werkes Makarri's statt einer vollständigen Uebersetzung gegeben, sondern auch höchst zu tadeln, daß er sich die Freyheit genommen, die Ordnung der Bücher seines Originals ganz zu verkehren, ohne daß durch seine Anordnung die logische Ordnung etwas gewonnen hätte; denn die Beschreibung von Cordova, welche Hr. v. G. in ein kleines, aus vier Kapiteln bestehendes drittes Buch umgewandelt hat, hätte in das erste Buch gehört, welches die Geographie und Topographie von Andalus umfaßt; statt es dort einzubringen, hat er es zwischen die Gelehrtengeschichte des zweyten Buches und die politische des vierten eingeschoben. Es wäre zu wünschen, Hr. v. G. hätte lieber weniger Noten und mehr Text gegeben; indessen sind die ersten meistens sehr belehrend, und durch die wahre spanische Benennung der arabischen verstümmelten Ortsnamen, so wie durch bibliographische Nachweisungen schätzbar, nur hie und da ist eine oder die andere als unrichtig zu rügen; so z. B. S. 181 und 457: Nasich u mensuch heißt keineswegs the science of the copyed and original, sondern die aufhebenden und aufgehobenen Stellen des Korans; S. 182: Gharaibol-hadis heißt nicht the wonders of tradition, in welchem Falle Aadschaib stehen müßte, sondern die Seltsamkeit; S. 461, Nr. 108 werden drey Achfesche angegeben, was wohl von den berühmtesten

[1] Casiri I. 435.

[2] Das Meraßid sagt ausdrücklich Bilfeth süme es-sukjun, folglich Medschrith und nicht Medscherith.

[3] I have made little or no use, except in the notes, p. XVI.

wahr, es sind aber in allem eilf. S. 546, Nr. 17 ist das spanische Wort der Gebirgsketten Sierra nicht aus dem arabischen Ssahra, welches Feld oder Wüste bedeutet, sondern aus dem arabischen Worte Sorrat oder Serrat verstümmelt, wie auch die durch Arabien ziehende Bergkette heißt. S. 486: Daß das Wort Raudha (Garten) die gewöhnliche Benennung der hinter den Moscheen gelegenen Grabstätten, ist in der Topographie Konstantinopels und des Bosporos zur Genüge aus einander gesetzt worden. S. 491: Der Titel des Werkes von Malik Ibn Anis ist nicht Al-madunáh, sondern el-Modewwenet, d. i. das ausführliche, umfangreiche. S. 491, Nr. 55: Maßari, der Plural von Maßrijet, welches Hr. v. G. mit wooden cabins übersetzt, ist der Bretterverschlag, der auf türkisch Maßandra [1]) heißt. S. 496, Nr. 19 ist das Wort Sofeisefa nur eine Verstümmlung des Foseifisa, welches Freytag, der den türkischen Kamus nie gehörig versteht, als species concharum, quae muris in interiore domus parte inseruntur erklärt, es ist aber von gar keinen Muscheln die Rede, sondern von den aus verschiedenen vielfärbigen Gläsern zusammengesetzten Rosen, welche in türkischen großen Gebäuden entweder zuhöchst am Plafond oder an den Wänden angebracht werden, wie dieselben noch heute zu Konstantinopel zu sehen [2]); daß das Wort griechisch, sagt der Kamus, und aus Ibn Batuta lernen wir, daß dergleichen Glasgemälde schon zu seiner Zeit eine Verzierung des kaiserlichen Pallastes zu Konstantinopel waren [3]). Da da Wort griechisch, so hieß es zu Konstantinopel wohl nicht anders als φως εν φωτι, woraus die Araber nach ihrer Verkleinerungsformel Foseifisa gemacht. Auf derselben Seite ist die Kanzel der Moschee unrichtig Manbar statt Minber ausgesprochen, was um so mehr zu wundern, da doch selbst Conde Almimbar schreibt; es ist nach der Form Mifaal, wie Mihfel, Misthar (Lineal) und andere. S. 457 ist eine sehr wichtige fasche Angabe Casiri's berichtigt, nach welcher sich in so viele Literaturgeschichten siebzig arabische Bibliotheken Spaniens eingeschlichen haben. Statt der Cataloge derselben enthält das Werk des spanischen Hadschi Chalfa nur die Titel der Bücher, die er gelesen, und der Meister, unter denen er studirt. Die Be-

---

1) Geschichte des osman. Reichs III. S. 743.

2) Kamus II. 271.

3) Der portugiesische Uebersetzer I. 464 schreibt irrig Alfacifeçá, und bemerkt in der Note, daß, da das Wort arabisch, er es auch nicht verstehe. Foseifisa kömmt auch im Dschihannuma (S. 573) bey der Beschreibung der Moschee von Damaskus als ein mit Gold und mannigfaltigen Farben eingelegter Blumenzierath vor.

schreibung Cordova's, welche das dritte Buch füllt, läßt nichts an Ausführlichkeit zu wünschen übrig; die vorzüglichsten Palläste und Gärten (Kaßr u Muniet) sind aufgenommen; hätte der Verfasser eine eben so genaue Beschreibung Granada's gegeben, so würde kein Zweifel mehr obwalten, ob Generaliffe wirklich ursprünglich, wie Rec. vermuthet, Dschennetol-ischk, d. i. das Paradies der Liebe, geheißen habe oder nicht. Ein merkwürdiges Beyspiel der Toleranz der ersten Chalifen der Beni Omeije findet sich in der Geschichte der Moschee von Cordova, in welcher lange Zeit hindurch Christen und Moslimen gemeinschaftlich den Gottesdienst verrichteten.

»Die Eroberer von Andalus ahmten das Verfahren Obeid Ibnol-Dscherrah's und Chalid Ibnol-Welid's nach, indem sie, den Rath des Chalifen Omar befolgend, die Kirchen der eroberten Städte mit den Christen theilten; so wurde die Kirche von Damaskus getheilt, deren Hälfte den Christen verblieben, während die andere Hälfte in eine Moschee verwandelt ward; dasselbe geschah in allen Städten, welche durch Capitulation übergingen. Nach dieser Maxime wurde, als die Araber Cordova einnahmen, die Hauptkirche der Stadt, welche dem heiligen Vincenz geweiht war, und inner der Stadt hart an den Mauern lag, mit den Christen getheilt; die den Moslimen überlassene Hälfte wurde zu der Moschee für das Freytagsgebet hergerichtet, während die andere Hälfte den Christen als der einzige Platz ihres Gottesdienstes zugestanden ward, indem alle Kirchen inner und außer der Stadt niedergerissen wurden «

So blieb es für geraume Zeit, bis endlich auch hier wie zu Damaskus der Fanatismus des Islams über die Toleranz obsiegte, und die herrliche Moschee erbaut ward, welche hier mit ihren Balathat, d. i. Säulengängen, und mit ihrem Vorhofe (Ssahn) umständlich beschrieben wird; von dem letzten arabischen Worte, welches auch zu Konstantinopel an den Moscheen allgebräuchlich, kömmt, wie die Note bemerkt, das spanische Zaguan her, welches einen offenen Hof und manchmal einen Säulengang bedeutet. Die Makßure ist nicht, wie in der Note hier gesagt wird, ein das Mihrab umgebender Verschlag mit einem Thore für den Sultan, sondern die vergitterte Emporkirche für denselben auf der Seite des Mihrab, über welche schon in dem Werke über die osmanische Staatsverfassung*) und dann bey der Beschreibung der Moscheen Konstantinopels in der Topographie dieser Stadt und des Bospors das Gehörige gesagt worden. In Andalus ward Ssaumaa, d. i. eine Zelle, auch gleichbedeutend mit Minaret gebraucht, und daher das spanische zoma, wie aus es-sakijet, der Bewässerungsanstalt, das spanische azequia, aus Dschub oder Dschib, die

*) I. S. 449.

Cisterne, das spanische Algibe, und aus Alabsch, der Sclave oder Barbar, das spanische elche entstanden. Die auf derselben Seite (500) gegebenen Gewichte und Maße sind theils aus dem Lateinischen und Griechischen ins Arabische (wie Kinthar, der Zentner, von centenarius, und Mudd, der Metzen, von modius; wie Okka aus dem Griechischen von οὐγκια und Kirath von κερατιον), theils aus dem Arabischen in die europäischen Sprachen übergegangen, wie Miskal, Danik u.s.w. Eben so umständlich als die Moschee wird die Stadt und der Pallast von Es-sehra mit der Halle der Chalifen und der Moschee, dann eine zweyte Stadt und Pallast Es-sahire, welche mit Es-sehra nicht zu vermengen, beschrieben. Sehra, d.i. die Blüthe, war die Geliebte des Chalifen Abderrahman en-Naßir, nach welcher die ihr zu Ehren erbaute Stadt genannt ward, und Es-sahiret, d.i. die Blühende, ward vom berühmten Kämmerling el-Manßur erbaut, welcher die Herrschaft von Andalus an sich gerissen. Der Aufwand und der Luxus in Es-sehra stiegen ins Unglaubliche, 3350 Sklaven, welche alle Pagen und Eunuchen, erhielten täglich 13000 Pfund Fleisch; die Fische in den Teichen Sehra's wurden täglich mit 12000 Broten gefüttert. Auch Manßur Ibn Sulnun, der König von Toledo, verwandte Schätze auf den Bau eines feenhaften Pallastes. Das vierte Buch enthält die umständliche Geschichte der Eroberung von Andalus nach arabischen Quellen. Hr. v. G. sucht wahrscheinlich zu machen, daß der eigentliche Name des gothischen Grafen, welcher die Araber nach Andalus gerufen, nicht Julian, sondern Ilian, und daß die Juden, welche schon lange ein Einverständniß mit den Mohammedanern unterhielten, die erste Ursache der Eroberung gewesen seyn mögen; wenn dieß sich wirklich so verhält, so liegt die Ursache des glühenden Hasses, womit die Juden in Spanien von jeher verfolgt wurden, offenbar vor Augen. Der Anhang enthält die Lebensbeschreibungen der vier berühmten spanischen Aerzte Ibn Sohr, Ibn Badsche (Aven Pace), Ibn Roschd (Averroes) und Ibn Dscholdschol aus der Geschichte der Aerzte Ibn Ebu Oßaißijaa's; dann Auszüge aus der Geschichte Ibn Chaldun's; einen Bericht über die Bibliothek el-Hakem's und ihre Zerstörung aus Ibn Ssaaid, und die Erzählung der Eroberung von Andalus durch die Moslimen aus dem Kitabol-Iktisa fi tarichil Chulefa Ibn Abdolhak el-Chasredschi's, d. i. die Begnügung in der Geschichte der Chalifen; dieser Titel könnte mit gutem Fuge der Geschichte des Hrn. Pascual von Gayangos beygelegt werden, welcher auf die rühmlichste Weise in die Fußstapfen seines Namensgenossen

Ibn Baschkwal, d. i. der Sohn Pascual's, tritt, welcher der Verfasser einer Ssillet *), d. i. die Gabe, betitelten Geschichte von Andalus, welche er selbst unter dem Titel Tekmilet, d. i. die Vervollständigung, fortgesetzt. Indem alle Orientalisten und Geschichtsforscher die in dem vorliegenden Bande gebotene reiche Gabe geschichtlicher und philologischer Belehrung gewiß dankbar annehmen, bleibt ihnen nur der Wunsch übrig, daß der Ssillet Hr. v. G.'s bald die Tekmilet derselben folgen mögen.

Der chronologischen Ordnung nach, welche diese Heerschau beobachtet, ist nun von Nr. 74, d. i. Hrn. Nicholson's Auszüge aus einer arabischen Handschrift der herzoglichen Bibliothek zu Gotha über die Gründung des Reichs der Fatimiten zu sprechen der Ort. Dem Inhalte nach schließt sich diese erste Probe der arabischen Sprachkunde eines angehenden englischen Orientalisten, welcher seine Studien unter Professor Ewald in Tübingen gemacht, nicht sowohl an die oben besprochene Geschichte der mohammedanischen Dynastie in Spanien, als an die oben angezeigte Geschichte der Aghlebiten des Hrn Noël Desvergers an, und wenn die hier vorliegenden historischen Werke in der Ordnung der Länder, deren Dynastiengeschichten sie erzählen, aufgeführt würden, so müßte unmittelbar auf diesen Bericht der Entstehung des fatimischen Reiches an der Nordküste von Afrika die Geschichte der Gründung des algierischen Staates und die Biographien Chaireddinpascha's folgen, weil uns sonst über die Geschichte Nordafrika's nichts vorliegt; die Biographien Chaireddinpascha's werden aber später nach der Folge der Jahrhunderte ihren Platz finden, und wenn wir von Hrn. N.'s kleinem Buche über die Gründnng des fatimitischen Reichs zu den kolossalen Werken Hrn. Quatremère's übergehen, welche übrigens auch kein vollständiges Ganzes, sondern nur Auszüge aus Makrisi und Reschideddin (wie Hr. v. Gayangos aus Makkari gegeben), so wird diese Anordnung nicht durch die Nachbarschaft Aegyptens mit der Nordküste Afrika's, sondern nur durch die Zeitfolge bestimmt, indem auf das Reich der Fatimiten (über welches uns aber nichts anderes als dieser Bericht seiner Gründung vorliegt) unmittelbar das der Sultane Mamluken in Aegypten folgt. Hrn. N.'s Arbeit beginnt mit einer Einleitung, welche mehr als das Drittel der übersetzten Auszüge; in derselben wird über die benützte Handschrift der Gothaer Bibliothek Bericht erstattet, aus welcher Hr. Professor Kosegarten in seiner

*) Ssillet nach der Form Ilet heißt Gabe, Geschenk. Achteri S. 342.

Chrestomathie Auszüge gegeben, und die Handschrift für das Bruchstück eines der beyden großen historischen Werke Mesudi's, sey es der goldenen Wiesen, sey es der Kunden der Zeit, gehalten. Da die in dem anonymen Manuscripte erzählten Begebenheiten über die Zeit Mesudi's hinausreichen, so kann es, wie Hr. N. zeigt, nicht demselben angehören, und ist wahrscheinlich das Werk eines afrikanischen Geschichtschreibers, der in der Hälfte des vierten Jahrhunderts der Hidschret schrieb, da er von Begebenheiten, welche bis in's J. 341 reichen, Kunde hat. Die Geschichte der Gründung des Reichs der Fatimiten, in welchem sich, dem Chalifate von Bagdad gegenüber, ein anderes Chalifat erhob, ist einer der wichtigsten Abschnitte der Geschichte des Islams, indem dasselbe in's Ende des vierten Jahrhunderts der Hidschret fällt, wo nach den verflossenen ersten drey Jahrhunderten der Hidschret der ursprüngliche Geist des Islams auszuarten, und die Macht des Chalifats durch die ringsum emporschießenden Dynastien geschwächt zu werden begann. Schon Hr. Quatremère hat über den Ursprung der Fatimiten im Journal asiatique *) eine sehr schätzbare Abhandlung geliefert, und aus den von ihm benützten Quellen die Frage, ob Obeidallah, der Gründer der Fatimiten, ein wirklicher oder nur angeblicher Abkömmling des Hauses Ali gewesen, auf genügende Weise wider die Rechtmäßigkeit der Ansprüche Obeidallah's auf die Verwandtschaft mit dem Hause Ali, und folglich auf irgend ein daraus herzuleitendes Herrscherrecht entschieden, wiewohl S. de Sacy der gegentheiligen Meinung. Hr. N. stimmt in einer Note (S. 32) für die Legitimität, indem er Alles, was die Geschichtschreiber im Interesse des Hauses Abbas wider die Rechtmäßigkeit der Abkunft Obeidallah's vorbringen, politischem Parteyhasse zuschreibt; allein das undurchdringliche Dunkel, welches über die Abkunft Obeidallah's schwebt, ist wohl ein schwer zu widerlegender Grund, welcher die Aechtheit seiner Abstammung aus dem Hause Ali durchaus verdächtigt; wie sollte bey dem hohen Interesse, welches die Familie des Propheten in den ersten Jahrhunderten des Islams einflößte, und bey dem Eifer, womit das Studium der Genealogie von jeher von den Arabern betrieben ward, wie sollte es unmöglich gewesen seyn, dieses Dunkel des Stammbaumes Obeidallah's aufzuhellen? Wie sollte erst dreyßig Jahre nach dem Auftritte Obeidallah's sein dritter Nachfolger, der Chalife Moif, die über seine Verwandtschaft mit dem Propheten erhobenen Zweifel nicht anders als mit der Antwort eines Usurpators haben widerlegen können, indem er auf sein Schwert

*) 3me Serie, Tom. II. p. 97.

Eintheilung des wissenschaftlichen Unterrichts des Mittelalters in das trivium und quadrivium, wovon jenes die drey Humanitätswissenschaften (Grammatik, Dialektik und Rhetorik), dieses die vier mathematischen (Musik, Arithmetik, Geometrie und Astronomie) in sich begriff, von den arabischen Schulen in die christlichen übertragen worden; wahrscheinlich ist im Texte dafür der Ausdruck: el-olum esch-scherife, d. i. die edlen Wissenschaften, gebraucht, dessen sich auch Ibn Chaldun im Gegensatze der Gewerbe und Handwerke bedient. Das Distichon, in welchem die sieben freyen Künste nur mit ihren ersten Sylben bezeichnet sind, ist bekannt, nämlich:

Gram. loquitur, *Dia.* vera docet, *Rhe.* verba colorat,
Mus. canit, *Ar.* numerat, *Geo.* ponderat, *As.* colit astra.

Das arabische Seitenstück zu diesem wortabkürzenden lateinischen Distichon ist das in keinem der bisherigen europäischen Wörterbücher aufgenommene Wort Keschadschem [1]), welches nicht die ersten Sylben, sondern nur die Anfangsbuchstaben von fünf Wissenschaften enthält, nach welchen der in denselben vollständig bewanderte Gelehrte Keschadschem genannt wird; das K. bedeutet, daß er Kjatib, ein allzeit fertiger Sekretär; das Sch., daß er Schaair, d. i. Dichter ist; das A ist der Anfangsbuchstabe der Arithmetik, das Dsch das der Geometrie und das M. das des Astronomen Monedschim. Diese Benennung schreibt sich aber nicht, wie das türkische Glossar Wassaf's sagt, von den Zeiten Dschengischan's und seiner Nachkommen her, indem der erste große Gelehrte, welcher unter dem Beynamen Keschadschem berühmt ward, und der ein Buch über die Manieren des vertrauten Gesellschafters hinterließ, schon i. J. 350 (961) starb [2]); im Worte Keschadschem ist also ein bisher unbekanntes arabisches Quinquatrium der Wissenschaft gegeben. Die Dichtkunst vertritt die Stelle der Musik, der Sekretär Kjatib begreift sowohl die Grammatik als Rhetorik und Logik in sich, dieß erhellt am besten aus allen den Werken, welche den Titel Edebol-Kjatib, d. i. die Bildung des Sekretärs, führen, und deren berühmtestes das Ibn Koteibe's. Ibn Said erwähnt S. 196 des Commentars Ibnes-sid el-Bathaliusi's über das obige Werk Ibn Koteibe's, und Hr. v. G. bemerkt in der Erläuterung S. 478, daß der Titel Edebol-Kjatib besser mit institutiones viri a secretis als

---

1) كشاجم

2) Lord Münster's Fihrist, S. 93.

(wie Reiske übersetzte) mit institutio scribe zu übersetzen sey; hierüber kann kein Zweifel seyn, da das ganze Werk, welches Rec. mit einem schönen, schon i. J. 555 (1260) geschriebenen Exemplare des Commentars Dschewaliki's besitzt, durchaus nur von der Bildung des Sekretärs und den ihm nöthigen Humanitätswissenschaften, und keineswegs von den Pflichten des Schreibers handelt. Als die vorzüglichsten historischen Werke werden Kitabol-metin und das Moktabis Ibn Hajan's, das Sachire Ibn Besam's, das mosafferische Buch, die Geschichte der Lemtunen von Ibn Ssahibeß-ßalat und Ibnos-Seirafi; die Geschichten Baschkwals, Homeidi's, Ibnol-Abbar's, Ibn Abdolhakk's, Ibn Hasm's, Ibn Seitun's, Ibn Saaid's, Ibn Ghalib's und Hidschari's aufgeführt; berühmte Männer, deren Biographien der Gegenstand einzelner historischer Werke sind: 1) Der Rebelle Omar Ibn Hafßun; 2) Abderrahman Ibn Merwan el-Dschelliki; 3) die Geschichte Ahmed Ibn Feredsch's, des andalusischen Rebellen; 4) die Geschichte Manßur Ibn Ebi Aamir's; dann außer den bekannten Biographien der Dichter (das Sachire, Hadika und Kalaid, die der Dichter Almira's in zehn Bänden), die Klassen der andalusischen Sekretäre von Ibn Aaßim dem Grammatiker, dann Sakin Ibn Saaid und die der andalusischen Aerzte von Ibn Dscholdschol; dann Geschichten einzelner Familien, die Todschibi und Thawail; als die einzelnen Städte die von Raje, einer in der Nähe von Malaga erbauten Stadt; in der Genealogie das große Werk Ahmed Ibn Musa's in funfzig Bänden; dann das Kasim Ibn Aßbagh's, welcher auch ein Werk über die Beni Omeije hinterließ, und das Kitabol-mathalii, d. i. das Buch der Oriente, welches die Genealogie der Andalusier behandelt. In Betreff Ibn Ghalib's, des gleich Eingangs des ersten Hauptstückes des ersten Buches von Makarri angeführten andalusischen Geschichtschreibers sagt Hr. v. G. (S. 310), daß er nicht entscheiden könne, wer dieser Ibn Ghalib sey, und hält ihn dann zuletzt doch für einen mit dem Grammatiker Temam Ibn Ghalib, dessen Biographie sowohl Ibn Challikjan als Sojuthi in den Klassen der Grammatiker gibt; da aber keine dieser beyden Biographien eines geschichtlichen Werkes erwähnt, so ist der Geschichtschreiber Ibn Ghalib wahrscheinlich ein anderer als der berühmte Grammatiker; es gibt also wahrscheinlich zwey Ibn Ghalib, wie zwey Ibn Reschik, wie zwey Ibn Hajan u. s. w. Makarri schreibt, wie Ibnol-Kofti, (S. 150) den Ebul Hakem el-Kermani, dem Reisenden nach dem Oriente, gest. 458,

die Ehre zu, der erste die Abhandlungen der Brüder der Reinheit nach Andalus gebracht zu haben [1]); Hr. v. G. glaubt aus gutem Grunde, daß diese Ehre dem Mesleme el-Medschrithi (nicht Moslemah Almajeritti) [2]) gebühre; das von Hrn. v. G. angeführte spanische Fihrist Hadschi Chalfa's sagt ausdrücklich, daß Medschrithi, d. i. der Madrider, die Abhandlungen der Brüder der Reinheit der erste aus dem Orient nach Spanien gebracht habe. Die beyden Mathematiker Ebul Hakem Omar el-Kermani waren beyde nach dem Osten gereist, und gehören also unter die für die Literaturgeschichte von Andalus und ganz Europa so wichtigen spanischen Reisenden, welche aus Andalus nach dem Osten wanderten, um die Schätze der Wissenschaft in ihr Vaterland zu verpflanzen. Das fünfte Buch des kostbaren Werkes Makarri's handelt einzig von diesen Reisenden nach Osten, und desto mehr ist zu beklagen, daß Hr. v. G., wie er in der Vorrede sagt, davon nur wenig Gebrauch gemacht [3]); es ist zu bedauern, daß Hr. v. G. nicht nur bloß Auszüge des Werkes Makarri's statt einer vollständigen Uebersetzung gegeben, sondern auch höchst zu tadeln, daß er sich die Freyheit genommen, die Ordnung der Bücher seines Originals ganz zu verkehren, ohne daß durch seine Anordnung die logische Ordnung etwas gewonnen hätte; denn die Beschreibung von Cordova, welche Hr. v. G. in ein kleines, aus vier Kapiteln bestehendes drittes Buch umgewandelt hat, hätte in das erste Buch gehört, welches die Geographie und Topographie von Andalus umfaßt; statt es dort einzubringen, hat er es zwischen die Gelehrtengeschichte des zweyten Buches und die politische des vierten eingeschoben. Es wäre zu wünschen, Hr. v. G. hätte lieber weniger Noten und mehr Text gegeben; indessen sind die ersten meistens sehr belehrend, und durch die wahre spanische Benennung der arabischen verstümmelten Ortsnamen, so wie durch bibliographische Nachweisungen schätzbar, nur hie und da ist eine oder die andere als unrichtig zu rügen; so z. B. S. 181 und 457: Nasich u mensuch heißt keineswegs the science of the copyed and original, sondern die aufhebenden und aufgehobenen Stellen des Korans; S. 182: Gharaibol-hadis heißt nicht the wonders of tradition, in welchem Falle Adschaib stehen müßte, sondern die Seltsamkeit; S. 461, Nr. 108 werden drey Achfesche angegeben, was wohl von den berühmtesten

---

[1]) Casiri I. 435.

[2]) Das Merassid sagt ausdrücklich Bilfeth süme es-sukjun, folglich Medschrith und nicht Medscherith.

[3]) I have made little or no use, except in the notes, p. XVI.

wahr, es sind aber in allem eilf. S. 546, Nr. 17 ist das spanische Wort der Gebirgsketten Sierra nicht aus dem arabischen Ssahra, welches Feld oder Wüste bedeutet, sondern aus dem arabischen Worte Sorrat oder Serrat verstümmelt, wie auch die durch Arabien ziehende Bergkette heißt. S. 486: Daß das Wort Raudha (Garten) die gewöhnliche Benennung der hinter den Moscheen gelegenen Grabstätten, ist in der Topographie Konstantinopels und des Bosporos zur Genüge aus einander gesetzt worden. S. 491: Der Titel des Werkes von Malik Ibn Anis ist nicht Al-madunah, sondern el-Modewwenet, d. i. das ausführliche, umfangreiche. S. 491, Nr. 55: Maßari, der Plural von Maßrijet, welches Hr. v. G. mit wooden cabins übersetzt, ist der Bretterverschlag, der auf türkisch Maßandra [1]) heißt. S. 496, Nr. 19 ist das Wort Sofeisefa nur eine Verstümmlung des Foseifisa, welches Freytag, der den türkischen Kamus nie gehörig versteht, als species concharum, quae muris in interiore domus parte inseruntur erklärt, es ist aber von gar keinen Muscheln die Rede, sondern von den aus verschiedenen vielfärbigen Gläsern zusammengesetzten Rosen, welche in türkischen großen Gebäuden entweder zuhöchst am Plafond oder an den Wänden angebracht werden, wie dieselben noch heute zu Konstantinopel zu sehen [2]); daß das Wort griechisch, sagt der Kamus, und aus Ibn Batuta lernen wir, daß dergleichen Glasgemälde schon zu seiner Zeit eine Verzierung des kaiserlichen Pallastes zu Konstantinopel waren [3]). Da da Wort griechisch, so hieß es zu Konstantinopel wohl nicht anders als Φως εν Φωτι, woraus die Araber nach ihrer Verkleinerungsformel Foseifisa gemacht. Auf derselben Seite ist die Kanzel der Moschee unrichtig Manbar statt Minber ausgesprochen, was um so mehr zu wundern, da doch selbst Conde Almimbar schreibt; es ist nach der Form Mifaal, wie Mihsel, Misthar (Lineal) und andere. S. 457 ist eine sehr wichtige fasche Angabe Casiri's berichtigt, nach welcher sich in so viele Literaturgeschichten siebzig arabische Bibliotheken Spaniens eingeschlichen haben. Statt der Cataloge derselben enthält das Werk des spanischen Hadschi Chalfa nur die Titel der Bücher, die er gelesen, und der Meister, unter denen er studirt. Die Be-

---

[1]) Geschichte des osman. Reichs III. S. 743.

[2]) Kamus II. 271.

[3]) Der portugiesische Uebersetzer I. 464 schreibt irrig Alfacifeçá, und bemerkt in der Note, daß, da das Wort arabisch, er es auch nicht verstehe. Foseifisa kömmt auch im Dschihannuma (S. 573) bey der Beschreibung der Moschee von Damaskus als ein mit Gold und mannigfaltigen Farben eingelegter Blumenzierath vor.

schreibung Cordova's, welche das dritte Buch füllt, läßt nichts an Ausführlichkeit zu wünschen übrig; die vorzüglichsten Palläste und Gärten (Kaßr u Muniet) sind aufgenommen; hätte der Verfasser eine eben so genaue Beschreibung Granada's gegeben, so würde kein Zweifel mehr obwalten, ob Generaliffe wirklich ursprünglich, wie Rec. vermuthet, Dschénnetol-ischk, d. i. das Paradies der Liebe, geheißen habe oder nicht. Ein merkwürdiges Beyspiel der Toleranz der ersten Chalifen der Beni Omeije findet sich in der Geschichte der Moschee von Cordova, in welcher lange Zeit hindurch Christen und Moslimen gemeinschaftlich den Gottesdienst verrichteten.

»Die Eroberer von Andalus ahmten das Verfahren Obeid Ibnol-Dscherrah's und Chalid Ibnol-Welid's nach, indem sie, den Rath des Chalifen Omar befolgend, die Kirchen der eroberten Städte mit den Christen theilten; so wurde die Kirche von Damaskus getheilt, deren Hälfte den Christen verblieben, während die andere Hälfte in eine Moschee verwandelt ward; dasselbe geschah in allen Städten, welche durch Capitulation übergingen. Nach dieser Maxime wurde, als die Araber Cordova einnahmen, die Hauptkirche der Stadt, welche dem heiligen Vincenz geweiht war, und inner der Stadt hart an den Mauern lag, mit den Christen getheilt; die den Moslimen überlassene Hälfte wurde zu der Moschee für das Freytagsgebet hergerichtet, während die andere Hälfte den Christen als der einzige Platz ihres Gottesdienstes zugestanden ward, indem alle Kirchen inner und außer der Stadt niedergerissen wurden.«

So blieb es für geraume Zeit, bis endlich auch hier wie zu Damaskus der Fanatismus des Islams über die Toleranz obsiegte, und die herrliche Moschee erbaut ward, welche hier mit ihren Balathat, d. i. Säulengängen, und mit ihrem Vorhofe (Ssahn) umständlich beschrieben wird; von dem letzten arabischen Worte, welches auch zu Konstantinopel an den Moscheen allgebräuchlich, kömmt, wie die Note bemerkt, das spanische Zaguan her, welches einen offenen Hof und manchmal einen Säulengang bedeutet. Die Makßure ist nicht, wie in der Note hier gesagt wird, ein das Mihrab umgebender Verschlag mit einem Thore für den Sultan, sondern die vergitterte Emporkirche für denselben auf der Seite des Mihrab, über welche schon in dem Werke über die osmanische Staatsverfassung*) und dann bey der Beschreibung der Moscheen Konstantinopels in der Topographie dieser Stadt und des Bospors das Gehörige gesagt worden. In Andalus ward Ssaumaa, d. i. eine Zelle, auch gleichbedeutend mit Minaret gebraucht, und daher das spanische zoma, wie aus es-sakijet, der Bewässerungsanstalt, das spanische azequia, aus Dschub oder Dschib, die

*) I. S. 449.

Cisterne, das spanische Algibe, und aus Alabsch, der Sclave oder Barbar, das spanische elche entstanden. Die auf derselben Seite (500) gegebenen Gewichte und Maße sind theils aus dem Lateinischen und Griechischen ins Arabische (wie Kinthar, der Zentner, von centenarius, und Mudd, der Metzen, von modius; wie Okka aus dem Griechischen von οὐγκια und Kirath von κερατιον), theils aus dem Arabischen in die europäischen Sprachen übergegangen, wie Miskal, Danik u. s. w. Eben so umständlich als die Moschee wird die Stadt und der Pallast von Es-sehra mit der Halle der Chalifen und der Moschee, dann eine zweyte Stadt und Pallast Es-sahire, welche mit Es-sehra nicht zu vermengen, beschrieben. Sehra, d. i. die Blüthe, war die Geliebte des Chalifen Abderrahman en-Naßir, nach welcher die ihr zu Ehren erbaute Stadt genannt ward, und Es-sahiret, d. i. die Blühende, ward vom berühmten Kämmerling el-Manßur erbaut, welcher die Herrschaft von Andalus an sich gerissen. Der Aufwand und der Luxus in Es-sehra stiegen ins Unglaubliche, 3350 Sklaven, welche alle Pagen und Eunuchen, erhielten täglich 13000 Pfund Fleisch; die Fische in den Teichen Sehra's wurden täglich mit 12000 Broten gefüttert. Auch Manßur Ibn Sulnun, der König von Toledo, verwandte Schätze auf den Bau eines feenhaften Pallastes. Das vierte Buch enthält die umständliche Geschichte der Eroberung von Andalus nach arabischen Quellen. Hr. v. G. sucht wahrscheinlich zu machen, daß der eigentliche Name des gothischen Grafen, welcher die Araber nach Andalus gerufen, nicht Julian, sondern Ilian, und daß die Juden, welche schon lange ein Einverständniß mit den Mohammedanern unterhielten, die erste Ursache der Eroberung gewesen seyn mögen; wenn dieß sich wirklich so verhält, so liegt die Ursache des glühenden Hasses, womit die Juden in Spanien von jeher verfolgt wurden, offenbar vor Augen. Der Anhang enthält die Lebensbeschreibungen der vier berühmten spanischen Aerzte Ibn Sohr, Ibn Badsche (Aven Pace), Ibn Roschd (Averroes) und Ibn Dscholdschol aus der Geschichte der Aerzte Ibn Ebu Oßaißijaa's; dann Auszüge aus der Geschichte Ibn Chaldun's; einen Bericht über die Bibliothek el-Hakem's und ihre Zerstörung aus Ibn Ssaaid, und die Erzählung der Eroberung von Andalus durch die Moslimen aus dem Kitabol-Iktifa fi tarichil Chulefa Ibn Abdolhak el-Chasredschi's, d. i. die Begnügung in der Geschichte der Chalifen; dieser Titel könnte mit gutem Fuge der Geschichte des Hrn. Pascual von Gayangos beygelegt werden, welcher auf die rühmlichste Weise in die Fußstapfen seines Namensgenossen

Ibn Baschkwal, d. i. der Sohn Pascual's, tritt, welcher der Verfasser einer Ssillet *), d. i. die Gabe, betitelten Geschichte von Andalus, welche er selbst unter dem Titel Tekmilet, d. i. die Vervollständigung, fortgesetzt. Indem alle Orientalisten und Geschichtsforscher die in dem vorliegenden Bande gebotene reiche Gabe geschichtlicher und philologischer Belehrung gewiß dankbar annehmen, bleibt ihnen nur der Wunsch übrig, daß der Ssillet Hr. v. G.'s bald die Tekmilet derselben folgen mögen.

Der chronologischen Ordnung nach, welche diese Heerschau beobachtet, ist nun von Nr. 74, d. i. Hrn. Nicholson's Auszüge aus einer arabischen Handschrift der herzoglichen Bibliothek zu Gotha über die Gründung des Reichs der Fatimiten zu sprechen der Ort. Dem Inhalte nach schließt sich diese erste Probe der arabischen Sprachkunde eines angehenden englischen Orientalisten, welcher seine Studien unter Professor Ewald in Tübingen gemacht, nicht sowohl an die oben besprochene Geschichte der mohammedanischen Dynastie in Spanien, als an die oben angezeigte Geschichte der Aghlebiten des Hrn Noël Desvergers an, und wenn die hier vorliegenden historischen Werke in der Ordnung der Länder, deren Dynastiengeschichten sie erzählen, aufgeführt würden, so müßte unmittelbar auf diesen Bericht der Entstehung des fatimischen Reiches an der Nordküste von Afrika die Geschichte der Gründung des algierischen Staates und die Biographien Chaireddinpascha's folgen, weil uns sonst über die Geschichte Nordafrika's nichts vorliegt; die Biographien Chaireddinpascha's werden aber später nach der Folge der Jahrhunderte ihren Platz finden, und wenn wir von Hrn. N.'s kleinem Buche über die Gründnng des fatimitischen Reichs zu den kolossalen Werken Hrn. Quatremère's übergehen, welche übrigens auch kein vollständiges Ganzes, sondern nur Auszüge aus Makrisi und Reschideddin (wie Hr. v. Gayangos aus Makkarri gegeben), so wird diese Anordnung nicht durch die Nachbarschaft Aegyptens mit der Nordküste Afrika's, sondern nur durch die Zeitfolge bestimmt, indem auf das Reich der Fatimiten (über welches uns aber nichts anderes als dieser Bericht seiner Gründung vorliegt) unmittelbar das der Sultane Mamluken in Aegypten folgt. Hrn. N.'s Arbeit beginnt mit einer Einleitung, welche mehr als das Drittel der übersetzten Auszüge; in derselben wird über die benützte Handschrift der Gothaer Bibliothek Bericht erstattet, aus welcher Hr. Professor Kosegarten in seiner

*) Ssillet nach der Form Ilet heißt Gabe, Geschenk. Achteri S. 342.

Chrestomathie Auszüge gegeben, und die Handschrift für das Bruchstück eines der beyden großen historischen Werke Mesudi's, sey es der goldenen Wiesen, sey es der Kunden der Zeit, gehalten. Da die in dem anonymen Manuscripte erzählten Begebenheiten über die Zeit Mesudi's hinausreichen, so kann es, wie Hr. N. zeigt, nicht demselben angehören, und ist wahrscheinlich das Werk eines afrikanischen Geschichtschreibers, der in der Hälfte des vierten Jahrhunderts der Hidschret schrieb, da er von Begebenheiten, welche bis in's J. 341 reichen, Kunde hat. Die Geschichte der Gründung des Reichs der Fatimiten, in welchem sich, dem Chalifate von Bagdad gegenüber, ein anderes Chalifat erhob, ist einer der wichtigsten Abschnitte der Geschichte des Islams, indem dasselbe in's Ende des vierten Jahrhunderts der Hidschret fällt, wo nach den verflossenen ersten drey Jahrhunderten der Hidschret der ursprüngliche Geist des Islams auszuarten, und die Macht des Chalifats durch die ringsum emporschießenden Dynastien geschwächt zu werden begann. Schon Hr. Quatremère hat über den Ursprung der Fatimiten im Journal asiatique *) eine sehr schätzbare Abhandlung geliefert, und aus den von ihm benützten Quellen die Frage, ob Obeidallah, der Gründer der Fatimiten, ein wirklicher oder nur angeblicher Abkömmling des Hauses Ali gewesen, auf genügende Weise wider die Rechtmäßigkeit der Ansprüche Obeidallah's auf die Verwandtschaft mit dem Hause Ali, und folglich auf irgend ein daraus herzuleitendes Herrscherrecht entschieden, wiewohl S. de Sacy der gegentheiligen Meinung. Hr. N. stimmt in einer Note (S. 32) für die Legitimität, indem er Alles, was die Geschichtschreiber im Interesse des Hauses Abbas wider die Rechtmäßigkeit der Abkunft Obeidallah's vorbringen, politischem Parteyhasse zuschreibt; allein das undurchdringliche Dunkel, welches über die Abkunft Obeidallah's schwebt, ist wohl ein schwer zu widerlegender Grund, welcher die Aechtheit seiner Abstammung aus dem Hause Ali durchaus verdächtigt; wie sollte bey dem hohen Interesse, welches die Familie des Propheten in den ersten Jahrhunderten des Islams einflößte, und bey dem Eifer, womit das Studium der Genealogie von jeher von den Arabern betrieben ward, wie sollte es unmöglich gewesen seyn, dieses Dunkel des Stammbaumes Obeidallah's aufzuhellen? Wie sollte erst dreyßig Jahre nach dem Auftritte Obeidallah's sein dritter Nachfolger, der Chalife Moif, die über seine Verwandtschaft mit dem Propheten erhobenen Zweifel nicht anders als mit der Antwort eines Usurpators haben widerlegen können, indem er auf sein Schwert

*) 3me Serie, Tom. II. p. 97.

schlug, eine Hand voll Gold hinwarf, und sagte: dieß (das Schwert) ist der Urheber meines Geschlechts, und dieß (das Gold) mein Stammbaum. Rec. pflichtet also ganz den von Hrn. Q. in der genannten Abhandlung aufgestellten Gründen bey, und findet einen mehr in dem Stützpunkte Obeidallah's, dem Missionär der geheimen revolutionären Secte der Ismailiten, aus welcher später die thron- und altarumstürzende Lehre der Bathiniun, d. i. der Inneren, und die Herrschaft der Assassinen aufsprang. Abdallah, einer ihrer ersten Sendlinge, würde im Osten zwar gar leicht einen wirklichen Abkömmling des Hauses des Propheten haben auffinden können, aber im Angesichte des Thrones des Chalifen von Bagdad hätte derselbe unmöglich so leicht denselben mächtigen Anhang gefunden, wie im entfernten Westen, wo die Entfernung von Bagdad und der störrige Geist der Berberstämme der Erscheinung eines neuen Thronanmaßers unter dem angeblichen Titel des Abkömmlings gleich günstig waren.

Wir begrüßen nun in Hrn. Quatremère einen Memnonskoloß orientalischer Gelehrsamkeit, dessen beyde vorliegende Werke, nämlich die Geschichte der Sultane Mamluken (Nr. 33) aus Makrisi und der Ilchane aus Reschideddin (Nr. 4), unbestritten die größten und wichtigsten Werke morgenländischer Geschichte sind, welche in dem Lustrum, welches diese Uebersicht umfaßt, in Europa zu Tage gefördert worden. Da die Geschichte der ägyptischen Sultane und der persischen Ilchane so enge verflochten, und beyde Dynastien gleichzeitig begonnen*), so folgen ihre Geschichten auch hier auf einander, zuerst die ägyptische und dann die mongolische; die Uebersetzung von beyden ist mit einem Aufwande von Gelehrsamkeit in den Noten ausgestattet, deren man bey Hrn. Quatremère gewohnt, und dessen eher zu viel als zu wenig angebracht seyn dürfte; denn, da sich Hr. Q. für verpflichtet ansieht, alles, was seine Collectaneen über merkwürdige Personen, Oerter oder Wörter enthalten, mitzutheilen, so sind die Noten meistens zu einem ganz ungebührlichen Umfange angeschwollen, und beeinträchtigen die Lesung des Textes schon dadurch, daß sie unter demselben angebracht sind, während sie weit besser, wie in der Geschichte der mohammedanischen Dynastien des Hrn. v. Gayangos, an's Ende verwiesen worden wären; sie enthalten einen Schatz historischer, geographischer und lexikographischer Belehrung, welche jedoch nicht immer neu, und in einigen wenigen Fällen sogar irrig, wie dieß einige unserer

*) Die der Ilchane i. J. 653 und die der Mamluken vom Nile i. J. d. H. 649. Hadschi Chalfa's chronologische Tafeln S. 166.

Bemerkungen zeigen werden; diese können aber in der Geschichte der Mamluken, wovon kein Text vorliegt, nur die in den Noten gegebenen orientalischen Wörter treffen. Ein Auszug oder nur eine Uebersicht des Inhalts selbst dieser beyden höchst wichtigen Geschichten der Türken in Aegypten und der Tataren in Persien gestattet der Raum dieser Anzeige nicht; für den Orientalisten genügt die Nennung der beyden Namen Makrisi und Reschideddin und ihres theilweisen Uebersetzers, Hrn. Q.'s, um die Erwartung sowohl des Geschichtsforschers als des Philologen auf das höchste zu spannen, welche dann auch durch die bisher erschienenen Theile dieser geschichtlichen Quellenwerke auf das reichlichste befriedigt wird. Wiewohl Hr. Q. dem Perser Reschideddin den Glanz der herrlichsten Prachtausgabe im größten Folio auf Kosten des Königs der Franzosen, des huldreichen Gönners und Beförderers orientalischer Literatur, zugewendet hat, und die auf Kosten des brittischen Uebersetzungsausschusses gedruckte Geschichte der Sultane Mamluken nur in Quart erschienen, so enthält doch diese viel mehr des Neuen und Unbekannten als jene, indem das Wesentlichste der Geschichte Reschideddin's bereits die Verfasser der französischen und deutschen Geschichten der Mongolen benützt haben*). Reschideddin's Werk würde des demselben zuerkannten Vorzugs der Prachtausgabe gewiß vor der Geschichte Makrisi's werth seyn, wenn es Hrn. Q. gefallen hätte, die Herausgabe des ganzen Werks zu unternehmen, und mit dem Anfange desselben, nämlich mit dem Berichte Reschideddin's über die mongolischen Stämme und ihre Verzweigungen, welche für die Geschichte der Mongolen so wichtig, und des Neuen und Unbekannten so viel enthalten, zu beginnen; auf geschichtliche Werke, und insbesonders auf solche wie die mongolische Geschichte, welche der Vorkenntnisse so viel fordern, läßt sich das medias rapit in res nicht gut anwenden, und es ist daher zu bedauern, daß dieses Prachtwerk, wenn auch vollendet, doch nur ein Torso bleibt, welchem der Kopf fehlt, während hingegen das Schahname vom Anfange bis zum Ende ein schönes und vollkommenes Ganzes bilden wird. Die Geschichte der ägyptischen Sultane hat noch überdieß vor der der mongolischen Ilchane den Vorzug voraus, daß dieselbe mit der Geschichte der letzten Kreuzzüge und den durch dieselben nach Europa gekommenen Kunden, Ansichten und Gebräuchen so innig

*) Histoire des Mongols par Mr. le Baron C. d'Ohsson, 1834, und später Geschichte der goldenen Horde in Kiptschak, Pesth 1840, und die Geschichte der Ilchane, d. i. der Mongolen in Persien, Darmstadt 1842.

verschmolzen ist, daß sie schon hiedurch dem europäischen Leser größeres Interesse gewährt, als die der persischen Mongolen, mit welchen Europa nie in Berührung kam, indem die dasselbe erschütternden Raubzüge nur das Werk der goldenen Horde von Kiptschak. Der durch Missionäre unterhaltene diplomatische Schreibenwechsel zwischen dem Chane Persiens und dem Papste oder Könige von Frankreich war auf das Schicksal der Kreuzzüge von keinem bedeutenden Einfluß, und zudem wird die Erscheinung mongolischer Heere in Syrien in der ägyptischen Geschichte auf das ausführlichste behandelt. Der Geschichtforscher wird also in der Geschichte der Sultane Mamluken größere Ausbeute finden, als in dem gegebenen Auszuge Reschideddin's, der Philolog aber wird der von Hrn. Q. gegebenen Uebersetzung der Geschichte Hulagu's und seiner Nachfolger schon deßhalb den Vorzug zugestehen müssen, weil dieselbe von einer höchst korrekten und schönen Ausgabe des persischen Textes begleitet ist. Bey dem raschen Fortschritte der auf Kosten des brittischen Uebersetzungsausschusses gedruckten Arbeiten ist auch weit eher die Erscheinung des zweyten Bandes der Geschichte der Sultane Mamluken zu erwarten, welcher schon als in der Presse begriffen angekündigt ist, während seit der Erscheinung des ersten Bandes Reschideddin's schon acht Jahre verflossen sind, ohne daß von dem Drucke des zweyten Bandes noch etwas verlautet hat Möge Hr. Q. wenigstens noch einmal so lang leben, als er bisher gelebt, nm nicht nur diese beyden Werke, sondern auch die anderen so zahlreichen von ihm begonnenen und vielleicht zum Theil schon vollendeten Werke, wie die Uebersetzungen des Aghani und Meidani, mit belehrendem Commentare nach den im Journal asiatique gegebenen Proben, und die Herausgabe seines großen arabischen, persischen, neutürkischen und dschaghataischen Wörterbuchs glücklich zu Stande zu bringen!

Die Vorrede enthält neue Beyträge zur Biographie Makrisi's aus dem Werke des Geschichtschreibers Ahmed el-Askalani, mit Hinweisung auf die durch S. de Sacy und Hamaker aus Ibn Challikjan und Ebul Mehasin Taghriberdi gegebenen, und die Liste von vierzehn seiner Werke; er starb Donnerstag am 29. Ramasan 845.. Hr. Q. hat sich weder hier noch irgend wo anders die Mühe gegeben, das Datum der christlichen Aera auszurechnen und die allenfallsige Nichtübereinstimmung der Wochentage zu bemerken; so entspricht der 29 Ramasan des J. 845 dem 10. Februar 1441, welcher aber kein Donnerstag, sondern ein Freytag war; dafür bestimmt aber eine Note von 85 Zeilen die Bedeutung des Wortes Husch oder Hausch als Hofhürde oder Einfriedigung; Hausch ist wenigstens

ein wenig bekanntes Wort, aber der Tschaschnegir als Truchseß, der Atabeg als Obersthofmeister und Ghaschije als Satteldecke sind längst bekannt [1]), und hätten also keiner, am wenigsten einer ein paarhundert Zeilen langen Erklärung bedurft. S. 10 wird das Wort Moschrif als Aufseher und Ischraf als das Amt eines solchen erklärt; nach der Form Ischraf ist Moschrif die richtige Aussprache; nach dem spanischen Almoxarifazgo oder Almoxarife, welches einen Steuereinnehmer bedeutet, zu urtheilen, ist das Wort nicht el-Moschrif nach der vierten, sondern el-Moscherrif nach der zweyten Form ausgesprochen worden. Hrn. Q. sind die beyden Stellen Casiri's (II. 39 und 91), so wie die in der von der Berliner Akademie gekrönten Preisfrage über die Länderverwaltung unter dem Chalifate (S. 258) unbekannt geblieben. Rec. hat dort vermuthet, daß Almoxarifazgo aus el-Moteßarrif verstümmelt sey, aber wahrscheinlicher aus el-Moscherrif; vielleicht waren el-Moschrif, der Aufseher, und el-Moscherrif, der Ceremonienmeister, zwey ganz verschiedene Aemter, wovon jenes Ischraf und dieses Teschrif hieß. Den Irrthum der Note S. 12, daß Boghdscha eine Kiste von Stoffen bedeute, ist S. 252 nach der Angabe Hrn. v. Jaubert's, daß es nur einen Bündel von Shawlen bedeute, berichtigt. Rec. hat über dieses Wort längst die Vermuthung geäußert, daß Boghdscha nur eine Verstümmlung des indischen Pudscha oder Blumenopfer sey, weil die Inderinnen in Ermanglung wirklicher Blumen auf einem Shawl, in dessen Mitte ein Blumenkorb eingewirkt ist, sich zum Gebete niederknien oder niedersetzen. Boghdscha oder Boghdschalik hat in Aegypten und Persien sowohl als zu Konstantinopel außer der Bedeutung eines Geschenkebündels noch die eines viereckigen Shawls, welchem in der Mitte ein Blumenbündel eingewebt ist. Terkesch als Köcher ist so allbekannt, daß keine Note zur Erklärung nöthig gewesen wäre. S. 14 wird das Amt des Emirs Dschandar als gleichbedeutend mit dem eines Waffenträgers erklärt; der Emir Dschandar war eigentlich der Hofprofoß, so wie der Dschamedar der Vestiar [2]); es wäre gut gewesen, auf die Namensähnlichkeit der Dschandarije und Dschemdarije aufmerksam zu machen, um alle Vermengung zu verhindern. Da in dieser Geschichte so zahlreiche Glieder der Familie Ssalaheddin's

[1]) Siehe das Verzeichniß der türkischen Wörter im zehnten Bande der Gesch. des osm. Reichs.

[2]) Gemäldesaal der Lebensbeschreibungen großer moslimischer Herrscher VI. 218.

vorkommen, so wäre eine Stammtafel des Hauses Ejub nach dem Muster der von Rehm in seiner Geschichte des Mittelalters und vom Rec.'en im sechsten Theile des Gemäldesaales gegebenen wohl erwünscht gewesen; vielleicht wird dieser gerechte Wunsch aber bey Vollendung des Werks im Anhange befriedigt. S. 7 wird die Bedeutung des Ausdrucks el-dschihet el-moferri-det (nicht mofridet) als einzige Abgabe bestimmt, indem Dschihat überhaupt Auflagen heißt, wie Ikamat (S. 22) Mundvorrath. Der Ustadar als Maggiordomo oder Präfect des Pallastes ist bekannt; da Hr. Q. der Erklärung dieses Wortes aber drey Seiten Noten gewidmet, so hätte er auch bemerken können, daß davon vielleicht das spanische Usted, welches insgemein als eine Zusammenziehung von Vuestra merced erklärt wird, herkömmt. S. 29 das arabische Tesjin für Stadtbeleuchtung ist die wörtliche Uebersetzuug des türkischen Donanma, oder umgekehrt dieses von jenem, indem Tesjin sowohl als Donanmak etwas ausschmücken heißt; das Donanma ist mehrmals in der Geschichte des osmanischen Reichs beschrieben worden *). S. 30 und 31 sind wieder ein Paar Daten mit Angabe des Wochentages unausgerechnet angesetzt, Montag der 14. Silkide des Jahres 648 entspricht dem 7. Februar 1251, welcher aber ein Sonntag war; S. 32 der 3. Moharrem 660 entspricht dem 30. Nov 1261; da das Jahr am 28 Nov. begann, so war der 30. Nov. d. J. 1261 (Sonntagsbuchstabe B) ein Mittwoch, und keineswegs ein Sonntag, wie hier im Texte angegeben ist; eine so große Verschiedenheit von drey Wochentagen, welche sich nicht so leicht in der Differenz eines Tages und einer Nacht erklären läßt, hätte durchaus bemerkt werden sollen. Hr. Q. schreibt irrig Khawarizm statt Chuaresm und Hadjadj statt Hidschadsch; da er richtig Schems schreibt, so war keine Ursache, gleich darauf Scharia statt Scheriaa zu schreiben, da der Anfangsbuchstabe der beyden Wörter, das Schin, als weicher Buchstabe auch gleiche Aussprache des Feth als E fordert. Wie sehr zu dieser Zeit die Wissenschaften in Aegypten blühten, zeigt die Confiscation der Güter Emineddewlet's (nicht Amin-eddaulah, aus derselben Ursache wie oben), dessen Privatbibliothek zehntausend Bände stark, alle von großem Werth ihrer Seltenheit und kalligraphischen Schönheit willen. S. 31 wird Hijaße als Gürtel erklärt. S. 34 die Erklärung des Wortes Tolb, welches, sagt Makrisi, in der Sprache der Ghussen einen Emir Befehlshaber bedeutet, der Fahne und Pauke führt; dieses Wort, über dessen wahre Bedeutung die von Hrn. Q.

*) III. 508, V. 307.

zahlreich angeführten Beyspiele keinen Zweifel übrig lassen, ist schon deßhalb merkwürdig, weil davon in dem dschaghataischen Wörterbuche Apuschka keine Spur, und weil es mit dem ungrischen Tolpacs verwandt, denn das adsch ist bloße Bildungssylbe, wie in Tilamadsch, der Dolmetsch (im Altdeutschen richtiger und dem Ursprunge näher Tulmadsch); der Dolmetscher statt Dolmetsch ist also schon deßhalb unrichtig, weil jenes eine doppelte Bildungssylbe enthält, gerade so, als wenn man der Schreiberer statt der Schreiber sagen wollte. S. 41: Für Kathiaa une contribution wäre wohl im Französischen das entsprechendste Wort taille, weil in beyden der Wurzelbegriff das Schneiden; der andere Sinn des Wortes, welches in der Note S. 110 vorkömmt, ein Grundstück, dessen Einkünfte als Sold angewiesen werden, ist hier nicht gehörig hervorgehoben, und daher auch der Sinn der Form Mukataa nicht ganz richtig als Contribution erklärt, indem dasselbe nicht eine Contribution, sondern einen Pacht bedeutet [1]). Chodschatasch oder Choschdasch wird richtig für einen Mamluken oder Diener, welcher denselben Herrn mit dem anderen gemein hat, erklärt; das Dasch oder Tasch kömmt als Ableitungssylbe häufig in türkischen Wörtern vor, wie in Kardasch, Bruder, zusammengezogen aus Karindasch, d. i. welche denselben Bauch der Mutter gemein haben; Joldasch, Weggefährte; Ajakdasch, Fußgefährte u. s. w. S. 45 Zamelkâni ist doppelt unrichtig, erstens weil das Se ein weicher Buchstabe wie das Mim, wie dieses die Aussprache des Feth als E fordert; zweytens weil Semlekjani zu lesen ist, vom Dorfe Semleka bey Damaskus [2]). Eben so ist Hamwaih unrichtig gesprochen statt Hameweih, da alle mit Weih zusammengesetzten Wörter nach der Regel der arabischen Syntax vor dem Weih ein Feth erhalten. S. 47: Die Stelle über das Wort Kaat hätte, mit Hinweisung auf Lane's Werk über die Sitten und Gebräuche der heutigen Aegypter, erspart werden können. S. 50, Note 72 fehlt bey den Bedeutungen des Wortes Schathir die der vormaligen Leibwache des Großwesirs [3]). Das arabische Hutha, welches S. 51, Note 73 als garde und surveillance erklärt wird, ist das deutsche Huth; hier gehen aber Huthatolarab,

---

[1]) Staatsverfassung und Staatsverwaltung des osm. Reichs I. 201, 334, 399. Mukataai Ghanem, Schafpachtungen, II. 423; Mukataai Memlaha, Salzpachtungen, II. 159; und Mukataadschi, Pachtungsschreiber, I. 93.

[2]) Sojuti's Lobbol-Lobbab, S. 127.

[3]) Staatsverf. u. Staatsverw. II. 86, 202, 315.

d. i. die Niederlassungen oder Hurden der Araber, leer aus, unter welchem Titel das Fihrist mehrere Werke aufführt. S. 52, Note 74: Daß das ägyptische Wort Schune sowohl dem Laute als der Bedeutung nach dasselbe mit dem deutschen Scheine, ist aus dem von Hrn. Q. nicht angeführten Kanunname Suleiman's, welches den Nouveaux contes turcs et arabes von Digeon (Paris 1781) längst bekannt; darin kömmt der Emini schune, d. i. der Intendant der Scheine, vor *). S. 54: Das Wort Gharem oder Ghorm für Tribut, Taxe, ist eine Bereicherung der Wörterbücher, wie so viele andere der in den Noten erläuterten Wörter. Der Chan des Uluses Dschudschi in Kiptschak S. 56 ist Berke oder Borka und nicht Bereke auszusprechen. Die Note S. 58 über Futuwet ist dahin zu berichtigen, daß Futuwet keineswegs prééminence, excellence, noblesse, sondern ganz eigentlich Heldenthum, Ritterthum bedeutet; das Wort Mohammed's: La feta illa Ali, d. i. es ist kein Held als Ali, ist bekannt; in den späteren Jahrhunderten des Islams ward mit dem Worte Feta die Idee aller ritterlichen Gesinnungen verknüpft, welche aber ganz unabhängig von dem Adel der Geburt; über die Brüder Ritter Kleinasiens, welche Grundbesitzer oder persische Seidenhändler, und keineswegs von Adel waren, ist bereits bey der Reisebeschreibung Ibn Batuta's umständlich gesprochen worden; Hr. Q. übersetzt also nicht richtig: Louange à Dieu qui a uni les généalogies de la noblesse aux plus augustes prérogatives de la prophétie, es soll heißen: Lob sey Gott, welcher fortstammende heldenmüthige und ritterliche Gesinnungen zu den edelsten Ursachen des Prophetenthums gemacht. Futuwet ist keineswegs, wie Hr. Q. sagt, synonym mit Nubuwet, dem Prophetenthume, sondern wird nur, sowohl des Reimes als des Sinnes willen, mit demselben als Heldenthum oder Ritterthum zusammengestellt; die Insignien des arabischen Ritterthums waren ein Unter- und Oberkleid von Seide mit Ambra und Moschus durchduftet. Die lange Note über den wahren Ursprung und die wahre Bedeutung des Wortes Chunkjar im Türkischen ist durchaus überflüssig, nachdem S. de Sacy im Journal asiatique mittels der Stelle des Ferhengi Schuuri, welche ausdrücklich sagt, daß das Wort aus Chodawenkjar zusammengezogen sey, den schlagendsten Beweis der wahren Abstammung geliefert hat. Dieß hindert jedoch nicht, daß das Wort Chunkjar im ganzen türkischen Reiche von dem Volke nicht anders als in dem Sinne des Blutmachers verstanden wird, und daß diese Bedeutung mit der

*) Staatsverf. u. Staatsverw. des osm. Reichs I. S. 112.

blutvergießenden Regierung osmanischer Tyrannen Hand in Hand gegangen; wenn also auch die ursprüngliche Bedeutung des Herrschers, welche im Worte Chodawenkjar und im daraus zusammengezogenen Chunkjar liegt, seine volle Richtigkeit hat, so wird dadurch die vom Rec.'en früher ausgesprochene historische Ansicht, daß der gemeine Türke in seinem Sultane Chunkjar nur den Blutvergießer sehe, nicht im Geringsten beeinträchtigt. Das Wort Chuand, welches Hr. Q. Khond oder Khavand schreibt, für eine Prinzessin, ist ebenfalls nur eine Zusammenziehung des Wortes Chodawend. Die Entzweysägung (Tewsith) ist eine bekannte barbarische Hinrichtungsweise, deren besonders in der osmanischen Geschichte bey Gelegenheit der ersten osmanischen Feldzüge in Griechenland Erwähnung geschieht. Der berühmte Geschichtschreiber, Verwandter (Sibth) mit dem gleichnamigen größeren, ist Ibn Dschewsi und nicht Dschusi zu lesen; Sibth, das der Verfasser als Enkel übersetzt, heißt bloß der Verwandte, wie das deutsche Sippe; hingegen heißt Hafid, welches Hr. Q. S. 81 unübersetzt läßt, der Enkel. Siafet (S. 76) als Gastmahl ist allbekannt; so auch die syrische Mütze Tharthur, insgemein Tharpusch genannt; daß dieselbe nichts anders als die Mütze der Bostandschi hat Rec. anderswo [1]), und eben so mehrmals bemerkt, daß das arabische Thur oder Thawr für Berg oder Alpe das oberdeutsche Taurn ist, welches so häufig in den Benennungen steyermärkischer Alpen. S. 81 wird das Wort Moschidd als Vorsteher oder vielmehr als das, was man in Oesterreich bey den Arbeitern Nachsteher heißt, erläutert; so S. 81 Taßkii als Katastervermessung. S. 91 eine fünf Seiten lange Note über die verschiedenen Falkenarten, welche noch vor der Erscheinung des oben angezeigten Falkenklees benützt werden konnte. S. 100 die Thabrdar, oder gewöhnlicher Tebrdar, kommen häufig in der osmanischen Geschichte bald unter diesem persischen Namen, gewöhnlicher aber unter dem türkischen Baltadschi [2]) als Holzhauer vor. S. 196 Erklärung des arabischen menaha el-ektaf als gleichbedeutend mit dem persischen puscht dad, d. i. er hat den Rücken gewendet. S. 108 unterscheidet die Note, was ohnedieß Niemand, der türkisch kann, vermengen wird, nämlich den Pagen Uschak und den zum Hause oder Herde Gehörigen (Odschaki). Der Muhtesib, Polizeyvogt, und der Ssahibosch-schortha sind in der Berliner Preisschrift über die Länderverwaltung des Islams, wovon Hr. Q. aber keine Kunde nimmt, bereits

---

[1]) Staatsverf. u. Staatsverw. II. S. 35.

[2]) Ebenda II. 49, I. 470.

gehörig erörtert worden, so wie der Stallmeister Emirachor und der Bereiter Silachor, worüber sich S. 119 eine große Note verbreitet, im Verzeichnisse der türkischen Wörter in der osmanischen Geschichte aufgeführt sind; Silachor wird auch oft Silahschor geschrieben, wiewohl dieses letzte eigentlich nur Waffenscheurer heißt. Eine Riesennote von ganz überschwenglicher und ungebührender Länge, nämlich von einem Dutzend Seiten, wo oben nur zwey Seiten des Textes stehen, ist die von S. 121 — 132 über das persische Teschwkjan, welches auf so breite Weise im griechischen Τζυκανιζειν und Τζυκανιςηριον und in dem arabischen Dschewkjen und Ssoldschan nachgewiesen wird. Schon vierzehn Jahre früher als Hr. Q. hat Rec. in dem Werke Konstantinopel und der Bosporos (I. 240) das Tzykanisterion des alten Pallastes in dem Ballplatze des durch sein rosenfarbes Edikt so berühmt gewordenen Gülchane des heutigen Serai nachgewiesen, dazu aber, mit Verweisung auf Ducange, keine längere Note als eine von drey Zeilen für nöthig erachtet. Wenn es Hrn. Q. gefallen hätte, von dem obigen Werke Kunde zu nehmen, so hätte er wenigstens die interessante Notiz beyfügen können, daß das heutige Tzykanisterion oder der Ballplatz des Serai eben das Gülchane ist, wo die jüngsten türkischen Gesetzgeber mit französischen Constitutions-Ideen auf türkischer Maillebahn Ball gespielt haben. Besseren Grund für ihre Länge von sechs Seiten hat die Note (S. 133 — 139) welche aus der kostbaren Quelle des Kitabol-inscha der k. Bibliothek zu Paris die achtzehn Insignien der obersten Herrscherwürde, wie sie am Hofe der ägyptischen Sultane üblich waren, aufzählt, nämlich: 1) der Turban mit dem herabhängenden langen Streife (die Palatine unserer Damen, wenn sie nach Hofe gehen), der Streif hieß auf arabisch Aaßbet; 2) das Dschubbe (Hr. Q. gibt die Aussprache nicht), das in der ganzen Türkey bekannte Oberkleid, verwandt mit dem deutschen Joppe; 3) ein beduinisches Schwert; 4) die Satteldecke (Ghaschijet); 5) der Sonnenschirm (Dschetr nicht Dschitr, wie Hr. Q. irrig liest; es ist dasselbe Wort wie das türkische Tschadir); 6) Rakaba, das gelbe seidene Halstuch des Pferdes; 7) el-Dschiftat, d. i. ein Paar blonde, in gelbe Seide gekleidete Pagen auf Schimmeln, welche mit goldenen Bändern (Irtihaschat) das Pferd des Sultans umfangen hielten, um es am Straucheln zu hindern; es war überflüssig, das Worth Karthasi, d. i. weiß wie Papier, mit Citationen zu commentiren, da dasselbe im Kamus als milchweißes, fleckenloses Pferd erklärt wird *); 8) seidene,

*) Konstantinopolitaner Ausgabe II. 275.

goldgestickte Banderollen (A ß a i b), welche man hinter dem Sultan hertrug; 9) die Rohrpfeife (S c h e b b a l e), womit die Halbtrommel (D e f f) begleitet ward; 10) die E w f a n, welche Hr. Q. nicht zu erklären weiß, sind die kleinen Trommeln oder vielmehr Pauken, womit bey der Heermusik der Rhythmus (W e s n) des Musikstücks geschlagen wird; 11) die T s c h a u s c h e, die weiter keiner Erklärung bedurft hätten, da dieselben in Digeon's obenerwähntem Werke, in Mouradjea d'Ohsson und in den Werken des Rec.'en so häufig vorkommen; wenn Hr. Q. schon mehr Worte darüber machen wollte, so hätte er lieber auf den langen Artikel, der hierüber in Ducange unter Τζαυσιοι sich befindet, verweisen sollen; 12) die Beilträger oder Holzhauer; 13) der Dolch (N e m d s c h e t o l-m e l i k): hiezu hätte Hr. Q. bemerken können, daß N e m d s c h e t, d. i. das D e u t s c h e, hier sich auf den norischen Stahl bezieht, aus welchem, wie Abulfeda's Geographie lehrt, die Schwerter und Dolche der Könige verfertigt wurden; 14) der Küraß (S e r d i j e t); 15) K j e r a t e t, ein Stück Mußlin, das zwischen dem Häubchen und der Kopfbinde eine Drittel-Elle lang herunterhing; 16) S c h a k a t o l-h a r i r, die seidenen Stücke, welche dem Pferde des Sultans unterbreitet werden; 17) der Keulenträger (D s c h o m a k d a r); 18) die Heermusik (N o b e t nicht Naubah). Die Noten erklären weiter K a r b a ß als Steinblock, T a k a w als Vorschuß des Getreides zur Aussaat und Nahrung; das letzte überflüssig, da es sich schon im ägyptischen Kanunname Digeon's befindet, und vom Rec.'en in seinem Werke über die Staatsverfassung und Staatsverwaltung des osmanischen Reichs (I. 123) aufgenommen worden ist; D s c h a n i als Galeere, H a r r a k a als Brander, T h a r i d e als Transportschiff. S. 149 fehlt bey der Erklärung des J a u-m o l-m e s c h h u d die Hauptbedeutung als Tag der Auferstehung nach dem 71. Verse der XVII. Sura. S. 152 daß das chinesische Schattenspiel C h a j a l e s-s i l l heißt, ist eine allbekannte Sache; die Türken verstümmeln es in H e j a s i l; eben so bekannt ist das Wort T a k d i m in der Bedeutung dargebrachter Gabe, in jedem Inscha häufig zu finden; eben so ist längst bekannt, daß das arabische U s t h u l vom griechischen στολος herkomme, und daß der S i l a h d a r der Waffenträger. Diese Noten sind also, wie so viele andere, überflüssig. Wenn Hr. Q. eine zwey Seiten lange über die Form des Wortes C h a d e m e, er hat gedient, und I s t a c h d e m e, er hat in Dienst genommen, für nöthig hielt, so hätte er wohl bemerken können, daß M a c h d u m, d. i. der Bediente, der Titel der Wesire und leitenden Minister. S. 161 A a l a m e t ist nicht ganz richtig mit apostille übersetzt; so heißt vorzüglich der Namenszug des Sultans, welcher den

Diplomen und Fermanen vor- und nicht nachgesetzt wird, daher die allgemeine Schlußformel osmanischer Fermane: Aalameti scherife itimad kilasif, d. i. ihr sollt dem edlen Zeichen (dem Namenszuge des Sultans) Glauben beymessen. S. 162 wird Thaschtchane, welches wörtlich Tassenhaus heißt, als der Ort erklärt, wo man die verschiedenen, zur Kleidung des Sultans nöthigen Stoffe und Juwelen aufbewahrt, und Hawaidschchane, wörtlich das Nothdurftshaus, als der Ort, wo die zum täglichen Gebrauche des Fürsten nöthigen Dinge aufbewahrt wurden. S. 164 Makßure, die vergitterte Emporkirche des Sultans, ist vom Rec.'en vorlängst erklärt worden. S. 169 zeigt die Note, daß Derkj, welches gewöhnlich Einsicht und Fassungskraft heißt, auch als Aussicht und Gebahrung gebraucht wird. S. 173 eine zwey Seiten lange Note über die Trommeln der türkischen Musik. S. 175 Derdsch, eine lange, aus mehreren Bögen zusammengesetzte Rolle zu Geschäftsschriften oder Diplomen. S. 179 Erklärung des Wortes Kjaschif (eine Art Kreishauptmann der Mamluken) aus der Wurzelbedeutung des Wortes Keschefe, er hat enthüllt. S. 180 Aalik, die tägliche Pferdeportion an Futter. S. 187, das Privatgut des Fürsten heißt nicht Mofredi, sondern Moferredi, d. i. das Abgesonderte, von der zweyten Form Tefrid. S. 188 Tefkeret (wie das Wort Teskiret insgemein ausgesprochen wird) ist aus Reisebeschreibungen des osmanischen Reichs in der Bedeutung als Empfangschein und Lieferschein längst bekannt. S. 191 bey Gelegenheit der Erklärung des Wortes Dehlis als Vorsaal wird auch das türkische Wort Alatschuk als eine Art Zeltes erklärt. Daß von sefere, er hat gesendet, die Abfertigung Tesfir und die Gesandtschaft Sefaaret abgeleitet worden, ist bekannt, und hätte der beyden Noten S. 193 und 195 nicht bedurft. S. 197 eine Note über das Wort Otak, dessen Aussprache Hr. Q. nicht gibt, und welches Zelt heißt; die verschiedenen Arten der Zelte: Otak, Tscherke, Oba, Saiban, kommen in der Geschichte des osmanischen Reichs vor [1]); das Wort Dschenajet, verderbt aus dem persischen Günah, findet sich häufig in der osmanischen Staatszeitung, und sogar im Edikte von Gülchane; das Wort Menschwer, nicht Menschur, ist schon im Kamus als Diplom oder offener Brief erklärt. S. 201 Dscheschar heißt keineswegs, wie die Note 201 erklärt, Stall, sondern Pferdherde; überall, wo es dort mit Stall übersetzt ist, muß es mit Pferdherde übersetzt werden [2]). Das Wort Chuthbe S. 202 heißt Anrede,

[1]) Bd. XII, S. 247 u. 270. [2]) Kamus Konstant. Ausg. I. 798.

sey es nun mündliche oder schriftliche, und nicht préface; eine Vorrede heißt Mokaddeme; der Mostewfi, d. i. der Kammerpräsident oder Vorsteher einer Rechnungskammer, insgemein Mestufe ausgesprochen, ist nicht nur aus der angeführten Reisebeschreibung Chardin's, sondern auch aus anderen persischen bekannt. S. 205 wird Tensil in der Kanzleysprache richtig mit transcrire, inscrire (etwas in ein Buch eintragen) übersetzt. Die Note 207, welche beweiset, daß das Wort Chafir nicht der Beschützte, sondern auch der Beschützende heißt, ist überflüssig, da Chafir in beyden Bedeutungen im Kamus[1]) erklärt ist. S. 209 Itaakale, was in der Note als mettre en prison erklärt wird, heißt ganz einfach garrotter. S. 213—218 eine sechs Seiten lange, aber interessante historische Note aus Nuweiri über den Verkehr Sultan Bibars mit Berke, dessen Name irrig Bérékéh geschrieben wird. S. 219 kömmt Hr. Q. bey Gelegenheit von Leffe, was überhaupt etwas Eingebundenes bedeutet, auf Boghdscha (Bündel) zurück, und behauptet ganz irrig, daß dieß auch Serviette heiße. Moferre ist neu, und wird als ein mit Heften versehenes Einschlagtuch erklärt, eine Art Portefeuille mit einer interessanten Erklärung aus dem trefflichen Inscha über die verschiedenen Arten von Akten, welche dem Sultan zur Paraphirung vorgelegt wurden, als: die großen Diplome (Menschwer), die kleinen Ausfertigungen (Tewkii), die viereckigen (Mersum), die Scheine Tefkeret) u. s. w. Jefek, welches Hr. Q. S. 225 mit gardes avancées und coureurs übersetzt, heißt nach Nasmisade's Glossar zu Waßaf nächtliche Schildwache[2]). Eine drey Seiten lange Note sucht zu beweisen, daß Dschalisch eine Fahne bedeute; da aber der arabische Text sagt, daß auf der Spitze derselben ein Büschel Haare, so ist damit vermuthlich die Roßschweifstandarte gemeint; eine andere Fahne, die über dem Kopfe als Herrschafts-Insigne wallte, hieß Schatfe oder Ißabe, eine Art Bandrolle. Kuthas, der talismanische Bündel von Haaren des wilden Stiers, welcher den Pferden auf die Stirne gebunden wird, um sie vor Unheil zu bewahren, ist aus den Wörterbüchern bekannt. Eben so kennt man S. 292 Sebil als Trinkanstalt oder Brunnenhaus aus der Topographie Konstantinopels und den Inschriften der dortigen Fontainen[3]). Sera-

---

1) Konstantinopolitaner Ausgabe I. S. 844.

2) Gedsche ile karaul bekjelen auskere denilur.

3) Konstantinopolis und der Bosporos I. S. 541, von den Brunnenhäusern (Sebilchane), mit der Aufzählung von vierzehn Sebil und der Erklärung des Namens.

kudsch (S. 235) ist bereits in der Geschichte des osmanischen Reichs als Serghodsch und Sorghudsch (der Reigerbusch auf dem Kopfe) erklärt worden [1]). Das Wort Kißßa (S. 236), als requête oder placet erklärt, wäre besser mit exposé übersetzt, da der zu Grunde liegende Sinn kein anderer als der der Erzählung ist; so S. 238 bey Oddet équipement guerrier die Grundbedeutung von Herbeyschaffung, Bereitung. S. 241 Attabi, welches als ein gestreifter seidener Stoff erklärt wird, ist, wie die meisten der in den Noten erklärten Wörter, eine Bereicherung der Wörterbücher. Dasselbe gilt auch von der zweyten, neu paginirten Hälfte des ersten Theils, nur hat sich auch hier und da Hr. Q. die überflüssige Mühe gegeben, ganz bekannte Dinge in langen Noten zu erklären, wie z. B. S. 4 die Meschaaili als Fackelträger, da doch die Meschaledschi [2]) jedem in die Türkey Reisenden schon in der Moldau und Wallachey aufstoßen. Misr (nicht Mezr) hätte keiner Note bedurft, da dasselbe im Kamus als Synonym des bekannten Gerstenbiers Busa angegeben ist [3]). Eben so steht Tharah S. 21 (im Kamus [4]) als Synonym von Thailesan), und hätte also eben so wenig einer Note bedurft als Ssaiwan (verderbt aus Saiban), das Schattenzelt [5]). S. 57 wird das persische Wort Perwane als Kämmerer erklärt; bekanntermaßen heißt dasselbe auch das kleine oder Kabinetssiegel. S. 65 die Erklärung des Simamdar, d. i. des Zaumhalters, als eines Eunuchen Oberaufsehers, dessen Name nur eine Verstümmlung von Senandar, d. i. Weiberhalter. S. 76 Baghaltak, der bekannte Kopfputz der Mongolinnen. S 76 Taabijet, ein Stück Stoffs. S. 86 Botsa, lies Batasa, aus dem ital. patascia, franz. patache, eine Art Schiff. S. 93 — 99 eine sechs Seiten lange Note über den verschiedenen Gebrauch des Wortes Naib, d. i. der Stellvertreter, dessen Plural als Nowwab (Nabob) allbekannt. Ob S. 112 Munika, Meinaka oder Moneika die richtige Aussprache des Namens des syrischen Schlosses der Assassinen sey, muß das große geographische Wörterbuch Jakut's oder ein künftiger Reisender entscheiden; so liest Hr. Q. auch Kadamüs und Kahf statt der bisher gewöhnlichen Leseweise Kadmus und Kahaf. S. 126 Kjoraa, das gewöhnlich Schenkel heißt, wird in der Bedeutung als

---

1) Geschichte des osm. Reichs VII. 69 und VIII. 497.

2) Ebenda VIII. 362.

3) Kamus II. 108.

4) I. 495.

5) Gesch. des osm. Reichs VII. 247.

Pferde erklärt, was neu, während Thawaschi als Verschnittener längst bekannt. Die Stellen, welche Hr. Q. S. 133 beybringt, um zu beweisen, daß Aanber (Ambra) in der Bedeutung von Schwarz gebraucht werde, beweisen dieß keineswegs; wenn schwarze Verschnittene den Namen Aanber führen, so geschieht dieß nur aus Vorliebe zum Gegensatze (als Antiphrase), wie dieselben auch Kjafur, d. i. Kampfer, benannt werden; mit gleichem Rechte möchte man daraus beweisen, daß der Kampfer schwarz sey. In allen von Hrn. Q. angeführten Versen bezieht sich die Ambra entweder auf die graue Farbe derselben oder ihren Wohlgeruch; so sind Ambrahaare nicht, wie Hr. Q. meint, schwarze, sondern wohlduftende Haare. S. 137 wird im Text und in der Note der Zierath des Pferdeschmuckes, nämlich Teschahir als Brustbinde, Morawat als Metallbuckel, Scherbusch als Mütze (verderbt aus dem persischen Serpusch), Hawaidsch als Geräthe erklärt und bestimmt. S. 142 werden in der Note, nach einer arabischen Quelle, die Siebenschläfer Aßhabol-kjehef, d. i. die Genossen der Grotte, mit den Aßhab er-rakim, d. i. die Genossen der Felsenhöhle, vermengt, von welchen sie im Koran unterschieden sind; die Siebenschläfer waren sieben, die Aßhab er-rakim aber nur drey, welche durch einen herabrollenden Stein in einem Felsengewölbe verschüttet wurden, und denselben durch die Kraft ihres Gebets wegwälzten [1]). Das arabische Wort Laab (S. 136), Spiel, wird gerade so wie im Deutschen gebraucht, als Waffenspiel, Saitenspiel, Federspiel (die Jagd); aber auch Lehw, was Scherz und Posse bedeutet, wird für Musik gebraucht, daher S. 143 Molih der Musikant und Melahiat musikalische Instrumente. S. 149 Saka, Tränken, hat, wie die Note 149 zeigt, auch die Bedeutung von Vergiften, und Sakijet heißt ein Gifttrank. S. 152; daß Dschisr in Aegypten nicht bloß Brücke, sondern auch Damm bedeutet, hätte keiner Note bedurft, da dieß nicht nur aus dem größeren Werke über Aegypten, sondern auch aus der Bemerkung des Rec.'en über Digeon's Kanunname bekannt [2]). Im selben Werke [3]) sind die Chaßeki, welche S. 158 eine lange Note erhalten, in ihrer heutigen Bedeutung erklärt worden. S. 164 Aasa, die Zeit der Trauer oder Todtenklage u. s. w. Alles dieß sind unbestreitbare Bereicherungen der Lexicographie, wenn auch hie und da Bekanntes oder Irriges mitunterläuft; so z. B. wenn der aus Reisebeschrei-

---

[1]) Dschihannuma S. 571 in der Nähe von Balka.

[2]) Staatsverf. und Staatsverw. I. 101.

[3]) II. S. 34, 107, 196, 204.

bungen hinlänglich bekannte Namen des Thores von Kairo Soweile als Zavila, der Name des byzantinischen Kaisers Takafur statt Tekfur geschrieben wird; Rodosto heißt Tekfur thaghi und nicht Takafur thaghi. Der Anhang enthält schätzbare bibliographische und andere Excurse, zuerst über den angeblichen Jafii auf der k. Bibliothek, von welchem Rec. schon zehn Jahre vor Erscheinung des Werkes Hrn. Q.'s im LII. Bande dieser Jahrbücher dargethan, daß es nicht das Werk des Jafii seyn könne. Hr. Q. schließt seinen Aufsatz mit den Worten: **Mais quel était cet historien? Quel fut son** (aus Druckversehen doppelt son son) **nom, son pays? C'est un problème que je n'ai pu résoudre, et sur lequel je ne saurais même offrir une conjecture.** Rec. hat in einem an's Journal asiatique eingesandten Aufsatze aus der von Hrn. Q. in eben diesem Anhange gegebenen Lebensbeschreibung des Geschichtschreibers Aini dargethan, daß der angebliche Jafii ein Bruchstück eines der beyden großen universalhistorischen Werke Aini's sey, welches die neuere Geschichte, so wie das unter der Regierung Ahmed's I. auf Befehl des Großwesirs Ibrahimpascha von vierzig Gelehrten übersetzte Werk die ältere Geschichte enthält [1]). Ein höchst willkommenes biographisches Geschenk ist die Lebensbeschreibung Ibn Challikjan's, von welcher bisher nur sehr Weniges bekannt war, und die noch aus mehreren Stellen seiner Biographien, wo er von sich selbst spricht, vermehrt werden könnte. Der Name seiner Geburtsstadt ist Irbil nicht Arbel zu lesen, denn das Meraßid sagt ausdrücklich, daß der erste und dritte Buchstabe kesrirt, d. i. als i zu lesen ist. Motanebbi statt Motenebbi mag hingehen, wiewohl gar keine Ursache vorhanden, daß das Feth unterm N als E und oberm T, welches ebenfalls ein weicher Buchstabe, als A ausgesprochen werde; daß aber S. 187 gar noch Montanebbi geschrieben wird, ist vollends unverzeihlich. Höchst merkwürdig ist das im arabischen Text und Uebersetzung gegebene Schreiben Sultan Beibars an Bohemund; dann folgen Erklärungen einzelner Wörter, als: Babj, was nicht Portier, sondern Bedienter heiße; Harfusch, ein Mensch aus der Hefe des Volks; Halka, als das bewaffnete Gefolge des Fürsten; **la maison du prince ou roi**, welches Rec. bereits vor fünf und zwanzig Jahren in dem Werke über die Staatsverfassung und Staatsverwaltung des osmanischen Reichs (II. 246) erklärt hat, und darauf in der Anzeige von Wilken's Geschichte der Kreuzzüge [2]) mit Berichtigung von

---

[1]) Das letzte in der Samml. der orient. Hdschr des Rec.'en (Nr. 159).

[2]) Jahrb. der Lit. Bd. LX. S. 208.

dessen etymologischer Vermuthung zurückgekommen, so daß Hr. Q. mit Erwähnung seiner Vorgänger seine fünf Seiten füglich auf fünf Zeilen hätte einschmelzen können. S. 202 Nemdschet für Dolch bezieht sich auf den deutschen, d. i. norischen Stahl, von welchem Abulfeda sagt, daß daraus die Schwerter und Dolche der Könige verfertigt würden. Hierauf biographische Notizen über die arabischen Geschichtschreiber Hasan Ben Omar, gest. 779 (1377); Ahmed Ibn Hadschr Askalani, gest. 852 (1448); Bedreddin Mahmud el-Aini, den Verfasser des angeblichen Jafii der Pariser Bibliothek, gest. 855 (1451); dann schätzbare geographische und topographische Notizen über Ghasa und Hebron, die bekannter als die beyden folgenden Kakun und Dscheldschulia, dann über Arsuf und den Orontes, und endlich noch einige Zusätze und Verbesserungen, deren einer über Bathasa, in welchem Hr. Q. das italienische patascia, woher das franz. patache, auch hier nicht erkannt hat.

Das hier sowohl Gerügte als Gelobte genügt zur Würdigung der großen Wichtigkeit der verdienstvollen Arbeit Hrn. Q.'s, wofür ihm alle Orientalisten, Philologen und Geschichtforscher zu größtem Danke verbunden sind; zu großem aber auch dem Uebersetzungsausschusse der asiatischen Gesellschaft Großbrittaniens, durch dessen großmüthige Unterstützung dieses nützliche Werk zu Tage gefördert worden ist. Wir haben uns bloß an die Noten und Erläuterungen gehalten, weil dieselben das Vorzüglichste von Hrn. Q.'s Arbeit und von weit größerem Umfange, als der übersetzte Text; daß dieser von hohem Interesse und großer Wichtigkeit durch neue Aufschlüsse über die Geschichte der Sultane Mamluken und ihrer Verbindungen sowohl mit den Kreuzfahrern als mit den Mongolen, ist wohl kaum zu bemerken nöthig. Von den zwey Werken kolossalischer Gelehrsamkeit, mit welchen Hr. Q. in dieser Uebersicht auftritt, steht die Geschichte der Sultane Mamluken, der Größe des Formats und dem Glanze der äußeren Ausstattung nach zwar weit unter dem Prachtwerke (Nr. 4) der Geschichte Reschideddin's, womit das große Unternehmen der Collection orientale so glänzend eröffnet worden; aber an historischem Interesse sowohl als philologischem Gehalte dürfte die Geschichte der ägyptischen Sultane Mamluken leicht den Vorrang behaupten, weil sie, wenn (wie zu hoffen steht) vollendet, ein abgeschlossenes Ganzes bildet, indem das, was hier von der Geschichte Reschideddin's gegeben wird, doch immer nur ein Bruchstück des großen Werkes des großen Geschichtschreibers bleibt, welches ganz, und nicht auf diese Weise verstümmelt, hätte zu Tage gefördert werden sollen, wie

dieß mit dem Schahname geschieht. Auf eine höchst würdige und einfache Weise ist dem Prachtwerke statt einer Zueignung an den König, welcher seine Regierung wie durch so viele andere große Unternehmungen zu Nutzen der Literatur im Allgemeinen, insbesonders durch diese zu Gunsten der orientalischen verherrlicht hat, der Bericht des Siegelbewahrers, Justizministers mit der Bewilligung des Königs vorgesetzt. Die fünf Werke, deren Prachtausgabe vor der Hand bewilligt worden, sind bekanntermaßen: 1) Die Geschichte der Mongolen von Reschideddin (hier ist von keinem Auszuge und Bruchstücke die Rede); 2) die Sprichwörter Meidani's, welches Werk nach der in drey Bänden vorhandenen Ausgabe Hrn. Professor Freytag's wohl am überflüssigsten; 3) das Baagavata Purana; 4) das Schahname; 5) das Gesetzbuch Wachtang's V.. Von diesen fünf Werken gebührt die Krone unstreitig dem Schahname, und demselben, als dem größten Meisterwerke persischer Poesie, würde sich die Geschichte Reschideddin's als das Meisterwerk persischer Historie in dieser Prachtausgabe zur Seite stellen können, wenn dasselbe nicht unverantwortlicher Weise vom Anfang herein durch Weglassung der wichtigsten Theile, nämlich der Genealogie der mongolischen Stämme und der Geschichte Dschengischan's verstümmelt, und durch ein über allen Glauben gehendes Uebermaß von Noten und Erläuterungen entstellt worden wäre. Die Noten, welche in jedem Falle besser rückwärts besonders, als mit beständiger Unterbrechung des Textes gedruckt worden wären, wuchern in diesem Werke auf so unglaubliche Weise, daß dieselben das Sechsfache des Textes betragen. Der vorliegende, bereits vor sechs Jahren erschienene, erste Band besteht aus einer 175 Seiten starken Einleitung über das Leben und die Werke Reschideddin's, welche an Vollständigkeit und Genauigkeit nichts zu wünschen übrig läßt, dann aus 450 Seiten persischen Textes und französischer Uebersetzung, welche nur die Regierung Hulagu's umfassen. Wenn Hr. Q. die Regierung Dschengischan's aus dem Grunde wegließ, weil die Begebenheiten derselben größtentheils bekannt, so könnte mit eben so gutem Grunde auch die Regierung Hulaguchan's unübersetzt geblieben seyn, da in der bereits i. J. 1824 erschienenen ersten Ausgabe der Geschichte der Mongolen des Freyherrn von d'Ohsson die Geschichte Hulagu's eben so ausführlich als die Dschengischan's aus persischen Quellen, und namentlich aus Reschideddin, behandelt worden ist. Darüber, daß Hr. Q. Raschid-eldin statt Reschideddin schreibt, will Rec. kein Aufhebens machen, da man sich hoffentlich selbst zu Paris, seit der Gegenwart des osmanischen Botschafters, dessen Name in allen französischen Zeitschriften

nicht anders als Rechid lautet, überzeugt haben wird, daß Reschid [1]) ein anderer Name sey als Raschid; das L des Artikels hören zu lassen ist im Namen Reschideddin's so unstatthafter, als das Analogon im Namen Ssaladin's [2]) vorhanden. Da auch in der Geschichte Reschideddin's, so wie in der der Sultane Mamluken, und wie überhaupt in allen Werken Hrn. Q.'s die Noten das Hauptwerk und der herausgegebene Text nur Nebensache ist, so hält sich Rec. in dieser Anzeige um so mehr bloß an jene, als wider die Correctheit des persischen Textes sowohl als die Treue der Uebersetzung nichts einzuwenden, und der große historische Werth der Geschichte Reschideddin's selbst außer allen Zweifel gesetzt ist. Was Rec. schon bey Anzeige des Schahname über den Mißstand zur übrigen Pracht der einer nichts weniger als kalligraphischen Hand nachgestochenen orientalischen Titelschrift bemerkt hat, gilt auch hier, indem die Wörter Dschamiet-tewarich sowohl in der Rosette S. I als wieder S. 4 durchaus kein schöner orientalischer Zug, welcher doch mit leichter Mühe von einem Kalligraphen entweder aus Persien oder doch aus Konstantinopel zu erhalten gewesen wäre. Schon auf der ersten Seite der Geschichte erklärt eine lange Note die Wörter Mosewwede und Mobeijedhe als brouillon und mis au net, was doch allbekannt; eben so bekannt ist Urugh als das Herrscherhaus der Mongolen, und Chan, Chakan und Kaan, alle drey nur verschiedene Formen eines und desselben Wortes in verschiedener Abstufung. Die Erklärung der neun türkischen Wörter Il, Urugh, Ulus, Aimak, Otak, Aul, Jurt, Orda und Ordu, welche Rec. zu Ende des ersten Buches seiner Geschichte der goldenen Horde in Einem Paragraphe zusammengefaßt hat, ist hier zu seitenlangen Noten ausgesponnen; eben so finden sich die meisten der von Hrn. Q. erklärten mongolischen Wörter in dem Gedichte Purbeha Dschami's, welches im Anhange der Geschichte der goldenen Horde gegeben worden, dort kurz aus Waßaf's Glossar erklärt. Bulghak, was der Verfasser S. 26 mit trouble und tumulte erklärt, kömmt in der Geschichte der goldenen Horde S. 460 als Unheil und Bürgerkrieg vor. S. 28 fehlt bey der Erklärung des Wortes Redif sowohl die ursprüngliche Bedeutung aus

---

[1]) رشید و راشد, Reschid und Raschid, der Rechtliche und der Gerade, sind eben so verschieden, als Reschidi, der von Rosette aus Aegypten, und Raschidi, der von Raschidiji, einem Dorfe bey Bagdad, Gebürtige. Lobbol Lobbab S. 113 und 117.

[2]) Zusammengezogen aus Ssalaheddin und nicht Ssalaheldin.

dem Koran, als die jüngste, im osmanischen Reiche durchaus bekannte als Landwehr. S. 30 über Sahban Wail, den großen Redner der Beni Bahilet, gibt Saalebi's Werk der Wortbezüge im sechsten Hauptstücke nähere Auskunft, mit ein Paar Distichen desselben. S. 52 behauptet Hr. Q., der Völkername Chasledsch, welcher so häufig in geographischen und historischen Werken vorkömmt, sey eine Verstümmlung von Karlik, während derselbe doch nichts als eine Veränderung des Namens Challadsch (ursprünglich Kaladsch), so daß die Kaladsch, Challadsch, Chasledsch und Cholodsch ein und derselbe türkische Stamm [1]). S. 64 wird der Name des Dichters Anßari, welcher aus der Geschichte der schönen Redekünste Persiens bekannt, mit Recht als Onßori korrigirt. S. 73 sucht Hr. Q. das Wort Kelar, welches in Reschideddin bald mit den Baschkiren als ein Volk, bald in der Bedeutung von Fürst oder König vorkömmt, zu erläutern; er verwirft mit Recht die Erklärung Hrn. v. d'Ohsson's, daß es für Kiral stehe, und meint, daß es als Kniás zu lesen sey, wobey aber noch immer der Volksname unentziffert ist. In Reschideddin ist Kelar, wie dem Rec.'en Hr. Hoffekretär Freyh. v. Geringer bemerkt hat, wohl nichts anderes, als der verstümmelte Name Bela's, welcher sich, wie hier Kelar, auf eine Insel geflüchtet; aber wo Kelar als Volksname vorkömmt, glaubt Rec., daß es für Szekler stehe, welche auch bey Abulfeda mit den Magyaren zugleich im Lande derselben genannt sind. S. 89 wird das Wort Bilik als pensée, maxime, avis sage erklärt; in der Geschichte der goldenen Horde [2]). S. 94 Koma als Kebsweib ist bekannt. S. 98 Aghruk oder Oghruk, welches als Zelt oder Lager erklärt wird, heißt insgemein Gepäcke statt des heutigen Aghirlik (Waßaf's Glossar). S. 102 der Kopfputz der Mongolinnen Baghtak oder Boghtak, woraus die Missionäre botta gemacht, ist, wie es in der Geschichte der goldenen Horde (S. 44) gesagt worden, wahrscheinlich der Ursprung der venetianischen bauta. S. 103 eine Note über den Fluß Dschaghatu; dieß ist derselbe, welcher im Dschihannuma S. 388 durch Druckfehler als Nehr Dschift aufgeführt ist; dieser Druckfehler, welcher aus dem Dschihannuma in den Aufsatz über die Geographie Persiens [3]) übergegangen, wird mittelst dieser Note Hrn. Q.'s berichtigt. S. 105 Temadschamischi wird als Streit und Zank erklärt, und S. 20 Takischmischi als

[1]) Geschichte der goldenen Horde S. 17, 20, 419, 420, 480.

[2]) S. 192 und die Note S. 194, 200, 212, 240, 467.

[3]) Im VII. Bande dieser Jahrb. S. 239.

Aufwartung und Geschenke, so auch im Glossar Waßaf's und nach demselben in der Geschichte der goldenen Horde (S. 461) als Gnadenbezeigung. S. 108 Achtadschi ist richtig Stallknecht und S. 114 Bitekdschi Schreiber; aber ganz irrig spricht und schreibt Hr. Q. Bitketschi statt Bitekdschi; schon das neugriechische Wort Πιτακιον, welches in Ducange erklärt wird, hätte ihn die wahre Aussprache lehren sollen; zum Ueberflusse steht im dschaghataischen Glossar Apuschka, welches auch zu Paris befindlich, Bitik ausdrücklich als Brief und Schrift, und Bitikudschi als Schreiber oder Sekretär. Die geographische Note S. 116 setzt die Namen der Flüsse, zwischen denen Dschengischan geboren wurde, und den seiner Grabstätte zurecht. S. 122 eine neue Bestätigung aus arabischen Quellen, daß der Name der Assassinen verderbt aus Haschischin, d. i. die Kräutler, wie schon S. de Sacy dargethan; desto mehr ist sich zu wundern, daß nach dem bekannten Memoire des letzten über die Assassinen Andreossy in seinem Werke über den Bosporos den Namen der Assassinen vom türkischen Asasbaschi ableiten wollte. Alles, was in der Note über die Assassinen gesagt wird, ist eben so belehrend als der Text, von welchem Rec. im Journal asiatique schon früher aus der Handschrift der Hofbibliothek Kunde gegeben, und denselben zu seiner Geschichte der Ilchane benützt hat. Es ist Schade, daß Hr. Q sich nirgends die Mühe gegeben, die von Reschideddin sehr genau angegebenen Daten der Monats- und Wochentage nach der christlichen Zeitrechnung zu bestimmen, was in der Geschichte der Ilchane geschehen. S. 138 Teghar oder Taghar ist richtig als Mundvorrath und S. 139 Chik als Schlauch erklärt. Nach S. 145 scheint es, daß der Name des Assassinenschlosses Lemsir als Lembeser zu lesen sey; das Wort aber, welches Hr. Q. S. 144 richtiger Tesghu oder Teßku lesen zu müssen glaubt, ist richtiger Terghu oder Targhu, der Reiseproviant; dazu hätte bemerkt werden können, daß der Targhudschi, der Proviantirungskommissär, auch zugleich der Siegelbewahrer des Heeres war [1]). S. 142 Sijurghamischi ist in zu enger Bedeutung bloß als faveur, bienveillance erklärt, indem es insgemein Belohnung und Belehnung bedeutet, deren Insignien Sijurghal heißen [2]); richtig aber wird S. 148 Oldschamischi als homage und in der Geschichte der goldenen Horde [3]) als Aufwartung übersetzt. S. 152—165 eine zwölf Seiten lange

---

[1]) Geschichte der goldenen Horde S. 244 und 245.

[2]) Ebenda S. 461., 471, 497.

[3]) Ebenda S. 474.

Note über Löwen, Panther und Leoparden; der Tiger ist Bebr nicht Baber, der Panther Nimr nicht Nemr auszusprechen (s. Kamus); eben so Chuaresm und nicht Khawarizem; auch heißt die Dynastie in Chorasan Kert nicht Kurt; das Jerligh als Diplom ist allbekannt, und kömmt noch heute in der Eingangsformel türkischer Diplome vor. S. 184 — 200 eine durch sechzehn Seiten laufende Riesennote über das Wort Bachschi, welches Hr. Q. auch im *Κυξιμ Παξις* der Byzantiner finden will, bey welchen dieses Wort, wie aus den osmanischen Quellen erhellt, nur für Kasimbaschi verstümmelt ist; das Glossar Neili's zu Waßaf sowohl, als das dschaghataische Wörterbuch Apuschka erklären Bachschi nicht anders als Staatssekretär der Herrscher Turkistan's. Hr. Q. schreibt Kerdekouh statt Girdkuh, Kitoubouka statt Keitbuka und Djadjerem statt Dschadscherm, während im Meraßid die Vocale des letzten ausdrücklich angegeben sind *). S. 204 Hascher wird als synonym mit Soldat erklärt, vielleicht dasselbe mit dem deutschen Häscher. S. 217 Teschrif, wörtlich die Adelsverleihung, wird als gleichbedeutend mit Ehrenkleid erklärt, wobey zu bemerken gewesen wäre, daß der Ceremonienmeister auf arabisch Moscherrif, in der Türkey noch heute Teschrifatschi heißt. S. 220 schätzbare geographische und historische Auskünfte aus dem Modschmelet-tewarich über die Stadt Hamadan und ihre Umgebungen. S. 226 die beyden Wörter Senanthire und Edschamire werden als hommes turbulents erklärt, synonym mit Ewbasch und Eradschif. S. 240 das arabische Wort Haml, im Plural Humul, Last, entspricht ganz dem türkischen Juk, d. i. einer Summe von Hunderttausend. S. 241 — 247 wird in der Note herausgestellt, daß der bekannte Titel der alten persischen Könige Malca Iran ou Aniran, was S. de Sacy als König von Iran und Turan übersetzt hat, richtiger als König der Arier und Nichtarier, d. i. der Meder und Perser, zu übersetzen sey; daß Turan nichts anderes als Turkistan sey, hat Rec. längst gesagt, deßhalb von deutschen Recensenten mit Unrecht angegriffen. S. 252 wird das Wort Beden als courtine, Baschure als bastion erklärt. S. 256 die Abgabe Kuidschur als Herdengeld ist nichts anderes als das heutige türkische Kojun resmi, d. i. Hammelsteuer. S 260 Mutschilka, als acte oder écrit übersetzt, heißt eigentlich Urkunde; in Nasmisade's Glossar zu Maßaf als Hudschet temessük und Teskeret, d. i. gerichtliche Urkunde, Obligation oder Schein, erklärt. S. 267 eine durch vier Seiten

*) Rai sakinet.

laufende Note über die mongolische Wahrsagerkunde aus den Schulterblättern, welche auch in Hadschi Chalfa's Wörterbuch erklärt wird [1]). S. 272 eine eben so schätzbare Note über die Stadt Rei, als oben über die Stadt Hamadan; dafür ist zu bedauern, daß S. 281 die chronologische Angabe, wie alle übrigen, weder ausgerechnet, noch erklärt worden ist; es handelt sich doch um das höchst interessante Datum des Erscheinens der Mongolen vor Bagdad am siebenten des Monats Dschakschabath des Jahres Mughai, welches wenigstens mit dem Jahre der Schlange hätte übersetzt, so wie über die Monate des mongolischen Jahres einige Aufklärung hätte gegeben werden sollen. Der 11. Moharrem d. J. 656 d. H. entsprach dem 18. Jan. 1258. Alle diese Daten, welche Hr. Q. unausgerechnet gelassen, sind in der Geschichte der Ilchane ausgerechnet am Rande beygesetzt. S. 284 werden in einer durch acht Seiten laufenden Note verschiedene Kriegsmaschinen erklärt, als Debbabet, d. i. die Schildkröte, augenscheinlich von der römischen testudo hergenommen; Aarradet, eine Wurfmaschine; Dscherch, eine Armbrust; Semburek, eine Art von Bogen; Sitare, ein Palissadenwerk, das auch Dschifat heißt; Medfaa ist bekannt als Kanone, nicht so Mekhalet, welches Hr. Q. mit coulevrine übersetzt. S. 292 eine durch dritthalb Seiten laufende Note über das Wort Masinet, mit dem Vorworte: On me permettra, je crois, de placer ici une note qui aurait dû être insérée plus haut attendu qu'elle se rapporte à la page 248; diese Note ist wirklich, wie so viele andere, überflüssig, da das Wort Masinet (nicht mazinnet, wie Hr. Q. schreibt) als Ism mekjan, nämlich als der Ort, wo Verdacht gehegt wird, erklärt ist [2]). S. 307 Behadir oder Behadur, wie man in Indien ausspricht, ist als Ehrentitel von Kriegsobersten eben so bekannt, als das Wort Ssahib; der Polizeyvogt heißt eigentlich Schihne, Schehne ist, wie der türkische Kamus ausdrücklich sagt [3]), Vulgäraussprache. S. 309 Ewsan wird als Arbeiter und Handwerker erklärt; Keschik als Leibwache des Fürsten, in Nasmisade's Glossar Waßaf's als gleichbedeutend mit Halka. S. 316 eine schätzbare Note über den See von Ormia und seine Umgebung. Die folgende Note (S. 320) über den Werth des Balisches läßt denselben noch gänzlich in Zweifel. S. 328 eine geographische Note über Dschesiretol-Omar, und die darauf folgende über die Stadt Amid

[1]) Flügel S. 387.

[2]) Konstantinopolitaner Ausgabe III. 665.

[3]) III. 654.

das a'te Tigranocerte) gehaltvoll wie alle geographischen; nur ist S. 334 Ras al Koul in Resolghul, d. i. das Dämonenhaupt, zu verbessern. S. 337 Tura als eine Art Schild oder Schutzwehr (mantelet) erklärt. S. 354 eine durch fünf Seiten laufende Note über die in der mongolischen Geschichte so häufig vorkommende Sitte des Darbringens des Bechers bey der Thronbesteigung. S. 396 kömmt Hr. Q. auf seine schon oben als unrichtig gerügte Vorstellung zurück, daß Ambrahaare nicht wohlduftende sondern schwarze (!) Haare bedeute, da die graue Farbe der Ambra (Eschheb) im Gegensatze der schwarzen doch so häufig hervorgehoben wird. S. 406 die Etymologie des Wortes Kosak, welches ursprünglich nicht, wie gewöhnlich behauptet wird, einen Straßenräuber, sondern einen Parteygänger im Kriege bezeichnet, mit einer interessanten Notiz über die Kriege der Kosaken mit den Usbegen. S. 418 die fünfmalige Heermusik, das Attribut der Herrschermacht, heißt überall Nobet nicht naubah. Der Anhang enthält Zusätze in den Noten, wie das Wort Ustuchan und Aasm in dem Sinne von Aaßbet, d. i. Familie; Oltscha, Gefangener; Gewrenisch, das Zeichen der Huldigung; der Gebrauch des Wortes Kjaabetein (die beyden Fußknöchel) entspricht dem des deutschen Fersengeldes; über den Regenstein Dschede und das Regenmachen Dschedamischi sechs Folioblätter, jedes zu zwey Columnen, die Columne zu fünf und vierzig Zeilen, folglich mehr als tausend Zeilen über den einzigen Regenstein, und dennoch sind Hrn. Q. die in der Geschichte der goldenen Horde (S. 437), aus dem Chevalier de lion de l'histoire de Troye, aus Hartmann's Ritter Iwain und aus Zazichofen's Lanzelot de Lac angeführten Stellen, die sich auf Regen und Wettermachen beziehen, entgangen; dann eine eben so lange Note über das Land Schebankjare und die Herrscher desselben. Der Name der Stadt, welche Hr. Q. Abrekouh schreibt, ist Eberkuh, wie nicht nur das Lobbol-Lobab, sondern auch das zu Paris befindliche Meraßid ausweisen *). Ein Paar ähnliche Bemerkungen sind auch über die der Geschichte vorausgeschickte Lebensbeschreibung Reschideddin's nachzuholen. Die Note 168 bezieht sich auf eine Stelle der französischen Uebersetzung Abulghasi's, wo es heißt: ils vivent aux environs du lac Mohill, entre le Kitay et les Indes, en se dirigeant vers le sud. Hr. Q. sagt: er sey überzeugt, Karachathai sey als Karadschang und der angebliche See Mohill als Denif mohith, d. i. das Weltmeer, zu lesen; warum Hr. Q. in dem ein Jahr früher als sein

*) Bi fethi ewelibi wesanihi we suk junir-rai.

Werk erschienenen Originaltexte Abulghasi's nicht nachgesehen, oder warum er, wenn der türkische Abulghasi ihm, wie es scheint, erst später zu Handen gekommen seyn sollte, kein Wort hierüber in den Zusätzen zu den Noten gesagt, ist schwer zu erklären. Seine Vermuthung, daß der See Mohill aus dem Weltmeere Mohith-tengisi entstanden sey, ist richtig, aber nicht die über Karadschang, denn im Texte steht Chathai [1]). Die von Hrn. Q. geäußerte und dann im ersten Zusatze der Noten durch Hrn. Cor bestätigte Vermuthung, daß Müller's chinesische Geschichte, welche er dem Beidhawi zugeschrieben, nichts als ein Auszug aus der Geschichte Binaketi's sey, kann Rec. um so mehr als ganz richtig bestätigen, als er im Besitze der Geschichte Binaketi's [2]). Der persische Geschichtschreiber heißt Hafis Ebru nicht Abru; jenes ist der Name der Stadt und der Augenbraunen, dieses der des Gesichtsglanzes und der Ehre; jenes steht in den persischen Wörterbüchern unter dem Hemse (E), dieses unter dem Elif memdud (A). Das Wichtigste und Gewichtigste von Hrn. Q.'s Einleitung ist sein Urtheil über die historische Glaubwürdigkeit Reschideddin's als Quelle mongolischer Geschichte, indem er als Wesir an der Spitze aller Geschäfte, mit allen mongolischen Staatseinrichtungen auf das innigste vertraut, zum Behufe seines Werkes das Staatsarchiv der goldenen Urkunden (Altan defter) benützte. Reschideddin und die ihm fast gleichzeitigen persischen Geschichtschreiber Waßaf, Binaketi und Hamdallah Mostewfi sind daher Quellen von ganz anderem Belange und Gewichte, als die spätere, mit Fabeln aller Art vermischte, Daten verwirrende, höchst unkritische Geschichte Sanang Setzen's; Hr. Q. fällt hierüber ganz dasselbe Urtheil, was Rec. in seiner Geschichte der goldenen Horde ausgesprochen, indem er sagt: Les récits vagues, incomplets de l'annaliste mongol ne nous apprennent presque rien, et ne sauraient nullement être opposés aux narrations bien liées et pleines de faits que nous offrent Raschid-eldin et les historiens chinois. Eine durch sechs Seiten (133 — 138) laufende sehr interessante Note beschäftigt sich mit dem Papier und den verschiedenen Arten desselben; das Wort Kathaa wird in der Bedeutung von Papier oder eines Blattes Papiers erklärt, welches sonst Warak, Ssahife, und das Papier selbst Karthas (carta) und

[1]) Indostan birlen Chatainінun arasida we Mohith tengisininün jakasida bulur, p. 12.

[2]) Im Kataloge meiner Handschriften Nr. 195, wo irrig Binakiti oder Ferakiti statt Binaketi oder Finaketi gedruckt.

Kjaghaf oder Kjaghid heißt. Fadhl, der Sohn Jahja's der Barmegide, ließ der erste zu Bagdad Papier verfertigen; das Papier heißt auch Chandaris und Schadanik; zur Zeit der ägyptischen Sultane war die größte und schönste Sorte des Kanzleypapiers das von Bagdad, dann das von Syrien, welches dreyerley, erstens das von Hama, zweytens das von Damaskus, wovon das Blatt (sonst Farchat) Talha und das Buch (sonst Dest) Kjeffe hieß, drittens das feine für die Taubendepeschen (Warakol-bathaik); nach dem bagdadischen und syrischen Papier kam das ägyptische, welches zweyfach, erstens das große manßurische für die Diplome, wovon das Blatt Farchat, das Buch Dest, der Rieß Resmet hieß; ehemals hieß das Blatt Papier Thumar (noch heute heißt in der ganzen Türkey Thomar eine Rolle), der Brief hieß Derdsch; zweytens das Kanzleypapier, welches wieder von neunerley Art: 1) in seiner ganzen Größe hieß es eth-Thomar el-Kjamil, das vollkommene Rollenpapier (das engl. fullscape), der Bogen war anderthalb Ellen breit; zuerst i. J. 815 d. H. nach dem Muster des bagdadischen fabrizirt; 2) das unvollkommene, das Blatt um eine halbe Elle schmäler, worauf die Verträge (Ohud) und Staatsschreiben an Könige geschrieben wurden; 3) das mangelhafte (Nakiß), um vier Finger schmäler als das bagdadische; 4) Sulsi, nur zwey Drittel einer Elle breit, für die Belehnungsbriefe (Taklid) und die Diplome von Statthaltern (Menaschir); 5) das eine halbe Elle breite für die Bestallungsbriefe (Tefawif) und Begünstigungsbriefe oder Privilegien (Mesamih); 6) das eine Dritteelle breite für die Befehle; 7) das gewöhnliche Papier, nur eine Viertelelle breit, für die kleinen Ausfertigungen (Tewakii), Schwurformeln und Pässe; 8) das Depeschenpapier (Werakol-molathafat); 9) das feine Papier für die Taubendepeschen (Werakol-bathaik). Diese statistischen Kunden des Papiers unter der Herrschaft der Sultane Mamluken sind dem schon so oft erwähnten trefflichen Inscha entnommen, dessen Verfasser bisher ebenfalls eine unbekannte bibliographische Größe, welche aber Rec. nicht, wie den Verfasser des falschen Jafii, herauszubringen im Stande, da über die chronologischen Daten dieses Inscha nirgends das Geringste angegeben ist. Der hier zusammengedrängte Inhalt dieser Note ist allein hinlänglich zu zeigen, wie viel Belehrung aus Hrn. Q.'s Noten zu schöpfen, wenn dieselben auch meistentheils zu lang gerathen sind, und oft längst bekannte Dinge enthalten; so z. B. gleich die erste über das Wort Schathth, von dem es bekannt, daß es einen großen Fluß überhaupt, und insbesondere den Tigris bedeutet, jedoch mit dem

Beysatze Schaththol-árab [1]). Die zweyte, zwey Seiten lange Note betrifft die Wörter Aka, der ältere, und Ini, der jüngere Bruder, welche zusammengezogen als Akawin alle Prinzen des Hauses bedeuten mögen, wie Hr. Q. lehrt, wiewohl Akawin auch oft bloß für Akajan, d. i die älteren Prinzen des Hauses, zu stehen scheint; Rec. hat in seiner Geschichte der goldenen Horde Akawin stets bloß für die älteren Prinzen genommen, S. 227 aber in der Note die Erklärung Waßaf's beygefügt, daß Akawini sowohl die Oheime als Neffen bedeute, d. i. die älteren und jüngeren Prinzen des Hauses, wie Hr. Q. ganz richtig sagt [2]).

---

[1]) Ueber die Geograophie Persiens im achten Bande dieser Jahrbücher, S. 358 u. f.

[2]) S. 165: »Akawin, die älteren Prinzen des Hauses;« S. 192: »Akajan, die älteren Brüder;« S. 227: »die älteren Prinzen Akawin, die jüngeren Inan« u. s. w. Ungeachtet dieser so häufig in der Geschichte der goldenen Horde vorkommenden Erklärung des Wortes Aka, welches eins mit dem türkischen Aga, erlaubt sich der Anzeiger dieser Geschichte in den Berliner Jahrbüchern wissenschaftlicher Kritik (1841, Nr. 96 u. 97), Hr. Schott, nebst anderen Unwahrheiten die folgende Stelle: »S. 165 will Hr. »v H dem mongolischen Acha das türkische Agha substituiren, »weil doch die ganze Welt wisse (?), daß Agha ein rein türkisches »Wort sey Aber die ganze Welt weiß höchstens, daß es bey den »Osmanen vorkömmt und was es bey ihnen bedeutet; wogegen »Hr. v. H. selbst nicht zu wissen scheint, daß die Grundbedeutung »des Wortes keineswegs Herr, sondern älterer Bruder ist, im »Türkiichen wie im Mongolischen, wenn auch die Bedeutung »Herr sich begreiflicher Weise leicht daran knüpfte.« Außer der hier durch die Citationen bewiesenen Unwahrheit, daß ich nicht zu wissen scheine, daß die Grundbedeutung des Wortes Aka älterer Bruder sey, kömmt es auf die Frage an, ob Aka ursprünglich ein mongolisches oder türkisches, oder, wie Hr. Sch behauptet, bloß ein osmanisches Wort sey. Einen unumstößlichen Beweis dafür, daß Aga nicht ein neues osmanisches, sondern ein uraltes türkisches Wort ist, liefert das dschaghataische Wörterbuch Apuschka unter dem drey Seiten langen Artikel Aga mit Bezug auf Newaji's (Mir Alischir's) Werk: Mohakemetol-lughatein, d. i. der richterliche Spruch über die zwey Sprachen (türkisch und persisch), welches eines der neun und zwanzig dort mit ihren Titeln aufgeführten Werke Newaji's, aus welchem der Verfasser sein Wörterbuch zusammengetragen. Eine andere faktische Unwahrheit ist Hrn. Sch.'s Angabe, daß ich je Mutenebbi gegen Motanabbi in Schutz genommen; ich habe in meinem Leben nicht ein einziges Mal Mutenebbi, sondern immer Motenebbi geschrieben, wiewohl ich besser als Hr. Sch. weiß, daß man zu Konstantinopel Mutenebbi und Muhammed spricht. Auf gleiche faktische Unwahrheit stützt sich sein Ausspruch, »daß Hr. v. H. nie orientalischer Philologe gewesen ist.« Hr. Sch. wirft

Zu dem Foliobande des Riesenwerks Hrn. Q.'s über die Geschichte der Mongolen verhält sich der bescheidene Octavband des Obersten Miles (Nr. 45), wie zu der vollen, schweren Ladung eines Kamehls das kleine Ränzchen, welches demselben noch aufgebunden wird, und welches im Arabischen mit einem besonderen Worte, nämlich mit Ilawe bezeichnet wird. Dieses

mir vor, vom Dreyfuße aus zu entscheiden; den Dreyfuß nehme ich gerne an, nicht den pythischen, sondern den des arabischen Hausgeräthes, worauf der Beduine sein Essen kocht, über welchen Hr. Sch. die Sprichwörter Meidani's und den Kamus nachsehen kann, und mit welchem ich freylich besser bekannt als Hr. Sch.; dieser fällt in seiner Recension seine Aussprüche nicht von dem Dreyfuße der drey Sprachen (elsinei seleset), oder vom pythischen, sondern noch viel höher, vom höchsten Himmel (auf arabisch عرش); von daher spricht er den Machtspruch aus, »daß ich nie orientalischer Philologe gewesen.« Diesen Ausspruch von so hoher Autorität ausgegangen, würde ich ganz gewiß als ein Orakel (wenn nicht a priori, doch a posteriori) mit blinder Unterwürfigkeit hinnehmen, wenn es Hr. Sch. nicht für nöthig gefunden hätte, denselben mit dem folgenden Beweise beglaubigen zu wollen. »Wie leichtfertig Hr. v. H. mit Sprachen umgeht, er»gibt schon seine Erklärung von Erkene-kun durch Berggewölbe »der Kunen; hier supponirt er also einen nachgesetzten Genitiv, »der im Türkischen wie im Mongolischen ohne Beyspiel ist.« Hr. Sch. belehrt mich also, daß ich die Construction des türkischen Genitivs nicht kenne, und daß ein solcher nachgesetzter Genitiv im Türkischen ohne Beyspiel. So? Was sind denn alle mit Isafet konstruirten Genitive, die im Türkischen fast noch häufiger als die Construction des vorgesetzten? Was ist denn das Wort Seraske r anders, als eine Zusammenziehung statt Seriasker, eben so wie Serdefter, Serdesti, Serpendsche, Serkodsch, Serkjar, Serbogh, Dergjah u.s.w., wo überall das I des Isafet gerade so elidirt ist, wie in Erkenekun statt Erkenei Kun, d. i. das Berggewölbe der Kunen. Abulghasi erklärt Erkene als Berggewölbe und Kun ist der Name der Kunen, was kann also Erkene kun anders heißen, als das Berggewölbe der Kunen. Dazu ist zu bemerken, daß der Name Erkene sich eben sowohl in der türkischen Geographie (bey Adrianopel), als in Ungern (wo es mehr als ein Eörkény gibt) bis heutigen Tages erhalten. Hr. Sch. hat also seine Unwissenheit, daß Erkenekun eine hundertmal vorkommende Zusammenziehung statt Erkeneikun als den Beweis seines Ausspruchs aufgestellt, »daß Hr. v. H. nie orientalischer Philologe gewesen,« und hat dadurch, es ist ewig Schade, diesen Zweifel an seiner Infallibilität erregt. Der ganze Geist und Gehalt dieser Recension zeigt, daß zu Berlin in Hrn. Schott ein zweyter Hr. v. Diez erstanden, nur hat dieser nie zu so offenbaren Unwahrheiten, wie Hr. Schott, seine Zuflucht genommen. Quod non fecit Gothus, fecit Scottus.

Werk, dessen Titel Schedschretol-Elrak, d. i. der Stammbaum der Türken, im Grunde derselbe mit dem Schedschrei Türki, d. i. dem türkischen Stammbaume Abulghasi's, scheint, wie der Uebersetzer gleich Eingangs bemerkt, ein Auszug der auf Befehl Ulugbeg's zusammengetragenen mongolischen Geschichte zu seyn. Der Uebersetzer gibt den Titel derselben nicht an; derselbe heißt Tarichi tschehar ulus, d. i. die Geschichte der vier Uluse, und wirklich enthält das vorliegende schätzbare Compendium mongolischer Geschichte eine kurze Geschichte aller vier Uluse, welche Rec. noch zu seiner der Uluse Dschudschi und Tuli, d. i. der goldenen Horde und der Ilchane, benützen konnte. In dem Vorberichte wird nicht einmal gesagt, aus welcher Sprache das Buch übersetzt ist, wahrscheinlich aus dem Persischen; es ist zu bedauern, daß der Uebersetzer den Text abgekürzt, und daß er, statt sich der heute von den Orientalisten in England angenommenen vernünftigen Schreibweise orientalischer Namen zu fügen, noch die unsinnige englischer Orientalisten in Indien beybehalten hat, wodurch alle Namen so gräulich entstellt werden, daß selbst der Orientalist sie zu erkennen die größte Mühe hat; man urtheile aus dem Folgenden: Suklub für Saklab; Jideitáshe f. Dschede taschi (Regenstein); mukdumut-il-Jysh f. Mokaddemetol-dschisch, d. i. Vortrab; Aghooz f. Oghus; Kankuli f. Kankli; Kurlonk für Karlik; Arkuni Koon f. Erkenekun; Jullair f. Dschelair; Eroomjee f. Irimdschi; S. 125 Yullan Eel f. Jilan jil, unübersetzt das Schlangenjahr; ebenda Toosh-kan Cel f. Tawschan Jil, unübersetzt das Hasenjahr, und S. 186 Taosh Kan ebenfalls für Tawschan und S. 212 Toshkan; Turmuz f. Tirmes; Sirkhus f. Serchas; Kwaja f. Chodscha; Mullik f. Melik; Taas Goon gefehlt gelesen für Abisgun; S. 178 Yound Eel Toorki, unübersetzt das Pferdjahr; S. 183 Ood Eel f. Jil, unübersetzt das Ochsenjahr *); S. 198 Tunkoor Eel statt Tonus Jil, unübersetzt das Schweinsjahr; S. 200 Koork f Kuruk (Verbot); Aligh-Yoorut f. Ulugh Jurt; Areek Toka f. Arighbuka; Avirat f. Uirat; Chughtay f. Tschaghatai; Batwi f. Batu; Boorkeh f. Berke; Chaje Turkhao f. Hadschi Tarchan, d. i. Astrachan; Edul f. Etel, d. i. die Wolga; Seraie Huk f. Seraidschik; Ourung f. Usbeg; S. 232 Pars eel, unübersetzt als das Jahr des Leoparden; Pirowi f. Berdi; Churkus f. Chidhr; Mahummud f. Mohammed; Juhur Purdi f. Tschapar Berdi; Bishmoot

*) S. 183 als das J. 625 d. H. und S. 204 als das J. 626 d. H. angegeben.

f. Jaschmut; Tyubeen f. Tuktin; Kunooka f. Keitbuka; Zi Huj f. Silhidsche; Rubbiel-Avul f. Rebiulewwel; Yoogha f. Bugha; Ameer Bookai f. Emir Noghai; Jojivi f. Dschudschi; Suddur-ud-deen f. Ssadreddin; jad f. Dschaw, das Papiergeld; Turaghai f. Targhai; Akyooka f. Akbuka; Anjo f. Indschu, die Kammergüter; S. 250 purgho f. Jarghu, irrig übersetzt mit Kerker statt mit Gericht; Rudheed-ud-din f. Reschideddin; Mirh-Suffur f. Merdsch Ssafer, die bekannte Ebene bey Damaskus; Ookroom f. Efrem; Mysoor Ooglan f. Jesawer Oghlan; Muthuhur Hulubi f. Mottaher von Haleb; Schahzadi Gunjbek f. Schahsade Kundschuk; S. 296 Bamgan f. Muwatekjan; S. 298 und 319 Saki statt Sati, die bekannte Prinzessin, Tochter Oldschaitu's; Mutuni Mowakif f. Meteni Mewakif, das bekannte metaphysische Werk; Mullik Ghiausud-deen Koort f. Melik Ghajaseddin Kert, der bekannte Herrscher von Chorasan; S. 306 Julad f. Dschilaw; S. 316 Boo Toghluk f. Jul Toghluk; Asturabad f. Astrabad oder richtiger Jstrabad; S. 331 Kwajeh Yuhya Surabdar f. Chodscha Jahja Serbedar; S. 335 Awees f. Oweis; S. 342 Yoorut für das allbekannte Jurt; S. 356 Balighu f. Alghui; S. 360 Musaood f. Mesud; S. 362 yuzak f. Jesek; S. 366 Pyk f. Nitpai; Eel Khwajeh f. Ildschi kidai; S. 368 Kudaghi, the son of Toori, the son of Baikan f. Kadaghdi, der Sohn Buri's, des Sohnes Muwatekan's u. s. w. Man sieht hieraus, daß es sich nicht nur um irrige Aussprache und absonderliche Schreibweise, sondern auch um ganz falsche Lesart und Verstümmlung der Wörter handelt, so daß diese so treffliche Quelle für einen Geschichtforscher Nichtorientalisten, welcher die Namen nicht herzustellen weiß, durchaus von keinem Gebrauche; hie und da sind Widersprüche, welche vielleicht bloß der Nachläßigkeit des Abschreibers des Originals zuzuschreiben sind, welche vom Uebersetzer aber wenigstens hätten bemerkt werden sollen; so wird S. 376 Danischmendsche Chan ausdrücklich als ein Abkömmling Oghtai's und nicht Dschaghatai's aufgeführt, und S. 381 wird gesagt, daß er von Dschaghatai abstamme; S. 367 wird der Sohn Tewatschitschen's Kundschuk und S. 373 Kerdschuk (Kurjook) genannt. Das Interessanteste dieses Werkes sind die Nachrichten über den Ulus Dschaghatai, welche in anderen Quellen höchst sparsam fließen, und dessen in Waßaf nur gelegenheitlich der Kriege zwischen den Ilchanen und den Prinzen des Hauses Dschaghatai erwähnt wird; dann auch die Nachrichten über Karadschar Nujan, den Ahnherrn Timurleng's,

welcher hier als ein naher und einflußreicher Verwandter Dschengischan's erscheint, der nach Dschengischan's Tod den Ulus Dschaghatai in Ordnung hält, und die ihm angebotene Oberherrschaft verschmäht; endlich der mehr als einmal erwähnte und erneuerte Familienpact des Hauses Dschengischan's, wodurch die Herrschaft in der directen Linie befestigt worden.

Von der ägyptischen und mongolischen Geschichte kommen wir sogleich auf die osmanische; hier sind vor allen die unter Nr. 20 aufgeführten beyden türkischen Friedensverträge der Syarmater vom J. 1625 und der Szönyer vom J. 1627, beyde im türkischen, lateinischen und ungrischen Texte zu erwähnen, nicht nur an und für sich als höchst schätzbare Urkunden der osmanischen Geschichte, welche ihres türkischen Textes willen hieher gehören, sondern auch als ein Theil der von Hrn. Archivar von Gévay mit so vieler Aufopferung von Mühe und Geld unternommenen Sammlung der Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte der Verhältnisse zwischen Oesterreich, Ungern und der Pforte im XVI. und XVII. Jahrhunderte, wovon der erste Band bereits vollendet, und im verflossenen Jahre das erste 144 Seiten starke Heft des zweyten Bandes erschienen ist, welches die Gesandtschaft König Ferdinand's I. an Sultan Suleiman I. i. J. 1536 enthält. Auf den hohen historischen Werth dieser Urkundensammlung, durch welche so viele Lücken des diplomatischen Verkehrs zwischen Oesterreich und der Pforte ausgefüllt werden, haben bereits die Geschichtschreiber und Geschichtforscher des In- und Auslandes in literarischen Blättern aufmerksam gemacht; diesem eben so nützlichen als uneigennützigen Unternehmen ist rascher Fortschritt und größerer Absatz, besonders in Ungern, zu wünschen; die ungrischen Zeitschriften selbst klagen darüber, daß troß des durch die ungrische Gesellschaft genährten historischen Sinnes dieses rein historische, ins Tiefste der Verhältnisse Ungerns und der Türkey eingreifende Unternehmen so wenig Anklang gefunden, daß bis zum Jahre 1840 im ganzen Lande nur acht Exemplare abgesetzt worden. Die pragmatische Sammlung dieser diplomatischen Urkunden, welche so vielen neuen Aufschluß über die Geschichte der ungrischen Türkenkriege und Friedensschlüsse geben, hat doch ganz anderen historischen Werth, als so viele Hypothesen und Träumereyen über den Ursprung der Magyaren, über welchen, außer den Vermuthungen, welche auf der nächsten Verwandtschaft der magyarischen Sprachen mit den finnischen fußen, schwerlich je eine auf historische Thatsachen gegründete Ansicht zu Tage gefördert werden kann, da alle bisher bekannten Quellen orientalischer Geschichte, und selbst die Untersuchungen Csóma's,

hierüber zu keinem historischen Resultate geführt haben. Wenn Abulghasi und andere morgenländische Geschichtschreiber und Geographen die Magyaren bloß als einen Stamm der Türken kennen, und neuere ungrische Geschichtforscher die Magyaren zu Persern oder gar zu Philistern machen wollen, so blüht aus diesen gehaltlosen Hypothesen, welche allen historischen Grundes entbehren, der Geschichte kein ersprießlicher Nutzen, während derselben in dieser Urkundensammlung eine reiche Garbe von Thatsachen und pragmatischen Kenntnissen reift.

Ein Jahrhundert früher, als die Friedensschlüsse von Gyarmath und Szöny, erhob sich an der nördlichen Küste Afrika's das Korsarenreich der Barbaresken, die dreyköpfige Hydra von Algier, Tunis und Tripolis, welche drey Jahrhunderte lang zum Verderben der mittelländischen Seeküsten und zum Spotte der christlichen Seemächte ungezähmt auf der afrikanischen Nordküste gewüthet, bis Frankreich durch die Eroberung Algiers dieses Raubnest zerstört, und die beyden anderen durch die Furcht gleichen Schicksals für die Zukunft unschädlich gemacht. Bey dem großen und allgemeinen europäischen und christlichen Interesse und dem besonderen französischen der Eroberung Algiers war es natürlich, daß unter den vielen über Algier und seine Colonisirung in Frankreich erschienenen Schriften sich der Blick der Geschichtforscher auch der älteren Geschichte des Ursprungs und der Gründung des Raubstaates zuwandte, und dieser historischen Richtung dankt Nr. 34, nämlich die aus einer arabischen Handschrift der königl. Bibliothek zu Paris übersetzte Geschichte Barbarossa's, ihre Erscheinung. Das dem ersten Theile vorgesetzte Porträt von Urudsch, dem älteren Bruder Chaireddin's, d. i. Barbarossa's, ist dem von Paul Giovio gegebenen nachgestochen, dessen Originalgemälde Rec. noch vor drey Jahren zu Como in dem Pallaste des erlauchten Erben des Namens Giovio mit den Originalgemälden aller anderen von Paul Giovio gegebenen Porträte zu betrachten das Vergnügen gehabt. Außerdem, daß die vielfältigen Verbindungen Paul Giovio's mit Malern in der Türkey die Aechtheit dieses Porträts kaum bezweifeln lassen, so spricht für dieselbe noch der ganze Charakter und Gesichtsausdruck, und nur die Krone, welche die Mütze des Turbans umgibt, ist augenscheinlich ein Zusatz des Malers; dieselbe befindet sich nicht auf dem dem zweyten Bande vorgesetzten Porträte Chaireddin's, welchem noch mehr, als dem seines Bruders, der Stämpel der Wahrheit aufgedrückt ist; ganz apokryph hingegen ist die auf dem Titelblatte des ersten und zweyten Bandes befindliche Medaille Chaireddin's, welche, eine augenscheinliche Fälschung neuer italienischer Falschmünzer, gewiß nie einen anderen Cours gehabt,

als in den Kabinetten der damit betrogenen Liebhaber; die Legende Chairadin statt Chaireddin ist augenscheinlich der europäischen Verstümmlung des Namens nachgebildet, und im Worte Dschesair ist das Elif durch die Unwissenheit des Stechers versetzt, so daß Dschesira statt Dschesair zu lesen ist. Diese gefälschte Münze wäre besser ungestochen geblieben. Die arabische Handschrift, aus welcher die Uebersetzung verfertigt worden, ist im Grunde nur eine verschiedene Ausgabe der Denkwürdigkeiten Chaireddin's, welche von demselben auf Befehl Suleiman's dem Tschausch Sinan in die Feder gegeben worden, und wovon die zwey türkischen Ausgaben ihrem wesentlichen Inhalte nach vom Rec.'en in der Geschichte des osmanischen Reichs benützt worden sind. Drey Viertel des zweyten Bandes des vorliegenden Werkes enthalten schätzbare Noten und Aufklärungen, besonders über Karl's V. Feldzug wider Algier, und Bemerkungen über den Hafen der Stadt.

Ein vortrefflicher Beytrag zur Vervollkommnung osmanischer Geschichte ist (Nr. 39) die Geschichte Jemen's unter Hasanpascha, welche sich an die von S. de Sacy in den Notices et extraits bekannt gemachten und vom Rec.'en in der Geschichte des osmanischen Reichs benützten Quellen anschließt, und den Verfasser, Hrn. Rutgens, in den Stand gesetzt hat, ein Paar Namensverwechslungen der vom Rec.'en benützten Quellen in der Vorrede zu berichtigen. Wider diese will Rec. die von ihm benützten Quellen nicht in Schutz nehmen, wohl aber sein auf ihre Darstellung gegründetes Urtheil von der Tyranney Hasanpascha's, welchen Hr. R. als einen gerechten und rechtlichen Statthalter auf die Worte seines Lobredners darzustellen bemüht ist. Die vom Rec.'en in seiner Geschichte des osmanischen Reichs in der Darstellung der Verwaltung Hasanpascha's benützten Quellen sind drey der gründlichsten und glaubwürdigsten der osmanischen Geschichte, nämlich die Werke Aali's, Selaniki's und des Mufti Abdol Aasis Kara Tschelebisade, welche sowohl IV. 167, als an anderen Stellen angeführt sind; wenn diese den Geist der Regierung Hasanpascha's als einen tyrannischen und der Herrschaft der Osmanen in Jemen zuletzt verderblichen bezeichnen, so hat ihr historisches Urtheil wohl größeres Gewicht, als das unbedingte Lob, welches der arabische Verfasser des vorliegenden Werkes seinem Herrn, bey dem er vermuthlich als Sekretär in Diensten stand, oder demselben auf irgend eine andere Weise als Klient angehörte, ertheilt. Da der Text nicht mit beygegeben worden, so haben wir kein Urtheil über die Richtigkeit der Uebersetzung, die wir deßhalb aber nicht im geringsten bezweifeln. Die in sieben Hauptstücken behandelte

Geschichte umfaßt nur den Zeitraum von fünf Jahren, 1580 — 1585, was die Hälfte des vorliegenden Werkes; die andere Hälfte enthält schätzbare historische Erläuterungen und ein geographisches Verzeichniß von achtzig Ortsnamen, wozu dem Verfasser die vier vollgültigen geographischen Quellen, das kleine Moaadschem, das Moschterik, das Meraßid und das Verzeichniß der Berge und Wasser, offen standen. Die Rechtschreibung der eigenen Namen ist fast durchaus correct, und nur hie und da fällt der Verfasser noch in Inconsequenzen, indem er z. B. Scharafeddin statt Scherefeddin, Schams statt Schems, Caucab statt Kewkeb, Djafar staat Dschaafer und Jeman statt Jemen schreibt. Es ist nicht der geringste Grund vorhanden, das Feth des letzten Wortes auf dem zweyten Buchstaben anders als auf dem ersten, hier a und dort e, auszusprechen, und z. B. Moajjed statt Moeijjed zu schreiben; auch schreibt er noch nach der alten Unart, von welcher selbst die französischen Orientalisten (durch Fresnel belehrt) größtentheils zurückgekommen sind, das Kesr in einigen Stellen e statt i, wie z. B. Aamer statt Aamir, Selah statt Silah u. s. w., während er doch richtig Miftah nicht Meftah schreibt; dafür aber schreibt er der erste aller Orientalisten (wie Rec. glaubt) den Namen der Königin von Saba, welche vom Herbelot an bis zum Verfasser des Schirin nie anders als Balkis geschrieben worden, richtig Bilkis, hier das Kesr mit i wiedergebend. Die erste Erläuterung gibt umständliche Nachricht über die Seidije, mit der richtigen Bemerkung, daß die Hauptabtheilung der Schii nicht zu vermengen mit dem gleichnamigen Zweige der Ibadhije, deren Stifter von Makrisi Seid B. Oneise genannt wird, so daß das in der encyklopädischen Uebersicht aus dem Dürr gegebene Ben Ebinet wahrscheinlich ein Irrthum. Den Vater der Bilkis nennt Ibn Koteibe Hedad Ben Schorahbil, so daß sowohl Hedhad als Hud orthographischer Irrthum; so scheint auch Su Chaden bloß irrige Schreibart für Su Dscheden, da nirgends, selbst nicht im Aghani, ein Su Chaden, sondern nur Su Dscheden vorkömmt. Die wahre Bedeutung mehrerer in Wörterbüchern nicht vorkommender Wörter, wie z. B. Dschamekije (ursprünglich Dschamegije) für Sold, Somath für Gastmahl, Thorret für Tughra, Bondokijat für Flinten, Sarbathanat (ursprünglich Blasrohr) für Kanone hat der Verfasser ganz richtig bestimmt. Aus der im arabischen Texte mitgetheilten Stelle über das Schloß Modaa lernen wir eine von Hadschi Chalfa nicht gekannte Geschichte der Ejubiden kennen, welches den Titel des kostbaren Juwelenknoten in den Kunden der ghu-

fischen Könige in Jemen führt. Ueber das Wort Modewwen, welches eigentlich nur von den in einem Diwan gesammelten Gedichten gebraucht wird, bemerkt Hr. R., daß es synonym mit dem vorhergehenden Meschhur seyn müsse. Rec. kann hier Hrn. R. zur richtigen Bestimmung der Bedeutung dieses Wortes verhelfen; es heißt nicht so viel als berühmt, sondern beträchtlich; in den auf der kaiserl. Hofbibliothek befindlichen Katalogen der konstantinopolitanischen Bibliotheken befindet sich mehr als einmal der Zusatz: Mudewwen deil, d. i. es ist nicht sehr beträchtlich, es ist nicht sehr groß Zum Worte Disdar (S. 163) bemerkt der Verfasser: es stünde nicht in den Wörterbüchern, und setzt hinzu: Unico ergo Hammeri testimonio versionem nostram confirmavisse sufficiat; das erste ist nicht richtig, und Rec. hat nie auf seine Faust, sondern nur nach Quellen die Bedeutung von Wörtern bestimmt; so findet sich denn auch Disdar als Festungsbefehlshaber umständlich erklärt im pers. Wörterbuche Ferhengi Schuuri (I. Bl. 436), mit dem folgenden wortspielenden Distichon des Dichters Ebu Said von Herat:

si disdari disi düsdid düsdi
si hei düsdi ki dis düsded si disdar.

Hier ist ein fünffaches Wortspiel zwischen dis das Schloß, disdar der Schloßbefehlshaber, des der Pallast, düsd Dieb und düsdi Diebstahl; der Vers heißt:

Vom Schloßbefehlshaber hat ein Schloß gestohlen ein Dieb.
Hey! welch' ein Dieb, der ein Schloß gestohlen vom Schloßbefehlshaber!

Es ist zu bedauern, daß ein so gründliches und schätzbares gelehrtes Werk eines zum nützlichen Gebrauche unentbehrlichen Sach- und Namenregisters entbehrt.

Die jüngste Periode orientalischer Geschichte, worüber zwey *) in den letztverflossenen fünf Jahren erschienene Werke vorliegen, ist die des französischen Feldzuges in Aegypten. Beyde diese Werke sind aus dem Arabischen übersetzt; das eine das

*) Das eine (Nr. 61) von Degranges; das zweyte, ein Jahr früher erschienene, kannte Ref. bey der Abfassung des Verzeichnisses der hier angezeigten Werke noch nicht, und trägt daher hier den vollständigen Titel desselben nach: Journal d'Abdurrahman Gabarti pendant l'occupation française en Egypte, suivi d'un précis de la même campagne par Mou'allem Nicolas el-Turki, traduits de l'arabe par Alexandre Cardin, drogman-Chancelier du consulat général de France en Egypte. Paris 1838. 256 S. Dann Expédition française en Egypte. 69 S. Octav.

Tagebuch Abderrahman Gabarti's, übersetzt vom Kanzler Dolmetsch des französischen Generalkonsulats in Aegypten, Hrn. Cardin, Enkel des berühmten Orientalisten Cardonne, welcher schon früher durch einige im Journal asiatique (1834 und 1837) aus dem Romane Antar gegebene Auszüge vortheilhaft bekannt; als Orientalist in die Fußstapfen seines Großvaters getreten. Der Scheich Gabarti (richtiger Dschebreti), eines der gebildetsten Mitglieder des Diwans von Kairo während der Besitznahme der Franzosen, führte ein ordentliches Tagebuch, welches besonders wegen der demselben eingeschalteten Schreiben und Proclamationen Bonaparte's an den Diwan und die Bewohner Aegyptens höchst merkwürdig; mehrere derselben sind wohl aus dem Moniteur, nicht nur aus dem von Paris, sondern auch aus dem von Kairo bekannt, jedoch nicht alle, und selbst die bekannten nicht so vollständig. Dieses Tagebuch wurde auf Befehl Sultan Selim's III. vom Protomedikus Behdschet im i. J. 1222 (1807) ins Türkische übersetzt; ein Exemplar dieser türkischen Uebersetzung befindet sich auf der kaiserl. Hofbibliothek aus der Sammlung des Rec.'en [1]). Diese Abschrift setzt uns sogleich in den Stand, die französische Uebersetzung des Titels: Délivrance de l'Egypte par la sortie de la nation française, dahin zu berichtigen, daß derselbe: Gegenstand der Heiligung durch den Auszug des Volkes der Franzosen [2]) lautet. Der Uebersetzung des Tagebuchs Dschebreti's hat Hr. C. einen Auszug der Geschichte des französischen Feldzugs in Aegypten von Moallim Nikula et-Türki, d. i. Nikola's des Türken, angehängt. Ein Jahr später, als dieser Auszug erschien, veröffentlichte Hr. Desgranges der Aeltere diese Geschichte des Nikola, wovon Hr. C. nur einen Auszug gegeben, im arabischen Texte und in der französischen Uebersetzung. In dem Vorberichte gibt er über den Verfasser, den er Nakula nennt, Auskunft; er war ein Grieche des unirten Ritus, i. J. 1763 zu Deirol-kamr am Libanon geboren, wo er i. J. 1828 starb; seine Familie war von Konstantinopel, wie er selbst in seinem, zum Preise Bonaparte's verfertigten arabischen Gedichte sagt, welches Hr. Marcel in französischer Uebersetzung mit einem lithographirten Facsimile des Originals herausgegeben. Der Verfasser des Tagebuchs Abderrahman Dschebreti (in Aegypten Gabarti ausgesprochen) war zu Kairo i. J. 1756 geboren, und starb dort drey Jahre früher als Nikola, i. J. 1240 (1825), jener 69, dieser 65 alt. Wir haben hier also zwey

---

[1]) Gesch. des osm. Reichs, IX. Bd. S. 237. Nr. 109.

[2]) Masher et-takdis bi churudschi taifet el Fransis.

arabische Berichte über die französische Eroberung Aegyptens, den einen aus der Feder eines Griechen Katholiken, den anderen aus der eines Arabers Moslims, jener ein Kundiger und rühriger Kundschafter und Bobachter Emir Beschir's, des Fürsten der Drusen, dieser einer der angesehensten Scheiche Kairo's in dem von Bonaparte als oberste Verwaltungsbehörde des Landes eingesetzten Diwan verwendet, beyde wohlunterrichtete Geschäftsleute, beyde in der schönsten Periode des männlichen Alters, in den Vierzigern, als sie als Augenzeugen dieser größten Begebenheit ihrer Zeit ihren Bericht hierüber zu Papier brachten. Die Eroberung Aegyptens und die Räumung desselben durch die Franzosen fällt in die vier letzten Jahre des verflossenen und in das erste des laufenden Jahrhunderts, und steht also an der Ausgangs- und Eingangsschwelle zweyer Jahrhunderte als ein großer Januskopf der Kriegsgeschichte Europa's und Afrika's. Der entscheidende Einfluß, womit Bonaparte's ägyptische Expedition in die Begebenheiten des verflossenen und des gegenwärtigen Jahrhunderts eingriff, womit dieselbe auf Afrika und Asien, und dann wieder zurück nach Frankreich und Europa eingewirkt, rief die großen französischen Werke hervor, in denen die Geschichte und wissenschaftlichen Resultate dieser vorübergehenden Eroberung aufbewahrt sind, nämlich die zwölf Foliobände der Description de l'Egypte [1]) und die zehn Octavbände der ägyptischen Kriegsgeschichte, deren Verfasser ausgezeichnete Offiziere des französischen Heeres [2]), selbst historische Personen dieses Feldzugs und desselben großer Theil. Außer dieser höchst ausführlichen Kriegsgeschichte besteht über den brittischen Feldzug, welcher die Räumung Aegyptens zur Folge hatte, wohl noch Wilson's Werk und dann das Reynier's: Ueber Aegypten nach der Schlacht von Helliopolis, welche beyde aber nur theilweise Epochen dieses ägyptischen Feldzugs berühren, und sich nicht, wie Nakula's und Dschebreti's Tagebuch, über die ganze Geschichte des Feldzugs verbreiten. Da die französische ausführliche Geschichte des französischen Feldzugs in Aegypten ohnedieß in diesen Jahrbüchern nicht angezeigt worden, so wird es sich so mehr der Mühe lohnen, die beyden arabischen Berichte

---

[1]) Im LVI. und LVII. Bande dieser Jahrbücher angezeigt.

[2]) Histoire scientifique et militaire de l'expédition française en Egypte précédée d'une introduction présentant le tableau de l'Egypte ancienne et moderne, depuis les Pharaons jusqu'aux successeurs d'Ali-Bey; et suivie du récit des événemens survenus en ce pays depuis le départ des Français et sous le règne de Mohammed-Ali d'après les mémoires, matériaux et documens inédits. Paris 1830 — 1836. Octav.

sowohl mit dem französischen Werke als mit dem Wilson's zu vergleichen, und das Abweichende von beyden hervorzuheben. Rec. fühlt sich hiezu um so mehr berufen, als er im letzten Jahre des verflossenen Jahrhunderts auf dem »Tiger,« dem Kriegsschiffe des brittischen Commodore Sir Sidney Smith, vor Alexandrien gekreuzt, und im ersten Jahre dieses Jahrhunderts dem zur Befreyung Aegyptens unternommenen englisch-türkischen Feldzuge als Augenzeuge beygewohnt hat. Die Handschrift der türkischen Uebersetzung von Dschebreti's Bericht befindet sich zu Paris in der Bibliothek des Kriegsarchivs, und die Herausgeber der großen Geschichte der französischen Expedition erwähnen dieses Werkes [1]), jedoch auf eine Weise, welche beym ersten Anblicke (so sehr sind die Namen verstümmelt) Zweifel erregt, ob es wohl eines und dasselbe; denn der Verfasser (Abderrahman Ben Hasan Dschebreti) [2]) heißt in der Kriegsgeschichte Abderrahman fils du défunt cheyk Hussein-Djérébeki, und der Vorsteher der Scherife, wovon in der ausgezogenen Stelle die Rede ist, wird hier Séïd-Kamer-Effendi genannt, während er vom Uebersetzer des ganzen Berichts Dschebreti's (p 11) Seid-Eumer-Effendi geschrieben wird, in der That aber Seid Omer heißt. Der Bericht des Scheichs Dschebreti und des Griechen Nikolas ergänzen einander, und den der französischen Kriegsgeschichte gegenseitig auf die auffallendste Weise. Hier folgen die Belege davon. Die Kriegsgeschichte, von welcher die größte, von den Herausgebern versprochene Vollständigkeit zu erwarten gewesen wäre, gibt (III. 150) Bonaparte's gleich nach der Landung zu Alexandria verbreitete Proclamation; diese fehlt in Cardin's Uebersetzung ganz und gar, wiewohl sie sich in der auf der kaiserl Hofbibliothek befindlichen Handschrift Dschebreti's (Bl. 7) befindet). Aber auch in der Kriegsgeschichte ist das Wesentlichste derselben überschlagen worden, dort heißt es am Ende: Suivaient quelques dispositions pour la soumission des villages que l'armée devait traverser, et pour le séquestre que les cheyks, sous leur propre responsabilité, devaient mettre sur le biens appartenant aux Mamlouks. Diese hier ausgelassenen Anordnungen der von Cardin ganz mit Stillschweigen übergangenen Proclamation finden sich in der von Nikula (S. 21) gegebenen vollständigen Uebersetzung derselben:

---

[1]) Tom. III. p, 189.

[2]) In Lane's Werk über Aegypten wird der Scheich Abderrahman Dschebarti als der Verfasser einer neuen Geschichte Aegyptens vom Beginne des zwölften Jahrhunderts der Hidschret aufgeführt. Jahrb. der Lit. Bd. LXXXI. S. 77.

1) »Alle Dörfer auf drey Stunden in der Runde der Straße des »französischen Heeres werden Commissäre an den General en »Chef schicken, um ihn in Kenntniß zu setzen, daß sie die weiße, »rothe und blaue französische Fahne aufgepflanzt; 2) alle Dör»fer, welche die Waffen wider das französische Heer ergreifen, »werden verbrannt werden; 3) alle dem französischen Heere un»terworfenen Dörfer werden die französische Fahne und die des »osmanischen Sultans (dessen Tage Gott verlängern wolle!) auf»pflanzen; 4) in allen Landschaften werden die Scheiche die Gü»ter, Häuser und alles Eigenthum der Mamluken in Beschlag »nehmen, und die größte Sorge tragen, daß nichts beseitigt »werde.« Warum haben die Herausgeber der französischen Kriegsgeschichte diese vier wichtigen Artikel unterdrückt? warum haben sie diesem ersten und so wichtigen Aktenstücke der französischen Unternehmung das Datum nicht beygesetzt? Ist in historischen Urkunden das Datum vielleicht auch so gleichgültig, wie die Anordnung von Dörferverbrennung? Das Datum findet sich bey Nikula, der 23. Messidor, d. i. in den letzten Tagen des Moharrem des Jahres 1213; im arabischen Original der Handschrift der Hofbibliothek (Bl. 9) der 13. Messidor; daß das letzte das richtige Datum, erhellt daraus, weil der erste Moharrem dem 15. Junius entspricht, und nur der 13 Junius noch in die letzten Tage des Moharrem, der 23ste aber schon in den Ssafer fällt. Hier ist also ein Beweis, daß auch den Angaben Nikula's nicht ohne vorhergehende Kritik zu trauen. Die Uebersetzung ist in der Kriegsgeschichte und bey Nikula dem Sinne, aber nicht dem Ausdrucke nach dieselbe; zum Beyspiele diene hier ein einziger Satz in den beyden französischen Uebersetzungen mit der deutschen wörtlichen und mit dem arabischen Texte aus der Handschrift der Hofbibliothek verglichen. In der französischen Kriegsgeschichte (S. 150): Peuples de l'Egypte, on vous dira que je viens pour détruire votre religion; ne le croyez pas: répondez que je viens vous restituer vos droits, punir les usurpateurs, et que je respecte plus que les Mamlouks, Dieu, son prophète, et le Koran. Bey Nikula (S. 21): Egyptiens! on vous dira que je viens ici avec l'intention de détruire votre religion; c'est un mensonge évident, ne le croyez pas: répondez aux imposteurs que je suis venu vers vous pour vous restituer vos droits envahis par des usurpateurs, que j'adore Dieu plus que ne le font les Mamlouks, et que je respecte le prophète Mahomet et l'admirable Coran. Wörtlich nach dem arabischen Texte:

»O ihr Aegypter! sie werden euch sagen, daß ich hier mich niedergelassen, eure Religion zu zerstören; dieß ist offenbare Lüge, haltet sie

nicht für wahr, und sagt den Verleumdern, daß ich nur gekommen, um zu retten euer Recht aus den Händen der Dränger, und daß ich Gott dem Allmächtigen mehr diene als die Mamlouken, und daß ich verehre den Propheten Mohammed und den großen Koran.«

Aus der Vergleichung sieht man, daß die Uebersetzung von Degranges treuer als die französische der Kriegsgeschichte, in welcher die offenbare Lüge und die Verleumder (Moftirin) fehlen. Sonderbar ist's, daß in Nikula's Uebersetzung seine eigene Ode zum Lobe Bonaparte's fehlt, welche nicht nur in der französischen Kriegsgeschichte (III. 221), sondern auch in den französischen Memoiren über Aegypten [1]), und dort mit dem arabischen Texte in der Aussprache gegeben ist. Da der Verfasser sowohl in der französischen Kriegsgeschichte als in den Memoires nicht anders als Niqoula geschrieben wird, was die gewöhnliche arabische und türkische Benennung für Nikolas, so ist nicht abzusehen, warum Hr. D. den Namen Nikolas noch weiters in Nakoula verändert hat. Der berühmte Platz zu Kairo, Ezbèkié, heißt im Originale durchaus nicht anders als Usbekije (S. 18), d. i. der Usbegische, von Usbeg, dem Herrscher Kipdschaks. Auch ist auf derselben Seite der Journalführer Rusnamedschi in Roumzamédji verstümmelt. Die erste Zusammensetzung des Diwans war aus sieben Mitgliedern, welchem ein anderer aus sieben Kaufleuten zusammengesetzter Rath zur Seite stand [2]). Die Zahl sieben fand sich schon als eine in die Staatsverwaltung eingreifende in den sieben Odschak, d. i. in den sieben Körpern türkischer Miliz in Aegypten vor; später bestand der Diwan aus zehn Mitgliedern. Nach dem usbekischen Platz ist zu Kairo nichts so berühmt als die Moschee Eshher [3]), d. i. die Blühendste, welche der Uebersetzer Dschebreti's (S. 21) Azhary schreibt, und welche in der Geschichte des französischen Feldzugs von Louis Reybaud [4]) èl-Azhar lautet, und ganz unrichtig mit des Fleurs übersetzt wird. Nikula gibt das weder bey Dschebreti noch in der französischen Kriegsgeschichte gegebene merkwürdige Schreiben an die Bewohner Aegyptens, welches Bonaparte den Scheichen Kairo's in die Feder gab; darin befindet sich die folgende, eben so historisch als politisch erbauliche

1) Mémoires sur l'Egypte publiés pendant les campagnes du Général Bonaparte dans les années VI et VII. Paris an VIII. I. Bd. S. 122.

2) Nikula S. 37.

3) ازهر nicht زهار

4) II. 139.

Stelle über die Franzosen und Russen: »Nous vous annonçons aussi que les Français se sont distingués d'une manière particulière, entre toutes les nations européennes, par leur constante amitié envers les musulmans; ils aiment l'islamisme et détestent ceux qui donnent des associés à Dieu, ainsi que leurs croyances. Ils sont remplis d'un sincère attachement pour notre seigneur le sultan; font des voeux pour le voir victorieux, et sont toujours prêts à lui donner des marques d'attachement et à venir à son secours. Amis de ceux qui l'aiment, ils haïssent ses ennemis. C'est ainsi qu'une violente inimitié règne entre eux et les Russes, à cause de la haine que ces derniers portent à l'islamisme et à ceux qui n'adorent qu'un seul Dieu« u. s. w. Der Grieche Barthelemy, der ehemalige Flaschenverkäufer und nachmalige Portier Elfibeg's, spielt eine große Rolle in der französischen Kriegsgeschichte [1]); Dschebreti nennt ihn den Niedrigsten der Griechen; von seinem in Cardin's Uebersetzung und in Reybaud's Geschichte zweymal erwähnten Spitznamen Grain de Grenade kömmt in der Handschrift der Hofbibliothek nichts vor, wohl aber der Name, welchen die Araber dem zu Abukir verbrannten Admiralschiffe l'Orient beygelegt, nämlich Nußf ed-dünja, d. i. die Hälfte der Welt. In Cardin's Uebersetzung fehlt eine in der Handschrift (Bl. 22) befindliche Stelle über Seid Mohammed Koreimm von Alexandrien [2]). Die Gräuel der Plünderung und der Entweihung der Moscheen u. s. w., welche nach dem Aufstande Kairo's Statt fanden, erinnern höchst auffallend an die Gräuel des Raubes und der Kirchenentheiligung, deren sich die französischen Kreuzfahrer sechs Jahrhunderte früher bey der Eroberung Konstantinopels schuldig machten; man glaubt den Niketas zu lesen: Ils vinrent attacher leurs chevaux au Kiblé, dans la mosquée d'Azhari; ils cassèrent les lampes, effacèrent les écritures, pénétrèrent partout, et pillèrent tout ce qu'ils trouvèrent dans les boutiques des environs, jetèrent les livres dans la boue, foulèrent aux pieds le Coran et crachèrent dessus. S. 52 topographische Details der zur Strafe des Aufstandes niedergerissenen Gebäude, nämlich die Moschee von Kantharet ed-Dekket, bey C.: Canteret-el-Duké; la mosquée de Maks connue aujourd'hui sous le

---

[1]) Reybaud I. 229.

[2]) Nicht Mehemmed Kérim, wie ihn Cardin (S. 6) schreibt; denn in der Handschrift der Hofbibliothek steht: dhammi kjaf we fethi Ra we teschdiki Mim ile Koreimm. Auch bey Degranges p. 76 ebenfalls irrig Seid Mouhammed Kérim.

nom des enfants d'Anan, du côté de la porte de la mer. Hierüber ist zuerst zu bemerken, daß, da Kairo nicht am Meere, sondern am Nile liegt, und Bahr sowohl der Name des Meeres als des Niles, jenes Thor als das vom Nile und nicht vom Meere zu übersetzen ist; bey Niebuhr (II. 90) heißt dieses Thor das der Kinder Anan's. Weiters, daß in der Handschrift der Hofbibliothek die Moschee Maks die vom naßirischen Kanale genannt wird, und daß die hierauf genannte Moschee Quiasrani à Raoudha in der Handschrift der Hofbibliothek Kjarwerki heißt: On coupa les arbres de Djizé de Abaharira, soll Ebu Horeire, und S. 50 der Scheich Seïd-Bedr-Mokdessi Mokaddesi heißen, denn Jerusalem heißt Mokaddes und nicht Mokdes. Den General Caffarelli nannten die Aegypter wegen seines hölzernen Beines Ebu chascheb, d. i. den Holzvater. Der Diwan, der Anfangs nur aus sieben, dann aus zehn Mitgliedern bestand, ward auf sechzig erweitert, wovon vierzehn der innerste und immerwährende Diwan hießen. Ueber den kaltblütigen Mord der viertausend Gefangenen zu Jaffa, welchen Bonaparte's blinde Verehrer so lange läugnen wollten, enthält Reybaud's Kriegsgeschichte (p. 355) die folgende Stelle: La garnison de Jaffa s'était rendue à la condition d'avoir la vie sauve... Elle fut fusillée, fusillée non après la chaleur de l'assaut, mais au bout de trois jours, sur la déliberation d'un conseil de guerre. In so weit getreu, bis auf den Kriegsrath, welcher in Bonaparte's Machtwort lag; auch meldet Reybaud's Kriegsgeschichte die Zahl der niedergemetzelten Legion nicht, welche sich doch in dem von den Scheichen Kairo's an die Bewohner Aegyptens über die Einwohner Jaffa's erlassenen Schreiben genau angegeben befindet: »Plus de quatre mille hommes des troupes de Djezzar périrent par le glaive ou les armes à feu, pour avoir suivi de pernicieux conseils.« Bey Nikula (p. 98): Plus de cinq mille soldats et deux mille habitants de la ville furent tués. Das von Nikula gegebene merkwürdige Schreiben fehlt sowohl bey Dschebreti als in der französischen Kriegsgeschichte Reybaud's. Dschebreti, der nur über die unter seinen Augen zu Kairo vorfallenden Begebenheiten Tagebuch hielt, sagt vom syrischen Feldzuge sehr wenig, und gar nichts über die rühmliche Vertheidigung Akka's durch Sir Sidney Smith, welche eine ganz andere welthistorische Bedeutung hat, als die letzte Eroberung dieser Veste, über welche selbst die Engländer jene Vertheidigung, und über Kapitän Napier den Commodore Sir Sidney Smith vergessen zu haben scheinen. Jenseits der Mauern von Akka lag für Bonaparte unmittelbar die Eroberung Konstantinopels, welcher kein weiteres

Hinderniß entgegengestanden hätte, und die von Bonaparte das erste Mal in dem bis dorthin ununterbrochenen Triumphe seiner Feldzüge erlittene Schlappe war die erste Vorläuferin der Niederlagen von Aspern, Leipzig und Waterloo. Höchst originell ist das von Bonaparte an den Diwan von Kairo erlassene Schreiben, worin er die funfzehn Gründe, welche ihn zur Aufhebung der Belagerung Akka's bewogen, aufzählt. Dieses Schreiben findet sich nur bey Dschebreti (S. 114), und weder bey Nikula noch in der Kriegsgeschichte Reybaud's. Dschebreti's Tagebuch bezeichnet alle die einzelnen Hinrichtungen, welche zu Kairo Statt fanden, deren weder Nikula noch Reybaud erwähnen; es führt die Daten genau mit den Monats- und Wochentagen an; aber Hr. Cardin hat sich eben so wenig als Hr. Quatremère in seinen Geschichten der Mamluken und Mongolen die Mühe gegeben, dieselben zum Besten der Leser auszurechnen; schon aus dem großen französischen Werke über Aegypten, aus Rifaud's Gemälde Aegyptens und Nubiens und aus Lane's Werk ist der große Heilige Seid el-Bedewi bekannt, dessen Fest alljährlich zu Tanta durch großen Zulauf der Wallfahrt und durch einen großen Markt gefeyert wird *). Dieses Fest und das der Geburt des Propheten sammt dem des Todes Husein's sind nebst den beyden Beiram die größten der in Aegypten gefeyerten. Der Tod Husein's wird in den ersten zehn Tagen des Moharrem begangen, nur nicht so feyerlich wie in Persien; der Geburtstag desselben wird am 6. Schaaban gefeyert, dieser fiel im J. 1213 (1798) an einem Sonntage, d. i. am 14. Jänner 1798. Bey Cardin heißt es: »Le dimanche, 6 de chaban, le capitaine français, chef de police du quartier d'Hussein, fit publier qu'on y ouvrît les boutiques pour célébrer comme de coutume chaque mois la naissance de ce cheikh.« Hier ist nicht genau übersetzt; in der Handschrift der Hofbibliothek (Bl. 44) heißt es:

»Sonntags am 6. Schaaban wurde durch die Ausrufer ausgerufen, daß die Kaufläden zur Feyer der Geburt Husein's wie gewöhnlich aufgemacht, die, so sie verschlossen hielten, mit zehn spanischen Thalern (Rial) bestraft werden sollen.«

In der französischen Uebersetzung ist von der Strafe keine Rede, und im Originale wird Husein keineswegs ein Scheich genannt, was ein grober Verstoß wider sein Imamthum; dann sagt die französische Uebersetzung, daß der Verwalter der Moschee dieses Fest gelobt habe: étant malade, avait fait voeu; im Original steht, daß er mit venerischer Krankheit behaftet, dieses

*) Jahrb. der Lit. LXXXI. 33.

Gelübde gemacht. Hierauf ist der französischen Uebersetzung die Bemerkung eingeschaltet: Ici dans le manuscrit arabe, se trouve l'histoire du cheikh Hussein et les diverses pratiques religieuses observées pour célébrer sa naissance; ce récit assez étendu n'a pas été traduit. Da, abgesehen davon, daß Husein kein Scheich, sondern ein Imam ist, dieser récit assez étendu in der Handschrift der Hofbibliothek nur sieben Zeilen beträgt, und diese überdieß einige, selbst bey Lane fehlende interessante Notizen über die Derwische Aegyptens enthalten, so folgt, was Hr. C. nicht verstanden zu haben scheint, hier übersetzt, Bl. 44:

»Der Lesung (des Delailol chairat) wurde noch die Versammlung der Ordensmänner Aafifil Semman (Semmawi?) und Isewi beygefügt Diese Derwische bildeten einen Kreis (Halka), und verlängerten die Feyerlichkeit, indem sie mit lauter Stimme Hymnen und Lieder (Kaßaid we Mewali) sangen. Die Isewi sind Leute aus dem Westen (Maghribin), welche dem Orden des maghribinischen Seid Mohammed Ben Isa angehören; ihr Gebrauch ist, sich in Reihen aufzustellen, und mit theils verständlichen, theils unverständlichen Worten den Preis der Einheit Gottes unter Begleitung von Halbtrommeln zu beginnen, dann schlagen sie ihre Arme einer dem anderen um die Schulter, und begehen, mit den Füßen stampfend, den Ritus des Preises der Einheit Gottes.«

Diese drey Orden von Derwischen sind also eine Bereicherung des Dutzends ägyptischer Derwischorden, von welchen Lane Kunde gibt. Nicht minder merkwürdig, als das oben von Dschebreti gegebene Schreiben Bonaparte's, in welchem er die funfzehn Gründe der aufgehobenen Belagerung Akka's aufzählt, ist seine nach dem Landsiege von Abukir an die Glieder des Diwans gehaltene Rede, wovon weder bey Dschebreti noch bey Reybaud eine Spur, und von deren sonderbarem Inhalte bisher in Europa nichts verlautet hatte. Diese Rede übertrifft bey weitem Alles, was bisher von Bonaparte's politischem moslimischen und antichristlichen Glaubensbekenntniß bekannt geworden; er sagte (p. 145): »Oulémas et seigneurs, je m'étonne du chagrin que vous cause ma victoire, vous n'avez donc pas encore su m'apprécier: pourtant je vous ai souvent dit et vous ai répété que j'étais un musulman, que je croyais à l'unité de Dieu, que j'honorais le prophète Mahomet et aimais les musulmans; vous n'avez pas ajouté foi à mes paroles, et vous avez cru qu'elles m'étaient inspirées par la crainte. Cependant vous avez vu de vos yeux et entendu de vos oreilles combien étaient grandes ma force et ma puissance, et vous avez su, à n'en pas douter, que j'étais victorieux. Je vous le dis encore, j'aime le prophète Mahomet; je l'aime

parcequ'il était *un brave comme moi*, et que son apparition sur la terre a eu lieu comme la mienne. Je l'emporte même sur lui, car mes conquêtes sont plus grandes que les siennes; mais il m'en reste encore bien d'autres à faire; vous entendrez de vos oreilles, et vous verrez de vos yeux les nombreuses victoires que je remporterai. *Si vous me connaissiez, vous m'adoreriez.* Un temps viendra où vous serez humiliés, vous vous repentirez alors de ce que vous avez fait et vous verserez des larmes de regret sur le temps où nous sommes. *Certes, je hais les chrétiens;* j'ai détruit leur religion, renversé leurs autels, tué leurs prêtres, mis en pièces leur croix, renié leur foi; et cependant je les vois se réjouir de ma joie et s'affliger de mon chagrin. Comment donc voulez-vous que j'embrasse de nouveau la foi chrétienne?« Die Hinrichtungen, deren weder Nikula noch Reybaud erwähnen, die aber Dschebreti's Tagebuch aufgezeichnet, folgten sich ununterbrochen. P. 75: Le Samedi on exécuta dans le château environ quatre-vingt-dix personnes; la plupart étaient des Mamlouks fuyards que l'agha et Barthélemi avaient découvert. P. 76: Cinq juifs et deux femmes furent jetés dans le Nil u. s. w. Die obige Rede Bonaparte's war ganz im Einklange mit seinem vierzehn Tage früher an den Diwan von Aegypten gerichteten Schreiben, welches zu Kairo gedruckt erschienen, und welches Nikula aufgenommen; der Zweck desselben war die Hoffnungen, welche die Aegypter auf das Erscheinen der türkischen Flotte vor Abukir gründeten, zu vernichten. Daß Bonaparte den Aegyptern glauben machen wollte, die türkische Flotte führe meistentheils Russen an Bord, ist eben so politisch exemplarisch, als seine Läugnung der Dreyfaltigkeit, um sich den Aegyptern als wahrer Moslim darzustellen. In diesem zu Kairo gedruckten Schreiben heißt es p. 138: Ceux qui montent cette flotte ne sont venus ici que dans l'espoir de se réunir aux Mamlouks et aux Arabes pour piller et ruiner le pays; ce sont en grande partie des Russes qui abhorrent ouvertement et traitent en ennemis ceux qui croient à l'unité de Dieu et ont foi en son prophète. Ils détestent l'islamisme, n'ont aucun respect pour le Coran, et, d'après leur croyance entachée d'infidélité ils reconnaissent trois dieux et prétendent que le vrai Dieu est le troisième de cette trinité. Mais combien Dieu n'est-il-pas au-dessus de toute association! Ils verront bientôt que la trinité ne donne pas la force et que le grand nombre de dieux n'est d'aucune utilité, car ce grand nombre est une illusion. C'est Dieu l'unique qui donne la victoire à celui qui croit à

son unité; il est le clément et le miséricordieux; c'est lui qui aide, on peut se fier à lui, il est secourable; il donne de la force aux justes et aux unitaires; il ressuscite les morts, il détruit l'opinion des corrupteurs et de ceux qui lui donnent des associés. Il savait déjà, dans sa science éternelle, par ses décrets souverains et ses dispositions invariables, qu'il me donnerait cette contrée célèbre. Il avait aussi décidé et ordonné ma présence au Caire pour faire cesser la corruption qui régnait dans les affaires, détruire tous les genres de tyrannie, mettre à sa place la justice, rendre la tranquillité au pays et corriger les abus du gouvernement. La preuve de sa toute-puissance et de son unité éternelle, c'est qu'il ne donne pas à ceux qui croient à la trinité une force pareille à la nôtre; car les trinitaires n'ont pu faire ce que nous avont fait. Pour nous, nous croyons à l'unité de Dieu, nous reconnaissons qu'il est le cher *), le puissant, le fort, le vainqueur, le directeur des créatures, que c'est lui dont la science embrasse les cieux et les terres, et qu'il dirige les affaires des créatures. Or, tout cela est écrit dans les versets du Coran, et dans les livres descendus du ciel. Sachez que si des musulmans sont avec les Russes, ils seront l'objet de la colère divine à cause de leur opposition aux recommandation du prophète (sur qui soit le plus parfait des saluts!), et à cause de leur accord avec les maudits infidèles; car les ennemis de l'islamisme ne sauraient contribuer à sa gloire. Malheur à celui qui serait aidé par les ennemis de Dieu, quel qu'il soit, infidèle ou musulman! Quant aux Russes, le destin les a poussés vers leur perte et leur destruction u. s. w. Der Uebersetzer Dschebreti's hat dieses Schreiben sowohl als andere wichtige Aktenstücke, wie z. B. die Convention von El-Arisch ausgelassen, und sich theils auf Martens, theils auf Nikula bezogen. In der Handschrift Dschebreti's auf der Hofbibliothek befindet sich dieses Schreiben (Bl. 70); es trägt, so wie andere von Bonaparte in Aegypten erlassene Proclamationen und Schreiben, das Glaubensbekenntniß des Islams: »Es ist kein Gott als Gott und Mohammed ist sein Prophet!« an der Stirne. Wiewohl Hrn. Cardin's Uebersetzung im Ganzen treu, so ist doch hie und da der richtige Ausdruck nicht gewählt; so heißt es z. B. in der zu Kairo bey Gelegenheit der im Hause des Scheichs Dschewheri von französischen Soldaten verübten Excesse

*) Wenn dieß kein Druckfehler, so ist es eine sehr sonderbare Uebersetzung des arabischen Wortes el-Aasis, d. i. der Allgeehrteste.

(p. 77): La violence n'est pas dans les moeurs de Français, surtout vis-à-vis des femmes. Ce fait leur a fait horreur. Im Original aber auf der Hofbibliothek (Bl. 46): »Die Verrätherey (Chianet) ist nicht Gewohnheit der Franzosen, besonders nicht gegen Weiber und Waisen, bey leibe! (Hascha), daß sie dergleichen unternehmen sollten!« Zu Ende des Jahres 1213 gibt Dschebreti nach dem Beyspiele der größten arabischen Geschichtschreiber die Todesfälle berühmter Männer; unter diese würde auch der Todesfall des kenntnißreichen und dem Dienste des Heeres so nützlichen französischen Dolmetsches Venture gehören, dessen zwar nicht Dschebreti, aber Bonaparte selbst am Schlusse seines Schreibens vom 11. Silhidsche 1213 (27. Prairial) ehrenvoll erwähnt. Wenn das französische Datum kein Schreib- oder Druckfehler, so ist es eine sehr interessante Erscheinung, daß Bonaparte oder seine Kanzley selbst den republikanischen Kalender nicht inne hatten, und die Tage des Prairial für gleichlaufend mit denen des May hielten; der 11. Silhidsche entsprach i. J. 1213 dem 26. May, aber nicht dem 27. Prairial, denn da der Prairial vom 20. May auf den 19. Junius ging, so war der 26. May der 7te und nicht der 27. Prairial; in der Handschrift der Hofbibliothek (Bl. 63) steht der 21. Feribal (Prairial), und die französische Phrase, womit das Schreiben Bonaparte's schließt: nous apprenons avec peine que Venture est mort, lautet dort: »da der Franzose Venture im Kriege gefallen, hat uns sein Verlust betrübt.« In der Note sagt Hr. C. bloß, daß Venture im Floreal (May) 1799 an der Dyssenterie vor Akka gestorben, ohne dessen Todestag bestimmt anzugeben, und zählt seine Werke auf, wovon die Geschichte Chaireddin's die oben erwähnte von Sender Rang und Denis herausgegebene, drey andere aber, nämlich Merii's Geschichte Aegyptens, Ibn Schahin's Geschichte der Mamluken und die Grammatik sammt dem Wörterbuche der Berbersprache noch die Herausgabe erwarten. In der Kriegsgeschichte Reybaud's fehlt nicht nur dieses Schreiben Bonaparte's, sondern dieselbe ist auch so rein soldatisch geschrieben, daß des Todes eines so wichtigen Werkzeugs politischer Geschäfte, als der Dolmetsch Venture war, welchem Bonaparte in seinem Schreiben ein öffentliches Merkmal von Anerkennung seiner Dienste gab, gar nicht erwähnt wird. Die Daten der Kriegsgeschichte bestätigen übrigens die so eben gemachte Bemerkung über das Falsche des 27. Prairial's statt des 7ten; im IV. Bande, S. 3 kömmt am 26. Prairial (14. Junius) das von Akka zurückkehrende Heer schon zu Kairo an. Das Kündigungsschreiben an die Provinzen Aegyptens, welches Bonaparte über den syrischen Feldzug verfassen

ließ, findet sich im arabischen Originaltexte bey Nikula, dann auch bey selbem in französischer Uebersetzung von Degranges, bey Dschebreti, von Cardin aber nur zur Hälfte, mit Verweisung auf Nikula und in der Kriegsgeschichte Reybaud's, vermuthlich von Jaubert, welcher der Nachfolger Venture's war, übersetzt. Diese drey Uebersetzungen weichen sehr von einander ab, und es lohnt sich der Mühe, den Eingang aller drey, welcher mit dem Ueberlieferungsworte: Der Rath kömmt vom Glauben [1]), und dann den zwey Koransversen beginnt: Folget nicht den Schritten des Satans [2]), und: Gehorcht nicht dem Gebote der das Maß Ueberschreitenden, derer, welche verderben auf Erden und nicht gut thun [3]). In der Uebersetzung der Kriegsgeschichte lautet dieser Eingang: *Les conseils sont ordonnés par la loi;* Dieu a dit dans les décrets du Koran: *Ne suivez pas les traces de Satan.* Dieu a dit encore: *N'écoutez pas les conseils des méchans, ils répandent la division sur la terre et sont incapables de tout bien.* Bey Cardin: *Le conseil vient de la Foi;* Dieu très-haut a dit dans le Coran, *ne suivez pas les inspirations du démon.* Dieu, le plus véridique de ceux qui ont la parole, a dit également: *N'écoutez pas les insensés qui cherchent à semer la discorde sur la terre; ils ne sauraient y répandre la paix;* und bey Nikula: *Donner un conseil est un acte religieux.* Dieu très-haut a dit dans le Coran, dont les sentences ne sont pas ambigues: *Ne marchez pas sur les pas du démon.* Il a dit aussi: *N'obéissez pas à ceux qui s'écartent du vrai chemin, ils ne font pas le bien, ils répandant la corruption sur la terre.* Man sieht aus dieser Vergleichung, welche Freyheiten sich die Uebersetzer mit der Ueberlieferungsstelle und den Koranstexten genommen haben. Das Wort Iman, Glaube, hat nur C. richtig mit foi übersetzt, während es von den beyden andern mit loi und mit acte religieux übersetzt ist. Das Wort Chathwat, Schritte, ist nur von Nikula richtig mit pas, von Jaubert mit traces, von Cardin mit inspiration übersetzt; den Scheithan (Satan) haben D. und C. in démon verändert; Mosrifin, d. i. die das Maß Ueberschreitenden [4]), heißen in der Uebersetzung der

---

[1]) En nasihat min el-iman.

[2]) II. 8 in Maraccius.

[3]) Ebenda XXVI. S., V. 150 und 151.

[4]) Kamus II. 777. Casimirsky übersetzt Mosrifin zweymal, S. VII. V. 29 richtig mit qui commettent des excès, und S. VI. V. 142 irrig mit prodigues.

Kriegsgeschichte des méchans, bey C. les insensés, bey D. ceux qui s'écartent du vrai chemin; Ellesine josßidune, die, so verderben, bey Reybaud: ils répandent la division, bey C. qui cherchent à semer la discorde, bey D. ils répandent la corruption; la joßlihune, die nicht gut thun, bey R. sont incapables de tout bien, bey C. ils ne sauraient répandre la paix; bey D. ils ne font pas le bien; von diesen drey letzten ist das sont incapables de tout bien noch das richtigste, weil es intransitiv (joßlihune) und nicht transitiv, wie bey den beyden anderen. Auch in der ältesten Uebersetzung des Korans von Maraccius und in der neuesten Casimirsky's ist joßlihune unrichtig als transitiv übersetzt, in jener qui non instaurant (terram), in dieser [1]) qui ne l'améliorent pas; wenn joßlihune hier in der vierten Form (von ißlah) stände, und den Sinn hätte, in welchem es Maraccius und Casimirsky übersetzten, müßte es joßlihuneha heißen. Denselben Fehler der Verwandlung des Intransitivs in ein Transitiv begeht Casimirsky mehrmal, und gleich in dem vorhergehenden Verse [2]), wo Ettiiun bloß obéissez heißt, indem, wenn es obéissez-moi heißen sollte, Ettiiuni stehen müßte. Bey dieser Verschiedenheit der drey französischen Uebersetzungen des arabischen Textes dieses von Bonaparte veranlaßten Kündigungsschreibens übersetzen wir lieber aus dem arabischen Texte selbst die folgende merkwürdige Stelle:

»Als der Seriasker (général en chef) nach Aegypten kam, kündete er den Mitgliedern des Diwans insbesonders und im Allgemeinen, daß er die Religion des Islams liebe, daß er den Propheten (über welchen Heil sey!) hoch stelle, daß er den Koran täglich mit vollkommener Einsicht lese.«

Dieß letzte bi ittikan ist bey Reybaud richtiger mit qu'il le lit tous les jours avec attention, als bey Nikula übersetzt, wo es heißt: le lisait chaque jour et y ajoutait foi. Dieß genügt, um zu zeigen, wie behutsam ein künftiger Bearbeiter der französischen Kriegsgeschichte in Ägypten diese Quellen mit einander vergleichend benützen müsse, besonders wenn er nicht selbst arabisch versteht. S. 134 bey C. ist bey Erwähnung des Geburtsfestes Seid Ali Bekri's, welcher in der Moschee Scheraibi im Viertel Ruwaaiji am Platze Usbekije begraben liegt, wieder eine Lücke (Ici se trouve l'histoire de ce cheikh); wenn diese Geschichte im arabischen Originale nicht länger wäre, als in der türkischen Uebersetzung (Bl. 75), wo sie

[1]) V. 52.

[2]) V. 50 Craignez donc Dieu, et obéissez-moi.

nur einige Zeilen einnimmt, hätte Hr. C. Unrecht gehabt, diese kurze Notiz nicht aufzunehmen; die türkische Uebersetzung sagt nur, daß Seid Ali Bekri einer der die Straßen Kairo's nackt durchstrollenden Santone war, welcher in wunderthätigem Rufe stand, dessen Grab zum Wallfahrtsort und dessen Geburtsfest vor Ankunft der Franzosen gefeyert ward; vermuthlich kürzte hier der türkische Uebersetzer das arabische Original ab, so wie derselbe [1]) auch das bey C. S. 148 gegebene Gedicht des Scheich Assal-el-Attar ausgelassen; dieser Name soll vermuthlich Hasan el Attar heißen, dessen Lane als des Verfassers einer zu Kairo in Druck erschienenen Briefsammlung (Inscha) erwähnt; so ist auch der Name der Stadt Tanta, wo der große Heilige Ahmed Bedewi begraben liegt, bey C. mehr als einmal in Fanta verstümmelt. Nach den wiederholten öffentlichen Erklärungen, durch welche Bonaparte seine Liebe für den Islam und seinen Haß für das Christenthum dargethan, darf das wirkliche Renegatenthum Menou's, welcher nach Kleber's Ermordung den Oberbefehl des Heeres übernahm, keineswegs befremden; es ist natürlich, daß er sich durch den Diwan zur Geburt seiner aus der Moslimin Reschidije erzeugten Tochter Glück wünschen läßt, und in seinem Antwortschreiben den Koran als das trefflichste der Bücher preist; es ist aber von komischem Ueberfluß, wenn er den Klimax dieses Lobes mit den Worten schließt: je sais, en outre, que le noble Coran est écrit avec ordre et méthode; dazu bemerkt die Note des Uebersetzers mit Recht: l'ordre ou la méthode ne saurait être le caractère distinctif du Coran. Noch besser und merkwürdiger, als diese Bemerkung des französischen Uebersetzers, ist die des türkischen, welcher diese ganze moslimische Rodomontade Menou's und seines Dolmetsches, des koptischen Priesters Raphael, ganz mit Stillschweigen übergeht, und diese Uebergehung mit folgenden Worten rechtfertigt [2]):

»Da der Anfang dieses Briefes, von einem unwissenden koptischen Stylisten entworfen, von zusammengelöteten Wörtern strotzt, welche, ohne Zusammenhang des Sinnes, nichts als verwerfliche Falschmünzerey, so ist derselbe hier weggeschnitten worden.«

Unmittelbar nach dem Briefe folgt die Nachricht, daß Ende Schaaban's die Minaret der Moschee Kanßu zusammenstürzte; Rec. vermuthet, daß Kanßu (vom Sultan dieses Namens) gelesen werden müsse. Unmittelbar vor diesem Schreiben Menou's steht bey Cardin (S. 178) ohne alle Klammer und ohne

[1]) Handschrift der Hofbibliothek Bl. 89.

[2]) Ebenda Bl. 108.

Unterschied der Schrift der folgende Satz, als ob er in dem übersetzten arabischen Texte enthalten wäre: à cette occasion, le médecin du grand seigneur profite de ce passage pour parler, dans sa traduction turque, de la vaccine. Nach dieser Stelle sollte man glauben, daß der türkische Uebersetzer sich über die Kuhpocken verbreite, was aber keineswegs der Fall, indem in der türkischen Uebersetzung [1]) bloß bemerkt wird, daß unter der von Desgenettes dem Diwan übergebenen Abhandlung über die Pocken eine über die Kuhpocken gemeint sey. Außer den zahlreichen Hinrichtungen gibt Dschebreti's Tagebuch auch genauere Auskunft, als Nikula und Reybaud's Kriegsgeschichte, über die eben so zahlreichen Auflagen, Besteuerungen, Brandschatzungen und gewaltthätige Erpressungen; diese erreichten den höchsten Grad, als nach der geschlossenen Convention von el-Arisch der Bruch derselben zum Vorwande diente, das Land noch vor dem Abzuge des Heeres bis auf den letzten Tropfen auszusaugen; man urtheile selbst (S. 158): En punition de la faute que vous avez commise, vous paierez 10,000 fois mille francs, c'est-à-dire 2,000,000 de thalaris de France. S. 161: On exigea le double de l'impôt qui avait été fixé; on bâtonnait, on emprisonnait; — la levée de l'impôt entraîna beaucoup de désordre. Lorsqu'un homme se sauvait, on arrêtait sa femme et ses enfans et on les conduisait en prison. S. 162: Après la guerre on les reconduisit à Fanta (Tanta) et on exigea d'eux quinze mille thalaris. — Un impôt de cent thalaris fut mis sur la ville; statt cent thalaris muß es cent mille thalaris heißen, wie aus der türkischen Uebersetzung erhellt [2]); das Grab des Scheichs Ahmed Bedewi wurde ausgeraubt. Les Français enlevèrent les ornemens en or des tombes et des drapeaux; on estime qu'il y en avait pour cinq mille méticaux [3]). S. 163: La ville de Mahallé-Coubra fut assiégée, et imposée à cent mille thalaris. S. 170: On frappa la ville (Kairo) d'une imposition de 4,000,000 (186,000) thalaris; — les maisons et les propriétés furent imposées à 200,000 thal., les autorités à 170,000, le commerce à 200,000, les artisans à 70,000, et on évalua à 100,000 le dédommagement exigé pour le pillage pendant la révolte. S. 172: Les villes et villages furent soumis à un impôt annuel divisé en trois classes; la première classe, celle de ceux qui avait mille charrues, payait 500 fr.;

---

[1]) Handschrift der Hofbibliothek Bl. 108.

[2]) Ebenda Bl. 99, 1. 3.: jüs bein rijal thaleb eilediler.

[3]) Fünftausend Miskale sind 7500 Drachmen an Gewicht.

la deuxième classe, possédant cinq cents charrues, payait 300 fr.; la troisième classe 150 fr. Aegypten wurde also in Einem Jahre um mehr als drey Millionen Thaler geleert. Dieses von den Franzosen im Kriege gegebene Beyspiel finanzieller Erpressung hat die Verwaltung Mohammed Ali's im Frieden nachgeahmt. Man sieht, welche treffliche Quelle Dschebreti's Tagebuch für die Geschichte Aegyptens während der französischen Herrschaft, dem Nikula's nicht nur an Reichthum der gegebenen Nachrichten, sondern auch schon deßhalb vorzuziehen, weil der Verfasser sich streng an seinen nächsten Umkreis und die Begebenheiten, die unter seinen Augen vorgingen, hält, während Nikula, so oft er sich über dieselben hinauswagt, das sonderbarste Zeug in Vorschein bringt; so z. B. S. 150 das große Mittagsmahl, welches Bonaparte unmittelbar vor seiner Abreise dem englischen Commodore Sir Sidney Smith, und die Erlaubniß, die dieser jenem gegeben haben soll, drey Schiffe nach Frankreich zu schicken; in derselben Nacht nach dem Mittagsmahle habe sich Bonaparte eingeschifft. Das Seitenstück zur Glaubwürdigkeit dieser Erzählung ist die S. 230 von Bonaparte's Ankunft in Frankreich, wo ihm einer der Directoren un des chefs de la république den Degen um den Kopf geschlagen, und Bonaparte wie ein wüthender Löwe ihm sogleich eine Pistolenkugel in die Brust geschossen, worauf Bonaparte's Parteygänger von außen geschrieen: Vive le chef de notre nation, l'habile Bonaparte! vive ce prince célèbre, ce lion indomptable! Nikula ist insgemein sehr freygebig mit Löwen; der General Duranteau heißt S. 201 wegen seines Kahlkopfs le Lion à la tête noire, sans crinière; S. 245 ist der General Lanusse auch ein lion redoutable. Ueberhaupt ist der Styl des Griechen Nikula schwülstiger, als der des arabischen Scheichs Dschebreti, der ein Mitglied des Diwans, weit besser unterrichtet als jener, die Begebenheiten als praktischer Geschäftsmann aufgezeichnet hat. Die Uebersetzung von Degranges hat aber vor der Cardin's die Beygabe des arabischen Textes voraus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Art. II. Ulrich, Herzog zu Württemberg. Ein Beytrag zur Geschichte Württembergs und des deutschen Reichs im Zeitalter der Reformation, von Dr. Ludwig Friedrich Heyd, Stadtpfarrer zu Markgröningen, Mitglied des württembergischen Vereins für Vaterlandskunde. Zweyter Band. Mit dem Bildnisse der Herzogin Sabina und einem Kärtchen. Tübingen, bey L. F. Fues, 1841. 8. IV und 502 S.

Was wir im Allgemeinen über den ersten Band gesagt haben (vgl. Jahrb. Bd. XCVI. p. 38), dieß findet auch bey diesem zweyten Bande seine volle Anwendung. So kurz auch der Zeitabschnitt ist, der hier zur Darstellung gebracht wird, er umfaßt im Ganzen nur funfzehn Jahre, so wußte ihn der Verf. gleichwohl sehr reichhaltig auszustatten, und darin Vorgänge und Verhandlungen zur Sprache zu bringen, die eben sowohl durch die Wichtigkeit des Gegenstandes und durch den Charakter der handelnden Personen, als auch durch ihren Einfluß auf die Weltbegebenheiten ein hohes Interesse gewähren. Das vorliegende zweyte Buch, das, wie früher bemerkt, Würtemberg unter Oesterreich darstellt, behandelt den hieher gehörigen Stoff in vier Abschnitten und in nachstehender Folgeordnung.

Der erste Abschnitt (p. 1 — 102) schildert die Uebergabe Würtembergs an Oesterreich, Herzog Ulrich's wiederholte Aechtung durch den Kaiser, die Sympathieen der Eidgenossen für ihn und die mit dem schwäbischen Bunde gepflogenen Unterhandlungen; er schließt mit den Anordnungen der neuen Regierung und den landschaftlichen Verhandlungen, und reicht von 1519 bis 1524.

Im zweyten Abschnitte (p. 103 — 210) werden des Herzogs Bemühungen zur Wiedergewinnung seines Landes und die Hindernisse, an denen sie scheiterten, ausführlich und erschöpfend vorgelegt. Da jene auf die dem herzoglichen Hause noch verbliebenen Besitzungen jenseits des Rheins, auf die Verbindungen Ulrich's mit Frankreich, auf die Erwerbung von Hohentwiel, auf die Verbindungen mit der Schweiz und den oberschwäbischen Bauern sich stützten, diese aber ihre Hauptursache in den von der würtembergischen Regierung getroffenen Vorkehrungen gegen den Herzog und die Unterthanen hatten: so fand der Verf. hier den schicklichsten Platz, über alle diese Punkte einzeln zu handeln. Von 1520 bis 1525.

Der dritte Abschnitt befasset sich mit dem Volke und der Regierung in Würtemberg, wie beyde aus der politischen und kirchlichen Noth zu kommen versuchten. In diesem Zusammenhange behandelt der Verf. den Bauernaufruhr und seine Folgen, so wie die Bemühungen, einerseits in Staat und Kirche die Ordnung

wieder herzustellen, andrerseits mit dem verdrängten Fürstenhause ein Abkommen zu finden. Von 1525 bis 1533.

Im vierten Abschnitte (p. 345 — 500) endlich erzählt der Verf., aus früheren Jahren nachholend, die verschiedenen Bemühungen einzelner Reichsfürsten, darunter besonders die des Landgrafen Philipp von Hessen, denen zuletzt H. Ulrich die Wiedererlangung seines Landes zu danken hatte. Von 1526 — 1534.

Es ist keines der geringsten Verdienste des Verf.'s um die gründlichere Erforschung der vaterländischen Geschichte, daß er nichts auf Treu und Glauben schriftlicher Ueberlieferung hinnahm, sondern Alles an den Quellen selbst durchforschte und durchprüfte, und nur das als geschichtlich feststellte, was die überwiegende Autorität für sich hatte und in den Charakter der Zeit und der handelnden Personen genau einpaßte. Auf diesem zwar mühsamen, aber gewiß verdienstvollen Wege des Forschens war er nicht selten in der Lage, von den Behauptungen früherer Geschichtschreiber abzugehen, für welchen Fall die Entscheidungsgründe in den Noten beygegeben sind; oder er behandelt bisherige Streitpunkte mit allem Aufwande seiner Quellenkenntniß und in so überzeugender Weise, daß der Leser keinen Augenblick ansteht, seiner besseren Ansicht beyzutreten. Diese sorgfältige Durchprüfung des gesammten Materiales führte zugleich zu einer strengen Sonderung des Geschichtlichen von dem, was nicht feststeht oder festgestellt werden kann, und zu einer zweckmäßigen Aneinanderreihung der Thatsachen nach einem sachgemäßen Plane. Der Verf. läßt auch hier, so wie wir dieß bey dem ersten Bande bemerkt haben, häufig die Zeit selbst reden. Seine Mittheilungen aus Archiven und zum Theil aus Urkunden, die bisher für die Wissenschaft noch unbenützt lagen, sind nicht weniger zahlreich, und seine Bemühung, sie für die Geschichte auszubeuten, ist nicht weniger dankenswerth. Wenn die regere Theilnahme für geschichtliche Forschungen, die das Vaterland des Verf.'s auszeichnet, zahlreichere Mittheilungen nach dem getreuen Worttexte der Quellen räthlich oder nothwendig machte: so dürfte darin, wie schon an einem andern Orte bemerkt wurde, ein hinreichender Rechtfertigungsgrund für dieselben zu suchen seyn; aber auch der entfernte Geschichtsfreund wird sie nicht ohne Anerkennung hinnehmen. Indem wir nun zu dem Inhalte der einzelnen Kapitel übergehen, wollen wir den Leser bloß auf das Wichtigste und Hauptsächlichste aufmerksam machen, da der Raum dieser Blätter kein Eingehen in das Detail der Ereignisse gestattet.

Das erste Kapitel des ersten Abschnittes handelt von der Uebergabe des eroberten Landes an Kaiser Karl V. Der Verf.

hat hier mit seinem gewohnten Scharfblicke die verschiedenen Interessen und Triebfedern der Parteyen erwogen, und das vielfach verschlungene Gewebe des Eigennutzes und der Selbstsucht dem Auge des Lesers so nahe gelegt, daß es dieser mit sicherem Blicke überschauen, und zugleich den eigentlichen Standpunkt der Beurtheilung ohne Mühe herausfinden kann. Wir hätten zwar gedacht, daß Ulrich's Bemühungen, die Hülfe der Eidgenossen zu gewinnen, für das nächste Kapitel, das ohnehin sein Verhältniß zu den Eidgenossen bespricht, sich hätte aufsparen lassen. Da es jedoch dem Verf. darum zu thun war, die Verhältnisse und Beziehungen sämmtlicher Nachbarn zu Würtemberg hier ins Auge zu fassen: so war wohl auch Grund genug vorhanden, schon in diesem Kapitel Einiges von den Verhandlungen des Herzogs mit den Eidgenossen einfließen zu lassen, um so mehr, da der Verf. darin mit Recht einen Beweggrund mehr findet, warum der schwäbische Bund, voll Befürchtungen von Seite der Eidgenossen, sich so schnell für die Abtretung Würtembergs entschieden habe. Aber nicht dieser allein, sondern auch die Partey, die gegenwärtig in Würtemberg den Meister spielte, mußte mit einer gewissen Aengstlichkeit auf die Entschließung der Eidgenossen hinsehen, und es lag in ihrem Interesse, diese gegen Ulrich einzunehmen.

Es verdient gewiß Anerkennung, daß der Verf. den zu diesem Zwecke eingeleiteten Schriftenwechsel nach seinem Hauptinhalte aufgenommen hat. Er gestattet einen tiefern Blick in die eigentlichen Absichten der Parteyen, als dieß die bloße Erzählung leisten würde, und setzt auch den aufmerksamen Leser leicht in den Stand, nach Abzug dessen, was durch Haß oder Leidenschaft zu stark aufgetragen, oder wo der geschichtliche Standpunkt absichtlich verrückt ist, sich ein richtiges Urtheil über den innern, tiefern Zusammenhang zu bilden. Das angeblich von der Landschaft an die Eidgenossen erlassene Schreiben hatte den Zweck, die dort für Ulrich rege gewordene günstige Meinung zu paralysiren; es wälzte ein solches Maß von Schuld und Verbrechen auf ihn, es zeigte seine Regierung, insbesondere wie er gegen die Ehrbarkeit mit Hintansetzung aller Rücksichten gehandelt, in einem so grellen Lichte, daß es die Eidgenossen zu der Ueberzeugung bringen sollte, wie Ulrich sein jetziges Schicksal mit Fug und Recht verdiene, und wie er für den Fall seiner Wiedereinsetzung ihnen wenig Dank wissen werde. Natürlich nahm seinerseits der Herzog dieses Ausschreiben nicht gleichgültig und stillschweigend hin, und konnte es auch nicht, weil seine Feinde unbillig genug waren, ihm allein die ganze Last der Verschuldungen zuzuwälzen. Seine Erwiederung ist deßhalb besonders scharf

und bitter, und zieht manches von dem verkappten Spiele an das Tageslicht. Es ist darin die Sprache eines in seinem Innersten hart gekränkten Mannes vorherrschend, der volle Ursache zu haben glaubte, über Unrecht, Undank und Verfolgung die bitterste Klage zu führen. Doch würde man gewiß irren, wenn man ihm durchweg glauben, und Alles ohne Ausnahme in jenem Lichte betrachten wollte, in welchem er Einzelnes zeigte. Er ist weder so rein, als er sich machen möchte, noch so schwarz, als ihn seine Gegner darstellen. Doch bemerkt er richtig, daß jene Schrift kein Werk seiner Landschaft sey, »denn sonst,« sagt er p. 16, »könnte der Bund darin nicht gelobt und gesagt werden, daß er das Land ganz gnädiglich gehalten, da Jedermann wisse, wie er gebrannt und Schatzung auferlegt, und Büchsen, Pulver, Wein und Früchte weggeführt habe; sie sey vielmehr ein Werk derer, die jetzt in Gewalt und Regierung seyen, und in dem Besitze derselben bleiben wollen.« Was die ihm zur Last gelegte Verschwendung in seiner Jugend betreffe, »so seyen es,« sagt er weiter, »ja jene Großen, die seinen Vetter verjagt haben, um ihn als ein Kind zum Herrn aufzuwerfen, allein sich damit zu bedecken, die, anfangs arm, verdorben und einstheils schier bettelmäßig, in solcher Verwaltung und Regierung treffenlich reich und groß Herrn geworden, auch ihm ihres Gefallens täglich das Seine gestohlen und abgetragen, auch gemeinlich alle Aemter, sonderlich die besten mit ihren Freunden und Anhängern besezt und dermassen regiert, daß kein Unterthan nicht hat können fürkommen noch grünen, dann durch täglich Schenken und Geben ihnen und bemeldten Amtleuten, daneben sie auch einen so kostlichen Pracht am Hof geführt, als ob sie selbs Herrn wären und allein ihm zu einem Deckmantel den Namen geschöpft hätten. Man habe ihn oft darauf aufmerksam gemacht, daß der gemeine Mann ihre Plackereyen nicht mehr ertragen werde; endlich haben sie eine ungewöhnlich neue Beschwerung des gemeinen, armen Manns im Land erdacht und fürgenommen mit Gewicht und Maas, also daß ein ganz armer Mann mit viel Kindern hätt müssen viel mehr leiden, denn ihrer einer, der 10 oder 20 Tausend Gulden reich war; daraus sey der arm Conrad entstanden, endlich und ursprünglich wider sie und nicht wider ihn, wenn er schon eine strafbare Ausdehnung erhalten habe.«

Auf dem Bundestage zu Augsburg kam sodann (6. Februar 1520) jener bekannte Vertrag zu Stande, in dessen Folge Würtemberg dem Kaiser als Erzherzog von Oesterreich zu rechtlichem Besitze zugestellt wurde. Die besonderen Bestimmungen desselben werden nach der bey Sattler (II. Beyl. 55, p. 123) abgedruckten Urkunde auszugsweise mitgetheilt (p. 23 sq.). Auch

wegen der herzoglichen Kinder fehlte es in dem zwischen Oesterreich und Bayern abgeschlossenen Nebenvertrage nicht an Bestimmungen; allein sie waren so schwankend, daß ihr künftiges Schicksal beynahe ganz dem Willen und der Gnade des Kaisers anheimfiel. Auf Herzog Ulrich aber, als einen Geächteten, ward nirgends Rücksicht genommen, selbst auch darauf nicht, was zu geschehen hätte, wenn er mit dem Kaiser ausgesöhnt, und die Acht von ihm genommen werden sollte. So schien also Würtemberg nicht allein für Ulrich, sondern auch für die herzogliche Familie auf immer verloren.

Zum Schlusse fügt der Verf. einige Bemerkungen hinzu, welche treffend und sachkundig die rechtliche und politische Seite dieser Verträge näher beleuchten, und das Mangelhafte und Unvollständige an denselben hervorheben. Sie sind mit Ruhe, Klarheit und Umsicht niedergeschrieben, und wir gestehen, daß wir ihnen Schritt für Schritt mit Vergnügen gefolgt sind. Er spricht dem Bunde sein Recht auf Würtemberg zu, tadelt ihn aber, daß er es in einem zu weiten Umfange geltend machte, und seiner Bestimmung dem Reiche gegenüber nicht treu blieb. Denn »der Bund, sagt er in letzterer Beziehung (p. 26), bedung sich von dem Uebernehmer des Landes nicht bloß die Kriegskosten aus, sondern klug genug auch, was ihn vor den Verjagten und vor Andern, welche Ansprüche an das Land zu machen hatten, hinreichend sichern konnte, da er wissen mußte, daß er das Land nie für immer hätte besitzen dürfen, und daß in Betreff des gegen die gesetzliche Abmahnung des Reichsvikars geführten Kriegs eine Anklage vor dem Reichsgerichte noch erfolgen könne. Ueberdieß sollte der Bund seiner Bestimmung nach im deutschen Reiche erhaltend wirken, und besonders das Gleichgewicht unter den deutschen Staaten schützen, und schuf hier in seiner Nähe eine Macht, die er nicht in den Schranken halten konnte, auch wenn sie, weiter greifend, wider die Landesverfassung und des Reichs Gesetz und Herkommen die rechtmäßigen Erben, nämlich nicht bloß des Geächteten unschuldigen Sohn, sondern auch seinen Bruder von ihrem angestammten Lande ausschließen wollte, was zu befürchten stand. Er gab dies Alles hin, ohne auch nur Eine Klausel für den Fall anzuknüpfen, wenn der Uebernehmende die Bedingungen der Zahlung und des Schutzes nicht erfüllen sollte.« Freymüthig zwar, aber nicht durchaus haltbar ist, was der Verf. rücksichtlich des Kaisers äußert. »Aber noch weniger,« sagt er in dieser Hinsicht (p. 27), »ziemte es einem deutschen Könige, dem Richter in der Sache, den Gegenstand des Streits an sich zu nehmen, und Versprechungen zu geben, die einem freyen Urtheilsspruche hinderlich waren. Zumal da er zu derselben

Zeit in seiner Wahlkapitulation dem ganzen Reiche zugesagt hatte: fürzukommen und keineswegs zu gestatten, daß nun hinfüro hoch oder niedern Stands ohne Ursache, auch unerhört in die Acht und Aberacht gebracht, sondern in solchen ordentlicher Proceß und des heiligen römischen Reichs voraus gewisse Satzungen in dem gehalten und vollzogen werden; gegen Niemand Gewalt zu gebrauchen, der sich zu gerichtlicher Entscheidung stellen wolle; und in Kraft zu lassen, was die Reichsvikarien in der Zwischenzeit angeordnet haben.« Daß der Kaiser, ohne Verletzung der hier namhaft gemachten Punkte seiner Wahlkapitulation, nach dem Besitze von Würtemberg greifen konnte, geht daraus zur Genüge hervor, daß er Ulrich's Angelegenheit nicht als eine noch schwebende Streitsache, die des richterlichen Spruches harrte, sondern als eine völlig abgemachte Sache betrachten mußte, in der das Urtheil nicht allein gesprochen, sondern auch vollzogen war.

Noch müssen wir im Vorbeygehen der kritischen Note (p. 16) erwähnen, die der Verf. bey Gelegenheit, als er die oben erwähnte Rechtfertigungsschrift des Herzogs mittheilt, rücksichtlich der angeblichen Verkleinerung der Gewichte beyfügt, und worauf wir früher (s. Jahrb. Bd. XCVI. p. 69) aufmerksam gemacht haben. Indem er sich dort gegen die allgemein verbreitete Ansicht von der Verminderung des Gewichtes aussprach, und als Grund anführte, weil die Untersuchungsacten über den armen Conrad keine Meldung davon machten: so hält er hier dieselbe Ansicht zwar noch immer fest, läßt sich aber auf eine nochmalige Untersuchung der Gründe pro und contra ein, und gesteht zu, daß die Regierung wegen Erhebung des Fleischumgeldes in einzelne Orte des Remsthales zwar Gewichtsteine gesendet habe, aber, wie aus Allem erhelle, nicht um das Gewicht zu verringern, sondern vielmehr, um zum Zwecke gleichförmiger Besteuerung ein gleiches Gewicht im ganzen Lande einzuführen, zu welchem Behufe man, wegen häufiger Ungleichheit der Gewichte, ein Normalgewicht auf die Dörfer gesendet haben mochte.

Im zweyten Kapitel kommen die vielfältigen Verhandlungen Ulrich's mit den Eidgenossen und dem Kaiser zur Sprache, um seine Wiedereinsetzung zu erwirken. Sie sind theils nach ihrem vollständigen Inhalte, theils im Auszuge mitgetheilt, und gewähren ein hinreichendes Verständniß der oft sich kreuzenden und entgegengesetzten Absichten und Bestrebungen. Indeß würde es den Ueberblick über das ganze Gewebe wesentlich erleichtert haben, wenn der Verf. die wichtigsten Hauptpunkte mehr von einander gesondert und schärfer begränzt hätte. Nicht minder wäre es wünschenswerth gewesen, auch auf einige andere Fragen,

die sich von dem Gegenstande nicht wohl trennen lassen, den Kreis der geschichtlichen Forschung auszudehnen. Namentlich dürfte hieher gehört haben, ob der Kaiser die Gränzen des strengen Rechtes beobachtet oder dieselben überschritten habe, indem er den Herzog und dessen Haus von Würtemberg ausgeschlossen hielt, und es für sich zu behalten gesonnen war: ob nicht Rücksichten der Billigkeit oder Klugheit ein milderes Verfahren angerathen hätten; ob dem Herzoge, den Absichten des Kaisers gegenüber, kein anderer als der undeutsche, verzweifelte Schritt übrig blieb, sich einer fremden Macht in die Arme zu werfen.

Warum die Reichs- und Churfürsten Ulrich's wiederholten Bitten um Vermittlung bey dem Kaiser nicht nachdrücklicher Gehör schenkten, scheint uns aus den p. 51 berührten Gründen noch nicht genugsam zu erhellen. Gewiß mochte der damalige Reichstag zu Worms der geeignete Zeitpunkt noch nicht seyn; aber es lagen überhaupt zu große und zu schwere Inzichten auf dem Herzoge, als daß es selbst dem Kaiser rathsam seyn mochte, die Wirkungen der gesetzlichen Verfügungen zu hemmen. Und wie hätte es um das Ansehen der Gesetze gestanden, wenn eben der Fürst, der ihnen so lange Troß geboten, so bald zur Aussöhnung mit denselben gelangt wäre. Entweder war für Landfriedensbruch und Verhöhnung der kaiserlichen Gewalt die Acht eine zu harte Strafe, und dann bedurfte das Gesetz einer zeitgemäßen Modification, oder die Strafe Ulrich's war verdient, und dann konnte sie, ohne Gefährdung des Ansehens der höchsten Obrigkeit, noch nicht gemildert werden. Hieran schließt sich eine andere Frage, ob nämlich die von Kaiser Karl erneuerte Achtserklärung (vom 5. Juny 1521) gegen H. Ulrich durch jene Vorgänge, auf welche sie sich stützte, (p 52) hinreichend begründet erscheint oder nicht. Sie ist keineswegs in dem Sinne zu nehmen, als wäre die frühere Acht K. Maximilian's an und für sich nicht gerechtfertigt oder durch ihre Dauer unwirksam geworden. Sie ist vielmehr als eine neue Strafe für ein neues Vergehen gegen die Sicherheit des Reichs und gegen das Ansehen des Kaisers verhängt worden.

Denn der Kaiser hatte sich, lange vor jener Achtserklärung, zu einer Aussöhnung mit Ulrich bereitwillig gezeigt. Ob es ihm damit Ernst war, läßt sich vermuthen, aber nicht geschichtlich darthun. Jedenfalls hatte er auf dem Schaffhauser Tage (24 März 1520) durch seine Bevollmächtigten den von Geldmitteln entblößten Herzog in den Stand gesetzt, daß er die Reise in die Niederlande, wohin er Ulrich beschieden hatte, machen konnte. Hiebey zeigen die Bedingungen des Vertragsinstrumentes deutlich genug, wie vorsichtig man kaiserlicherseits zu Werke ging,

und wie wenig man dem Herzoge traute. Dieser hingegen unterließ gleichwohl, unter allerley Vorwänden, die Reise, kündigte selbst den einstweiligen Waffenstillstand auf, begehrte aber deßungeachtet vom Kaiser die ganze ihm zugesprochene Geldsumme, und schien das alte Spiel mit kaiserlichen Befehlen, wie unter Maximilian, erneuern zu wollen. So mußte er durch seinen doppelten Ungehorsam dem Kaiser selbst die Waffen gegen sich in die Hände geben. Alles endlich wird in dem Benehmen Ulrich's klarer, wenn man weiß, daß er zu gleicher Zeit, schon seit Beginn des Jahres 1520, mit dem Könige von Frankreich in Unterhandlung stand, und sich diesem, wie der Verf. p. 52 bemerkt, als Diener selbst gegen Kaiser und Reich verpflichtet habe (29. März 1520). Daß der Kaiser keine Kenntniß davon gehabt haben sollte, findet der Verf. höchst unwahrscheinlich, und hierin mochte wohl auch ein Grund liegen, warum der junge, kräftige Fürst ein so entschiedenes Verfahren gegen ihn einschlug.

Die Uebernahme des Landes durch die kaiserlichen Abgeordneten und die bey dieser Gelegenheit Statt gehabten Verhandlungen bilden den Inhalt des dritten Kapitels. Es hat dadurch wesentlich gewonnen, daß der Verf. den hieher gehörigen Stoff, einzelne Actenstücke der Staatsarchive zu Stuttgart und München abgerechnet, hauptsächlich aus den die würtembergische Geschichte berührenden Handschriften der königl. öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart geschöpft hat, und somit in der Lage war, die unter österreichischer Herrschaft eingetretenen Modificationen der Landesverfassung quellengemäß darzustellen. Man muß ihm hiebey mit gerechter Anerkennung seines Fleißes nachrühmen, daß er den Gegenstand erschöpfte, und mit einer gründlichen Auffassung die größte Vollständigkeit zu verbinden bemüht war.

Als kaiserliche Commissarien, welche die Huldigung entgegennehmen sollten, werden uns genannt Siebenbergen, des Kaisers General-Orator in Deutschland, Renner, der bekannte Rath und Spät'sche Vetter, und der ehemalige Kanzler Lamparter, ein schlauer, gewandter und ränkevoller Mann, der des Landes und aller Verhältnisse vollkommen kundig, dem Kaiser, seinem jetzigen Herrn, von vielfältigem Nutzen seyn mochte. Die Huldigung ging im ganzen Lande schnell und ohne Hinderniß von Statten. Die Ursache ist in der Bereitwilligkeit zu suchen, mit welcher diese Männer den Wünschen der Stände rücksichtlich der alten Verfassung entgegen kamen. Denn es wollte der gegenwärtige Landesherr die alten Rechte nicht bloß geschont und aufrecht erhalten, sondern sie auch erweitert und befestigt wissen, wie dieß selbst H. Ulrich kaum würde zugestanden haben. Dieß zeigte sich, um nur Einiges beyspielweise anzuführen,

darin, daß der Huldigung das fürstliche Versprechen der Heilighaltung der Volksvorrechte vorausging; ferner in einigen zeitgemäßen Modificationen des freyen Zuges, so wie in der lange vergebens beantragten Abänderung des »Artikels der Handhabung,« wodurch das peinliche Verfahren der Willkür der Richter entzogen, und in angemessene gesetzliche Schranken gewiesen wurde, u. dgl. Weiters geht der Verf. (p 58) zu der neuen Regimentsordnung, in deren alterthümlichen Formen er das Bild eines einfachen Staatshaushaltes vorhält, und zu der Abfertigung der Glieder des herzoglichen Hauses über. Bey diesen faßt er alle gegenseitigen Forderungen und Gewährungen im Detail auf, und gedenkt der Wittwe des Gr. Heinrich, der Sabina, Anna und des jungen Christoph, welcher letztere, trotz aller Bitten der Mutter, auf ausdrückliche kaiserl. Bestimmung nach Innsbruck abgeführt wurde. Ueber die Hinterlassenschaft des Herzogs Ulrich verfügte man wie über die eines Verstorbenen; Kleinodien, Kleider und Hausrath wurden unter Mutter und Kinder vertheilt, und man kann sich des Gefühls der Wehmuth nicht erwehren, wenn der Verf. im elegischen Tone bey der Entfernung des jungen Christoph sagt (p. 61): »So verschwand dem Württemberger die letzte Spur seines angestammten Hauses. Mit Wehmuth und Unwillen sah der Ehrliebende diesen Handel. Man konnte ihm wohl von der Nothwendigkeit oder vom Vortheile reden, aber das Schmachvolle war unläugbar. Welche Helden zählte der Stamm, wie war unter ihnen Württemberg gestiegen, wer konnte Eberhard's vergessen! Erst zu einem selbstständigen Herzogthume geworden, sollte nun das Land einer Monarchie Anhängsel seyn, in welcher die Sonne nicht unterging. Der Bauer, den des alten Ulrich »Gotts Nießwurz« ergötzt, Eberhard's weise Reden erfreut und Ulrich's Kraft und Laune, sey es auch nur auf der Schweinsjagd, angezogen hatten, konnte von dem neuen Landesherrn nur hören, aber nichts sehen. Er war ihm ein Fremdling und ein Stiefvater, von dem er befürchten mußte, daß er ihn seinen älteren Kindern nachsetzen werde.«

In einigen ungewöhnlichen Naturerscheinungen wollte der Aberglaube der Zeit ein Zeichen göttlichen Mißfallens erblicken, und die ohnehin aufgeregte Geistlichkeit hätte diese Volksstimmung sehr leicht zum Nachtheile der jetzigen Verhältnisse ausbeuten können. Dem sollten aber die Ausschreiben an die Geistlichkeit vorbeugen, worin diese, unter Strafandrohung, aufgefordert wurde, von gefährlicher Einwirkung auf das Volk sich zu enthalten. Denn eben die Partey, welche durch Adel, Reichthum oder ämtliche Stellung hervorragte, war entschieden auf

der Seite des Kaisers, und fühlte so wenig Sympathie mit Ulrich, daß sie in den Versuchen zu dessen Wiedereinsetzung ein sträfliches und verderbliches Unternehmen erblickte. So lange der Kaiser noch ferne war, behandelte sie, aus übergroßer Aengstlichkeit, das Volk mit einiger Schonung. Kaum aber war sie, nach dessen Ankunft in den Niederlanden, eines kräftigen Rückhaltes gewiß, so verfuhr sie, wie dieß der Verf. sehr gut erzählt, eben so rücksichtslos gegen den »armen Mann,« als sie in ihrer Unterthänigkeit gegen den Kaiser keine Gränzen kannte. So ging in Stuttgart folgender sonderbare Gesetzvorschlag durch (p. 67): »Welcher fürderhin etwas mit Worten oder Werken handelt oder redt, das Kön. Maj. zu Nachtheil möge dienen und H. Ulrich zu Gutem erschießen, den soll man von Stund an zu todt schlagen;« und weiter: »Wer nicht todtschlage und nicht anzeige, soll nicht minder als der Thäter selbst gestraft werden.«

Zur vorläufigen Begrüßung des Kaisers ging eine eigene Gesandtschaft nach Brüssel. Sie hielt ihre Anrede zum Glücke in lateinischer Sprache, weil, wie der Verf. sarkastisch bemerkt, die Muttersprache sich gegen die ausschweifende Kriecherey gesträubt haben würde. Der Kaiser, sagte sie unter Anderem (p. 71), sey des heil. Reichs Camillus und Würtembergs Retter. Zum Danke biete sich ihm durch sie ihr Vaterland mit Leib und Seele dar, und ersuche ihn, es auf ewig mit dem ruhmwürdigen Hause Oesterreich zu vereinigen. Sie erbitten sich mit Recht von ihm, dem Gerechten, diese gerechte Sache. Wenn er schon Länder genug habe, werde er dieß doch nicht verschmähen. Nicht Menschenerfindung sey, daß es an Oesterreich anstoße; das habe Gott so gefügt. In ganz Europa sey kein Land, das so gut zu Oesterreich passe. Anhänglichkeit an dieses Haus habe man in Würtemberg von Mutterleibe ein; ihre Kinder in der Wiege, wenn sie anfangen lustig zu werden, rufen den Namen (Austria) Oesterreich (wahrscheinlich eine etwas sonderbare Deutung des »Au« oder »Oe« der Kinder). Man habe diesen wunderbaren Naturtrieb nie zu deuten gewußt, jetzt sey klar, daß darin eine göttliche Vorherbestimmung liege.« Sie gehen dann auf die Vorzüge ihres Landes über, und können den kriegerischen Geist der Würtemberger nicht genug rühmen. Sie schließen mit der dringend wiederholten Bitte, der Kaiser wolle dem Herzoge kein Gehör geben, sondern das Land auf ewig seinem Hause einverleiben. »Die Sehnsucht darnach sey zu groß, und einige Gefahr vorhanden, wenn es nicht sogleich geschehe, da der Herzog Alles versuche, die Unterthanen an sich zu ziehen. Sie hören, daß er auch bey der Kais. Majest. seine Fürsprecher habe. Denen

entgegen zu arbeiten, seyen sie hieher gesendet worden. Er solle den Nutzen bedenken, den er aus dem wohlgelegenen Lande ziehen könne, und sich nicht bereden lassen, daß der Herzog durch sein Unglück besser geworden sey. Komme er wieder, so ziehen alle ehrbaren Leute mit Weib und Kind aus dem Lande.« Darauf ging erst die feyerliche Gesandtschaft der Regierung, Prälaten und Landschaft an den Kaiser, um für die genehmigte Einverleibung zu danken, und sich die Bestätigung der Landesfreyheiten auszuwirken.

Die beyden Landtage am 9. Dez. 1520 und im May 1521 sollten für das Geld- und Schuldenwesen, für Vereinfachung der Verwaltung und für eine zweckmäßige finanzielle Gebahrung Vorsorge treffen. Zu dem ersteren hatte der Kaiser den Grafen Rudolph von Sulz, Balthasar Märklin, Propst zu Waldkirch, und Laurenz Saurer, Vitzthum zu Oesterreich unter der Enns; zu dem letzteren Sigmund Freyherrn von Falkenstein, Georg Herrn zu Firmian, Marschall des Regiments zu Innsbruck, Georg de Tamasia, Propst zu Castel, und Georg Hackeney, seinen Hofmeister, abgeordnet. Auch hier machte sich derselbe Geist der bittersten Verfolgung gegen Alles, was Ulrich zugethan war, geltend. »Sie bitten,« heißt es p. 74, »wegen der mit dem Herzog Ausgetretenen, daß man sie, wenn sie sich im Lande zeigten, aufsuche, gefangen setze und zur Strafe ziehe, und eben so diejenigen, welche gehuldigt haben, aber Ausgetretene beherbergen oder speisen oder unterstützen, gefangen nehme, und ihnen von Stund an mit der That ohne alle weitere Rechtfertigung die Augen aussteche, oder sie mit dem Schwerte richte, wenn sie von Adel, sie auf frischer That überziehe, und ihnen ihre Schlösser niederreiße.« Ueberhaupt erfuhr die Landschaft von Seite der kaiserl. Abgeordneten eine milde, gütige Behandlung, ihre Wünsche und Anliegen fanden fast ohne Ausnahme Gehör und Abhülfe, nicht allein, damit die neue Herrschaft in den gelockerten Boden desto tiefere Wurzel schlage, sondern auch, um die Landschaft zur Herbeyschaffung dessen, was am meisten Noth thut, des Geldes, zu vermögen. Die sanguinischen Hoffnungen auf die reichen Geldmittel des Kaisers waren nämlich längst in sich zerflossen, und das Land sah sich in feinen Verlegenheiten auf seine eigenen Kräfte angewiesen. So faßte denn die Landschaft zuletzt den Entschluß (p. 83): »daß sie im Namen des Allmächtigen in die Fußstapfen ihrer Altvordern treten, das fromme Vaterland in keinem Wege verlassen, sondern mit Rath und Hülfe der Prälaten und Ritterschaft mit freyem unerschrockenen Herzen und Gemüth den Handel annehmen und des Kaisers Bitte gewähren wolle. Der Entschluß war männlich, aber er

kostete Möckmühl und Heidenheim (p. 88). Zur Mitwirkung für finanzielle Gebahrungen wurde in Stuttgart ein doppelter Ausschuß niedergesetzt, mit welchem die drey zu demselben Zwecke bestimmten landschaftlichen Verordneten, so oft es nöthig seyn sollte, ins Einvernehmen zu treten hatten; er war nicht permanent, sondern nur für bestimmte Zeit verpflichtet, theilte sich in den größern und kleinern, und repräsentirte in der Sphäre, für welche er bevollmächtigt war, die ganze Landschaft.

Wir haben hiemit aus dem reichen, durch Neuheit interessanten Inhalte dieses Kapitels nur einige Probestellen herausgehoben; das Ganze ist nicht wohl für einen Auszug geeignet, und muß für sich im Zusammenhange aufgefaßt und überschaut werden. Es erleichtert den Ueberblick und die Orientirung, und gilt als eine wohlthuende Ergänzung, daß der Verfasser in seiner meisterhaften Schlußbemerkung die Hauptresultate in einige wenige Sätze zusammenfaßt, und was Würtemberg unter österreichischem Einflusse geworden, in kurzen Andeutungen erkennen läßt. Wir können nicht umhin, die ganze Stelle (p. 90) unsern Lesern mitzutheilen. »Im Laufe dieses Jahres« (1521), heißt es, »war Würtemberg auf eine beträchtliche Höhe bürgerlicher, noch mehr landständischer Freyheiten, zum Theil schon in der That, zum Theil durch schriftliche Zusicherung gestiegen. Das Recht des freyen Zugs trat ins Leben, die persönliche Freyheit wurde durch Erläuterungen und Zusätze zu der früheren Gesetzgebung möglichst gesichert, die Freyheit der Berathung auf den Landtagen durch die Ausschließung der fürstlichen Amtleute verstärkt, die Verwaltung der Einkünfte und Ausgaben des Landes beynahe ganz in die Hände der Landschaft gegeben, der Staat dazu (was noch nie geschah) mit ihr verhandelt, und nach ihrem Gutachten gestellt, die Rechnungen der Beamten (sonst nur Sache des Fürsten und seiner Räthe) vor herr- und landschaftlichen Verordneten abgehört, und ganz neu aus der Mitte der Landschaft, und durch sie ein kleiner und ein großer Ausschuß gewählt, theils zu Unterstützung der landschaftlichen Abgeordneten, welche bey der Landesverwaltung standen, theils um für die Vollziehung des Zugesagten Sorge zu tragen; eine Anstalt, deren großer Werth in Beziehung auf die Haltung der Verträge und landschaftlicher Verfassung für frühere Zeiten (als die unsrigen) nie verkannt worden ist. Und dieß bewirkten jene Männer aus den Gerichten der Städte. Sie traten in die Fußstapfen ihrer Vorfahren, die keine Gelegenheit vorüberließen, von den Fürsten Rechte an sich zu kaufen, und damit nach und nach einen Damm gegen Willkür zu erbauen. Jedes Zeitalter hat in dieser Hinsicht seine Pflicht; aber keines erhielt je von der Vorsehung eine günstigere

Gelegenheit zu ihrer Erfüllung als das damals lebende. Der Kaiser, in Spanien mit Aufruhr bedroht, von Frankreich feindselig behandelt, ohne Geld, Zeit und freye Mannschaft, mußte, daß sie hüten half, die Ehrbarkeit des Landes an seiner Beute Theil nehmen lassen.«

Die Hoffnungen der herrschenden Partey auf die persönliche Nähe des Kaisers sollten indeß sehr bald dahinschwinden. Denn indem K. Karl die Besitzungen seines Hauses in Deutschland an seinen Bruder abtrat, wechselte auch Würtemberg seinen Herrn. Das letztere sollte dem Erzherzoge so zugehören, wie er, der Kaiser, es vom schwäbischen Bunde erworben hatte. Allein nicht sowohl der Wechsel des Landesfürsten, als vielmehr die Möglichkeit, H. Ulrich könne bey dem jugendlichen Ferdinand durch Bitten etwas ausrichten, war es, was die herrschende Partey, Statthalter, Räthe und Andere mit ängstlichen Besorgnissen erfüllte. Sie würden es, um nur einmal von dieser Furcht frey zu werden, am liebsten gesehen haben, wenn der Kaiser den Herzog zur förmlichen Abtretung des Landes vermocht, und ihn mit sich nach Spanien genommen hätte. Diese Uebergabe Würtembergs an den Erzherzog und die dabey Statt gehabten Verhandlungen mit der Landschaft hat der Verf. abgesondert im vierten Kapitel dargelegt. Er zeigt zuerst die Beweggründe, welche Karl V. zu diesem Schritte bewogen, berührt die Wirkungen, die er in Würtemberg hervorbrachte, und geht dann auf den Erzherzog über. Er spricht über dessen Erziehung und Jugend, beschreibt sein Aeußeres, zeichnet psychologisch scharf seinen Charakter, schildert mit Frische und Lebendigkeit, größtentheils nach Sattler, alle die Feyerlichkeiten, die die Städte, Stuttgart an der Spitze, wetteifernd veranstalteten (May und Juny 1522), und entwirft damit zugleich ein ansprechendes Bild von den Sitten und Gebräuchen der Zeit. Dann geht er auf die Besetzung des Regiments über, weist bey den einzelnen Artikeln die Erweiterung oder Vervollständigung der neuen Landesordnung nach, verbreitet sich über den Staat und die finanziellen Verhältnisse, und über die im Juny 1523 und 1524 gehaltenen Landtage, und berührt im Vorbeygehen auch das Münzwesen. Wenn er (p. 100) sagt, daß K. Karl schon 1520 sein Münzrecht als Herr von Würtemberg ausgeübt, und Goldmünzen mit seinem Brustbilde und dem österreichisch-würtembergischen Wapen habe prägen lassen: so dürfte dieß nur mit einer gewissen Einschränkung zu verstehen seyn. Daß beyde Fürsten, Karl und Ferdinand, ihr dießfälliges Münzrecht ausgeübt haben, unterliegt keinem Zweifel. Allein ihre würtembergischen Münzen gehören zu den Seltenheiten, sie sind von Karl nur von den Jahren 1520 und

damals die gewöhnliche Meinung wollte, sondern daß er erst nach seiner zweyten Vertreibung, und zwar durch eidgenössische Vermittlung, mit Frankreich wieder unterhandelt, und sich erst dann an Frankreich ganz hingegeben habe, als das Reich ihn verlassen und der Kaiser seine Absicht auf Würtemberg laut und unzweydeutig ausgesprochen hatte. Es ist wahr, er hatte von Frankreich Unterstützung an Geld und die vertragsmäßige Zusicherung der Wiedereinsetzung in sein Land erhalten. Dessen ungeachtet aber lehnte Franz I. seine persönlichen Dienste standhaft und mit verletzender Geringschätzung ab, und ließ alle, gewiß aufrichtig gemeinten Anerbietungen unbeachtet. Dennoch war die Schlacht bey Pavia ein harter Schlag für seine Hoffnungen auf Frankreich.

Von da geht der Verf. auf die Schweiz über. Auf dem Wege dahin hält er einen Augenblick inne, und erzählt im dritten Kapitel die für Ulrich so folgenreiche Erwerbung der Veste Hohentwiel. Wie wichtig sie überhaupt für militärische Operationen gewesen, ersehen wir aus der anziehenden Beschreibung p. 137. Für den Herzog aber hatte sie unberechenbare Vortheile, zunächst die, daß sie ihm einen sichern Waffenplatz in der Nähe seines Stammlandes gewährte, was seine Feinde mit unaufhörlichen Besorgnissen erfüllte. Auch konnten die Bedingungen, unter denen sie erworben wurde, für die damalige Lage des Herzogs nicht günstiger gestellt seyn. Fast am Ziele, hatte nicht viel gefehlt, daß er nicht die Früchte seiner langwierigen Unterhandlungen verloren hätte. Frankreich verweigerte in dem entscheidenden Augenblicke das nöthige Geld, und der würtembergische Statthalter, Truchseß von Waldburg, suchte, im Einverständnisse mit dem Erzherzoge, die Besatzung durch Geld zu gewinnen. Doch behauptete sich Ulrich im Besitze, und wußte seine Feinde durch seine Bewegungen und Zurüstungen fortan außer Athem zu erhalten. Er durchzog unstät die Gegend oft in dem Dunkel der Nacht, und nur von einigen Reitern umgeben, war bald auf der Veste, bald in Mömpelgard, bald bey den Eidgenossen, und der gemeine Mann in Würtemberg, der nicht einmal seinen Namen aussprechen durfte, nannte ihn wegen dieses geheimnißvollen Wanderns bezeichnend »den Mann von Twiel.«

Nach dieser interessanten Abschweifung nimmt der Verf. im vierten Kapitel den unterbrochenen Faden wieder auf, und erörtert die Verhältnisse des Herzogs zu den protestantischen Cantonen der Schweiz und den oberschwäbischen Bauern. Die mit dem J. 1524 wieder angeknüpften Unterhandlungen mit den Eidgenossen erhalten dadurch ihre Motivirung, daß der Herzog,

von Frankreich mit leeren Worten hingehalten und auf dem Nürnberger Reichstage (p. 146) fast ohne Gehör abgewiesen, sein Glück von Neuem bey den Eidgenossen versuchte. Dort hatten sich aber in der dreyjährigen Zwischenzeit die Gesinnungen und gegenseitigen Verhältnisse der Cantone sehr geändert. Allein auch der Herzog war durch eine ähnliche Veränderung, durch seine Hinneigung für die Kirchenreformation, persönlich desto mehr in der Meinung der protestantischen Cantone gestiegen. Wiewohl er auf der Tagsatzung zu Lucern (p. 152) nur unbestimmte Zusagen statt der angesprochenen Unterstützung erhalten hatte, so fehlte es dennoch nicht an Zeichen des Wohlwollens und der Theilnahme. Einige Cantone halfen mit Geld, einzelne Bürger machten freywillige Anerbietungen. Er warb Landsknechte, und machte aus seinen Rüstungen und den Absichten derselben vor dem Reiche kein Geheimniß mehr. Auch setzte er seine Hoffnungen auf die eben damals in offener Empörung begriffenen Bauern, wobey er sich äußerte (p. 155): »Wer ihm auch zu seinem Vaterlande helfe, durch Stiefel oder Schuh, verhoffe er doch mit Ehren dazu zu kommen.«

Dieß letztere veranlaßt den Verf., jenes furchtbare Ereigniß, das unter dem Namen des Bauernkrieges bekannt ist, in seinen ersten Keimen, sofern diese in Oberschwaben zu suchen sind, näher zu beleuchten. Er geht dabey von der Ansicht aus, und weiset sie (Anmerk. 41, p. 155) in einem speziellen Falle von den Unterthanen der Grafen von Lupfen und Fürstenberg (nach Anshelm VI. 298) nach, daß die Hauptursachen dieser drangsalvollen Erscheinung nicht in religiösen, sondern in politischen Elementen zu suchen seyen. In der That, wenn man über den Gang des Aufruhrs und über die Bestrebungen der Bauern, wie sie in den zwölf Artikeln und in der allgemeinen Richtung durch die entlegensten deutschen Gauen sich kund geben, aufmerksam nachdenkt, so wird man sich wohl zu der obigen Ansicht hingezogen fühlen, und endlich einmal aufhören, was jetzt noch manche Geschichtschreiber thun, in den religiösen Spaltungen seine eigentliche Ursache und Bedingung zu suchen. Aehnliche Symptome waren ja schon in dem sogenannten »Bundschuh« und zu einer Zeit hervorgetreten, wo an die religiöse Neuerung durch Luther noch gar nicht zu denken war. Nur hatte der »Bundschuh« noch nicht jenen entschiedenen Charakter angenommen, und wollte überhaupt nur einem augenblicklichen Bedürfnisse abhelfen. Der Bauernkrieg dagegen war sehr bald nach seinem Ausbruche zu einem vollkommen ausgeprägten Charakter gelangt; die Bauern waren sich dessen vollkommen bewußt, was sie wollten; sie wollten die völlige Emancipation ihres Standes mit gewaltsamer

Niederreißung aller der Schranken, die ihren Absichten im Wege standen. In diesem Kampfe gegen das Bestehende und Althergebrachte nahmen sie die Reformation als eine Verbündete und Waffengefährtin freudig in ihre Reihen auf, und indem sie vorgaben, oder sich wohl auch einbildeten, ihre Waffen für die Sache Gottes und der Kirche zu führen, konnten sie eben dadurch ihr blutiges Werk vor der Welt heiligen. Aber auch ohne die Reformation würden die Bauern gegen ihre drückenden Verhältnisse den Kampf gewagt haben, weil diese eben so wenig für die Bauern mehr taugten, als die Bauern für sie. Dieß eben war ja der eigentliche Geist des sechzehnten Jahrhunderts, daß er nach langer, stiller, geheimer Vorbereitung plötzlich seine zersetzende Kraft an das Althergebrachte anlegte, und selbst die Kirchenreformation muß als eine Folge, und kann nicht als eine Ursache davon angesehen werden. Um aus den vielen Belegen (p. 157 ff.) nur einen einzigen herauszuheben, so kündigten z. B. »die Unterthanen der Abtey St. Blasien und die des Grafen von Lupfen zu Stühlingen die Leibeigenschaft auf, und machten ihren Herren Artikel, beydes unabhängig von kirchlichen Veränderungen. Sie erklärten im Verfolge des Aufruhrs, daß sie sich nicht wegen des Evangeliums verbunden hätten, auch nicht evangelisch wären. Gewild, Wasser und Vögel sollen frey seyn, den Hunden keine Bengel mehr angelegt, Büchsen und Armbrust frey getragen werden; sie wollen ihren Hauptherren nicht mehr Mist führen, mähen, schneiden u. dgl.; keiner, der das Recht verbürgen kann, soll gethürmt, keiner, der nicht durch Zeugen überwiesen werden kann, gestraft, Steuer, Schatzung und Umgeld aufgehoben werden.« Bey dieser Gelegenheit kömmt auch die Rede auf Thomas Münzer und den durch Schreiber's historisches Taschenbuch in seinem Wirken zu Waldshut bekannter gewordenen Dr. Balthasar Hubmeier. Ferner wird die weitere Verbreitung des Aufruhrs in das Würtembergische hinein erzählt, und wie H. Ulrich, »der ja auch nichts anderes als sein Recht suchte,« seine ersten Schritte that, um in Gemeinschaft mit den Bauern sein Ziel zu verfolgen. Aber auf Seite der Bauern fehlte es an Vertrauen, und wenn die obersten Führer geheime Unterhandlungen mit Ulrich pflogen, so war es doch nur der »Vortheil, den beyde Theile von einander haben konnten, der sie zusammenhielt.« — Wenn übrigens der Herzog von dieser Seite und mit solchen Kräften seine Absicht zu erreichen im Ernste glauben konnte, so mußte er über die Natur des Aufruhrs in einer argen Täuschung befangen seyn, und über seinem Zwecke die Mittel übersehen, die ihn zu jenem führen sollten. Er hatte Unrecht, bey jenen zügellosen Haufen Sympathieen für seine Sache zu hoffen, und vergaß,

daß, wenn ihn die Bauern einsetzen, das Geschenk um nichts besser sey als die Geber. Doch wir wollen dem Verf. nicht vorauseilen, und für jetzt sehen, wie sich die würtembergische Regierung diesen drohenden Gefahren gegenüber benahm.

Dieß ist es nun auch, worauf der Verf. im fünften Kapitel zu sprechen kömmt. Aus seinen Untersuchungen ergibt sich, daß Regierung und Ehrbarkeit nicht sowohl wegen der Bauern, als vielmehr wegen des Herzogs in Sorgen waren. Hier traten Rücksichten persönlicher Wohlfahrt in den Vordergrund, und veranlaßten ein so schlaues, aber auch so ängstliches System der Wachsamkeit, daß man von Allem, was der Herzog unternahm oder vorhatte, die genaueste Kunde einzog. Wie planmäßig dieses Spionenwesen angelegt, wie weit es ausgedehnt gewesen, geht aus einem besondern Falle hervor, der p. 164 namhaft gemacht wird. Man erneuerte jetzt die Versuche, den Gegenstand der unaufhörlichen Besorgnisse wenigstens aus der Nähe zu schaffen, und arbeitete an dem Plane, den Herzog zur förmlichen Abtretung des Landes gegen eine anderweitige Entschädigung zu vermögen. Allein die Sache zerschlug sich an dem sehr einfachen Umstande, daß Ulrich zu diesem Zwecke nur mit dem Erzherzoge selbst und zwar persönlich unterhandeln wollte, und die Ehrbarkeit von einem persönlichen Begegnen beyder Fürsten fürchtete und es hintertrieb. Als es nun gar den Schein gewann, als wolle Ulrich an der Spitze der Bauern einbrechen, so kannte die Angst keine Gränzen. Der Schrecken vergrößerte die Gefahr, und zeigte Trugbilder statt der Wahrheit. Indem hiedurch die Ehrbarkeit manche Blößen gab, steigerte sich zugleich ihre Erbitterung gegen Ulrich in dem Grade, daß sie unedel genug dachte, ihn, wenn er allein oder mit geringer Begleitung ausreite, überfallen, und todt oder lebendig einliefern zu lassen, ein Plan, der vielleicht nur deßwegen nicht zur Ausführung kam, weil er von dem ruhigen und besonnenen Erzherzoge als unzuläßig und die Dinge noch mehr verwirrend verworfen wurde. Dagegen bildet die stille Anhänglichkeit der niederen Volksklassen an Ulrich einen angenehmen Gegensatz. In den hieher gehörigen Erzählungen (p. 170) spiegelt sich der Volksgeist lebendig und kräftig ab. Aber die allgemein verbreiteten Sagen von der Anwesenheit Ulrich's in Würtemberg unter mancherley Verkleidungen werden, als weder mit der Geschichte noch mit dem Charakter des Fürsten vereinbar, in der kritischen Note Nr. 21 (p. 170 ff.) verworfen. Diese Anhänglichkeit hielt sich in den Herzen der Unterthanen lebendig bey allen übertriebenen und deßhalb erfolglosen Maßregeln der Regierung. Indeß ließ es der Erzherzog, um für einen möglichen Einfall vorbereitet zu seyn, an den nöthigen

Vertheidigungs- und Sicherheitsanstalten nicht fehlen, und schickte zur Besichtigung und Verproviantirung der Schlösser seinen obersten Feldzeugmeister, Michael Ott von Echterdingen, in das Land. Allein die Regierung hatte daneben noch einen neuen Feind zu bekämpfen, nämlich die troß alles Widerstandes sich immer weiter im Lande ausbreitende Reformation.

Ihr hat der Verf. das sechste Kapitel bestimmt. Er geht hier bis auf die Zeiten Eberhard's d. Aelt. und Ulrich's zurück, um darzuthun, wie beyde Fürsten, theils unmittelbar, theils mittelbar, der Reformation den Weg gebahnt hatten; weist die Ursachen ihrer schnellen Ueberhandnahme nach, und nennt in chronologischer Folge die einzelnen Orte, Städte, Klöster, wo sie Eingang gefunden, und die Männer, welche für ihre Aufnahme und Verbreitung thätig gewesen. Auf der anderen Seite erörtert er die Gegenmaßregeln der Landschaft und Regierung, und zeigt, wie jene schon seit längerer Zeit auf einen anständigeren Lebenswandel der Geistlichen, auf eine genauere Dienstverrichtung derselben und auf Besetzung geistlicher Pfründen mit kenntnißreichen und tadellosen Männern gedrungen hatte; andererseits aber der Erzherzog die Regierung zur genauen Befolgung des Edikts von Worms verpflichtete, und noch besonders das Verbot wegen Kauf und Verkauf, Druck und Nachdruck, Lesen, Abschreiben und Besitz der Schriften Luther's einschärfte, und gegen das Predigen und Verbreiten sektirerischer Meinungen Gefängnißstrafe und Verlust des Vermögens verhängte. Weiter faßt er die Folgen dieser von Oben ausgegangenen Reaction ins Auge, und macht sie bey dem für die Regierung ungünstigen Umstande, daß in dieser allgemeinen Gährung der Gehorsam gegen obrigkeitliche Befehle überhaupt nachgelassen hatte, und ungeachtet aller Verheißungen von Lohn fast keine Gefangennehmung oder Strafe vorkam, in dem Schicksale derjenigen Geistlichen, die sich in ihren Amtirungen der Regierung nicht fügen wollten, anschaulich (p. 189). Ferner wird der Inhalt des (1524) zu Stande gekommenen Regensburger Vertrages, den Ferdinand in Würtemberg in Vollzug setzen ließ, nach den Hauptsachen mitgetheilt. Der Verf. erklärt sich jedoch gegen diesen Regensburger Beschluß, besonders gegen die von dem Kardinallegaten anbefohlene Reformirung der Geistlichen als einseitig und unzulänglich, und macht, als er zum Schlusse von dem Wiedereinlösungsrechte geistlicher Güter spricht, die unpassende Vergleichung, daß hiebey Landesfürst und Bauer beynahe in denselben Grundsätzen sich begegneten, »daß nämlich auch der Bauer nur wieder wollte, was ihm seit lange die Herren widerrechtlich abgenommen haben« (p. 193). Denn es findet sich hier doch

weder in der Art und Weise, wie die Besitztitel auf die neuen Eigner übergegangen waren, noch in den Mitteln, das alte, vermeintliche Eigenthumsrecht wieder geltend zu machen, die geringste Analogie, und wenn wir ja zwischen beyden eine Aehnlichkeit herausfinden wollen, so wäre es vielmehr diese, daß weder die eine noch die andere Maßregel die Folge hatte, die man sich von ihr versprach. Im Ganzen muß man jedoch anerkennen, daß dieses Kapitel Ruhe, Klarheit und Besonnenheit verräth, und durch eine des Gegenstandes würdige Haltung anspricht.

Nach allen diesen Vorbereitungen war es jetzt an der Zeit, im siebenten Kapitel den Herzog selbst mit den Waffen in der Hand und an der Spitze eines Heerhaufens zur Eroberung seines Stammlandes auftreten zu lassen. Der Leser wird hier mit allen Einzelnheiten der getroffenen Zurüstungen, wozu die allgemeinern Hinweisungen im fünften Kapitel gegeben wurden, mit den Feldhauptleuten und dem Gefolge des Herzogs bekannt gemacht. Die Streitkräfte bestanden einem großen Theile nach aus Bauern aus dem Hegau und dem Schwarzwalde, den Kern bildeten schweizerische Söldner, die Stärke lag im Geschütze; doch war das Heer, aus etwa 6000 Mann bestehend, mehr der Zahl als dem kriegerischen Geiste und der Mannszucht nach bedeutend zu nennen. An der Spitze eines so zufällig zusammengewürfelten und durch keine festen Bande zusammengehaltenen Haufens versuchte der Herzog die Wiedereroberung, mehr wie ein verzweifelter Spieler seine letzte Habe auf einen Glückswurf setzend, als nach einer richtigen Erwägung der Zulänglichkeit der Mittel zum Zwecke das Glück des Ausganges sich sichernd. Wir finden überhaupt diesen Zug, nach dem, was vorliegt, nicht gehörig motivirt. Es gab nur drey Wege, die damals zum Ziele führen konnten. Es mußte der Herzog entweder mit voller Zuversicht auf einen überwiegenden Anhang in Würtemberg rechnen können, der sich auf das erste Zeichen für ihn erhob, und ihm den Sieg in die Hände spielte; oder er mußte die Regierung und Ehrbarkeit unvorbereitet überraschen, sie stürzen und überwältigen, bevor sie sich aus der ersten Betäubung erholt haben würde; oder endlich, und dieß wäre das Sicherste gewesen, er mußte mit hinreichenden Angriffs- und Widerstandsmitteln ausgerüstet seyn, wozu nicht bloß verläßliche Söldner, sondern auch Geldmittel und Verbindungen gehörten, um beym Mißlingen des ersten Streiches durch ausdauernden Kampf zu siegen. Aber nichts von dem war vorhanden. Das Land blieb ruhig, zeigte keine Sympathieen, kein Entgegenkommen, keine Stadt öffnete freywillig die Thore, Balingen und Herrenberg (p. 201) mußten mit Gewalt genommen werden, und Stuttgart, dessen Entschluß

entscheidend gewesen wäre, gab eine ausweichende Antwort. Uebrigens war die Vertheidigung des Landes einem Manne anvertraut, der an Kriegserfahrung, Gewandtheit und Feldherrntalent den Herzog weit übersah. Mit welch einem gefährlichen Gegner dieser zu thun hatte, entnehmen wir am besten aus der trefflichen Schilderung (p. 195 ff) selbst: »An der Spitze des bündischen Heeres,« heißt es dort, stand der Truchseß von Waldburg, Georg, der bereits so hohes Vertrauen genoß, daß der Erzherzog sich kürzlich seiner als Statthalter bey dem Reichstage in Nürnberg und bey dem Bundestage in Eßlingen bediente, der Bund aber ihn längst zu seinem Feldhauptmanne gemacht, und gegen die Bauern aufgestellt hatte. Er besaß persönliche Tapferkeit, den ruhigen und richtigen Blick und den entschiedenen Schritt eines erfahrenen Feldherrn, aber auch die Schnelligkeit in Benützung günstiger Umstände, wie Götz von Berlichingen, und, trotz seines barschen Wesens, die Kunst, Zuneigung für seine Person bey Rittern und Knechten zu erwecken, wie ein Franz von Sickingen. Bey den damaligen Verhältnissen galt aber auch viel, daß er ein zuverläßiger Diener seines Herrn, beredter Staatsmann und geschickter Unterhändler gewesen, was er auch in der Art, wie er bisher die Bauern behandelte, dargethan hat. Im Kriege zeigte er wenig Schonung, gestattete Soldatenunfug, war aber doch weder ein Alba, noch ein Tilly, vielmehr auf gut schwäbisch »ein munterer und runder Herr.« Und p. 196: »Er hatte nur 270 Reiter, über die er, außer einigem Fußvolke, verfügen konnte. Er fing damit an, zu beobachten, und zwar von Villingen aus die Bauern, dann von Tuttlingen und der Umgegend aus die Bewegungen um Hohentwiel, rückte sofort näher nach Engen, vermehrte seine Besatzung und hatte hier einen Uebergangspunkt in die Verstärkungen gewährende Seegegend. Doch betrug der Zuzug von Stockach her, den er übrigens selbst abholen mußte, nur 400 Mann zu Fuß. Bald zeigte sich aber, daß nicht die vielen, sondern die zuverläßigen und wohlbenützten Mittel den Sieg verschaffen.« Und endlich an der Hauptsache, am Gelde, hat es gleich anfangs gefehlt. Schon am sechsten Tage nach dem Einmarsche brachen Meutereyen aus wegen unbezahlten Soldes. Das Unternehmen mußte also gänzlich mißlingen; der Herzog, auf eiligen Rückzug bedacht, und von den erbitterten Schweizer Söldnern in seiner persönlichen Freyheit bedroht, gab sein Geschütz preis, und verließ das Land ärmer, als er es vor wenigen Wochen betreten hatte. Welche Rückwirkung die fast gleichzeitige Schlacht bey Pavia auf diesen Feldzug hatte, wird p. 205—207 sehr richtig dargethan.

Der nun folgende dritte Abschnitt hat es fast aus-

schließend mit dem Volke und der Regierung zu Würtemberg zu thun, und beschäftigt sich mit Ereignissen, die von weltgeschichtlicher Bedeutung und Wichtigkeit nicht Würtemberg allein, sondern dasselbe mit einem großen Theile des deutschen Gesammtlandes gemeinschaftlich betrafen. Die Frage, ob in einer Biographie Ulrich's die Gesetze der Oekonomie nicht strenger hätten in Anwendung kommen sollen, wornach das Ganze dieses Abschnittes in die Gränzen eines einzigen mäßigen Kapitels hätte zusammengefaßt werden können, läßt sich ohne Schwierigkeit dahin berichtigen, daß nach dem ursprünglichen Plane des Werkes auch die geschichtlichen Interessen des Landes Würtemberg und selbst des deutschen Reichs, wo es der natürliche Zusammenhang erfordert, zu berücksichtigen waren, und daß es vielmehr zu bedauern gewesen wäre, wenn gerade hier der Verf. seine Zugaben und Ergänzungen zu einem der denkwürdigsten Ereignisse der Wissenschaft vorbehalten haben würde.

Im ersten Kapitel wird von dem Bauernaufruhre (1525), in sofern er Würtemberg angeht, gesprochen (p 211—262), und gleich in der Einleitung treffen wir eine sehr interessante und scharfsinnig aufgefaßte Parallele zwischen diesem Kriege und den früheren Unruhen im »armen Conrad« (p. 211 f.). Darauf werden, um den Standpunkt für die Beurtheilung der Forderungen der Bauern zu gewinnen, die zwölf Artikel aus einander gesetzt, und bey den einzelnen die Gründe, worauf sie beruhten, und die Modificationen nachgewiesen, unter denen man sie geltend machen wollte. So wenig man läugnen kann, daß sie Wünsche und Anforderungen enthielten, die an und für sich weder unbillig, noch mit den Verhältnissen der übrigen Stände unvereinbar waren: so bleiben dennoch die Gewaltthätigkeiten höchst verwerflich, mit denen man denselben Rechtskraft erzwingen wollte, und zu allen Zeiten sah der größere und verständigere Theil der Staatsbürger mit Abscheu auf das frevelhafte Beginnen einer solchen politischen Selbsthülfe. Da die Bauernhaufen, welche bald nach Hzg. Ulrich's Rückzuge sich zeigten, und die eigentliche Periode dieses Krieges in Würtemberg erst eröffnen, sich geheimnißvoll über ihren Hauptmann äußerten, und in ihre Kriegsfahnen außer anderen Zeichen auch Hirschhörner eingenäht hatten, so mag wohl dieser Umstand auf die Vermuthung von Ulrich's geheimer Theilnahme an dem Vorhaben der Bauern geführt haben; doch läßt sich dieß mit Sicherheit keineswegs daraus schließen, indem diese Zeichen nicht in diesem Sinne gewählt waren, und wohl kaum etwas anderes, als das Land, das sie sinnbildlich vorstellten, und dem jene Haufen angehörten, zu bedeuten hatten (vgl. p. 215, 246 und 251).

Entschieden ist, daß der Herzog von persönlicher Theilnahme am Kampfe sich fern hielt, dagegen aber seine Sache den Bauern nahe legte, und sie um Einsetzung in sein Land gebeten hat (p. 216). Er trat mehrmals mit ihnen, namentlich mit den Haufen im Hegau und von der Baar, in Unterhandlungen, wollte sie durch Zusagen und Verheißungen, die aber schon durch ihre Ueberschwänglichkeit den Verdacht gegen ihre Aufrichtigkeit erregen mußten, für sich gewinnen, und kam zuletzt persönlich in das Lager zu Hülsingen (p. 241), und versprach Zuzug mit Pferden und Geschütz. Er fand dießmal die Stimmung günstiger, doch forderte man Brüderschaft und Annahme der Artikel. Tags darauf, nach genommener Einsicht, schwur er zu den Bauern, und erließ von Twiel aus eine rechtfertigende Erklärung, die Schreiber in seinem historischen Taschenbuche aus dem Archive zu Schaffhausen mitgetheilt, und woraus der Verf. p. 242 den Hauptinhalt aufgenommen hat. Während nun Ulrich mit Geschütz und einigen Reisigen sich mit diesem Haufen vereinigte und bis Rothweil heranzog, erließ er fast gleichzeitig an die Würtemberger Bauern eine Aufforderung, in ihrer bereits begonnenen Eroberung des Landes ihm und seinem Rechte keinen Eintrag zu thun. Auf ihre Erwiederung aber, ihr Kampf gelte die eigenen und keine fremden Rechte, beschloß er, mehr aus der Ferne zu beobachten und die Ereignisse abzuwarten. Der günstigere Zeitpunkt blieb auch nicht lange aus. Denn als das schwäbische Bundesheer, geführt von Georg Truchseß, näher heranrückte, wurden bey den Bauern ernstere Besorgnisse rege, und es gingen ihnen über das Gefährliche ihrer Lage die Augen auf. Nun wurden unter ihnen viele Stimmen für Ulrich laut, und dieser kam, die Zeit benützend, schnell mit Mannschaft herbey gegen Sindelfingen (p. 251). Allein im Entscheidungsmomente, als Dr. Fuchsstein, des Herzogs Abgesandter, nahe daran war, die Schwankenden zum Entschluß zu bringen, traten die Stuttgarter und Cannstädter hervor, an frühere Eide mahnend, und der Sache wegen einen allgemeinen Landtag beantragend. Mit den Bündischen sollte ein Stillstand verabredet werden. Statt dessen kam es zur Schlacht bey Sindelfingen oder Böblingen, und die gänzliche Niederlage der Bauern machte dem Kriege, den Verhandlungen und Ulrich's Hoffnungen ein schnelles Ende. Von welcher Art die Bedingungen waren, auf welche man mit dem Herzoge ein Abkommen treffen wollte, geht aus einem Actenstücke des landschaftlichen Archives hervor, für welches, weil es ohne Datum ist, die Stelle, wo es einzureihen war, bloß mit Berücksichtigung des Inhalts ausgemittelt werden mußte (p. 251 ff.). Wir haben es für zweckdienlich gehalten,

in diesem Zusammenhange, und zwar abweichend von dem Gange, den der Verf. genommen hat, Alles, was auf den Herzog und seine besondere Stellung zu den Bauern Bezug hat, zu einem einzigen Ueberblicke zu vereinigen, was zugleich einen Beweis liefern mag von dem Fleiße und der Sorgfalt des Verf.'s für die Auffindung neuer, diesen Theil der Geschichte näher beleuchtender Detailangaben. Gleichwohl aber bleibt noch manches in der Geschichte des Herzogs rücksichtlich dieses Krieges lückenhaft und unaufgeklärt.

Sowohl Zeitgenossen als spätere Geschichtschreiber haben geäußert, daß den vereinzelten Bauernhaufen zur Gewinnung der größten und wichtigsten Erfolge nichts gefehlt habe, als die Vereinigung unter einem erfahrenen Feldhauptmanne. Warum Ulrich sich nicht an die Spitze der Bauern gestellt, und, was die Einsichtsvolleren der Zeit wirklich fürchteten, sich zum Herrn der Bewegung gemacht habe, muß theils aus seiner Unentschiedenheit, theils aus der eigenen Sinnesart der Bauern und ihrer Scheu gegen jenen erklärt werden. So vollständig auch sein Triumph über die Ehrbarkeit hätte seyn können, so machte ihn das Gewagte der Unternehmung bedächtig, unter Verhandlungen ging der günstige Zeitpunkt verloren, und seine untergeordnete Rolle war bald zu Ende gespielt. Den Bauern aber war es nicht zu verargen, daß sie sich nicht vertrauensvoll dem Herzoge hingaben, dessen Blutgericht aus dem Remsthale noch in frischem Andenken stand. Der Herzog hatte zu oft sein Wort gebrochen, als daß sein in der Noth gegebenes Versprechen eine hinreichende Garantie für sie gewesen wäre, ungeachtet sie in der Vereinigung mit ihm ihre Absichten auf größere bürgerliche und religiöse Freyheit auf eine fast unblutige Weise hätten erreichen können. Beyder Zwecke lagen nicht so weit aus einander, daß sich kein gemeinsamer Mittelpunkt hätte finden lassen. Er wurde gefunden, aber zu einer Zeit, als die Gegner den Sieg fast schon in den Händen hatten. So ließ Mangel an Popularität auf der einen, von Vertrauen auf der andern Seite eine der wichtigsten Combinationen unbenützt vorbeygehen.

Dann ist auffallend, daß die einheimische Regierung gleich bey den ersten Gefahr drohenden Symptomen so wenig that, um sich der Ruhe zu versichern. Sie ließ sich durch unentschlossenes Zusehen das Uebel über den Kopf wachsen, und indem ihr Hülferuf in die Nachbarländer drang, blutete der einheimische Adel unter den wilden Streichen einer zügellosen Volkswuth. Sie war nicht etwa überrascht worden, sie sah das Unheil aus der Ferne näher rücken, konnte sich über dessen Natur nicht täuschen, und mußte sich durch die dringende Gefahr zu der

entschlossensten Abwehr aufgefordert fühlen. Allein sie war in der doppelt schwierigen Lage, daß sie aus Ueberschätzung der Noth die nächsten Vertheidigungsmittel übersah und zu dem eigenen Volke kein Vertrauen hatte. So durfte sie vor dem Erzherzoge aus ihren Befürchtungen kein Geheimniß machen, und mochte doch auch wieder das einheimische Volk in den Augen des Landesherrn nicht herabsetzen. Aus dieser Verlegenheit entstanden die zweydeutigen Berichte p. 167, 218 und 219.

Die Darstellung dieses Krieges, für dessen Beleuchtung in neuerer Zeit so viele Geschichtschreiber, Oechsle, Pfaff, Walchner, Wachsmuth, Bensen u. A. thätig waren, dürfte zu den schwierigern Aufgaben der Geschichtschreibung gehören, und setzt zum richtigen Verständnisse die genaueste Orts- und Terrainkenntniß voraus. Im Ganzen finden wir das Materiale nach einem sehr richtigen Gange zusammengestellt. Der Verf. hält sich zuerst an die einzelnen Haufen, und begleitet sie auf ihren Raub- und Plünderungszügen. So treten anfangs die niederalgauischen Bauern allein auf, die in kurzer Zeit das südliche Land bis Reutlingen überzogen hatten; bald aber nahmen der Odenwald'sche oder große und ein dritter Haufe aus dem Zabergau die Aufmerksamkeit in Anspruch. Die Regierung beschloß Weinsberg zu besetzen. Eine Schaar von Rittern zog als Besatzung dahin, die aber auf dem Marsche und von der Stadt aus eine schonungslose Härte gegen die Bauern an den Tag legte, und diese zur Rache aufreizte. Es war dieß der große Haufe und der aus dem untern Neckarthale. Nach fruchtloser Aufforderung zur Brüderschaft wird Weinsberg gestürmt, durch Verrath genommen und an den gefangenen Rittern die schauervolle Rache des Spießjagens geübt. Die Scene wird lebendig und ergreifend geschildert (p. 221 — 225). Diese Gräuel veranlassen den Bund, nach manchem bittern Vorwurfe wegen Saumsal, zu schleuniger Hülfe. Indeß hatte sich ein neuer Haufe aus Großbotwar auf dem Wunnenstein gebildet, und in Martin Feuerbacher einen schlauen und gewandten, aber besonnenen und redlichen Anführer gefunden. Dieser benützte seine Popularität, und hielt seinen Haufen vor der Vereinigung mit dem gebrandmarkten Weinsberger zurück, und war bemüht, Beutegier und Blutdurst zu zügeln. Die Regierung suchte sich in Güte mit ihm abzufinden, und wollte ihm auf einem schnell zu berufenden Landtage Gewährung der Forderungen zusagen. Allein seine Bauern mochten von einem Landtage nichts hören. »Wir wollen kein Landtag han,« schrieen sie; »wenn wir ein Landtag haben, so landtaget man nünt, wenn daß man Geld muß geben« (p. 233, wo auch ein interessanter Beleg von dem milden und rechtlichen

Sinne Feuerbacher's mitgetheilt wird). Es war zu bedauern, daß dieser seinen Einfluß auf die erhitzten Gemüther verlor, als der Haufe aus dem Zabergau hinzutrat, und neben ihm noch Hanns Wunderer als oberster Hauptmann und auch Jäcklein von Böckingen unter den Hauptleuten erschienen. Außer diesen bildeten sich noch mehrere andere Haufen, z. B. der Stuttgarter, der Hall'sche u. a., und in diese Zeit fällt die Zerstörung von Hohenstaufen (p. 238). Auch auf dem Schwarzwalde hatten sich neue Haufen zusammengethan, doch stellte sich jetzt wegen der Annäherung der Bündischen die Nothwendigkeit der Vereinigung heraus. Diese kam unter dem Namen »gemeine Landschaft« oder »Versammlung Würtemberg« zu Stande Eine beträchtliche Meuterey im Bundesheere lähmte den wohlberechneten Feldzugsplan, und Graf Georg mußte der Eroberung von Herrenberg unthätig zusehen. Doch kam es bald darauf zur Entscheidungsschlacht, in kaum vier Stunden war die Niederlage der Bauern vollendet (p. 255). Die Rache folgte auf dem Fuße. Für die Frevel von Weinsberg ward die einfache Todesstrafe viel zu gering geachtet: dem Tode gingen die martervollsten Qualen vorher, die diesem selbst seine Schrecken nahmen. In dem letzten Kampfe bey Königshofen an der Tauber ward den Bauern der Todesstoß gegeben. Der Aufruhr hatte von Mitte April bis Mitte May gewährt, und sich von den anderer Länder durch größere Mäßigung und kürzere Dauer unterschieden.

Die Folgen, die er für Würtemberg hatte, und die den Inhalt des zweyten Kapitels bilden, fielen mit ihrer drückenden Last, und oft ohne Rücksicht auf das Maß der Schuld, auf das ganze Land zurück. Der Bund hatte seinen Zweck mit Vernichtung des Aufruhrs erreicht: allein er verkannte jetzt seine Bestimmung, und fing an, über die Gränzen vernünftiger und rechtlicher Anforderungen weit hinauszugehen. Das Verdienst der Beruhigung über's Maß schätzend, nahm er gegen Regierung und Landschaft einen hohen Ton an, erließ Strafgesetze, machte sich, mit Umgehung des Landesfürsten, zum Schiedsrichter zwischen Unterthan und Obrigkeit, und ließ sich, trotz aller Gegenvorstellungen, seine Hülfe theuer genug bezahlen. Und nicht bloß Aufrührer traf sein rächender Arm, auch die des Lutherthums oder ihrer Predigten wegen verdächtigen Pfarrer und Priester ließ er eines schmachvollen Henkertodes sterben. Als einen Mann des Schreckens und als eine wahre Geißel sandte er seinen Profosen, Peter Aichelin, über das Land aus, und legte Ehre, Gut und Leben von Tausenden in die Hand eines gewissenlosen Henkers. Nicht genug, daß die Landschaft sich des drückenden Einflusses des Bundes zu erwehren hatte, sie mußte überdieß

auf dem Landtage vom 19. Juny (1525), wo ihr erst Ferdinand als der jetzige Landesherr angekündigt wurde, mit aller Entschlossenheit gegen die harten Forderungen ankämpfen, die in nichts Geringerem bestanden, als daß alle Rechte und Freyheiten durch die Empörung verwirkt seyen, und daß nicht allein wegen des angerichteten Schadens, sondern auch für die dadurch entgangene Nutzung Ersatz zu leisten wäre (p. 270). Auf dem im October desselben Jahres abgehaltenen großen Landtage, unter persönlicher Anwesenheit des neuen Landesherrn, fehlte es nicht an merkwürdigen und wichtigen Verhandlungen. Ein Theil der Lasten ward geistlichen Gütern aufgeladen, und zwar rücksichtlich der neuen Landeshut, der sogenannten Provisioner; und eine andere folgenreiche Neuerung zum Ruin der Dörfer, wegen Uebertragung der Gewerbe und Handthierungen wurde von den Städten durchgesetzt. Zum Schlusse finden wir folgende kurze aber inhaltreiche Bemerkung (p. 281): »So drückte den Bauer auch noch die Eifersucht seiner Städter, neben dem, daß er nun unter der Zuchtruthe des Adels und besoldeter Knechte stand. Der Muthwillige verdiente es nicht anders, und dem Bessern schlug nun insgeheim für die Rechte seines Standes, für den neuen Glauben und den alten Herrn das Herz um so stärker.«

Natürlich hatten die letzten Ereignisse ihre langnachhaltigen Wirkungen auf die verschiedenen Verhältnisse des öffentlichen und Privatlebens nach allen Richtungen hin, und erforderten von Seite der Regierung die kräftigsten Maßregeln zur Milderung und Abhülfe. Wie nun diese in Staat und Kirche die Ordnung wieder herzustellen bemüht war, wird im dritten Kapitel erzählt. Das Elend und die allgemeine Verarmung ward durch einen mehrjährigen Mißwachs gesteigert, die erhöhte Noth erzeugte Krankheiten und Sterblichkeit. Die von der Regierung in Anwendung gebrachten Heilmittel gegen diese Leiden der Zeit werden p. 284 — 287 ausführlich mitgetheilt, und zeigen, daß es ihr wenigstens Ernst war zu helfen. Wenn bey den Anfängen der Spannung und Kälte zwischen dem Lande und dem Landesherrn darauf hingewiesen wird, daß dieser in Würtemberg eben so gut als in den allgemeinen Angelegenheiten die näheren Interessen seines Hauses vor denen des Reiches im Auge hatte; so darf hiebey doch nicht außer Acht gelassen werden, daß Würtemberg, unbeschadet seiner verbrieften Freyheiten und Rechte, sich von den Lasten nicht lossagen durfte, die es mit den übrigen österreichischen Erbländern gemeinschaftlich zu tragen angegangen wurde, und daß der Vorwurf gegen Ferdinand bey einem tieferen Eingehen auf die Zeitverhältnisse keineswegs so begründet seyn dürfte, als es beym ersten Blicke den Anschein haben mag.

Daß er zu Speyer, dem Wunsche der Reichsfürsten entgegen, die Türkenhülfe statt der Glaubenssachen an die Spitze der Verhandlungen gestellt wissen wollte: floß natürlich aus der größeren Dringlichkeit der ersteren, als zu einer Zeit, wo die gefürchteten Türken Ungern siegreich durchzogen, und in Ungern das gesammte deutsche Reich bedroht war. Gibt es überhaupt in der Geschichte nichts Unerquicklicheres, als das nüchterne Festhalten an Kleinem, wo der wichtige Augenblick nur Einen, und zwar einen begeisterten Sinn für's Höchste und Größte fordert: so mußte es damals allenthalben, wo Gemeinsinn nicht ganz untergegangen war, als das erste Gebot der Nothwendigkeit angesehen werden, über der gemeinsamen Gefahr alle anderen Rücksichten bey Seite zu lassen. Indem die Landschaft Würtemberg selbst in den größten äußern und innern Bedrängnissen über die Aufrechthaltung der Landesfreyheiten wachte, so hat sie sich ohne Zweifel den Dank der Nachwelt und den Beyfall des Geschichtschreibers verdient. Wenn nun aber die würtembergischen Abgeordneten mit unbeschränkten Vollmachten nach Linz einberufen wurden, wo es sich um die Bestimmung der Türkenhülfe handeln sollte: so war allerdings der Wortlaut des Tübinger Vertrages, in dessen Folge eine solche Kriegshülfe mit Rath, Wissen und Willen gemeiner Landschaft zu geschehen hatte, zwar verletzt: aber es kann doch nicht aus dem vereinzelten, und überdieß durch die ungewöhnliche Gefahr gebotenen Falle, eine absichtliche Umgehung oder Schmälerung der Privilegien abgeleitet werden. Mit dieser unzeitigen Aengstlichkeit versöhnt dagegen der Eifer einzelner Tapferen, die sich bey der Belagerung Wiens und in Bekämpfung des Erbfeindes Ruhm erwarben, wie Eck von Reischach, Schertlin von Burtenbach. In wiefern es weiters begründet sey, daß Würtemberg, wie p. 290 bemerkt wird, durch seine Vereinigung mit Oesterreich in eine falsche Stellung gerathen sey: so können wir, aus Mangel an Raum, auf die Sache nicht umständlicher eingehen; nur wollen wir bemerken, daß das nunmehrige Verhältniß zum schwäbischen Bunde nicht wohl eine falsche Stellung genannt werden kann, und zwar eben so wenig, als das zu der Schweiz, einzelne Cantone abgerechnet, gegen welche sich die politische Stellung von Würtemberg allerdings veränderte, aber in Folge der religiösen Spaltungen, und sich jedenfalls verändert haben würde, es mochte seinerseits entweder der alten Kirche treu bleiben, oder sich von dem Strome der Neuerungen fortreißen lassen.

Von einer andern Art, als die Mitwirkung in der großen Türkengefahr, waren die von mehreren Seiten und unter mancherley sonderbaren Rechtstiteln erhobenen Ansprüche auf einzelne

würtembergische Gebietstheile, die zugleich zum Beweise dienten, wie Habsucht und Ländergier die bedrängte Lage des Landes und die Geldnoth des Landesfürsten zu eigenem Vortheile zu benützen strebten. Am meisten wird das rechtliche Gefühl verletzt durch die schrankenlose Anmaßung des Dietrich Spät, desselben, der seine Hände so tief in das unredliche Spiel versteckt hatte, und der das allgemeine Elend zur Auffammlung von Reichthum auszubeuten gewissenlos genug war. Unter den nächsten Nachbarn waren die Ansprüche des Markgrafen Philipp von Baden bedenklich, weil er seit 1527 Ferdinand's Statthalter im Reichsregimente war, und an dem Churfürsten von der Pfalz einen bedeutenden Rückhalt hatte. Aber weit größere Opfer kostete es, den letztern rücksichtlich seiner Zurückforderung der im Pfälzerkriege eroberten Landestheile zufrieden zu stellen, um so mehr, da er außerdem seine Stimme bey der bevorstehenden Königswahl nur zu einem sehr hohen Preise an Ferdinand herzugeben vorhatte, und Würtemberg auch diese Summe auftreiben sollte. Die diesen Gegenstand betreffenden Unterhandlungen sind von hohem Interesse, gleichwie die Gründe, die Ferdinand's Absichten scheitern machten.

Den übrigen Theil dieses Kapitels nehmen die religiösen Angelegenheiten ein, wobey nicht allein von der Ueberhandnahme kirchlicher Neuerungen durch die Anhänger Luther's, Zwingli's und der Wiedertäufer gehandelt wird, sondern auch die von Seite der Regierung angewandten Gegenmittel in Betracht kommen. Daß Ferdinand von seiner religiösen Ueberzeugung zu Gunsten Würtemberg's nicht abging, und es in dieser Beziehung auf eine ganz gleiche Stufe der Behandlung mit seinen übrigen Erbländern stellte, ist nicht anders zu erwarten gewesen. Diese Gegenmaßregeln flossen nicht aus einem gewissen starren und hartnäckigen Festhalten am Hergebrachten, sondern sie hatten unter manchen andern ihren Grund in der Sorgfalt für ein Unterthanenwohl, das von der katholischen Kirche für unzertrennlich gehalten wurde. Indeß zeigten sich wohl auch hier die landesherrlichen Mandate und die angefangenen Verbesserungen eben so unwirksam, wie fast allenthalben und in Würtemberg insbesondere, wo, wie sehr richtig dargethan wird, die Nähe der protestantischen Reichsstädte und der dem Protestantismus geneigte Adel den Boden schon im voraus gegen wirksame Reactionen unterwühlt hatten. Auch in Würtemberg machte man, gleichwie anderwärts, wo er sich neben der katholischen Kirche, oder auf Kosten derselben, Geltung verschaffen wollte, dem Protestantismus den Vorwurf, daß er die Bande des bürgerlichen Gehorsams, die Achtung gegen Gesetz und Obrigkeit lockere und

löse, daß er zu Abfall, Aufruhr und Empörung führe, und deßwegen gleichmäßig mit kirchlichen und bürgerlichen Waffen bekämpft werden müsse. Merkwürdig in dieser Hinsicht ist das Ausschreiben des Bischofs von Constanz an die Räthe in Stuttgart (p. 318) vom 17. März 1533. Von ähnlichen Ansichten gingen alle die strengen und selbst blutigen Maßregeln aus, die gegen einzelne, hartnäckige und unverbesserliche Anhänger der neuen Lehre in Anwendung kamen, und die besonders gegen solche Secten geschärft wurden, die neben kirchlicher Heterodoxie auch für die bürgerliche Ordnung gefährliche Grundsätze predigten, wie dieß bey den Wiedertäufern geschah. Welch ein Unsinn von kirchlicher, religiöser und politischer Schwärmerey sich in den Köpfen der Täufer zu einem völligen Systeme herausgebildet, und in welchem Grade er das Racheschwert der weltlichen Obrigkeit hervorgerufen, lehrt unter anderm der Vorgang mit einem gewissen Augustin Bader, einem entlaufenen Kürschner aus Augsburg, der beym Volke unter dem Namen »der Prophet Augustin« bekannt geworden, und auch mit Juden in Verbindung getreten war. Seine Lehre und Schicksale werden p. 318 f. geschildert. Aichelin fand jetzt wieder vollauf zu thun, erregte aber den Rachedurst der Verfolgten und fiel durch Meuchelmord. Seinem Falle wird p. 321 eine besondere Bedeutung beygelegt, und es werden manche Aussichten damit in Verbindung gebracht, die von der Bemerkung hergenommen sind, daß religiöse Verketzerung nicht selten den Deckmantel für politische Verdächtigung hergegeben habe, und die Inquisition nicht allein gegen abweichende Lehren, sondern auch gegen »andere böse Practiken« gerichtet war.

Zum Schlusse des Kapitels wird aus dem würtembergischen Staatsarchive ein anderer interessanter Fall über das, damals leider so gewöhnliche »tumultuarische und barbarische« Gerichtsverfahren mitgetheilt Er betrifft das traurige Schicksal einer der Hexerey verdächtig gewordenen Weibsperson, der Margaretha Lösin, einer Witwe aus Stuttgart, und ist leider nicht das letzte Beyspiel einer noch lange fortdauernden einseitigen Rechtspflege.

Im letzten Kapitel dieses Abschnittes endlich werden die verschiedenen Verhältnisse der einzelnen Glieder der »verdrängten« Fürstenfamilie zur Sprache gebracht, und die Versuche erzählt, sie, und besonders den Herzog selbst, durch gütliche Absindung zufrieden zu stellen. Bey Sabina beschränkt sich die Erzählung größtentheils auf ihre Stellung gegen die Regierung und gegen Ferdinand; was dagegen über ihren Charakter und moralischen Werth ein gültiges Urtheil begründen könnte, muß der Leser

aus einzelnen im Werke zerstreuten Andeutungen und Fingerzeigen sich selbst zusammenstellen, anstatt daß er hier alles zur Sache Gehörige beysammen fände. Sie mußte viele Schritte zur Behauptung ihres Rechts thun, und hatte, wie aus manchen neuen Mittheilungen des Verf.'s hervorgeht, nicht ungegründete Ursache zur Klage gegen diejenigen, denen ihr Schicksal in die Hände gegeben war. Sie mußte sich mit männlicher Festigkeit die richtige Ausbezahlung der ihr zugewiesenen Jahrgelder ausfechten, und auch manche bittere Hintansetzung (z. B. von Seite Ferdinand's) erfahren, und sah sich selbst mit der Entziehung ihrer Tochter, die sie noch um sich haben durfte, bedroht. Maßregeln der Art mochten, abgesehen davon, was sie in ihrem Aerger hierüber schreibt (p. 327), auch noch durch andere, in dem Charakter und der Lebensweise »der Fürstin von Bayern« liegende Ursachen gerathen oder geboten seyn.

Von Sabina geht der Verf. auf »den Jungen von Würtemberg,« auf H. Christoph über, und findet hier eine passende Gelegenheit, von dessen Erziehung und Schicksalen am Hofe zu Innsbruck und zu Neustadt zu sprechen. Er lobt seinen regen, empfänglichen Geist, findet es dagegen allzuhart, daß der junge Prinz in engem Gewahrsam gehalten wurde, und keine Kunde von dem erhielt, was ihn persönlich so nahe anging. Indeß erblickt der Verf. in jener Behandlung, wornach ein fürstlicher Jüngling, dessen eigene Unerfahrenheit sehr leicht zu gefährlichen Zwecken hätte mißbraucht werden können, nicht dem Zufalle überlassen, sondern zum Gegenstande einer besondern Aufmerksamkeit gemacht wurde, ein nothwendiges Gebot der Klugheit, und, wir möchten beysetzen, der Menschlichkeit. Es ist erwiesen, daß ihm das erlauchte Brüderpaar, sowohl Karl als Ferdinand, mit Wohlwollen zugethan waren. Ob es dagegen des ersteren Absicht gewesen sey, ihn aus dem Beweggrunde nach Spanien mitzunehmen (p. 337), damit er dort in Vergessenheit der Seinigen — vielleicht in einem spanischen Kloster — sein Grab finde, ist geschichtlich kaum zu erweisen. Auch des trefflichen Michael v. Tybein (Tiffernus), der schon aus Pfister vortheilhaft bekannt ist, wird gedacht, und seiner Verdienste um des Jünglings Geistes- und Herzensbildung; ferner (aus Oswald, Gabelkofer und Reusner, p 331, Anm. 21) berichtet, daß Christoph, wahrscheinlich weil Neustadt wegen der streifenden Türken weniger Sicherheit bot, auf einige Zeit nach Leoben in Steyermark gebracht worden sey, während in den meisten Quellen doch nur Innsbruck und Neustadt, wo Christoph sich aufgehalten, genannt werden Auffallend ist, daß die einzigen zwey Stellen, wo dieses dritten Aufenthaltsortes gedacht wird, in

dem Namen der Stadt nicht genau übereinstimmen; denn Oswald Gabelkofer, selbst ein Steyermärker, nennt sie oppidum *Leutin* (welches der Verf. in Leoben verbessert), und bezeichnet die örtliche Lage durch den Muhrfluß; Reusner aber sagt bloß Lomum, Stiriae oppidum; aber in keiner von beyden Benennungen ist der urkundliche Name von Leoben wieder zu finden. Von hohem Interesse und siegreicher Entschiedenheit ist die kritische Beweisführung unseres Verf.'s (p. 332, Anm. 25), daß Christoph, nachdem beschlossen worden, daß er an den kaiserlichen Hof kommen solle, nicht vor, sondern erst nach dem Reichstage von Augsburg 1530 (wo Ferdinand die kaiserliche Belehnung mit Würtemberg empfing) an das kaiserliche Hoflager gelangt sey. Der Beweis wird geführt, theils und vorzüglich aus des Königs Ferdinand und Herzog Christophs gleichzeitigen Briefen, theils durch Berichtigung einer bey dem Hofprediger Bidenbach vorkommenden Stelle, die der Verf. dahin erklärt, daß dort nichts anders, als der 1533 abgehaltene Bundestag zu Augsburg, wo Christoph allerdings gegenwärtig war, gemeint seyn könne. Dadurch erhalten auch die hieher gehörigen Nachrichten bey Pfister ihre Erledigung. Auf dem Wege von Augsburg nach Cöln kam er nach Würtemberg und sah seine Mutter. »Und da sey im Lande ein solch Geraen (Gerenne, Zusammenlaufen) und Zulauf worden, daß man das Volk mit den Schergen davon hat bieten müssen, und ihn auch so viel eher hinweg gethan« (p. 334). Sehr gelungen, natürlich wahr und anziehend ist die Schilderung daselbst von dem Aufenthalte des Prinzen als Edelknaben zu Brüssel in des gewaltigen Kaisers nächster Umgebung. Christoph, für das Gefolge des Kaisers bestimmt, begleitete diesen auf den Reichstag zu Regensburg 1532 und auf dessen Zuge gegen die Türken nach Wien, wo eine Masse von 120,000 Streitern versammelt stand. Im Vorbeygehen berühren wir, daß sich bey Wien kein »Wolfsfeld« findet, dagegen dürfte das Marchfeld, die große, weithin nach Ungern und Mähren zu sich ausdehnende Ebene gemeint seyn, die ganz geeignet war, eine solche Zahl von Kämpfern aufzunehmen, und auf der mehrmals das Schicksal großer Völkerschlachten entschieden ward. Die Flucht des Prinzen begleitet der Verf. p. 340 mit folgender, etwas scharfer Bemerkung, besonders wenn man den bayerischen Einfluß im Auge behält: »Ueberraschen mußte die wälschen Herren am Hofe Carl's eine solche Praktika eines ehrlichen jungen Schwabenbluts. Auch ist gewiß, daß zu einem Mittel dieser Art ein deutscher ritterlicher Charakter sich ungerne entschließt; aber jederzeit haben die Besten unter den Menschen (ge)frohlockt, wenn berechnende Klugheit und nimmersatte Uebermacht von der beherzten Unschuld

getäuscht wurden.« Die mit dem Grafen Georg und mit dem Herzoge Ulrich, wiewohl mit dem letzteren erfolglos, gepflogenen Unterhandlungen schließen das interessante Kapitel.

Der vierte Abschnitt wird in drey Kapitel geschieden. Davon begreift das erste die Schritte des Landgrafen und anderer Fürsten zu einer Ausgleichung, und Ulrich's Aufenthalt in Hessen; das zweyte die Verhandlungen mit Bayern, Frankreich und anderen Ländern, und Christoph's eigenes Auftreten auf dem Landtage zu Augsburg; das dritte endlich den Sieg bey Laufen und den Kadner Vertrag.

Indem der Verf. (p. 347) zu den innern Verhältnissen des deutschen Reichs übergeht, macht er an den verschiedenen Ständen die in der Zwischenzeit vorgegangenen Veränderungen ersichtlich, und zeigt, wie diese an und für sich der Sache des Herzogs nicht ungünstig waren, und wie überdieß die Vorgänge in Würtemberg den Reichsfürsten bey deren jetzt veränderter Denkweise in einem andern Lichte erschienen. Bey dem Landgrafen insbesondere aber wirkten als Beweggründe, außer der Verwandtschaft, ein ritterlicher Sinn und ein lebhaftes Gefühl für Recht und die Aussicht reichen Gewinnes für den Protestantismus. Er that den ersten entscheidenden Schritt zu Gunsten Ulrich's dadurch, daß er dem Geächteten eine Zuflucht an seinem Hofe gestattete. Dadurch wurde die Regierung in Würtemberg besorgt uud mißtrauisch. Dieß und absichtlich ausgestreute oder zufällig verbreitete Gerüchte von monströsen Zurüstungen, von französischer und venetianischer Hülfe, erforderten Gegenrüstungen. Ulrich's Sache fand nun auch bey andern Reichsfürsten mehr Eingang. Diese wandten sich fürsprechend und mit nachdrücklichen Bitten an Ferdinand und an den Kaiser; allein mit keinem andern Erfolge, als daß dem Landgrafen, wegen Beherbergung eines Geächteten, gleichfalls mit der Acht gedroht wurde. Doch kam es, so drohend auch damals die Kriegsgefahr in Folge der Pack'schen Händel gewesen, zu keinem Ernste, sondern die Fürsten beliebten den Weg gütlicher Beylegung. Ferdinand lehnte die an ihn ergangenen Vorstellungen und Anerbieten mit entschiedener Festigkeit ab. Nicht als hätte er überhaupt zur Linderung eines Looses, das mit einer zehnjährigen Verbannung das Maß erreicht zu haben schien, nichts thun wollen, sondern weil er ohne kaiserliche Genehmigung nichts thun konnte, und weil, wie er selbst bemerkte, die Würtemberger das Versprechen hatten, sie nie von dem Erzhause zu trennen. Aehnliche Veränderungen, wie in dem Verhältnisse der Reichsfürsten zum Reichsoberhaupte und für Ulrich's Angelegenheiten, zeigten sich im Kleinen bey dem schwäbischen Bunde, bey dem

dieselbe Umstimmung der Gemüther für Ulrich sich kund gab (p. 358).

Ulrich's Anwesenheit in Marburg während des Gespräches der Reformatoren über die Sakramente (1529) verschaffte jenem Gelegenheit, den Verhandlungen persönlich beyzuwohnen. Der Verf. läßt sich hier in keine Aufzählung der Streitpunkte, weder in ihre Begründung noch in ihre Widerlegung ein; er hält sich überhaupt von der kirchlichen und dogmatischen Seite der Zeitgeschichte in sorglicher Ferne; dagegen weiß er mit feinem und sicherem Tacte diejenigen Seiten hervorzuheben, die mit seinem Gegenstande in unmittelbarer Verbindung stehen, und sowohl auf die Stellung des Herzogs zu den Reformatoren, als auch auf dessen eigene Gedankenrichtung rückwirkten. Es ist freylich kaum abzusehen, was mit der Länge der Zeit aus Ulrich geworden wäre, wenn ihm nicht religiöse Sympathieen zu Gute gekommen wären. Indeß ist es immer ein Verdienst, daß der Verf. diese religiöse Uebereinstimmung als Förderungsmittel für seinen Herzog in ihr wahres Licht setzt, und (p. 363) zeigt, warum und zu welchen Absichten sich die Schweizer Reformatoren und H. Ulrich gegenseitig unentbehrlich geworden, so zwar, daß auch die gleichgesinnten Cantone Beystand und selbst die bewaffnete Einsetzung für den Fall zusagten, wenn K. Karl gegen ihre religiösen Gesinnungen angreifend zu Werke gehen sollte.

Rücksichtlich der Ueberrumplung der Veste Stauffen, die um so mehr Aufsehen erregte, je unerwarteter sie allen Parteyen kam, weicht die Erzählung des Verf.'s in wesentlichen Stücken von den früheren, wie z. B. bey Sattler (II. 204), ab, in sofern nämlich aus gleichzeitigen Acten des Staatsarchivs, insbesondere aus Fuchsstein's und Sigm. Zwickhoffer's Schreiben der Beweis geführt wird, daß H. Ulrich um diesen Handstreich, der ohnehin für seine noch nicht gehörig vorbereitete Sache zu früh kam, durchaus nichts gewußt, und ihn höchlichst gemißbilligt habe. Anders verhielt es sich dagegen mit dem Anschlage gegen Asperg, was die traurige Folge hatte, daß in Würtemberg der Geist des Mißtrauens, der Furcht und Verdächtigung von neuem und stärker erwachte, und es an Schlachtopfern nicht fehlen ließ. Charakteristisch ist der Vorgang mit Hanns Rauchmeier (Anm. p. 370), der aus den Malefizsachen des Staatsarchivs entlehnt ist. Mittlerweile hatte Ulrich auch des Herzogs Heinrich von Wolfenbüttel Zusage thätiger Verwendung erlangt, und so nahte der für ihn so wichtige Reichstag zu Augsburg (1530) heran. Allein wie ganz unerwartet kam hier des Kaisers Entscheidung, die Ferdinand mit Würtemberg feyerlich belehnte, die Bitten wegen Ulrich aber unbeachtet ließ. Sehr richtig wird hiebey

bemerkt, daß diese Angelegenheit in den Augen des Kaisers nunmehr einen politischen Charakter angenommen hatte, indem er leicht berechnen konnte, daß er durch die Herausgabe von Würtemberg an H. Ulrich nur zur Vergrößerung einer feindlich gesinnten Religionsparten beytragen würde, die sich eben damals unter dem Namen des schmalkaldischen Bundes gegen das kaiserliche Ansehen vereinigte (p. 376). Aber gerade dadurch hatte nun auch Würtemberg für die Gegenparten desto mehr an Wichtigkeit gewonnen, und es nahmen die Verhandlungen der Fürsten sowohl mit dem Kaiser als auch unter sich ununterbrochen ihren Fortgang, aber mit einer weit größeren Lebhaftigkeit und in einer viel weiteren Verzweigung, und sie fanden in dem Landgrafen Philipp von Hessen ihren vorzüglichsten Halt- und Mittelpunkt.

Ihre geschichtliche Auseinandersetzung, die den Inhalt des zweyten Kapitels ausmacht, ist klar und ruhig gehalten, und muß als besonders gelungen gerühmt werden. Man mag über Absichten und Zwecke des Landgrafen urtheilen wie man wolle, in seinen Verhältnissen zu Ulrich zeigte er eine so warme, aufopfernde Freundschaft, eine unermüdete Thätigkeit, eine rücksichtslose, uneigennützige Hingebung, die ihm das in politischer Hinsicht mehr als zweydeutige Verdienst der Wiedereinsetzung Ulrich's allein sichert. Er war bey sich überzeugt, seine Verwendung und seinen Arm einer gerechten Sache geweiht zu haben; er konnte, wie gesagt, einen mehrfachen Zweck verhoffen durch dieses Eine Mittel zu erreichen, und nicht allein einem schutzlosen Verwandten zu dem Seinigen zu verhelfen, sondern auch die religiösen Interessen zu vertreten, und das wachsende Uebergewicht des habsburgischen Fürstenhauses zu brechen. Allein daß er sich dabey über die Rücksichten, die er als Reichsfürst dem Reichsoberhaupte schuldig war, hinwegsetzte, ist die Schattenseite seines Unternehmens. Seine Pläne waren wohl berechnet, und wurden mit ausdauernder Festigkeit durchgeführt. Vor Allem mußte Bayern dem österreichischen Hause entfremdet und für die Sache gewonnen werden. Die Aufgabe war schwierig, theils wegen abweichender Ansichten rücksichtlich einiger wesentlicher Fragen, theils weil es sich mit Klugheit und Vorsicht innerhalb der Schranken der Mäßigung halten mußte, und auf der einen Seite weder das Mißtrauen des Kaisers erregen, noch auf der andern das Vertrauen der Fürsten verletzen durfte. Durch Vermittlung des einflußreichen bayerischen Kanzlers, Dr. Eck, kamen endlich die Artikel zu Stande, die sich auch Ulrich gefallen ließ (p. 389). K. Ferdinand seinerseits ließ, so oft die würtembergische Angelegenheit vor ihm verhandelt wurde, die

entschiedene Absicht durchblicken, niemals in die Abtretung eines Landes zu willigen, worauf er »ein klares, keines großen Disputs« bedürfendes Recht habe (p. 380), dagegen H. Ulrich auf einem anderen Wege zufrieden zu stellen, womit auch sein kaiserlicher Bruder, der den Unterhandlungen mit Ulrich gern einen Weg offen ließ, übereinzustimmen schien. Viel hing auch davon ab, was aus dem schwäbischen Bunde, der mit dem J. 1533 zu Ende ging, werden würde, dessen Erneuerung sich unter den damaligen Zeitumständen sehr zweifelhaft herausstellte. Sachsen zeigte guten Willen für den diplomatischen Weg, hielt aber einen Krieg für unrecht. Frankreich, weniger gewissenhaft, sagte Geld und Hülfe zu, und ließ sich ungeachtet der Friedensartikel zu umfassenden Gewährungen bereit finden.

So standen die Sachen, als ein neuer Held und Verfechter für Würtemberg auf dem öffentlichen Schauplatze hervortrat, und den Verhandlungen einen neuen Impuls und eine andere Richtung gab. Es war Christoph selbst, der sich anfangs bloß schriftlich an den Bundestag wandte. Der Bund gab seine Gesinnung dadurch klar zu erkennen, daß er die würtembergische Frage allen andern Verhandlungen, selbst den über seine eigene Weitererstreckung, voranstellte, Christoph aber an K. Ferdinand wies. Dieser wünschte für sich die Sache mit dem Prinzen auszutragen, aber die würtemb. Regierung trat entgegen (p. 403 f.). Indeß stellte Christoph ein wiederholtes Ansuchen an den Bund, das durch den Druck schnell in Deutschland sich verbreitete, und worin er mit Ernst und Kühnheit seine Rechte vertheidigte und aus Gründen darlegte, warum der Uebergabvertrag an Oesterreich und der Vertrag wegen Abfindung der herzoglichen Kinder für null und nichtig anzusehen sey (p. 408 ff.). Er ging noch weiter, und wußte sich selbst unter den Mitgliedern der würtemb. Regierung, von woher bis jetzt die heftigste Reaction ausgegangen war, einen Anhang zu verschaffen, was sich bald in der Antwort auf jene fulminante Schrift des Prinzen kund gab (p. 412). Bayern und Hessen waren zwar einverstanden, daß Ferdinand zu Gunsten der Familie Würtemberg herausgeben solle: allein darin wichen sie von einander ab, daß jenes für Christoph, dieses für Ulrich es wünschte. Bayerns Einfluß auf das Benehmen Christoph's zeigte sich noch deutlicher in der Instruction, welche diesem auf den Bundestag mitgegeben, und worin über alle einzelnen Fragepunkte die Antwort, die er zu geben hatte, vorgezeichnet war. Außerdem bekam er in dem erfahrenen Dr. Ambrosius Volland und in dem treuen Michael Tiffernus sehr werthvolle Räthe an seine Seite. So ausgerüstet erschien Christoph nun persönlich beym Bundestage, und die zahlreiche

Versammlung zu Augsburg ließ erkennen, daß aus der würtembergischen Frage bereits eine deutsche geworden war. Die Verwicklungen ließen sogar eine europäische fürchten. Die Verhandlungen dieses Bundestages sind von dem Verf. mit Umsicht und Gewandtheit zusammengestellt, und geben aus ihrem Gange klar zu erkennen, warum weder ein Vergleich wegen Würtemberg, noch die von Oesterreich beabsichtigte Weitererstreckung des Bundes zu Stande kam. Jene Angelegenheit wurde auf einen neuen Tag verwiesen, aber die Hoffnung auf eine gütliche Beylegung theilten nur noch Wenige, zumal da Frankreich eine fortwährende Verwirrung in Deutschland wünschte, da die würtembergische Sache nur den Namen hergab für ganz andere Interessen und der Landgraf in einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Könige Franz die Hülfsgelder für den Fall des Krieges ins Reine gebracht hatte.

Zurüstung, Schlacht und Wiedereinsetzung ist der Inhalt des letzten Kapitels. Zuerst wird hier der Leser mit der Stimmung des Volkes in Würtemberg bekannt gemacht; sie war dem größeren Theile nach entschieden für das alte Haus, aber zwischen Vater und Sohn getheilt; dann kommen die vorhandenen Streitmittel zur Sprache; auch wird manches über die Verläßlichkeit der an der Spitze der Geschäfte stehenden Personen angedeutet. Die letztern, welche bey Ulrich's Rückkehr nicht persönlich betheiligt waren, waren K. Ferdinand aufrichtig ergeben, und verlangten in einem zwar derben, aber gut gemeinten Tone von ihrem Herrn: »Er solle nicht gedenken, es wäre ihnen allein darum zu thun, daß sie bey dem Regimente bleiben und ihre Hälmlein schießen könnten; er möge beachten, daß es sich nicht bloß um Wiedereinsetzung des Herzogs handle, sondern die römische Königskrone auf dem Spiele stehe« u. s. w. (p. 440). Allein Ferdinand konnte diesen Anforderungen keineswegs in dem Grade, wie es verlangt wurde, nachkommen, und mußte die Regierung größtentheils auf ihre eigenen Kräfte beschränkt seyn lassen; nicht aus Mangel an Sorgfalt und Aufmerksamkeit, sondern weil er sich sowohl über die Größe, als auch über die Nähe der Gefahr täuschte. Von der Seite sind also unsers Dafürhaltens die p. 441 angeführten Maßregeln zu beurtheilen, und sie konnten der Gefahr natürlich nicht genügend vorbeugen. Zwar vertröstete er auf einlangende Hülfe an Geld und Mannschaft aus Tyrol, aus Böhmen, aus Oesterreich; aber sie konnte unmöglich schnell genug in Würtemberg eintreffen. Es blieb also ein unumgängliches Gebot der Klugheit, im Angriffsfalle sich auf bloße Vertheidigung zu beschränken, und wäre man diesem Plane des Königs, dem auch der kriegserfahrene Statthalter beypflichtete,

gefolgt, so wäre zwar der Ausgang noch immer zweifelhaft geblieben, auf keinen Fall aber das Schicksal des Landes in einer einzigen Hauptschlacht und so schnell entschieden worden.

Diesen Vorkehrungen in Würtemberg hält der Verf. die Zurüstungen des Landgrafen entgegen. Er erkennt an, daß er in mancher Hinsicht im Vortheile war; kann sich dagegen nicht verbergen, daß im Falle des Mißlingens Alles auf dem Spiele stand. Er sagt deßhalb (p. 447): »Der Landgraf sah sich vielfach begünstigt. Der Kaiser war in Spanien, der deutsche König noch nicht allgemein anerkannt, beschäftigt in Böhmen und bedroht von Türken und Ungern, der schwäbische Bund aufgelöst, kein Fürst des deutschen Reichs entgegen, Einige hülfreich, Andere wohlwollend, Frankreich gewonnen, Würtemberg erwartungsvoll, und, das Wichtigste bey Kriegen, die Sache gut. Doch ist noch das Kriegsglück, zwar gegen geringere Mannschaft und Rüstung, aber erfahrnere Feldherren, zu versuchen; nach einer Niederlage für das würt. Haus neben dem Hauptlande auch die überrheinischen Besitzungen verloren, und der unglückliche Herzog, jetzt schon vielfach Schuldner, zeitlebens zu unterhalten, nach einem Siege aber Oesterreich doch unerschüttert groß, und der Arm des kaiserlichen Amtes gegen Landfriedensbrecher oder zu persönlicher, wenn auch später, Rache im Hintergrunde« u. s. w. Ob die Sache in der That so gut, das Unternehmen so tadellos, deutsche Fürstenehre und das Evangelium eines so verzweifelten Schrittes der Selbstvertheidigung und des weltlichen Schwertes bedurfte: darauf können wir uns hier nicht weitläufiger einlassen; jedenfalls hatte der Kaiser über einige dieser Punkte eine etwas abweichende Ansicht, und Ferdinand wies in seinem Antwortschreiben vom 9. April darauf hin, wie sich ihnen aus keinem Grunde des Rechts gebühre, sich in eigener Sache zu Richtern zu machen (p. 450). Die vereinigten Fürsten wußten sich dagegen in ihrem Rechtfertigungsschreiben an Kaiser und König den Schein zu geben, als würde der König, wenn er die Besetzung Würtembergs nicht in Güte geschehen ließe, den Vorwurf des Friedensbruches auf sich laden, und sie nöthigen, andere feindliche Schritte auch über die Gränzen von Würtemberg hinaus zu machen. — Der Verf. gelangt nun zu den ersten Bewegungen des feindlichen Heeres, setzt dessen Stärke, Zahl und Waffengattungen aus einander, nennt die Führer und Hauptleute, blickt auf die religiös-protestantische Gesinnung, die es belebte, und nennt es (nach Ranke) »das erste Heer religiös-politischer, europäisch-deutscher Opposition gegen das Haus Oesterreich, das im Felde erschien« (p. 454).

Gewiß erhielt dieser Zug des Landgrafen durch seine innige

Verkettung mit den verschiedenen Interessen der Zeit eine tiefere Bedeutung, und dient zu einem faktischen Belege, nicht nur, daß das Kaiserthum in seiner vollen Auflösung begriffen war, und die beginnende Territorial-Hoheit der Reichsfürsten die beschränkenden Bande der Kaisermacht nicht mehr ertragen mochte, sondern auch, daß man das Religiöse, Kirchliche und Politische in eine sonderbare Vermengung brachte, und von dem einen den Schein des Rechts für das andere zu erborgen kein Bedenken trug. Es ist die Frage, ob die Reichsfürsten nicht in einem großen Irrthume befangen waren, wenn sie sich gegen die scheinbare Uebermacht des österreichischen Hauses in eine Opposition setzten, die ihre Wurzel in einem fremden Boden geschlagen hatte, und sie zu Werkzeugen einer für das Gesammtreich leider so verderblich gewordenen ausländischen Ränkesucht erniedrigte. Der Zufall hatte eben damals eine große Masse von Ländern und Völkern in die Hände des habsburgischen Hauses niedergelegt: ob aber wirklich für die Selbstständigkeit und freye Entwicklung der deutschen National-Interessen von dorther eine so hohe Gefahr drohte, dürfte eine genauere Untersuchung der Länderverhältnisse und Hülfsmittel dieses Hauses eher verneinen als bejahen. Wenn nun die Reichsfürsten, zumal die protestantischen, aus patriotischen Rücksichten in Opposition zu treten beabsichtigten, so mögen diese nur den Namen für eine andere Sache hergegeben haben, und es würde selbst die Reformation unter anderen Zeitverhältnissen kaum jene allgemeine Nationalsache geworden seyn, wenn sie nicht eben jenen Absichten, die Fürstengewalt auf Kosten des Kaiserthums zu erhöhen, als Hebel und Deckmantel gedient haben würde. Es hatte eine gewaltsame Umwälzungssucht die Reihe durch die Stände des Reichs gemacht, sie mißglückte bey dem Adel, sie mißglückte bey dem Bauer, aber sie führte den höhern Adel zur Territorial-Hoheit. Ist aber das Prinzip verwerflich, so kann der Maßstab für das Sittliche oder Rechtliche einer Handlung nicht vom Gelingen hergenommen werden, und das Urtheil über jene politischen Tendenzen erledigt sich von selbst. Was nun Würtemberg speziell als den Gegenstand so vieler Beschwerdeführungen anbelangt: konnte man im Ernste glauben, Oesterreich habe sich auf ungerechte Weise in dessen Besitz gesetzt, oder es habe dem Fürstenhause Recht und Gerechtigkeit hartnäckig verweigert? Konnte überhaupt Ferdinand der Rückforderung Gehör geben, ohne einzugestehen, er bezweifle die Rechtmäßigkeit der Erwerbung oder die Grundlage des Besitztitels? Abgesehen von der Inconsequenz des schwäbischen Bundes konnte i. J. 1520 etwas für Recht gelten, warum wurde es im J. 1534 als Unrecht erklärt? Nicht also die formale Auffassung der Sache von

ihrer Rechtsseite, nicht Würtemberg, sondern das Prinzip, zu dem jenes nur den Namen hergab, war es, was jene Sinnesänderung der Reichsfürsten hervorbrachte. Aber wenn Oesterreich dem verdrängten Fürstenhause das Recht fortan verweigerte, wenn es der rechtlichen Austragung der Sache nur immer neuen Aufschub entgegen setzte: war da nicht Selbsthülfe geboten, die Führung des Schwertes nach göttlichem und menschlichem Gesetze erlaubt? Wir läugnen den Vordersatz. Nachdem Ulrich zu seinem Schaden erfahren, daß er mit K. Karl nicht nach Belieben umspringen dürfe, hat gleichwohl Ferdinand, aus Rücksichten der Billigkeit, es nie verabsäumt, sich mit Ulrich zu vertragen, aber an dem unbeugsamen Starrsinne desselben, den kaum das Elend zur Erkenntniß seiner Vergehen gegen die Reichssatzungen brachte, stets das größte Hinderniß gefunden. Doch mögen diese Andeutungen genügen, sie hatten keine andere Absicht, als die, zu zeigen, daß die Streitfrage über Würtemberg und die Zulässigkeit einer bewaffneten Intervention noch einen andern Standpunkt für ihre Beurtheilung habe.

Wenige Tage nach dem Einmarsche der Recuperations-Armee erfolgte die Entscheidungsschlacht bey Laufen. Der Verf. hatte über dieselbe Schlacht bereits zur Jubelfeyer 1834 ein eigenes Werkchen geschrieben, er theilt nun (p. 455, Anm. 70) alle hieher gehörigen und dort zum Theil abgedruckten Quellen, worunter auch gleichzeitige Volkslieder, mit, hat zur Verdeutlichung der lokalen Einzelnheiten ein Kärtchen beygegeben, für welches ihm besonders entfernte Leser seiner Geschichte dankbar seyn werden. Die Erzählung weicht zwar in einigen Stücken von der früheren ab, allein dieß sind Verbesserungen und Berichtigungen. Die Königlichen erwarteten den Feind an einem Orte, der strategisch gut gewählt war: aber es schadete ihrer Sache, daß gleich im ersten Vorgefechte der Statthalter durch eine Wunde kampfunfähig wurde, und das Kommando an Dietrich Spät überging. Dieß wirkte höchst ungünstig auf das Vertrauen und die moralische Haltung der Streiter zurück. Als daher Morgens den 13. May die Feinde im Angesichte der Königlichen sich zeigten, waren die Knechte größtentheils ohne Hauptleute, welche die Nacht bey entfernten Weingelagen zugebracht hatten. So handelte es sich nicht mehr um den Sieg, sondern die Niederlage vollständig zu machen. Der wegen seines Umgangs mit Sabina berüchtigte und verachtete D. Spät war einer der ersten unter den Flüchtlingen. Unwürdigeren Händen hätte Ferdinand's Sache nicht anheimfallen können. Vergessend seines Herrn und des Landes gedachte er nur an sich und die Rettung seiner Schätze. Sein weiteres Schicksal drängt der Verf. in die wenigen Zeilen

p. 468 zusammen. Eine große Masse des Heergeräthes und die ganze Lagereinrichtung fiel mit bedeutenden Geldvorräthen und der Kanzley in die Hände der Sieger. Schnell flog die Siegeskunde in die Nähe und Ferne, und die Unterwerfung des offenen Landes, die Eroberung von Asperg und die Uebergabe von Hohen-Neuffen (p. 478) waren die ersten Früchte des Sieges. Die Unterhandlungen hatten indeß, gleichzeitig mit dem Kampfe und in Verbindung mit den Wahl- und Regimentsangelegenheiten ihren Fortgang genommen. Ferdinand, höhern Rücksichten folgend, und um den Krieg innerhalb des Landes, wo er ausgebrochen war, zu ersticken, ließ sich zuletzt im Vertrage zu Kaden vom 29. Juny 1534 die Herausgabe von Würtemberg zu Gunsten Ulrich's gefallen, doch aber war er von der Bedingung, daß es als österreichisches Lehen, unbeschadet der Verhältnisse des Herzogs zu dem deutschen Reiche, gelten solle, so wie von einigen Religionspunkten nicht abzubringen, und rettete dadurch die Rechtsfrage und seine Consequenz. Die Beziehungen zwischen Vater und Sohn, zwischen Würtemberg und Hessen, zwischen den deutschen Fürsten und Frankreich bekamen ihre Regelung und ihre diplomatische Feststellung. Der päpstliche Stuhl, für die französischen Interessen eingenommen, hatte unter dem Vorgeben, daß es eine persönliche Sache des österreichischen Hauses, und keine religiöse Angelegenheit betreffe, den Forderungen Ferdinand's kein Gehör gegeben (p. 490).

So hatte nun H. Ulrich, wiewohl mit den Vertragsbedingungen nicht ganz einverstanden, den Besitz seines Herzogthums wieder erlangt; aber er sah sich für fremde Dienstleistung zu hohem Danke verpflichtet, und mußte noch lange die Nachwehen von der Art der Wiedereinsetzung fühlen.

Werfen wir noch einen Scheideblick auf diesen zweyten Band zurück, so haben wir uns größtentheils mit den Ansichten des Verf.'s einverstanden zu erklären, und es wäre unbillig, einem Werke, das zu den ausgezeichneten Leistungen der Geschichtsliteratur gehört, durch unmäßige Anforderungen oder kleinliche Bemängelung die verdiente Anerkennung zu schmälern. Der Verf. hat hier neuerdings seine allseitige Vertrautheit mit den Quellen auf das Glänzendste bewährt. Und indem er den Begriff der geschichtlichen Quellen sehr richtig auf Alles ausdehnt, was als Denkmal der Zeit wichtig ist oder zur Beglaubigung und zum Verständnisse der Zeit dienen kann: hat er auch Volkslieder, selbst das Reich der Sage und der Anekdote mit in Betracht gezogen, und, ohne sie gerade zu einer wissenschaftlichen Begründung zuläßig zu finden, doch zu dem gebraucht, wozu sie ohne Zweifel gebraucht werden können, zu einem Reflexe der

Zeit. In der Beurtheilung des Materiales finden wir eine gesunde, nüchterne und fast durchaus unbefangene Kritik gehandhabt, die selbst sieht, abwägt und vergleicht, und nichts als Resultat aufnimmt, was nicht den Stämpel geschichtlicher Wahrheit an sich hätte. Bey der Sichtung des Materiales ist der Verf. seinen bekannten Grundsätzen treu geblieben. Wenn auch manche Mittheilung, ohne dem Ganzen zu schaden, hätte kürzer gehalten, manches als Beweisstelle aus dem Texte in die Noten hätte verlegt werden können: so möchten wir doch hiedurch keinen Vorwurf aussprechen, indem das Werk zunächst dem Vaterlande bestimmt ist, und der einheimische Leser einen andern Maßstab für das Wichtige und Merkwürdige hat, als der auswärtige. Auch in der Verarbeitung des Materiales, in der Darstellung und dem Style sind die früheren Grundsätze festgehalten worden. Kleinigkeiten sind dem Verf. entgangen, z. B. p. 108, 289, die Wiederholung p. 216 und 241, und weniges andere, aber gewiß nicht aus Mangel an Fleiß oder Genauigkeit.

Da in dem vorliegenden Bande die Interessen mehr sich kreuzen, die Parteyen zahlreicher, die Gegensätze schroffer werden, gleichwohl aber die Wahrheit nur auf Einer Seite seyn kann: so ist hiedurch für den Geschichtschreiber die Nothwendigkeit gegeben, sich mit Entschiedenheit für Wahrheit und Recht zu erklären Dieß ist in der Geschichte nicht leicht, und dem besten Willen und dem lautersten Streben will es nicht immer nach Wunsch gelingen. Beweise genug geben selbst die besseren Geschichtwerke, die bey all ihrer innern Trefflichkeit und Wissenschaftlichkeit nicht frey von Fehlgriffen sind. Die Ursache liegt nicht sowohl in dem geschichtlichen Stoffe, als vielmehr in der Auffassung, Zusammenstellung und Begründung der Thatsachen; sie ist also mehr subjectiver als objectiver Natur. Es ist gewöhnlich der Untersatz, den die Geschichte hergibt, Obersatz und Schlußsatz überläßt sie jedem selbst. Sie hat also zwey unbekannte Größen, und unterscheidet sich von der Wissenschaft Einer unbekannten, der Mathematik, nicht allein durch größere Schwierigkeit, sondern auch durch geringere Evidenz. Ref. ist nicht durchaus einerley Meinung mit dem Verf. gewesen, und wo er es nicht seyn konnte, hat er es freymüthig gesagt, wie es auf dem Gebiete wissenschaftlichen Gedankenaustausches geschehen mag, ohne Verletzung des Anstandes und der Achtung.

Zum Schlusse müssen wir unser großes Bedauern ausdrücken über das kürzlich erfolgte Ableben des Verf.'s. So wie er vielleicht zu früh für seinen Herzog Ulrich starb, so ist sein Tod überhaupt für die Wissenschaft, die von dem gereiften Verstande des Mannes, von seinen tiefen und umfassenden Kenntnissen noch

manche Bereicherung hätte erwarten können, ein wahrer Verlust zu nennen. Möge der dritte Band in der Handschrift von dem Verewigten vollendet hinterlassen worden seyn, und nicht minder rasch nachfolgen können.

Der zweyte Band ist mit dem Bildnisse der Herzogin Sabina, nach einem Originalgemälde der königl. bayer. Gallerie zu Schleisheim, von dem kunstfertigen Hyrtl in Wien in Kupfer gestochen, und, wie oben schon bemerkt wurde, mit einem netten Kärtchen über die Schlacht bey Laufen ausgestattet. Auch das Aeußere schließt sich würdig dem ersten Bande an.

Art. III. 1) Commentar zu Horaz's Oden, Buch I—III. Von Dr. Friedrich Lübker. Schleswig, bey Bruhn, 1841. XIV und 552 S. 8°.

2) Fasti Horatiani. Scripsit *Carolus Franke*. Accedit epistola *Caroli Lachmanni*. Berolini, sumptibus Besseri, 1839. 240 S. 8°.

3) Quaestiones Horatianae. Scripsit *C. Kirchner*. Lipsiae, sumptibus Vogelii, 1834. 60 S. 4°.

Unter den hier genannten Schriften beschäftigt sich die erste mit der Auslegung eines Theiles der Horazischen Oden, die beyden anderen suchen die Zeit zu bestimmen, in welcher die einzelnen Gedichte des Horaz abgefaßt und zuerst bekannt gemacht, und wann sie in Büchern vereinigt einem größeren Kreise von Lesern übergeben worden seyen. Die folgende Anzeige wird vorzugsweise die erste berücksichtigen, auf eine Beurtheilung der beyden übrigen, bereits bekannten, aber nur in sofern eingehen, als sie von der Entstehungszeit derjenigen Oden handeln, welche von Herrn Lübker erklärt werden.

Der Verfasser des Commentars zu den drey ersten Büchern Horazischer Oden wollte, wie er in der Zuschrift an seinen ehemaligen Lehrer, den Professor Gr. Wilh. Nitzsch, S. V sagt, »das Alterthum so gern immer mehr anschauen lernen als ein großes, lebendiges, organisch gegliedertes Ganze; wollte gern auch diesen Theil, diesen Schriftsteller anknüpfen und einreihen in das schöne Ganze, damit er in deutlicher Zeichnung heraustrete als ein wesentliches Glied der ganzen Kette. Er wollte gern seine Erklärung nach allen Seiten hin zu erschöpfen, ihn in seinem ganzen Wesen und Charakter, als den Zögling seiner Zeit, seiner Umgebung und seiner Vorbilder, aber auch als den selbstständig und kräftig schaffenden Geist zu erkennen sich bemühen« — »Ja wollte es mir gelingen,« fährt er fort, »möchte ich gern eindringen in die innerste Werkstatt seines dichtenden

Genius, und in fruchtbarer und sicherer Erkenntniß der Weise, wie der große Meister arbeitet, mich und Andere dergestalt von der ächten Farbe seiner Arbeit überzeugen, daß man kein fremdes Werk ihm unterzuschieben mehr im Stande sey. Ich habe darum gehorcht auf sein Denken und Lehren, um zu sehen, nicht bloß wie er die stärksten Saiten der alterthümlichen Anschauung und Denkart anschlägt, die überall an allen Enden der antiken Welt wieder ertönen, sondern auch wie sein eigenes wahrstes und innerstes Grundwesen in allen einzelnen Aeußerungen wieder erscheint, und so nicht etwa durch Unterschiebung fremdartiger Gedanken eine Dissonanz in dieser Grundnatur hervorgerufen werde.« In demselben redseligen Tone wird in der Vorrede (S. VI und VII) angeführt, was der Verfasser zu leisten vermocht hätte, wenn nicht »eine weise Rücksicht auf einen nicht allzu großen Umfang dieses Werks« geboten hätte, für jetzt von einer umfassenden Darlegung noch abzustehen, und vielmehr in der Frage nach einer Menge von Einzelnheiten zu einem entschiedeneren Resultate zu gelangen. Die nämliche äußere Rücksicht hat den Verfasser bestimmt, sämmtliche erotische Lieder und nebst ihnen auch noch einige andere der ersten drey Bücher einstweilen in dem vorliegenden Commentar zu übergehen. In Betreff der wirklich behandelten sollte folgender Weg eingeschlagen werden. An Orelli's Ausgabe des Horaz will Hr. Lübker sich anlehnen, sie in vielen einzelnen Punkten voraussetzen, und oft nur ergänzend und berichtigend eintreten. Da jedoch dieser Herausgeber Hofman-Peerlkamp's an Horaz gehandhabte höhere Kritik, die jedenfalls von reichem Ertrage für die ganze Horazische Aufgabe ist,« entweder gar nicht oder nur ganz im Vorbeygehen berücksichtigt hat, auch in den Bau und Ideengang der Oden nicht näher eingegangen ist, so will Hr. Lübker einerseits die Zweifel des holländischen Kritikers sorgfältig prüfen und möglichst beseitigen, andrerseits das Eigenthümliche der Ideen und der Methode des Dichters genauer erörtern. Für die Behandlung der Zeitverhältnisse, unter welchen die einzelnen Lieder entstanden, ist das oben genannte Buch von Franke zum Grunde gelegt, und nach der Versicherung des Verfassers sind die darin enthaltenen Ergebnisse nach einer genauen eigenen Prüfung als richtig befunden worden.

Gewiß hat Hr. Lübker mit Liebe zur Sache und mit fleißiger Beachtung alles dessen, was besonders neuere Gelehrte zur Erklärung und Kritik des Horaz beygebracht haben, an der Lösung seiner Aufgabe sich versucht; auch ist in der That der Gedankengehalt vieler Oden richtig dargelegt; Peerlkamp's Zweifel an der Aechtheit einer großen Anzahl Horazischer Stellen sind mit Erfolg

beseitigt, und manche einzelne, mit der Kritik und Erklärung der Poesieen des Horaz zusammenhängende Punkte nicht oberflächlich besprochen worden. Nur Schade, daß bey diesem Buche zu oft und leicht fühlbar wird, daß sein Urheber mit vielen anderen Bearbeitern Horazischer Gedichte die weise Vorschrift des nonum prematur in annum wenig beachtet hat. Denn nur aus der Eilfertigkeit, womit Hr. Lübker seinen Commentar verfaßt zu haben scheint, kann Referent die Weitschweifigkeit desselben und eine gewisse Unreife sich erklären. Daher auch der bedeutende Umfang des eng gedruckten Buches, zu welchem sein Inhalt in keinem richtigen Verhältnisse steht; daher die oft weit ausgesponnene Auseinandersetzung von Dingen, die entweder nur kurz berührt oder ganz übergangen werden mußten. Hätte der Verfasser was er nach der ersten Anwandlung niedergeschrieben einige Jahre ruhen lassen, und dann einer neuen Prüfung unterworfen, so würde derselbe nur den Kern seiner Schrift beybehalten und manchen unnützen Ballast über Bord geworfen, er würde manche nicht zu begründende Behauptung aufgegeben und viele Fehltritte vermieden haben. Da Hr. Lübker auch künftig noch zur Kritik und Erklärung des Horaz zurückkehren will, so soll es den Referenten um so weniger verdrießen, im Einzelnen nachzuweisen, worin der gegenwärtige Commentar seinen Wünschen und Erwartungen nicht entsprochen hat. Zuerst sollen seine kritischen, demnächst seine exegetischen Leistungen hier zur Sprache kommen.

Was die Kritik des Textes, namentlich die aufzunehmenden und zu verwerfenden Lesarten betrifft, so wird zwar die Orellische Ausgabe des Horaz zum Grunde gelegt, allein der Verfasser des Commentars will in einzelnen Punkten ergänzend oder berichtigend eintreten, was um so mehr zu loben ist, da ohne die Feststellung gewisser Lesarten keine Sicherheit der Auslegung zu erreichen war, und weil die genannte Ausgabe solcher Berichtigungen mehrfach bedürftig erscheint. Allein in der Kritik des Hrn. Lübker zeigt sich noch große Unsicherheit und ein unangenehmes Hin- und Herschwanken. Dafür einige Beyspiele. Carm. I. 2, 38 — 40 heißt es von Mars nach der überlieferten Lesart:

Quem iuvat clamor galeaeque leves
Acer et Mauri peditis cruentum
Vultus in hostem.

Hier hat der »maurische Fußsoldat« bey denkenden Kritikern der älteren Zeit Anstoß gefunden, da die Mauri in der Regel nicht zu Fuße dienten, da sie als Reiter einigen Namen haben, besonders wegen ihrer Schnelligkeit, von einer maurischen

Infanterie aber keine Rede ist. Alles dieses hat Bentley mit der ihm eigenen Schärfe und Belesenheit in seiner Anmerkung zu diesen Worten geltend gemacht, und die eben so leichte als gefällige Verbesserung Tanaquil Faber's, Marsi peditis, in den Text aufgenommen. Bentley's gewichtige Einwürfe gegen die Vulgata werden von Lübker nicht erwähnt, und diese selbst wird mit folgenden Worten (S. 45) in Schutz genommen: »Es fällt auf, daß Oudendorp, der den besiegten und auch da noch wüthenden Maurus verstand, ihn« (Peerlkamp) »nicht auf eine richtigere Erklärung leitete, wie sie schon bey Gesner stand: der grimmige Blick des vom Pferde gestürzten M. gegen den blutbedeckten Feind; so jetzt auch Orelli, Düntzer u. A.« Aber gleichsam um dem Leser zu rathen, daß er auf diese »richtigere Erklärung« nicht zu stark bauen möge, wird fortgefahren: »Zu verwundern ist, daß die Ausführung Gustav Schwab's im rheinischen Museum III. S. 474—478 (Bonn 1832), der hier eine Anspielung auf ein bestimmtes, bey Appian .... erzähltes Factum sieht, von Dillenburger Quaest. Hor. p. 4 s., wo pedes im obigen Sinne sprachlich durch Liv. 7, 8. Ovid M. 14, 363. Virg. A. 7, 666 gerechtfertigt wird, durchaus nicht beachtet worden zu seyn scheint.« Wer wird also Recht haben, Gesner und sein Anhang oder Gustav Schwab? Sicher keiner von beyden. Denn gegen Gesner ist zu erinnern, daß ein Reiter, der von seinem Rosse gestiegen ist oder es verloren hat, allerdings pedes genannt werden kann, sobald er sich als ein solcher benimmt. So viel, und nicht mehr, beweisen die Stellen, welche für pedes angeführt werden. Allein ein vom Pferde geworfener Feind, der den letzten Stoß bekommen soll, kann nicht schlechtweg pedes heißen. Auch läßt sich diese Auffassung nicht einmal grammatisch rechtfertigen: denn durch den Genitiv Mauri peditis kann keine solche Scheidung des zweyten Wortes von dem ersten ausgedrückt werden, daß jenes in ein Oppositionsverhältniß zu stehen käme: des Mauren als Fußsoldaten. Ein solches Verhältniß kann nur Statt finden, wo ein Zeitwort dasselbe andeutet. Noch mehr aber spricht gegen diese Deutung die Natur der Sache, welche durch sie gerade auf den Kopf gestellt wird. Denn nicht der hier erwähnte Fußsoldat, »der mit grimmigem Blick auf den blutrünstigen Feind schauet,« ist der Ueberwundene, sondern das ist der bereits blutbefleckte Feind, dem sein unbarmherziger Gegner den Todesstoß geben will. An dem mordenden Sieger, nicht an dem armen Besiegten hat der wilde Mars seine Freude. Die Erklärung Gustav Schwab's vermeidet wenigstens den zuletzt hervorgehobenen Fehler, indem sie unter dem Maurus pedes einen

einzelnen maurischen Infanteristen versteht, welcher zur Zeit der Sullanischen Bürgerkriege einen großen Gallier in einem Zweykampfe erschlug. (Appian B. C. I. 50.) Allein dieser Vorfall hat so wenig die allgemeine Aufmerksamkeit des römischen Volkes für längere Zeit in Anspruch nehmen können, daß seiner von keinem Nationalschriftsteller gedacht wird. Fragen wir uns also, wie viele von den Lesern des Horaz diese Beziehung gefunden haben würden, so müssen wir antworten: »kaum einer« Es würde nichts übrig bleiben, als ein Versehen des Dichters anzunehmen, wenn nicht eine leichte Aenderung, wodurch alle Bedenken beseitigt werden, sich gleichsam von selbst darböte. Eine solche ist Faber's Marsi peditis. Die Marser gehörten zu den kriegerischen Völkern sabellischen Stammes, und waren durch Kühnheit und Hartnäckigkeit besonders im Bundsgenossenkriege bekannt geworden. Weiter wissen wir, daß die Hauptstärke der römischen und italischen Heere immer in ihrer Infanterie bestand; einen Fußsoldaten aber mußte der Dichter nennen, weil er die Situation zeichnen wollte, wie ein siegreicher Krieger seinem überwundenen Gegner ohne Erbarmen den Todesstreich versetzen will. — Ein anderes Beyspiel entnehme ich aus Carm. I. 20, 9: Caecubum et prelo domitam Caleno tu bibes uvam, cet. Nachdem Hr. Lübker die Verbesserungsversuche einiger Kritiker, welche an bibes mit Recht Anstoß genommen, angeführt hat, fährt er (S. 146) fort: »Andere ... erklärten es als das zur Milderung imperativisch gebrauchte Futurum; ich würde es ganz einfach als das Futurum der Annahme und Concession betrachten, wie Horaz, Tibull, Virgil (Aen. 6, 848—851 und öfter) u. A. es anwenden. Dann ist der Gedanke rein und der Gegensatz zum Folgenden durchaus natürlich, dazu noch eigenthümlich horazisch, indem er das, was er positiv sagen sollte, negativ darstellt, und dadurch noch ein neues Moment dem vorigen hinzufügen kann,« u. s. w. Diese vielen Worte wären kaum nöthig, wenn tu bibes heißen könnte: du magst immerhin trinken. Allein trotz der Versicherung des Verfassers, daß dieß angehe, werden wir ihm nicht glauben, so lange er uns nur solche Stellen, wie die oben aus Virgil beygebrachte, dafür anzuführen weiß. Denn die dort stehenden Futura sind ganz gewöhnliche und mit dem gegenwärtigen durchaus nicht zu vergleichen. Da aber unsere Stelle keinen anderen Sinn haben kann als: »Du magst edle Weine (in deinem Hause) trinken, bey mir wirst du dergleichen nicht finden;« so ist bibas zu lesen; denn der Conjunctivus enthält den Ausdruck einer solchen Einräumung, wie sie der Zusammenhang und der Gegensatz fordern, und die Aenderung ist so unbedeutend, daß die Züge und Abbreviaturen

mancher Handschriften wahrscheinlich eben so sehr auf bibas als bibes leiten. — Auch was über Carm. I. 3, 17—20 bemerkt wird, ist wenig geeignet, eine entschiedene Ansicht über jene vielbesprochene Stelle zu begründen. Es handelt sich hier um die Worte siccis oculis, welche in der Verbindung:

Quem mortis timuit gradum
Qui siccis oculis monstra natantia,
Qui vidit mare turgidum et
Infames scopulos Acroceraunia?

vorkommen. Bentley nahm daran Anstoß, daß Jemand beym Herannahen von Todesgefahr weinen, und daß Mangel an Thränen, welcher bey großem Schrecken immer eintrete, als Zeichen von Kühnheit gelten sollte. Um dem Dichter also keinen Irrthum aufzubürden, wollte er rectis oculis, d. h. »unverwandten Blickes,« lesen; Andere wünschten eine Aenderung, die sich dem überlieferten Worte näher anschlösse, und empfahlen darum fixis oculis. Lübker führt die verschiedenen Ansichten der Gelehrten (S. 55 fg.) an, und behauptet, daß weder rectis noch fixis dem Zwecke des Dichters entsprechen würde. Was er selbst von der Stelle hält, wird nicht recht klar. Denn nachdem er zuletzt eine Auslegung von Friedr. Jakobs, wonach sicci oculi als keiner Thränen fähige Augen einen dem Wahnsinne verwandten Trotz bedeuten sollen, angeführt hat, fährt er fort: »Ich füge noch hinzu: die recti oculi, der grade, muthige Blick, sind ein Zeichen kühnen Entgegengehens gegen eine wirkliche Gefahr, während hier in allen drey Prädicaten eigentlich nur Erinnerungen an die Möglichkeit wirklich eintretender Gefahren bezeichnet sind,« u. s. w. Das soll wohl heißen, nicht Jeder, der ein schwimmendes Ungeheuer schaue, werde gleich von ihm verschlungen, und nicht immer bringe ein anschwellendes Meer oder die Nähe der Akrokeraunien den Tod, obgleich schwer zu begreifen ist, warum solche Gefahren »eigentlich« nur mögliche seyn sollen. Der Verfasser hätte, statt der zahlreichen Citationen, zeigen sollen, daß an siccis kein Anstoß zu nehmen sey, und daß sicci oculi nicht, wie Jakobs behauptet und er selbst anzunehmen scheint, die überhaupt keiner Thränen fähigen Augen einer an Wahnsinn gränzenden Tollkühnheit und Bewußtlosigkeit bedeuten, sondern daß der Sinn kein anderer sey als ohne zu weinen. Um das Erste zu beweisen, war zu erinnern, daß Horaz das Weinen unter Gefahren als die natürliche Aeußerung eines weichen Selbstmitleidens betrachtet habe, und daß es hier mehr auf das Vorbild anderer Dichter, als auf genaue Kenntniß der menschlichen Natur ankomme. Vor Allen war auf Homer zu verweisen: denn bey ihm weint

Achilles, als er nahe daran ist, im Xanthus zu ertrinken, Il. XXI. 272: Πηλείδης δ' ᾤμωξεν u. s. w.; und wenn Odyss. V. 298 fgg. bey Annäherung eines Sturmes das Weinen auch nicht ausdrücklich genannt wird, so ist doch die Stimmung, wovon dieses eine Folge ist, deutlich genug bezeichnet, theils durch die Worte καὶ τότ' Ὀδυσσῆος λύτο γούνατα καὶ φίλον ἦτορ, theils durch den Inhalt der nachfolgenden Rede. Da nun hinzukömmt, daß selbst Horaz die Pyrrha beym plötzlichen Erblicken von Seeungeheuern weinen läßt (Carm. I. 2, 6: saeculum Pyrrhae nova monstra questae, cet., eine merkwürdiger Weise bey dieser Frage bisher übersehene Stelle)*); so steht der Vorstellung, daß Enthaltung von Thränen beym Herannahen plötzlicher Gefahren ein Zeichen besonderer Kühnheit sey, durchaus nichts im Wege, und die Annahme tollkühnen Wahnsinns, welche die Umgebung der Stelle weder empfiehlt noch zuläßt, muß aufgegeben werden. Wahrscheinlich läßt die überlieferte Lesart sich sogar weit über unsere Handschriften hinaus, und zwar bis ins vierte Jahrhundert nach Chr. Geb. verfolgen. Denn folgende Worte aus den Confessiones des Augustinus I. 13 — Nam utique meliores . . . erant primae illae litterae . . ., quam illae quibus tenere cogebar Aeneae nescio cuius errores, oblitus errorum meorum, et plorare Didonem mortuam, quia se occidit ob amorem, cum interea me ipsum in his a te morientem, Deus vita mea, *siccis oculis* ferrem miserrimus — sollten die nicht mit Beziehung auf die Horazische Stelle niedergeschrieben seyn?

Diese Proben, welche sich durch Darlegung ähnlicher leicht vermehren ließen, mögen zeigen, daß die Wortkritik des Horaz durch den vorliegenden Commentar keine besonderen Fortschritte gemacht hat. Prüfen wir weiter, was der Verfasser für die höhere Kritik, d. h. für die Entscheidung über ächte oder unächte Stellen in den Oden des Horaz, geleistet hat. Von Peerlkamp's Verirrung, in dem überlieferten Texte der Horazischen Oden überall Einschiebsel späterer Hand zu wittern, hat sich Hr. Lübker nicht allein beynahe durchweg frey gehalten, sondern ihn auch an sehr vielen Stellen mit Erfolg widerlegt. Allein diese immer wiederkehrende Bekämpfung der Hyperkritik (das ist sie,

*) Die Stellen, welche Orelli in seiner Anmerkung und in den Analectis Horat. p. 3 aus Propert. III. 7, 55. Ovid. Met. XI. 539. Fast. III. 396. Eurip. Helen. 950. Caes. B. G. I. 39. Curt. V. 5 anführt, könnte Bentley zurückweisen, weil in ihnen nicht die Rede ist von einem plötzlichen Schrecken, sondern von einer unglücklichen oder verzweifelten Lage, in welcher Thränen natürlich sind.

keine höhere Kritik) des niederländischen Philologen ist ermüdend. Peerlkamp's Zweifel entspringen zum größten Theil aus einer einzigen Quelle. Denn weil er das Wesen dieser Poesie nicht zu fassen und zu würdigen weiß, und einer unerquicklichen Reflexion freyen Spielraum verstattet, geräth er, trotz aller Nüchternheit, beständig auf Abwege. Dieses hätte Hr. Lübker an einigen auffallenden Beyspielen zeigen und die übrigen Bedenken Peerlkamp's durch eine gründliche Exegese stillschweigend beseitigen sollen. Dadurch würde für lehrreichere Erörterungen Raum gewonnen seyn. Noch weniger befriedigt die Kritik des Verfassers, wo er selbst untergeschobene Stellen voraussetzt, was freylich nur selten geschehen ist. Referent, dem gewiß Niemand gegen diese Art von Kritik eine Abneigung zuschreiben wird, muß gestehen, daß ihm in den Oden des Horaz bis jetzt noch nicht eine Stelle mit Recht als unächt bezweifelt zu seyn scheint. Mögen diese in Schulen noch so viel gelesen seyn, mag mancher in kleineren poetischen Versuchen den Horaz zum Muster genommen haben, so liegt zwischen solchen Schulproben und ihrer Einschwärzung in die zahlreichen Abschriften noch immer eine weite Kluft. Auch ist die vollendete lyrische Poesie mit dem Tode des Horaz bey den Römern erloschen, und seine Weise stand so einzig in ihrer Art da, daß Niemand das Schreibrohr ergriff, um mit ihm zu wetteifern. Einen Interpolator, der nichts Besseres zu thun gewußt hätte, als dem Horaz einige Stellen unterzuschieben und damit sämmtliche Zeitgenossen und die Nachkommen bis auf uns zu täuschen, hat es gewiß nicht gegeben. Dazu kömmt, daß ein solches Einschieben fremder Waare nicht auf einen Vers, sondern immer auf vier ausgedehnt werden müßte, da in der Composition der auf uns gekommenen Oden, mit einer einzigen Ausnahme (Carm. IV. 8), ein tetrastichisches Gesetz beachtet ist. Vgl. Meinecke und Orelli zu Carm. IV. 8, 17. Aus dem Gesagten ergibt sich, daß ich Hrn. Lübker nicht beystimmen kann, wenn er in Carm. III 17 die Verse 2—5 als unächt preis gibt (S. 478—479). Da die nämliche Meinung von der Unächtheit dieser Stelle unter den Aelteren Sanadon, Gesner und Jani, unter den Neueren Buttmann, Weber, Meineken und Regal ausgesprochen haben, so wird hier eine Prüfung derselben um so eher zweckmäßig seyn, zumal wenn es ihr gelingen sollte, die Ausleger in Betreff dieses überaus launigen Gedichtchens auf den richtigen Weg zurückzuführen. Vorher setze ich dasselbe nach meiner Anordnung hieher:

Aeli, vetusto nobilis ab Lamo
(Quando et priores hinc Lamias ferunt

Denominatos et nepotum
Per memores genus omne fastos.

Auctore ab illo ducis originem),
Qui Formiarum moenia dicitur
Princeps et innantem Maricae
Littoribus tenuisse Lirim

Late tyrannus, cras foliis nemus
Multis et alga littus inutili
Demissa tempestas ab Euro
Sternet, aquae nisi fallit augur

Annosa cornix. Dum potes, aridum
Compone lignum: cras genium mero
Curabis et porco bimestri
Cum famulis operum solutis.

Die Laune des Dichters zeigt sich 1) in der Erwähnung der berühmten Herkunft des Aelius Lamia bey einer Sache, womit adelige Abstammung gar nichts zu thun hat: »Aelius, du Mann von edler Herkunft, Morgen wird's Regen und Sturm geben;« 2) in dem Syllogismus der Parenthese, welcher eine luftige Vermuthung als ausgemachte Thatsache hinstellt: »Dieweil man sagt, daß nicht nur die Lamier der Vorzeit nach ihm (Lamus) benannt seyen, sondern auch die ganze Sippschaft, von welcher Jahresberichte melden, so stammst du von jenem Ahnherrn ab;« 3) in dem scheinbar gründlichen Berichte über den fabelhaften Lamus (vgl. Odyssee X. 81 fgg.), »der zuerst die Veste Formiä und des Liris Ufer, welcher an den Küsten der Marica hingleitet, bewohnt haben soll, weithin selbstgebietend.« Nach dieser Zurüstung endlich die unerwartete Wendung: »Morgen wird's stürmen und regnen. Sammle, so lange es noch angeht, trockenes Holz: denn du wirst dir Morgen gütlich thun.« Eine von D. Heinsius vorgeschlagene und von Bentley mit gewohnter Zuversicht empfohlene Conjectur, die wir in vielen Texten finden, namlich ducit originem statt ducis or., hat Müllner (Commentatio de aliquot Carminibus Horatii. Düsseld. 1833. 4°) mit Recht zurückgewiesen, und auf den launigen Charakter des Gedichtes auf's Neue aufmerksam gemacht; in zwey andern Punkten aber weicht dieser Philolog von der eben mitgetheilten Auslegung ab. Zuerst läßt er die Parenthese mit fastos, nicht mit ducis originem, aufhören, und setzt nach late tyrannus *) ein Punktum; zweytens soll ihm vetusto ab

*) Orelli rückt das Ende der Parenthese mit Bentley nach late tyrannus, und muß darum auch die Conjectur ducit aufnehmen. Lübker spricht von der Einstimmigkeit der Handschriften »für die schlechte Lesart ducis, gegen die man mit Gewalt ducit aufnehmen müsse.«

Lamo nicht von nobilis, sondern von ducis originem regiert werden. Gibt man dieß zu, so fällt die Ode in zwey heterogene Theile aus einander: »Aelius, du stammst vom alten Lamus,« und: »Aelius, sorge bey Zeiten für trockenes Holz, um dir morgen gütlich thun zu können.« Nach meiner Anordnung ist der Gedankengang dieser: »Aelius, der du aus dem Geschlechte eines alten Königes stammest, sorge bey Zeiten für trockenes Holz,« u. s. w. Müllner macht zwar den Einwurf: Quis enim Latinorum unquam dixit *Neoptoleme, nobilis ab Achille*, vel *Pyrrhe, nobilis ab Aeaco*, vel simile quidquam? Allein wenn selbst Cicero (ad Fam. X. 15) ab equitatu firmus, (ebendas. 8) ab omni re paratiores, (Brut. 16) ab omni laude felicior, (pro Rosc. Amer. 30) ab innocentia clementissimus, wenn Catullus (LXVI. 63) uvidulam a fletu schreiben konnte, so durfte Horaz, der geschickte Nachahmer griechischer Structuren, nobilis ab vetusto Lamo, d. h. »edler Abkunft von Seiten des alten Lamus,« noch viel eher wagen. — Damit wird diese Ode vor der Kritik sich rechtfertigen lassen. Vernehmen wir nun die gegen ihre Aechtheit gerichteten Bedenken des Hrn. Lübker: Quando steht bey Horaz nicht oft, wie die Ausleger sagen, sondern wohl nur hier in dieser seiner Bedeutung, es sey denn Sat. II. 5, 9, wo es für quoniam genommen wird, während man es hier durch siquidem gibt,« u. s. w. Schon die besseren Lerica weisen nach, daß die Zeitpartikel quando auch zum Ausdruck eines Causalverhältnisses übertragen wird, und ein quoniam ersetzen kann: für Horaz insbesondere wird dieser Sprachgebrauch durch die gegenwärtige Stelle und Sat. II. 5, 9 vollkommen gesichert. Lübker sagt weiter: »Das unsichere, relative priores mißfällt durch die Zweydeutigkeit der Beziehung zu Aeli oder dem noch näheren Lamo.« Dieses Mißfallen ist nicht von Horaz verschuldet: er hat im Gegentheil die priores Lamias durch den Gegensatz zu nepotum genus omne per memores fastos und durch ein doppeltes et so deutlich bezeichnet, als wir billiger Weise verlangen können. Weiter heißt es: »Denominatos befremdet in Form und Bedeutung, ein Einzelwort unsers Dichters, vielleicht seines ganzen Zeitalters; dazu handelt es sich hier ja nicht um eine willkürliche Benennung« [freylich nicht, aber wer hat uns gesagt, daß der Dichter an eine willkürliche Benennung, und nicht vielmehr an eine durch Abstammung begründete gedacht habe?], »sondern um die wirkliche Abstammung,« u. s. w. Denominare findet sich vor Horaz und nach ihm bey klassischen Schriftstellern, ob auch bey seinen Zeitgenossen, mag fernere Beobachtung lehren. Allein wenn es auch nur hier stünde, so wäre gegen eine Bedeutung, die den Bestandtheilen des Wortes

so wohl entspricht, nichts einzuwenden. Alle übrigen Zweifel, deren S. 479 noch manche weitläufig vorgebracht werden, beruhen auf unrichtiger Interpunktion, und finden ihre Erledigung durch dasjenige, was ich über die Anordnung des Gedichtes und das Verhältniß seiner Theile vorausgeschickt habe. — Es folge ein anderes Beyspiel, wie Hr. Lübker durch Peerlkamp's Bedenken und Reflexionen sich rathlos machen läßt, und (S. 216 fg.) nahe daran ist, eine Strophe in Carm. II. 1, 9—12 als unächt zu verdammen. Diese lautet:

> **Paullum severae Musa tragoediae**
> **Desit theatris: mox ubi publicas**
> **Res ordinaris, grande munus**
> **Cecropio repetes cothurno,**

und steht nicht allein zu den übrigen im schönsten Verhältniß *), sondern enthält auch im Einzelnen nichts, was zu einem gegründeten Verdachte veranlassen könnte. Lübker jedoch gibt Peerlkamp's Einwendungen fast alle als richtig zu, und meint nur, daß dessen Gründe zu unbedeutend seyen, um die Strophe zu verurtheilen; »wenn aber,« heißt es zuletzt, »die Annahme mehrfacher Interpolation in den Oden überhaupt erst feststehen sollte, möchte diese allerdings auch als nicht unverdächtig gelten.« Dem ersten Einwurfe, wozu die Worte »die Muse der ernsten Tragödie fehle einige Zeit den Bühnen« Veranlassung gegeben haben, daß nämlich Pollio nicht allein und in ununterbrochener Fülle das Theater mit seinen Producten versorgt habe, wogegen nur erinnert zu werden brauchte, daß **Musa severae tragoediae** die tragische Muse des Pollio, nicht auch die der übrigen Tragiker, bezeichne, wagt Lübker nur mit der unrichtigen Vermuthung zu begegnen, daß die Worte so viel bedeuten als: »Deine tragische Muse widme sich für eine Weile nicht den Bühnenstücken, sondern der tragischen Geschichte des Bürgerkriegs.« Gegen solche Widerlegung wird Peerlkamp leichtes Spiel haben. Am meisten aber geräth Hr. Lübker wegen der vorgeblichen Zweydeutigkeit von **res publicas ordinare** in Verlegenheit, obgleich dieses, näher angesehen, weder zweydeutig

*) Für den ersten Theil der obigen Behauptung mag der Kürze wegen auf »Die Griechischen Tragödien... geordnet von Welcker.« Bd. III. S. 1423, Anm. 16 verwiesen werden: »Gleich der Zusammenhang wie schön ist er, anstatt verwerflich: du behandelst jetzt die Geschichte des Bürgerkriegs, wohl, mag auf kurze Zeit der Freund der Tragödie kein neues Werk von dir vernehmen, du wirst zu der hohen Kunst, die du mit Glück ausübtest, zurückkehren.« Lübker spricht von der »unzeitigen Naivetät, die in der Ertheilung der Erlaubniß (!), die tragische Muse einstweilen ruhen zu lassen,« liegen soll.

ist, noch wegen des ächt poetischen Ausdrucks von der Hand eines Interpolators gekommen seyn kann. Denn es kann weder heißen die Staatsbegebenheiten der Reiche nacherzählen, noch die Ordnung des Staatswesens darstellen, sondern die Darstellung der öffentlichen Angelegenheiten (diese sind dem Zusammenhange gemäß die Bürgerkriege) bis zu dem Punkte führen, wo Ordnung und Gesetz wieder in ihre Rechte eintreten. Es steht also, nach einem den Römern sehr geläufigen poetischen Sprachgebrauche, die Handlung selbst statt der Darstellung derselben: »sobald du die öffentlichen Angelegenheiten geordnet,« statt: »sobald du die hergestellte Ordnung der öffentlichen Angelegenheiten beschrieben haben wirst« Für diesen Sprachgebrauch haben wir an V. 16—20 in unserer Ode ein treffendes Beyspiel, wodurch das richtige Verständniß der vorhergehenden Redeweise vollkommen gesichert wird. Sonst bedient man sich häufig dieser Freyheit, wo eine Sache ins Lächerliche gezogen werden soll: z. B. Horaz in seinen Satyr. I. 10, 36: Turgidus Alpinus iugulat dum Memnona, während er den Memnon abschlachtet, d. h. während er den Tod des Memnon erzählt.

Auch darin kann ich mit Hrn. Lübker nicht übereinstimmen, wenn er behauptet, daß Peerlkamp an manchen Stellen, wie an der zuletzt besprochenen, zwar mit Recht Anstoß nehme, aber daraus zu rasch die Unächtheit derselben folgere. »Etwas Anderes ist es freylich,« sagt der Verf. S. 196, »Spuren der Interpolation sichtlich nachweisen; ein Anderes, die wirklichen oder scheinbaren Mängel dichterischer Diction an den Tag bringen. In der Verwechslung dieser beyden Operationen befindet sich ohne Zweifel Peerlkamp.« Wären von Peerlkamp's Ausstellungen und Rügen die meisten begründet, ohne daß deßwegen an Interpolation gedacht werden sollte, so würde die Sache für Horaz sich nur um so mißlicher herausstellen: denn dann müßte er viel Ungereimtes, Lächerliches, Widersinniges gedichtet, manche Fehler und Irrthümer begangen haben, und die Kritik des niederländischen Herausgebers würde an Wichtigkeit und Werth nur gewinnen. Denn jetzt wäre nicht mehr die Frage, was dem Dichter angemessen wäre oder nicht, sondern nach demjenigen, was seiner Aufgabe und der von ihm gewählten Dichtung nicht entspreche, was vollkommen oder unvollkommen wäre. Diese Frage muß zwar häufig bey Horaz aufgeworfen, und einigemal auch zu seinem Nachtheile entschieden werden: allein dasjenige, woran Peerlkamp sich vergreift, ist in der Regel solches, was gegen Tadel am meisten sicher steht. Denn wo Horaz das breite

Geleise des gewöhnlichen Sprachgebrauchs verläßt, wo er in der Fülle dichterischer Anschauung etwas Ungewöhnliches ausführt, da kann Peerlkamp's Phantasie nicht mehr folgen, und seine Reflexion geht dann ihre eigenen Wege. Daher kömmt es, daß die Schwächen der Horazischen Dichtung durch diese Verirrungen der Kritik am wenigsten hervorgezogen werden. So gehören im zweyten Buche die beyden an Sallustius Crispus und Licinius Murena gerichteten Oden (2 und 10) gewiß zu den schwächsten, welche Horaz jemals ausgearbeitet hat, und es wird bey ihnen überall fühlbar, daß diese dem Urheber nicht vom Herzen gegangen sind, daß er vielmehr die Erwartungen zweyer Günstlinge des Augustus (Murena war überdieß der Schwager des Mäcenas), durch den gefeyerten Dichter ebenfalls ausgezeichnet zu werden, wenigstens nicht ganz täuschen wollte. Daher weiß er hier nichts als Reflexionen über die beste Art zu leben vorzubringen: nichts von poetischem Feuer, keine Begeisterung, keine wahrhaft dichterische Sprache! In beyden Liedern aber hat Peerlkamp nichts verdächtigt, weil diese Art nüchterner Reflexionspoesie ihm besonders zusagt. So weiß derselbe Kritiker an Carm. II. 13 manches zu tadeln, was keinen Tadel verdient, aber einen wirklichen darin vorkommenden Fehler hat weder er selbst noch Lübker wahrgenommen. Dieser aber ist enthalten in den Worten (V. 37 sq.):

Quin et Prometheus et Pelopis parens
Dulci laborum decipitur sono.

Prometheus wird hier unter den Frevlern aufgezählt, welche in der Unterwelt noch zur Zeit des Horaz Qualen bestehen, und durch den Gesang eines Alcäus und einer Sappho ihre Leiden auf einen Augenblick vergessen. Nun ist es zwar eine Ueberlieferung des Mythus, daß Prometheus ehemals an den Kaukasus angeschmiedet, und von dem zürnenden Zeus in den Orkus geschleudert, darauf abermals auf die Oberwelt versetzt sey, wo ein Geyer seine Leber, die jede Nacht neu gewachsen, von Tag zu Tag zerfressen habe. Allein eben so einstimmig meldete der Mythus, daß Herakles diesen Geyer erlegt habe, und daß Prometheus seit dieser Zeit mit Zeus ausgesöhnt unter den Olympiern verweile. S. Aeschyl. Prometh. 1016 sgg. Catull. Carm. LXIV. 295—298. Apollodor. I. 7, 1. Hygin. Fab. 144. Poeticon. Astron. II. 15. Vergeblich wird man sich nach einer abweichenden Ueberlieferung des Mythus umsehen, und nur mit Willkür eine solche, uns nicht mehr bekannte, vorauszusetzen. Die Sache steht vielmehr so: Horaz hat aus der Erinnerung die drey in der Unterwelt leidenden Frevler, welche in der Odyssee XI. 571—591 aufgeführt werden, den

Orion, Tityos und Tantalos (Pelopis parentem), bezeichnen wollen, hat aber statt des Tityos den Prometheus durch ein Versehen eingeschoben. Die Verwechslung ist daraus zu erklären, daß dem Tityos in der Unterwelt durch Geyer die Leber zerfressen wurde, und daß Prometheus, bis Herakles in Uebereinstimmung mit Zeus ihn befreyte, dieselben Qualen auf der Oberwelt zu dulden hatte. Darum möge man sich auch nicht länger an einer anderen Stelle quälen und durch luftige Vermuthungen helfen wollen, wo ebenfalls die Annahme eines Irrthums des Horaz wohl begründet ist. Ich meine Carm. IV. 8, 17:

Non incendia Carthaginis impiae
Eius, qui domita nomen ab Africa
Lucratus rediit, clarius indicant
Laudes quam Calabrae Pierides.

Hier ist Scipio der Aeltere deutlich genug bezeichnet, sowohl durch seine Thaten und den dadurch gewonnenen Beynamen, als durch die Erwähnung des calabrischen Ennius, der in seinen Annalen und in einem kleineren Epos (Scipio) die Thaten dieses Helden besungen hat. Aber dieser Scipio ist es nicht, der Carthago in Brand gesteckt hat, sondern der Jüngere gleichen Namens. Daher will man bey incendia Carthaginis impiae an den Brand eines carthaginensischen Lagers und an die Vernichtung der Flotte Carthago's (Liv. XXX. 5 und 43) denken, was eine nichtige Ausflucht ist; Andere wollen eine Lücke, noch Andere eine Interpolation annehmen. Aber keine dieser willkürlichen Voraussetzungen weiß einen haltbaren Grund für sich anzuführen. Nachdem die Kritik sämmtliche Um- und Abwege gegangen ist, wird sie zuletzt wohl zu dem geraden und kürzesten *) Wege zurückkehren, obgleich das sogenannte tetrasti-

*) Das merkwürdigste Beyspiel, wie ein eigener Fehler des Schriftstellers (ein Rechnungsfehler) die Kritik und Auslegung auf seltsame Irrwege und zu den künstlichsten Mitteln gebracht hat, bietet die Stelle des Cicero de Republ. II. 22 dar: vgl. die Abhandlung des Rec.'en im Rhein. Museum von Welcker und Ritschl, I. Jahrg. 4. Heft. Auch jetzt wird man sich mit diesen Worten noch eine Zeit lang vergeblich abquälen, bis zuletzt die Klarheit derselben und die Erfolglosigkeit künstlicher Versuche zu der einfachen Annahme, daß Cicero 89 statt 99 summirt habe, führen wird. Solche, die an einem Rechnungsfehler bey Cicero Anstoß nehmen, mögen sich auch an folgendem aus Sueton. vita Horat. stoßen: Natus est VI. Idus Decembr. L. Cotta et L. Torquato consulibus: decessit V. Kalendas Decembr. C Marcio Censorino et C. Asinio Gallo consulibus post *nonum et quinquagesimum* annum. Er zählt 59 statt 57. Die Aenderung der Zahl in *septimum et quinquag.* ist voreilig.

chische Gesetz (vgl. Orelli zur a. St.) denselben noch eine Zeit lang zu versperren droht.

Was die Erklärung der Horazischen Oden betrifft, so hat der Verfasser des Commentars weder die grammatische Auslegung, noch die historische und ästhetische unberücksichtigt gelassen. In der grammatischen, um mit ihr anzufangen, ist Fleiß und Belesenheit nicht zu verkennen, allein es fehlt an Schärfe der Auffassung und an Präcision des Ausdrucks. Davon einige Proben. S. 9 wird über Carm. I. 1, 3 sunt—quos iuvat gesprochen, und da sollen wir in Betreff der Frage, wann nach sunt qui der Indicativ und wann der Conjunctiv folge, einstweilen mit zwey Citaten aus Regel's Anmerkungen zur Döring'schen Ausgabe des Horaz uns begnügen, und damit einige Stellen aus gangbaren lateinischen Grammatikern vergleichen, »bis der Herausgeber dieser Anmerkungen in einer grammatica Latina poetica eine genauere Begründung für die Dichter versuchen wird.« Allein aus den Zusätzen und Berichtigungen (S. 539) erfahren wir, daß in F. Jakob's Osterprogramm (Lübeck 1840) bereits eine richtige Unterscheidung für sunt qui enthalten sey, und zwar diese: »Der Conjunctiv steht, wenn das Prädicat einen weiteren, d. h. unbestimmten, Umfang hat, als das Subject; der Indicativ, wenn er auf das Subject allein und seinen Umfang bezogen wird.« Der Umfang des Prädicats hat mit dem Modus des Verbums nichts zu schaffen. Ob man schreibt sunt quos iuvat oder sunt quos iuvet wird allein durch die geringere oder größere Abhängigkeit bestimmt, in welcher der Schreibende das Prädicat vom Subject gedacht hat. Weder dieser noch jener Sprachgebrauch kann geläugnet werden, und Beydes kömmt sowohl bey Prosaikern als Dichtern vor. Der geläufige Sprachgebrauch scheint zum Conjunctiv sich geneigt zu haben. Daher findet sich bey Dichtern, welche das Gewöhnliche meiden, häufiger der Indicativ, bey Prosaikern meistens der Conjunctiv. — Mitunter kommen grammatische Bemerkungen zur Unzeit, dahin gehört, was wir zu der nämlichen Ode V. 32 über si lesen: »Ein eigentliches quoniam ist es nirgend, d. h. es macht nie den bloßen Grund oder die unmittelbare Ursache aus, so daß es hie und da zweifelhaft ist«...; »ich kann nämlich ein Causalverhältniß zwiefach fassen, entweder gehe ich von dem Einzelnen als ein Anderes, bestimmt Vorliegendes begründend aus, lasse es aber dahingestellt seyn, ob die Folge immer daraus hervorgehe (dieß ist quod und quia mehr als quoniam), oder ich behaupte, daß, wenn Eines ist, auch dieses Andere seyn muß, mit Allgemeingültigkeit und Nothwendigkeit der Folgerung; ob aber im vorliegenden Falle die Bedingung

eintrete oder eingetreten sey, überlasse ich der Beurtheilung des Lesers, und dieses besonders dann, wenn ich meiner Ansicht, daß es da sey, recht gewiß bin.« Wozu nun in aller Welt dieser weitläufige grammatische Unterricht? Ist das dort stehende si kein gewöhnliches? Lübker muß das vorausgesetzt haben: allein es liegt am Tage, daß Horaz den Gedanken: »ich fühle mich glücklich, wenn ich der lyrischen Poesie mit Erfolg obliegen kann,« ächt poetisch ausgedrückt hat, wenn man die ganze Stelle nur richtig interpungirt:

Me doctarum hederae praemia frontium
Dis miscent superis, me gelidum nemus
Nympharumque leves cum Satyris chori
Secernunt populo, si neque tibias
Euterpe cohibet nec Polyhymnia
Lesboum refugit tendere barbiton.

Nach dis miscent superis darf nur eine schwache Interpunction stehen, damit der Bedingungssatz auf beyde mit me beginnende Satzglieder bezogen werden kann. Diese Wendung ist geschickt und der Ausdruck wahrer Bescheidenheit, in sofern Horaz seine Befähigung zum lyrischen Dichter selbst nicht geltend macht, sondern nur ausspricht, unter welcher Bedingung er des höchsten Glückes theilhaftig werden könne. Durch diese Abtheilung und Anordnung der einzelnen Sätze fallen auch die Bedenken weg, welche F. A. Wolf und Andere gegen das erste me erhoben haben, Bedenken, bey welchen Hr. Lübker (S. 24—30) mit ermüdender Geduld verweilt, und welche wohl jetzt ziemlich allgemein als unerheblich anerkannt werden.

Ziemlich nothdürftig ist die Worterklärung behandelt, was um so mehr auffallen muß, da dieser Theil der Auslegung auch bey Orelli, den Lübker ergänzen und berichtigen will, nur wenig Berücksichtigung gefunden hat. Auch ist eine gründliche Worterklärung und richtige Abtheilung der Sätze zugleich der sicherste und kürzeste Weg, um den überlieferten Text gegen unhaltbare Conjecturen in Schutz zu nehmen, und mancherley Bedenken mit einem Schlage zurückzuweisen. Allein diese Art stillschweigender Widerlegung scheint der Verfasser des Commentars wenig zu lieben, da er auch der luftigsten Einfälle ganz unbedeutender Ausleger oft weitläufig erwähnt, und Männer, wie Lambin, Bentley, Gesner, Jacobs, in eine nicht ebenbürtige Gesellschaft einführt. Damit wollen wir jedoch nicht behaupten, daß der neue Commentar für diesen Theil der Erklärung nichts geleistet habe: im Gegentheil, einige Bestimmungen von Wortbedeutungen sind von der Art, daß sie den Wunsch nach mehreren ähnlichen rege machen; z. B. was über den Unterschied der

mit di oder de zusammengesetzten Zeitwörter (S. 18—20), über suus und proprius (S. 16 fg.), über urgere (S. 247 fg.), otium und negotium (S. 269) bemerkt worden ist. Andere bedürfen einer Berichtigung. Dahin rechnen wir unter anderem, wenn (S. 378) zu Carm. III. 5, 7 (Pro curia inversique mores) behauptet wird: »Die Curie war Zeichen und Unterpfand des Rechts und der Gesetze (vgl. 2, 1, 4), wie das Capitolium der Macht.« Die Curie und der Senat war vielmehr der eigentliche Sitz der Regierung und Verwaltung: über Gesetze hatte die Volksversammlung (contio), über das Recht die Gerichte, beyde auf dem Forum, zu entscheiden. Ein größeres Versehen aber ist es, wenn (S. 214) zu Carm. II. 1, 2 vitia belli die Laster, die im Bürgerkriege befriedigt, und modi die Mittel bezeichnen sollen, welche zu dieser Befriedigung angewendet wurden. Aber vitia kann in diesem Zusammenhange weder Laster heißen, noch von belli getrennt werden: vielmehr sind vitia belli die in der Führung des Krieges begangenen Fehler und Mißgriffe, namentlich die unzweckmäßigen Maßregeln des Pompejus und seiner Anhänger. Modi bedeuten die verschiedenartigen Ereignisse des Kampfes, sie sind gleichsam die Weisen oder Melodien des großen Tonwerkes (des gesammten Krieges). So braucht man auch in der nämlichen Ode (V. 6—8) an der richtigen Wortbedeutung und dem Gegensatze nur fest zu halten, um den Sinn dieser Stelle:

Periculosae plenum opus aleae
Tractas, et incedis per ignes
Suppositos cineri doloso.

endlich richtig aufzufassen. Lübker bekämpft zwar mit Recht die moderne Ansicht, welche bey dem noch fortdauernden Hasse der Parteyen Gefahren für den Darsteller der Bürgerkriege voraussetzt; wenn er aber behauptet, daß »die bey der noch so neuen und unberuhigten Leidenschaft, die die Flamme des Bürgerkrieges immer wieder entzünden konnte, gefährliche Erinnerung der Sache bey den Lesern selbst« gemeint seyn müsse, so ist schwer zu sagen, wie dieser Sinn in den vorliegenden Worten enthalten seyn könne, was uns namentlich den Leser vor die Anschauung bringen solle. Vielmehr bezeichnen jene Worte die beyden Bestandtheile des zukünftigen Geschichtswerkes: denn darin hatte Pollio entweder Schlachten und gefährliche Entscheidungen zu beschreiben (periculosae plenum opus aleae tractabat), oder solche Zeitpunkte darzustellen, wo die Parteyen und ihre Führer scheinbar befreundet sich unterstützten, oder auch in thatenloser Spannung sich duldeten (incedebat per ignes suppositos cineri doloso). Der beste Commentar für diese Stelle sind die Worte

des Tacitus Histor. I. 2: opus adgredior opimum casibus, atrox praeliis, discors seditionibus, ipsa etiam pace saevum.

Die historische Auslegung hat bey den Oden des Horaz die Erwähnung gleichzeitiger Begebenheiten und Zustände oder die Beziehungen und Anspielungen auf dieselben nachzuweisen, und danach auch die Zeit zu bestimmen, worin die einzelnen Lieder gedichtet wurden. Der Verfasser des Commentars hatte für denjenigen Theil der historischen Auslegung, welcher die Chronologie der Horazischen Gedichte behandelt, außer anderen Abhandlungen ausführliche Vorarbeiten an den beyden obengenannten Schriften von Kirchner und Franke. Diese beyden Gelehrten weichen aber in Betreff der ersten drey Bücher der Oden besonders darin von einander ab, daß Kirchner schon seit dem Jahre 715 ab Urbe c. den Horaz lyrische Gedichte verfertigen läßt, und die Herausgabe der drey ersten Bücher in das J. 736 setzt, während Franke die Lieder dieser Bücher während der Jahre 723 bis 730 entstehen, und die ganze Sammlung im Jahre 730 oder während der ersten Hälfte des Jahres 731 erscheinen läßt. (S. Kirchner S. 7—12. Franke S. 51—68.) Da diese Bestimmungen so weit von einander abweichen, und die Behauptungen beyder Forscher viel Unsicheres und Unhaltbares darbieten, so wäre es zu wünschen gewesen, daß in einem so ausführlichen Commentar, wie der vorliegende ist, das Falsche berichtigt und das Unsichere als solches bezeichnet worden wäre. Hr. Lübker stand, als der Anfang seines Commentars gedruckt wurde, in einem Hauptpunkte, in der Annahme, daß die ersten drey Bücher Oden im Jahre 736 herausgegeben seyen, auf der Seite von Kirchner. Sobald aber Franke's Buch erschien, änderte er seine Ansicht dahin ab, daß diese Herausgabe in das Jahr 730 oder 731 falle, auch im Uebrigen mit diesem fast durchweg übereinstimmend. Er selbst sagt darüber in der Vorrede S. VIII: »Hierin« (in der Behandlung der Zeitverhältnisse) »hatte mein Commentar den Vorzug der seitdem erschienenen Fasti Horatiani von Franke zu genießen, an die ich mich immer mehr und mehr ... anzuschließen gewiß ein innerlich begründetes Recht gehabt habe, zumal da eine genaue Prüfung seiner Ergebnisse überall in meinem Buche vorliegt.« Danach könnte man glauben, daß dieser Punkt im Ganzen so gut als abgemacht sey. Allein zu diesem Ziele sind wir noch nicht gekommen. Gleich mit der Behauptung, daß die Abfassung keiner Ode der drey ersten Bücher über 730 oder 731 hinausliege, steht es sehr mißlich. Denn die dritte Ode des ersten Buches gedenkt der Reise des Virgilius nach Athen, und wenn man unter diesen den bekannten Dichter versteht, wie man wegen V. 8 (animae dimidium

meae) nicht anders kann, so muß sie im Jahre 735 verfaßt seyn, weil Virgil damals eine Reise nach Attika und Asien unternahm, auf der er nach beschleunigter Rückkehr zu Brundusium in demselben Jahre am 22. September starb. Vgl. Donat. vit. Virg. §. 13. Heyne Virgil. vit ad an. 735. Franke und Lübker behaupten vom modernen Standpunkte aus, daß Horaz in einem damals geschriebenen Gedichte der Aeneis des Virgil hätte gedenken müssen, und daher will der Erstere annehmen, daß sich dieses Gedicht auf eine frühere Reise, welche Virgil einmal vorgehabt, aber nicht ausgeführt habe, beziehe, oder daß V. 6 Quintilium statt Virgilium zu lesen sey. Beyde Annahmen entbehren so sehr aller Begründung, daß es sich der Mühe nicht verlohnt, sie ernsthaft zu bekämpfen. Das hat Lübker eingesehen, und darum will er, auf diese Aushülfe verzichtend, unter dem hier genannten Virgilius einen anderen, minder bekannten verstehen, an welchen im vierten Buche die zwölfte Ode gerichtet ist. Allein wie sollte Horaz jenen, ihm ziemlich gleichgültigen Handelsmann (ein solcher ist er) als die Hälfte seiner Seele bezeichnet haben? Lübker gibt sich (S. 52 fg.) vergebliche Mühe, das Bedeutungsvolle dieses Ausdruckes zu läugnen. Wäre dieser selbst zu schwach, um das zärtlichste Freundschaftsbündniß zu bezeichnen (vgl. Satir. I. 5, 40; 6, 55 Carm. I. 24), so ließe die ganze Stelle V. 1 — 8 über den Sinn desselben keinen Zweifel aufkommen. Denn darin athmet innige und liebevolle Theilnahme des wahren Freundes. Diese sichere Spur der Geschichte darf man auf keine Weise gegen lustige Einfälle fahren lassen. Daß irgend eine Ode der drey ersten Bücher, das Einleitungs- und Schlußgedicht etwa ausgenommen, später als diese verfaßt sey, läßt sich nicht beweisen. Horaz hat nun diesem seinen jüngsten Liede die erste Stelle in der Sammlung eingeräumt, die dasselbe schicklicher Weise einnehmen konnte. Denn das Weihgedicht an Mäcenas mußte der Natur der Sache nach vorausgehen; außer diesem forderte die Rücksicht auf den vielfach verherrlichten Augustus, daß wenigstens eins der an ihn gerichteten Lieder die nächste Stelle einnehme. Nach diesem aber folgt gleich die Ode an Virgilius, und diese indirecte Auszeichnung des hingeschiedenen Freundes mochte dem Horaz angemessener scheinen, als ein förmliches Klaggedicht, wie ja überhaupt das Heulen (plorare) seine Sache nicht war. Die Rückkehr des Augustus aus Asien (735) und die nach Virgil's Tode von Varius und Tucca eingeleitete Ausgabe der Aeneis mag den Horaz bestimmt haben, die bisher verfertigten Oden in einer Sammlung von drey Büchern zu vereinigen, und dadurch einem größeren Kreise von Lesern zugänglich zu machen. —

Eine andere Ode, welche später, als Franke und Lübker die Herausgabe der drey ersten Bücher setzen, geschrieben seyn muß, ist die zwölfte des ersten Buches. Beyde wollen diese in das Jahr 729 setzen, worin Marcellus mit Julia, der Tochter des Augustus, sich vermählte (Dio Cassius LIII. 27), oder in 730, worin der Feldzug des Aelius Gallus gegen Arabien unternommen wurde (Dio ebendas. c. 29). S. Franke S. 150, Lübker S. 96. Meine abweichende Ansicht [1]) stützt sich auf Folgendes: In der Strophe V. 45—48 wird des Marcellus, womit kein anderer, als der Schwestersohn des Augustus, gemeint seyn kann, in einer Weise gedacht, welche den Tod des Marcellus, obgleich man allgemein das Gegentheil annimmt, mit Sicherheit voraussetzen läßt: Crescit, occulto velut arbor aevo, fama Marcelli, d. h. es wächst, wie ein Baum von unbemerktem Alter, der Ruhm des Marcellus. Der Baum, dessen Alter noch gar nicht bemerkt wird, ist ein junger und frischer, dessen Wachsthum schnelle Fortschritte macht. Unrichtig verstehen Orelli, Dissen (zu Pindar Nem. VIII. 40) und Andere, welchen auch Lübker beystimmt, ein langsames Wachsen, »non animadversis incrementi temporibus, sensim sensimque« (Dissen), oder »semsim crescit, ita, ut nemo arborum incrementa per singulos annos animadvertit« (Orelli). Aber wie sollte aevum so viel als incrementi tempora bedeuten können? Vielmehr liegt der Stelle eine eben so wahre als den Alten geläufige Vorstellung vom schnellen Wachsthume junger Bäume zum Grunde, gerade wie bey Hom. Il. XVIII. 56, Pind. Nem. VIII. 40 (68), Virgil. Eclog. X. 73. Bey dieser Erklärung ist es nun vollends unmöglich, an einen anderen Marcellus [2]) als den Neffen des Augustus zu denken; allein man wird dieselbe vielleicht gegen mich selbst richten, um mir zu beweisen, daß Marcellus noch gelebt haben müsse, als dieses geschrieben wurde. Dagegen aber ist wohl zu erwägen, daß von Lebenden der einzige Augustus verherrlicht

---

[1]) Auch mit Kirchner und Grotefend, welche jene Ode in den Anfang vom Jahre 731 setzen, kann ich nicht übereinstimmen.

[2]) Orelli und einige Andere denken an den M. Claudius Marcellus aus der Zeit des zweyten punischen Krieges, allein von ihm kann nicht gesagt werden, daß sein Ruhm schnell oder langsam wachse, sondern sein Name lebte im Andenken der Nachkommen gleichmäßig fort. Wer Anstoß daran nimmt, daß Marcellus vor Julius Cäsar erwähnt wird, wolle doch die Strophe V. 37—40 sich etwas genauer ansehen. Orelli würde übrigens keinen Anstoß genommen haben, wenn er nicht an den noch lebenden jungen Marcellus gedacht hätte.

werden sollte, daß er im Gegensatze zu Göttern, Halbgöttern und Männern der Vorzeit gepriesen wird. Wenn man ferner die unmittelbar folgenden Worte: micat inter omnes Iulium sidus, velut inter ignes luna minores, nach richtiger Erklärung nur auf den unter die Sterne versetzten Julius Cäsar beziehen kann (vgl. Virg. Eclog. IX. 47 und dort Servius, Ovid. Metam. XV. 850, Plin. N. H. II. 23 (25), Sueton. Caes c. 8), welcher Verwirrung hätte sich der Dichter schuldig gemacht, wenn er zwischen der großen Anzahl berühmter Verstorbener (V. 33 — 48) den einzigen noch lebenden Marcellus aufgeführt hätte, und wie könnte er gegen den Vorwurf plumper Schmeicheley vertheidigt werden, wenn er einem Jünglinge von achtzehn oder neunzehn Jahren diese Stelle angewiesen hätte? Anders stellt sich die Sache, wenn wir diese Worte auf den unlängst verstorbenen hoffnungsvollen Marcellus deuten; dann erscheint Ordnung und Zweckmäßigkeit des ganzen Liedes, es verschwindet die plumpe Schmeicheley. Marcellus aber ist im Sommer des Jahres 731 zu Bajä gestorben: Dio Cass. LIII. 30; Propert. III. 15, 15; Vellej. II 93; Senec. ad Polyb. 34; Serv. ad Aen. VI. 861. Demnach wird die Abfassung dieser Ode in das Ende von 731 oder vielmehr in den Anfang von 732 zu setzen seyn. Mit der letzten Annahme stimmen drey andere, bisher nicht bemerkte Wahrzeichen überein. Denn zwey Monate vor dem Hinscheiden des Marcellus war Augustus gefährlich erkrankt, und dem Tode, der bereits unvermeidlich schien, nur durch eine verzweifelte Cur entrissen worden. S. Dio Cass. LIII. 30, Plin. N. H. XIX. 8, XXV. 38, XXIX. 1; Sueton Aug. c. 59 u. 81. Eine Anspielung auf dieses merkwürdige Ereigniß sehe ich in der bedeutungsvollen Anrede an den Juppiter V. 49 — 51: gentis humanae pater atque custos, .. tibi cura magni Caesaris fatis data. Ferner wurden dem Augustus bald nach seiner Genesung neue Ehren und Gewalten vom Senate verliehen, und zwar: 1) die immerwährende tribunicische Gewalt; 2) die Befugniß, in jeder Senatssitzung eine Angelegenheit vorzutragen, auch wenn er das Consulat nicht verwaltete; 3) das immerwährende imperium proconsulare; 4) eine größere Gewalt in den Provinzen, als irgend ein Statthalter derselben besitze (Dio Cass. LIII. 32). Jetzt war also Augustus als der Alleinherrscher des römischen Reiches förmlich anerkannt worden. Daraus erkläre ich, wie der Dichter V. 51 — 60 den Augustus als den alleinigen Beherrscher des Erdkreises offen und unverhohlen bezeichnen kann. Damit stimmt zuletzt Folgendes: im Laufe des Jahres 732 machte Augustus große Anstalten zu einer Reise nach Sicilien, Griechenland, Kleinasien, Bithynien,

Syrien, welche er auch ausführte, und erst im J. 735 vollendet hat (S. Dio Cass. LIV. 6 — 10). Man glaubte, es sey damit vor allem auf einen Krieg gegen die Parther abgesehen, um die Niederlage des Crassus zu rächen; Andere meinten, er wolle das Reich bis nach Indien ausdehnen: darauf gehen die Verse 53 — 56: Ille, seu *Parthos* Latio imminentes egerit iusto domitos triumpho sive subiectos Orientis orae Seras et Indos. So trifft demnach Alles zusammen, um diese Ode dem Jahre 732 zuzuweisen. — Auf der vorher erwähnten Reise kam Augustus im Frühlinge des Jahres 734 nach Asien, wandte sich selbst nach Bithynien und Syrien, während er den Tiberius mit einem Heere gegen Armenien schickte. Aller Augen waren jetzt auf Parthien gerichtet, allgemein erwartete man, daß jetzt die alte Schmach geahndet werden würde. Allein der parthische König Phraates that alles, um dem Sturme, der ihm drohte, zu entgehen; er schickte die Gefangenen und die erbeuteten Fahnen freywillig zurück, welche Tiberius in Empfang nahm, und dem erfreuten Augustus zuführte: Dio Cass. LIV. 8, Sueton. Aug. 21 und Tiber. 9, Vellej. II. 91, Justin. XLII. 5 u. s. w. Ehe es dahin kam und während ein Krieg mit den Parthern noch in Aussicht stand, ist die fünfte Ode des dritten Buches geschrieben. Daher heißt es dort V. 2: divus habebitur Augustus adiectis Britannis imperio gravibusque Persis. Die Britannen werden des Gegensatzes wegen als die im äußersten Norden wohnenden und außer den Parthern noch zu unterwerfenden Feinde genannt. Um weiter zu zeigen, welcher Schandfleck an dem römischen Namen bey den letzteren hafte, fährt Horaz fort (V. 5):

Milesne Crassi coniuge barbara
Turpis maritus vixit et hostium
Consenuit socerorum in armis
Sub rege Medo Marsus et Apulus.

Dieses muß vor der Auslieferung der Gefangenen geschrieben seyn, wie auch der zurückerhaltenen Fahnen noch nicht gedacht wird. Eine weitere politische Tendenz hat die Ode übrigens nicht, als den Gegensatz der alten Zeit, worin das Ehrgefühl der Gefangenen eine solche Schmach nicht möglich machte, und der neuen entarteten zu zeigen. Daher die lange Digression über Regulus. Da jene Aussöhnung mit den Parthern im J. 734 zu Stande kam, so wird unsere Ode in das Jahr 733 fallen, nicht in 728 oder 729, worin sie Franke und Lübker setzen; auch nicht in 734, worin sie Kirchner entstehen läßt. So ergibt sich schon aus diesen Merkzeichen (andere können hier nicht füglich dargelegt werden), daß die Gränze, welche Franke der Bekannt-

machung der drey ersten Bücher der Oden gesteckt hat, zu eng gezogen ist, und daß dieser Punkt dringend einer Berichtigung bedürftig war. Auf der andern Seite hat sowohl Franke als Kirchner mehrere Oden in eine spätere Zeit gesetzt, als sie bekannt geworden sind. Dahin gehört die achte Ode des dritten Buches, und alle, deren Zeitbestimmung von dieser abhängig ist. Nach Franke und Lübker soll sie im Jahre 729, nach Kirchner 734 verfaßt seyn (s. Franke S. 157 — 163, Lübker S. 142 — 143, Kirchner S. 9). Allein Lachmann hat in seiner Epistola ad C Frankium, welche der Frankischen Untersuchung als willkommene Beylage beygefügt ist, und die Lübker übersehen haben muß, überzeugend dargethan (S. 240), daß sie am ersten März des Jahres 725 geschrieben ist. Danach fällt die Abfassung von Carm. II. 13 einige Tage nach dem ersten März des J. 724, nicht nach Franke und Lübker in 728, oder nach Kirchner in 733, von Carm. II. 17 einige Zeit vor dem ersten März des Jahres 725, nicht nach Franke und Lübker in 728, noch weniger nach Kirchner in 733, von Carm. I. 20 zwischen 726 bis 728, nicht nach Franke und Lübker in 730, auch nicht nach Kirchner in 735.

Die chronologischen Bestimmungen der Oden machen aber nur einen Theil der historischen Auslegung aus; diese hat Alles zu berücksichtigen, was der Dichter in seiner Umgebung als bekannt voraussetzen, und daher auch nur andeuten konnte. Manches dieser Art hat Lübker übergangen, weil in der Orellischen Ausgabe dafür vorgearbeitet war. Wo er Neues beyzubringen glaubt, ist er in seiner Auseinandersetzung zu weitläufig; überhaupt zeigt er eine Neigung, rasch zu dem Neuen zu greifen. Ein merkwürdiges Beyspiel dafür enthält seine Erklärung der zwölften Ode im ersten Buche (S. 88 — 108). Ueber diese hatte Bernhardy die Vermuthung ausgesprochen, daß in ihr eine patriotische Nachbildung der alten Tischlieder der Römer enthalten sey, aber seine Meinung selbst nicht weiter begründet, wie sie denn überhaupt ganz unerweisbar ist. Lübker faßt diesen Gedanken auf, spricht mancherley über die römischen Tischlieder, und kömmt zuletzt zu dem Ergebniß, daß jene Vermuthung nicht abzuweisen sey (S. 92): »Hat Horaz diese alte, längst fast spurlos verschwundene Weise reproduciren wollen? Wir wagen es zu bejahen, weil allerdings sonst die Tendenz der Ode schwer zu erkennen, weil aus der, den Gebrauch jener Lieder ins Gedächtniß rufenden zweyten Stelle desselben« (er meint IV. 15, 29 — 30) »der Anlaß zu ähnlichem Versuche als gar zu nahe liegend hervorleuchtet, weil die so allgemein gehaltene Aufforderung an die Muse mit Beyfügung der gerade zu diesem

Zwecke üblichen (?) Instrumente neben der einfachen, fast trockenen Darstellung, .. und das im Eingange mythisch ausgeführte Lob der Dichtkunst, das zu dem Zwecke einer bloß literarischen Poesie offenbar nicht paßt, unwillkürlich daran erinnernd.« Das sieht kaum nach einem Beweise aus. Ohne die einzelnen Sätze dieses Raisonnements zu widerlegen, was leicht wäre, wird es genügen, daran zu erinnern, daß in jener Ode ein Lebender (Augustus) verherrlicht werden soll, und daß sein Lob verbunden wird mit einer Verherrlichung der Götter, Halbgötter und großer Männer aus der römischen Vorzeit, daß aber in jenen alten Tischliedern das Lob der Vorfahren gesungen wurde (vgl. Cicer. Tuscul. IV. 2. Brut. 19. Nonius p. 76, 33 s. v Assa voce). Wenn unter den Männern der Vorzeit (V. 33 — 48) nur Römer genannt werden, so erkläre sich dieses genügend theils aus der Beziehung auf Augustus, theils daraus, daß die vorher besungenen Götter und Halbgötter dem hellenischen Mythos entnommen waren. Auch enthält die Anordnung des Gedankens nichts, woran wir ohne eine solche Annahme mit Grund Anstoß nehmen könnten: »Wie die Ersten der Götter und Heroen, ferner die berühmten Männer der Vorzeit würdige Gegenstände der Poesie sind, so vorzüglich unter den Lebenden Augustus. Denn ihn hat der Höchste der Götter unter seinen Schutz genommen. Neid des himmlischen Herrschers ist nicht zu fürchten: denn der irdische erkennt dessen Oberherrschaft an, und begnügt sich mit der zweyten Stelle, und Juppiter tritt ihm in seinem Walten nicht feindlich entgegen.« Vielleicht hat diese vorgefaßte Meinung von der Tendenz des ganzen Liedes ihn auch bestimmt, bey Superbos Tarquini fasces (V. 34) nicht an Tarquinius Superbus, sondern an den Aelteren dieses Namens zu denken, obgleich er diesen Irrthum mit mehreren anderen Auslegern theilt. Tarquinium Superbum saevum tyrannum inter heroas (nicht mehr von Heroen, sondern von viris ist die Rede) laudibus extollere certe non poterat, schreibt Orelli zu dieser Stelle, und etwas zaghafter Lübker S. 103: »Daß der bloße Klang des Wortes Superbus uns zwingen müßte, an den zweyten der in der Geschichte der römischen Könige traditionell dastehenden Tarquinier zu denken, ist nicht abzusehen.« Ich meine vielmehr, daß uns nichts zwingen kann, von der einfachsten und natürlichsten Auffassung der Stelle, die sich jedem Römer bey superbos fasces wie von selbst darbieten mußte, abzugehen. Wenigstens würde der Dichter einer unverantwortlichen Zweydeutigkeit anzuklagen seyn, wenn er den älteren Tarquinius auf diese Weise bezeichnet hätte Was sollte ihn hingegen abgehalten haben, in Tarquinius dem Uebermüthigen den mächtigen und weitgebietenden

Herrscher zu besingen, wie dieses schon Ennius gethan hatte? War ja doch in den schönsten Zeiten der Freyheit das Andenken sämmtlicher Könige ehrwürdig und gefeyert, ihre Statuen auf dem Capitol ausgestellt (vgl. Niebuhr's röm. Gesch. I. S. 263, zweyte Ausg.). Dazu hat Horaz hier seinen Ausdruck so gewählt, daß nicht einmal von einem Lobe, sondern nur von einem Darstellen (memorare) die Rede ist. Wenn irgend einer, so weiß dieser Dichter seine Gedanken klar und bestimmt auszusprechen. Darum darf der Ausleger nicht nach dem Schwankenden und Fernliegenden greifen, sondern er muß sich an das halten, was die Worte offen aussprechen. Darin haben neuere Ausleger dieses Dichters oft gefehlt, und Lübker hat sich von Irrthümern dieser Art ebenfalls nicht frey gehalten.

Doch wir verlassen dieses Feld, um dem Commentator auf dasjenige zu folgen, worauf er sich mit einer besonderen Vorliebe versucht hat. Das ist die ästhetische Auslegung oder die Erforschung und Darlegung des Gedankens, welchen der Dichter in den einzelnen Liedern zum Bewußtseyn zu bringen gesucht hat. Bekanntlich ist es Mitscherlich, welcher auf diesen Theil der Erklärung bey den Horazischen Oden großen Fleiß, und nicht ohne Erfolg, verwendet hat (daran zu erinnern scheint um so zweckmäßiger, als Manche seine Leistungen vornehm ignoriren), obgleich neue Ausleger noch immer Manches zu berichtigen und neue Gesichtspunkte aufzuzeigen haben werden. In dieser Beziehung hat sich Lübker nicht vergeblich bemüht. Er hat sich zum Muster Dissen's Auslegung des Tibull genommen, und ist diesem auch in der äußeren Anlage seines Commentars gefolgt, indem er zu den einzelnen Oden zuerst eine Einleitung und dann Anmerkungen geschrieben hat, obgleich die letzteren bey einigen kleineren ganz weggeblieben sind. Der Bau der Horazischen Oden ist so einfach, der Gedanke, den er in jeder entwickelt, wird so klar und meistens in einem so engen Rahmen ausgeführt, daß derselbe nicht leicht verkannt werden kann. »Sein dichterischer Haushalt,« sagt der Verfasser des Commentars S. XIII sehr treffend, ist so einfach und so kunstlos, verwendet so wenige und so natürliche Mittel, daß keiner es ihm darin gleich thut.... Da sitzt dieser lebensweise Dichter an seinem stillen einfachen Herde; die Menge seiner Zeit wie die Schaar gemeiner Dichter gafft ihn staunend an, und kann nur diese eine Kunst von ihm nicht begreifen und auslernen, wie reich im Leben und Dichten der ist, der sich selbst arm macht, sich selbst beschränkt und überwindet.« Allein Hr. Lübker hat diesen richtigen Grundsatz auch nicht immer bey seiner Auslegung beobachtet. Das Streben, recht Vieles in den einzelnen Liedern zu sehen,

hat ihn zu unstatthaften Annahmen verleitet. Daher hat er weniger den richtigen Gedanken einer Ode verfehlt, als daneben noch etwas hineingetragen, was in ihr nicht enthalten ist. Nach dieser Richtung ist er häufig irre gegangen, und zwar gleich bey der ersten Ode. Dieses durch wundersame Einfachheit und Ruhe ausgezeichnete Weihgedicht entwickelt den Gedanken, daß Jeder an einer ihm zum Lebensberufe gewordenen Thätigkeit Gefallen finde, und sich glücklich fühle, wenn er ihr mit Erfolg obliegen könne. Diese aus der täglichen Erfahrung geschöpfte Wahrheit wendet der Dichter zuletzt auf sich selbst an, und erklärt, daß ihm die lyrische Poesie die höchste Lust und Lebensfreude gewähre, wenn sie ihm glücklich von Statten gehe und die Anerkennung einsichtsvoller Zeitgenossen (wie des Mäcenas) zu Theil werde. Diesen Inhalt verkennt der Verf. des Commentars keineswegs, allein er hat denselben überdieß mit eigenen Reflexionen bereichert. Hören wir ihn selbst S. 4: »Mäcen, du hast sowohl nach deiner persönlichen Stellung als auch nach deinem Verhältnisse zu mir eine Rechtfertigung meines Dichterlebens, wie ich sie nun geben will, von mir zu erwarten. 1—2.« Von allem diesen steht in den ersten beyden Versen kein Wort; von einer Rechtfertigung kann überhaupt keine Rede seyn, sondern höchstens von einer Erklärung. Doch wir vernehmen Hrn. Lübker weiter: »Während Jeder das Ziel seines Lebens« (von einem Lebensziele ist nicht die Rede, sondern von einer Lieblingsthätigkeit) »auf eine eigenthümliche Weise zu erreichen sucht, der eine nach eitler Ehre in den nur einen kurzen Rausch der Freude gewährenden Kampfspielen« (nach Pindar versüßte aber ein solcher Sieg das ganze übrige Leben) »oder in dem Unbestand der Volksgunst jagt, der andere irdisches Gut zusammenrafft, V. 3—10; wird der Genügsame, Selbstzufriedene sich um keine Schätze der Welt wie den Gefahren des Meeres, so dem Spiele und Sturme seiner Leidenschaft hingeben, V. 11—14; der Ungenügsame dagegen lobt wohl in der Gefahr seines nach Erwerb auf dem weiten, wilden Meere jagenden Lebens die Ruhe daheim, aber die Leidenschaft ist stärker und macht ihn dem kaum gefaßten Entschlusse wieder untreu, V. 15—18. Nur einzelne Wenige« (diese Wenigen will der Dichter gewiß eben so wenig loben als tadeln; auch bedeutet est qui nicht einmal einzelne Wenige) »verstehen die Gegenwart harmlos zu genießen, 19—24: die meisten« (multi sind nicht die Meisten) »schaffen sich und Andern Angst und Noth, sie ziehen in den Krieg oder auf die Jagd, in eigenliebiger Genußsucht, und doch auch für sie ohne großen Gewinn, Anderen aber zu Sorge und Betrübniß, V. 25—28. Mich dagegen, der ich mir doch mit gleichem Rechte meine Wahl

treffen darf« (wieder die eigene Reflexion des Commentators, woran der Dichter nicht gedacht hat), »macht die Beschäftigung mit der Dichtkunst überglücklich, wo die Seligkeit des inneren Lebens und Schaffens mich in eine höhere Welt versetzt, die Freuden der Natur mir sogar in einem höheren, der Menge unverständlichen Sinne zu Theil werden, und das Spiel der Musen, die unmittelbare Thätigkeit des dichterischen Schaffens mir das heiterste Ergötzen gewährt, zumal wenn es mir dabey gelingen sollte, auch Anderen, wie namentlich Dir, Freude damit zu machen, in deren Augen ein Dichter zu seyn, das Maß meiner Glückseligkeit erschöpft.« Horaz wäre ein eitler Mann gewesen, wenn er hier, wo eine Sammlung Lieder seinem Freunde und Gönner gewidmet werden sollte, seine Thätigkeit als eine vorzügliche und über alle andere erhabene hätte anpreisen wollen; allein er wollte und hat in der That nichts weiter gesagt, als daß seine Beschäftigung, wenn der Erfolg seinem Streben entspräche, ihn glücklich mache, daß es ihm in seiner Weise wie allen Uebrigen in den ihrigen ergehe. Die »feine Ironie« (S. 5), welche Eichstädt in dieser Ode entdeckt und Herder schon so glücklich bezeichnet haben soll, ist durchaus fern zu halten, wie ja überhaupt wahre Ironie nicht allein Andere trifft, sondern die eigene Person am wenigsten ausschließt. Was die Vortrefflichkeit dieses Liedes ausmacht, ist keine auf der Lauer liegende Eitelkeit, welche die Schwächen anderer Menschen hervorkehrt, um die eigenen Vorzüge leuchten zu lassen, sondern die Auswahl bedeutsamer Momente aus dem mannigfaltigen Treiben des menschlichen Lebens und die edle Darstellung derselben in einer leicht überschaulichen Weise. Gelobt oder getadelt wird Niemand. Wenn von dem Handelsmanne gesagt wird, daß er untreu werde dem in der Stunde der Gefahr gefaßten Entschlusse; wenn es vom Krieger heißt, daß sein Handwerk von den Müttern verwünscht werde, und wenn der Jäger der zarten (d. h. ihm erst kürzlich angetrauten) Gattin daheim vergißt, so soll damit nur die Macht der Lieblingsneigung über den Menschen, welche sich durch die größten Gefahren und die zartesten Rücksichten nicht zurückhalten läßt, dargestellt werden. Andrerseits soll weder demjenigen, der im behaglichen Genusse (V. 19—22) seine höchste Befriedigung findet, Lob gespendet werden, noch dem, welcher sein väterliches Erbgut mit dem Karst bearbeitet (V. 11—12). Eichstädt geht in seiner Voraussetzung von Ironie so weit (Paradox. Horat. IV. p. 11), daß er in dem letzteren einen Thoren sieht, der sich mit dem Bebauen eines unfruchtbaren Bodens befasse, während auf anderem Wege so großer Gewinn zu holen sey! — Bey Lübker ist der Gedankengehalt der Oden da am besten entwickelt,

wo er seinen eigenen Reflexionen keinen Einfluß auf die Entwicklung desselben gestattet hat, namentlich bey mehreren Oden des dritten Buches. Den schlimmsten Streich hat unzeitiges Reflectiren ihm bey Carm. I. 3, d. i. in dem Liede an Virgilius, gespielt (S. 46): »Haben wir den Sinn der Ode richtig gefaßt, ist die Verwünschung der Schiffahrt« (sie wird gar nicht verwünscht) »der eigentliche Angelpunkt derselben; so fragen wir gewiß mit Recht, ob sie da angebracht war, wo ein den höhern Interessen des Lebens gewidmeter Mann gern auf dem auch von unserm Dichter für classisch erkannten Boden einem edlen Geistesproducte unter mildem Himmel und in geistiger Umgebung die fernere Gestaltung leihen will; ob Horaz ... das Meer nicht lieber als das unschätzbare Band und die Brücke getrennter Länder hätte preisen, denn als das von der Vorsehung gebildete ewige Trennungsmittel bezeichnen sollen, das er doch nur aus den Rücksichten des Gewinnes und der Habgier verwünschen konnte,« u. s. w. Gewiß hätte Horaz auch diese Seite der Schiffahrt hervorkehren, hätte ein Lied darüber singen können, aus welchem bey der Taufe eines Dampf- oder Linienschiffes passende Stellen mit vielem Pathos zu recitiren wären; allein was sollen wir thun, wenn er lieber eine antike Idee, nach welcher der Mensch aus dem Kreise der ihm vorgezeichneten Schranken heraustritt und sich kühnen Wagnissen unbedachtsam hingibt, bearbeiten wollte? Als Wagnisse dieser Art wird die Schiffahrt, die Entwendung des Feuers und das Eindringen in den Orkus bezeichnet; daher kann die Schiffahrt auch nicht der »eigentliche Angelpunct« der Ode seyn. — Andere Fehler in der Angabe des Ideenganges entspringen bey Lübker aus einer flüchtigen Darstellung und der geringen Sorgfalt, welche auf den Ausdruck verwendet ist. So soll Horaz in der Ode an den Pollio (II. 1) von V. 1—16 sagen: »Eine große, aber mißliche Aufgabe hast du dir, mit einstweiliger Beyseitelegung deiner großartigen dramatischen Schöpfungen, zum Gegenstande historischer Darstellung gewählt, du in Rath und That ausgezeichneter Pollio.« Zuerst ist von einer mißlichen Aufgabe keine Rede, wie ich schon oben gezeigt habe; noch weniger aber sagt Horaz, daß Pollio seine Tragödien einstweilen bey Seite gelegt habe, sondern gerade dazu sucht er diesen durch seinen Rath (V. 8—12) erst noch zu bestimmen. Wenn es gleich weiter heißt, »das gespendete Lob einer hohen Erwartung von diesem Werke näher zu begründen,« so liegt darin ein neuer Fehlgriff: denn bis V. 16 hat Horaz dem künftigen Werke des Pollio weder Lob gespendet, noch eine hohe Erwartung davon ausgesprochen, sondern er hat nur der Größe und Wichtigkeit

des Gegenstandes Erwähnung gethan, und den Pollio indirekt als denjenigen bezeichnet (V. 13—16), der sowohl wegen seiner gegenwärtigen Stellung, als feiner früheren Kriegsthaten zur Ausführung jener schwierigen Arbeit befähigt sey.

Wenn der fleißige Verfasser des bisher beurtheilten Commentars bey wiederholter Beschäftigung mit den Horazischen Gedichten seine Aufmerksamkeit mehr auf das Wesentliche beschränkt, alle unnützen Citate unterdrückt, sich Kürze des Ausdrucks mehr angelegen seyn läßt, Hyperkritik und höhere Kritik strenger unterscheidet; die grammatische Auslegung, namentlich die Interpunktion, gehörig berücksichtigt, ohne jedoch förmlich grammatischen Unterricht zu geben; wenn er die historische auf gründlichere Studien basirt, in der ästhetischen das Einfache und Natürliche überall vorzieht, so werden wir solche Fortschritte, welche bey dem rüstigen Streben des Hrn. Lübker zu erwarten sind, mit wahrer Theilnahme anerkennen.

Bonn. F. Ritter.

Art. IV. Ueber die Theogonie des Hesiod, ihr Verderbniß und ihre ursprüngliche Gestalt. Von Dr. O. F. Gruppe. Berlin, Verlag von G. Eichler, 1841. 8. 285 u. XII.

Die Freunde Hesiodischer Poesie erinnern sich wohl noch, welches Aufsehen der Vorläufer dieses Werkes, A. Sötbeer erregte, als er mit seinem Versuche, die Urform der Hesiodischen Theogonie nachzuweisen (Berlin, 1837), auftrat. Er hatte eine von Hrn. Gruppe mündlich geäußerte Ansicht über die in jenem Gedichte wahrnehmbare Zahlensymmetrie benützt, um in sehr kurzer Zeit, ehe es sich der Urheber dieser Idee versah (vergl. S. 57), eine durchaus neue Form der Theogonie zu schaffen, in welcher sie aus 72 fünfzeiligen Strophen besteht. Bei dieser Bearbeitung war freylich vor dem Bestreben, jene Strophen herauszubringen, der Inhalt und die grammatische Verbindung nicht selten vernachläßigt worden, wie die gründlichen Recensionen Mützell's (Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft, 1838, S. 81 sq.), Cäsar's (daselbst 1837, S. 988 sq.) und G. Hermann's (neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik, 1837, S. 136 sq.) zur Genüge nachgewiesen haben. Aber auch Hrn. Gruppe befriedigt diese Ausführung seines Gedankens keineswegs. Er behauptet (S. 55), er sey von Anfang herein nicht der Ansicht gewesen, daß die Fünfzahl obwalte, von vielen hier aufgenommenen Strophen könne er die Echtheit nicht zugeben, in andern Punkten sey Hr. Sötbeer ihm zwar gefolgt, aber ohne diese Abhängigkeit anzuerkennen. Er erklärt sich endlich, nach vielen

Ausstellungen über Götbeer's Buch in folgenden Worten, die zu charakteristisch sind, als daß sich Rec. versagen könnte, die lange Stelle herzusetzen:

»Wenn ich nun aber diese Erklärung mir selbst und der »Sache schuldig war, so will ich darum doch einiges Gute, was »das Götbeer'sche Buch enthält, und was auch von einigen un»befangenen Kritikern anerkannt worden, durchaus nicht in Ab»rede stellen. Auch ohne mich überall gehörig befragt zu haben, »ist er zuweilen auf dasselbe gekommen, und daß bei der Wahl »der Verse, die wir für echt halten und in Strophen gruppiren, »oft gar kein Spielraum gelassen ist, das spricht eben nicht we»nig für die Haltbarkeit des Grundgedankens. Manches macht »sich so sehr von selbst, daß man Gewalt anwenden müßte, um »sich dagegen zu verschließen. Besonders viel noch verdankt G. »dem fleißigen Studium des Mützell'schen Buches, und da ich, »damals zunächst mit andern Arbeiten beschäftigt, mein Exem»plar aus der Hand gegeben, so konnte sogar nicht fehlen, daß »er manches, was unserer Sache das Wort redet, früher fand, »als ich. Daß mir die Schrift aber etwas Wesentliches zuge»führt habe, kann ich leider nicht sagen, doch warnt sie vor Irr»thum und Fehlgriff, und ihre Aufnahme verschafft mir überdieß »den Vortheil, daß ich nun ohngefähr schon weiß, was am ersten »bey den Gelehrten Eingang findet, und woran sie sich stoßen,— »wiewohl ich natürlich das alles noch nicht aufgeben darf, was »in Götbeer's Darstellung nicht allgemeinere Zustimmung hat »erlangen können«.

»Denke ich aber zurück an den Plan, den ich mir zu meiner »plötzlich abgebrochenen Arbeit gemacht hatte, wie ich mir die »Sache anzulegen und auszusparren dachte, wie ich den Leser »Schritt für Schritt führen wollte von einem kleinen Anfange zu »immer weiteren Blicken, wie ich ihm aber die Hauptsache so »lange als möglich verhehlen wollte, um ihn dann zu seiner eige»nen Genugthuung auf einmal damit zu überraschen, wie es »namentlich mein Vorsatz war, die Zahlensymmetrie ganz zu »verschweigen, bis dahin, wo sie sich unabweislich aufdrängt,— »so ist jetzt freylich Plan und Ueberraschung dahin, und statt »darzustellen und zu componiren, habe ich jetzt nur noch eine »kritische Nachlese. Das sind die Folgen einer unzeitigen Nach»giebigkeit«.

Hr. Gruppe sollte sich über die vermeintlich übeln Folgen, welche die Bekanntmachung seiner Idee gehabt hat, hinaussetzen; ist sie gegründet, so verbleibt ihm doch, was in solchen Dingen die Hauptsache ist, das Verdienst der Erfindung; wäre sie aber irrig, dann würde auch die glänzendste Darstellung, voller Span-

nung und Ueberraschung, ihr keinen wissenschaftlichen Werth mittheilen können. Wir wollen nun ganz unbefangen die Resultate des Buches untersuchen, indem wir, wie der Verf. selbst, von dem sogenannten Proömium der Theogonie ausgehen.

Man hat schon viele Versuche gemacht, dieß Stück durch Interpretation als wohl zusammenhängendes Ganze zu rechtfertigen, oder auch durch Umstellung einzelner Theile eine bessere Gestalt desselben hervorzubringen. Beyderley Bemühungen konnten nur mißlingen, denn bey genauerer Ansicht stellen sich allenthalben Divergenzen heraus, mag man auch hineindeuten und versetzen so viel man wolle. Die Methode der Transposition haben insbesondere O. Müller und Klausen eingeschlagen, beyde in Widerspruch gegen die bekannte Zerfällung des angeblichen Musenhymnus in sieben kleinere Hymnen, welche G. Hermann in der Epistola ad Ilgenium vornahm. Wir müssen vorerst dem Hrn. Verf. beystimmen, wenn ihn jene Umstellungen nicht befriedigen; sie sind gewiß weit unstatthafter als die von Hermann vorgeschlagene Theilung. Sollte dieser große Gelehrte seine damals ausgesprochene Ansicht auch jetzt nicht mehr festhalten, so hat sie doch ihrer Zeit anregend gewirkt und ein neues Licht über die griechische Epik verbreitet. Es kömmt daher weniger darauf an, im Einzelnen die Sätze Hermann's zu vertheidigen, als im Allgemeinen seiner Methode zu folgen, und Hr. G., so sehr er sich angelegen seyn läßt, jene sieben Hymnen anzugreifen und die Schwäche dieser Spaltung zu erweisen, neigt sich doch in der Hauptsache mehr zu Hermann's, als zu Müller's Verfahren hin. Sehr unphilologisch ist es freylich, daß er die vor beynahe vierzig Jahren angestellte Kritik weitläufig recensirt; dagegen aber, was Hermann über Göttlings Ausgabe des Hesiodus in diesen Jahrbüchern vor zehn Jahren (Bd. LIX) und über Gölbeer's Versuch vor fünf Jahren gesagt hat, nirgends berücksichtigt. Manches Wort hätte er sich ersparen können, hätte er jene Beurtheilungen zu Rathe gezogen. Ob er sie geflissentlich ignorirt oder wirklich nicht gekannt hat, als er sein Buch schrieb, wollen wir nicht untersuchen; gewiß ist, daß beydes ihm, der kein Philolog seyn mag und doch über philologische Gegenstände schriftstellert, keine Ehre macht. Begleiten wir ihn jetzt auf seiner kritischen Nachlese. Zuerst werden, nachdem die kritischen Experimente der Vorgänger beurtheilt worden sind, mehrere Interpolationen ausgeschieden, z. B. Vers 58, 59, welche Stelle allerdings nur aus Od. X. 469, 70 entnommen ist; auch Vs. 63—67 verwirst Hr. G. nach dem Urtheile Einiger, die nicht näher angeführt werden. Hingegen sollen Hermann und Klausen alles dieß mit in den Kauf genommen haben. Hermann's neuere

Erörterung (LIX. S. 201) ist davon weit entfernt. Seine Vorschläge sind sehr annehmlich, doch erlauben wir uns die Ansicht von einer noch stärkeren Corruption, als er sie voraussetzt, hier niederzulegen. Wir unterscheiden dort Vs. 60, 61, — dann 62, 63, — dann 65, 66, und zwar scheinen beyde letztere Fragmente nicht einmal einen vollständigen Sinn zu haben, sondern vor τυτθὸν etwas über den Aufenthalt der Musen im Olymp zu fehlen, desgleichen vor Vs. 65 etwas über irgend ein Fest der Chariten. Dieses Fragment schloß mit κεδνά. Vs. 67 vollends sieht wie eine Variante zu Vs 65 aus. Auch Vs. 68 — 74, welche anzubringen und anzuknüpfen Mancher sich hat sauer werden lassen, wird vielleicht am sichersten als isolirtes Fragment betrachtet; das τότε (Vs. 68) kann auf nichts Vorhergehendes ohne Zwang gedeutet werden, es paßt weder auf den Besuch der Musen bey Hesiod, noch auf die Vs. 60 erzählte Geburt dieser Göttinnen. Außer jenen Versen werden von dem Verf. ferner 74 — 104 beseitigt, übrigens mit der Bemerkung, daß hier ganz deutlich heterogene Bestandtheile zu erkennen seyen. Dagegen läßt sich nichts einwenden, Vs. 94 — 97 ist ja fast wörtlich das Homerische Proömium (Nr. 25), und was darauf folgt bis Vs. 103 wahrscheinlich durch diesen Hymnus veranlaßt. Vs. 81 — 93 verurtheilt der Verf., weil die Könige keine Beziehung zur Einleitung der Theogonie haben, und der Uebergang mit dem Vorangehenden (sic) ein höchst gezwungener sey. Rec. findet in diesen Versen eine dreymalige Variation desselben Gedankens, die zu einem Ganzen höchst ungeschickt verbunden ist. Man sehe nur die sonderbare Unterscheidung von τῷ μὲν und τοῦ δέ; Vs. 83, 84, wo dieselbe Person gelobt und dasselbe Lob auf ganz ähnliche Weise ausgedrückt ist; ferner die Trennung der offenbar zusammengehörenden und der Odyssee entlehnten Verse 86, 91, wodurch zugleich eine verwirrte Konstruktion entsteht, ἀγορεύων αἶψά τε — κατέπαυσε; endlich deu widersinnigen Satz, Vs. 88: darum sind die Könige verständig, weil sie den Bedrängten helfen, statt die Sache umzukehren und zu sagen: darum helfen die Könige den Bedrängten, weil sie verständig sind. Allen diesen Uebelständen könnten wir dadurch begegnen, daß die zwey Anfangsverse ὅντινα τιμήσουσι Διὸς κοῦραι μεγάλοιο, γεινόμενόν τ' ἐσίδωσι διοτρεφέων βασιλήων jede der drey Variationen vorangestellt werden. Letztere mögen so gelautet haben: 1) τῷ μὲν ἐπὶ γλώσσῃ γλυκερὴν χείουσιν ἀοιδὴν, αἶψα δὲ καὶ μέγα νεῖκος ἐπισταμένως κατέπαυσεν; 2) τοῦ δ' ἔπη ἐκ στόματος ῥεῖ μείλιχα, οἱ δέ νυ λαοὶ πάντες ἐς αὐτὸν ὁρῶσι διακρίνοντα θέμιστας ἰθείῃσι δίκῃσι. ὁ δ' ἀσφαλέως ἀγορεύει αἰδοῖ μειλιχίῃ, μετὰ δὲ πρέπει ἀγρομένοισιν, ἐρχόμενον δ' ἀν' ἀγῶνα θεὸν ὥς ἱλάσκονται; 3) τῶν δ' ἐπὶ ἐκ

στόματος ῥεῖ μείλιχα, τοῖς δέ νυ λαοῖς βλαπτομένοις ἀγορῆφι μετάτροπα ἔργα τελεῦσι ῥηϊδίως, μαλακοῖσι παραιφάμενοι ἐπέεσσι. Der Plural τῶν wird nach ὅντινα Niemanden anstößig seyn; die leere und sinnlose Phrase aber (Vs. 88) τοὔνεκα γὰρ βασιλῆες ἐχέφρονες, welche wohl nur die Bestimmung hatte, jene Sätze zu verknüpfen, ist durch unsern Versuch ganz weggefallen. Entbehrlich erscheinen auch die Homerischen Verse, entlehnt aus Od. Θ. 170 und hier sonderbarer Weise umgestellt (91, 92). — In der Stelle Vs. 53 — 57 ist ebenfalls mit dem Verf. ein Fragment eines Musenhymnus zu erkennen. Was sonst noch übrig bleibt, stellt derselbe so zusammen, daß, nachdem nur Vs. 22 — 35, mit Ausscheidung des 25 u. 32, für echt Hesiodisch erklärt worden, Vs. 104 — 107 sich an 21 anschließt, mithin alles Vorhergehende einem und demselben Rhapsoden angehörte, Vs. 108 — 115 aber dem Verf. von 36 — 49 zufällt; dieser erhält überdieß noch 75 — 79. Letztere Verbindung muß aber aufgegeben werden wegen des anstößigen Wechsels der Tempora: τέρπουσι — ῥέει γελᾷ — ἠχεῖ — κλείουσι und dann ἄειδον; auch die andern beruhen durchaus auf keiner inneren Nothwendigkeit.

Die ersten Worte des Gruppischen Hesiodos sind: Ἡσίοδον Μοῦσαι καλὴν ἐδίδαξαν ἀοιδὴν, ἄρνας ποιμαίνονθ᾽ etc. Wie war es aber möglich, daß der Dichter so beginnen konnte, statt die solenne Anrufung an die Musen vorauszuschicken, noch dazu in einem Gedichte, welches die Musen dem Sänger selbst aufgetragen haben? Umsonst vergleicht Hr. G. die Eingänge bey Herodot, Thucydides und Alkmäon (Diog. L. VIII. 84); denn ein Geschichtswerk ist kein Gedicht, und etwas anderes mit einer Erzählung zu beginnen, als mit einem Titel, wie wir jene Anfangsworte zu nehmen haben. Eher ginge es an, wenn an Vs. 1, 2 sogleich Vs. 22 sich anschlösse, was nur die Aenderung καί τέ ποθ᾽ nöthig machen würde. Dann hätten wir abermals eine dreyfache Variation. Es genüge hier die Zahlen der Verse anzugeben: 1, 2 — 3, 4 oder 1, 2 — 5, 6, 7, 8, oder 1, 2 — 22 sq. Das καί τε kann seiner Natur nach nur einmal stehen. Uebrigens ist Rec. etwas aufgefallen, sowohl in der herkömmlichen Anordnung des Textes, als in dieser neuen, was zu bemerken, wie ihm scheint, nahe genug lag: der Uebergang von der dritten Person in die erste (Vs. 24). Diese befremdende Form der Rede wäre, wenn sie wirklich auf einem Verderbniß beruht und nicht vorsätzliche Sonderbarkeit ist, leicht zu heben, und Hr. G. mußte schon durch seine Strophen-Theorie auf eine Aenderung geführt werden, hätte er den Satz ἐνέπνευσαν δέ μοι αὐδὴν richtig zu deuten verstanden. Er kann nichts anderes heißen, als »sie »hauchten mir Stimme ein«, so wäre aber Hesiod vorher stumm

gewesen. Indem wir nun gerne zugeben, daß der Vers 32 θείην, ἵνα κλείοιμι τά τ' ἐσσόμενα πρό τ' ἐόντα auf die Theogonie und Hesiod selbst nicht passen, können wir nicht umhin, entweder nach αὐδὴν eine Lücke zu statuiren, oder hier zu schreiben: ἐνέπνευσαν δέ τ' ἀοιδὴν, vorher aber Vs. 24 τόνδε δέ ἑ πρώτιστα θεαὶ πρὸς μῦθον ἔειπαν, und Vs. 30 καὶ οἱ σκῆπτρον ἔδον.

Den Uebergang von dem Proömium zur eigentlichen Theogonie findet Hr. G. in dem viel besprochenen Verse (35) ἀλλὰ τίη μοι ταῦτα περὶ δρῦν ἢ περὶ πέτρην, worauf denn sogleich Vs. 116 gefolgt wäre: Ἤτοι μὲν πρώτιστα χάος γένετ' etc. Diese Verbindung, auf welche sich der Verf. nicht wenig zu Gute thut, hat etwas Schroffes und Unklares an sich, und es ist noch die Frage, ob die sprichwörtliche Redensart nur an das Vorhergehende passend sich anknüpft; denn nachdem er eben berichtet hat, wie er von den Göttinnen des Gesanges die Weihe erhalten habe, das Geschlecht der unsterblichen Götter ewig zu singen, vor allem aber sie zu Anfang und Ende jedes Liedes, konnte er im Gefühle frommen, innigen Dankes kaum anders fortfahren, als mit Vs. 104—107 χαίρετε, τέκνα Διὸς δότε δ' ἱμερόεσσαν ἀοιδὴν etc. (Vs. 108—115 sind eine Paraphrase davon, wie bereits Hermann gezeigt hat). Den Sinn des Sprichwortes sowohl an dieser, als an andern Stellen scheint Göttling und der Verf. nicht richtig zu erklären; beyde stimmen zwar nicht in der Interpretation desselben, wohl aber darin überein, daß sie die Stelle in der Theogonie aus Il. X. 126 deuten wollen. Göttling denkt an die Dodonäische Eiche und den Fels in Pytho, und meint, Hektor sage dort: non ego illi ita persuadeam (das kann ὀαριζέμεναι nicht heißen) ut oraculorum voces audire sibi videatur, quemadmodum virgini persuadet ejus amasius. In Folge dieser Ansicht wird der Satz hier gedeutet: sed quid ego res divinas profano, quid ea renuntio hominibus, quae a Musis mihi concredita erant pio silentio premenda. Wir können uns auch damit nicht befreunden. Göttling mußte nachweisen, daß die Präposition περὶ das bezeichnen könne, und daß πέτρη καὶ δρῦς ohne weiteres ausdrücke: quae a Musis mihi concredita erant. Im Homer wird durch seine Erklärung der bukolische Charakter des Gleichnisses verwischt. Hektor nimmt zum Gegegensatze seines Zusammentreffens mit Achilles ein liebliches Bild: Hirt und Hirtin, wie sie, an Fels und Eiche gelehnt, mit einander verliebte Reden wechseln (vergl. die wahre Bedeutung des ὀαρίζειν τινί, Il. Z. 516: ὅθι ᾗ ὀάριζε γυναικί). In der Odyssee T. 162 liegt denselben Worten ein anderer Sinn zum Grunde; der Dichter denkt an ausgesetzte Kinder, welche man im Walde fand, die gleichsam aus dem Felsen oder der Eiche hervorgewach-

sen schienen. Unsere Stelle endlich erfordert wieder eine etwas verschiedene Erklärung, da die Präposition dem Gedanken an δρῦς und πέτρη eine andere Wendung gibt. Hesiod, oder wer die Worte gebrauchte, ist der Prediger in der Wüste, der seine Reden umsonst hält; dann wird das Sprichwort überhaupt auf die übergetragen, welche etwas nicht am rechten Orte sagen, und ἄκαιρα vorbringen. So hat schon der oft mit Unrecht übersehene Scholiast diesen Vers aufgefaßt. Hr. Gruppe gibt sich mit Scholien nicht gern ab, thut er es einmal, so müssen sie es übel entgelten, ihn so sehr inkommodirt zu haben; so sollen denn auch hier die zur Il. und Od. l. c. viele Verwirrung anrichten, da sie doch nur die schon gegebenen Erklärungen aufzählen, von welchen aber keine so mißrathen ist, wie die seinige (S. 39) von Il. X. 126: »sie leiten ihr Gespräch von der Eiche und dem Felsen »her, d. h. weit her, von Dingen, die nicht unmittelbar zur »Sache gehören, und diese Sache scheint eben nichts anderes zu »seyn, als ihre Liebe«. Eben so unglücklich ist die Anwendung, welche er davon auf die fragliche Stelle macht (S. 40): »Auf »unsern Hesiodischen Vers kann nun aber nur die Stelle der Ilias »angewandt werden, weßhalb wir denn auch die andere ziemlich »außer Acht lassen dürfen; daß aber dem Dichter wirklich jene »Worte vorgeschwebt, dahin könnte vielleicht auch der Umstand »deuten, daß wir wenige Verse vorher in der Ilias jenes ἀλλὰ »τίη μοι ταῦτα finden. In der Ilias, wie beym Hesiod ist vom »Sprechen die Rede, nicht vom Herstammen; der Unterschied »liegt aber in der Präposition, denn statt des ἀπὸ δρυὸς οὐδ' »ἀπὸ πέτρης lesen wir in der Theogonie: περὶ δρῦν ἢ περὶ πέτρην. »Der Sinn bleibt dennoch derselbe, dort ist die Herleitung des »Gespräches von etwas Entferntliegendem, nicht zur Sache Ge»hörigen gemeint; hier ist die sprichwörtliche Bezeichnung dessen »sogleich als Gegenstand des Gespräches genommen, ein sehr »natürlicher Fortschritt des Ausdruckes, wenn die Redeweise ge»läufig war. Hesiod, der von sich und der an ihn gerichteten »Aufforderung der Musen gesprochen, will sich wegen dieser nicht »streng zur Sache gehörigen Einleitung entschuldigen: und dieß »thut er eben so angemessen als heiter durch das uns nunmehr »bekannte Sprichwort«. Man sollte denken, der Eingang gehörte im strengsten Sinne des Wortes zur Theogonie; indem er diese besingt, entledigt er sich des Auftrages der Musen. Wie kann er also sich wegen einer mal à propos gemachten Erzählung entschuldigen wollen? Mithin ist es sehr glaublich, daß der Vers erst durch die alles Mögliche zusammenfassende Reduktion des ganzen Einganges (1 — 115) hieher gesetzt wurde, um einen Uebergang zu Vs. 36 sq. zu gewinnen, auf Vs. 34 aber, wie

schon oben bemerkt worden, Vs. 104—107 oder etwas Aehnliches folgte. In dieser Ansicht kann uns selbst das Machtwort des Hrn. G., welcher dergleichen Verfahren verkehrt und unsinnig nennt, nicht irre machen.

So viel von dem Proömium. Was Hr. Gruppe über die Theogonie selbst ausgedacht hat, schließt sich zum Theil schon an frühere Urtheile an, entfernt sich aber auch in unzähligeu Punkten von der gangbaren Ansicht, daß einzelne Interpolationen, abgerechnet das Werk, im Wesentlichen aus einem Gusse sey; diese Vorstellung von demselben hat in Hrn. Prof. Guigniaut, dem bekannten Ueberseßer von Creuzer's Symbolik, den eifrigsten Beförderer gefunden. Wir werden dessen Abhandlung: De la Théogonie d'Hésiode, Paris 1815, anzuführen unten Gelegenheit haben.

In dem vorliegenden Werke aber, dessen Verf. Scharfsinn, wo ihn nicht philologischer Dilettantismus beengt, keineswegs abzusprechen ist, wollen wir zuerst die Punkte hervorheben, in welchen er nach unserer Meinung das Wahre erkannt hat.

Die Stellen, deren Verwerfung uns auf guten Gründen zu beruhen scheint, sind folgende: 1) Vs. 118 u. 119. Schon Plato Sympos. 178, b, und Aristoteles de Xenoph. c. 1 übergeht sie. Wir vermuthen, daß derselbe Redakteur der Theogonie, welcher ihr den Titanenkampf einverleibte, auch diese Erwähnung des Tartarus hier vorausschickte und dazu zwey Homerische Hemistichien Il. d. 13, Od. II. 149 benutzte. 2) Vs. 121, 122 fallen von selbst weg, wenn man die Leseart, welche Aristoteles l. c. anführt: ἠδ' Ἔρος, ὃς πάντεσσι μεταπρέπει ἀθανάτοισι aufnimmt. 3) Vs. 123—125. Allerdings ist es auffallend, daß die Nacht hier mit dem Erebos die Helle und den Tag erzeugt, noch ehe der Himmel und Eos (vergl. Vs. 372) da sind, dann aber Vs. 211 sq. (also an einer ziemlich entlegenen Stelle) den Moros, Thanatos, Hypnos und andere Wesen hervorbringt, unter welchen die Eris, die ebenfalls eine zahlreiche Nachkommenschaft mit sich führt. Hr. G. erklärt diese und jene Genealogie der Nacht für Unhesiodisch. Das ist aber zu weit gegangen. Es mag genügen, die Verse 124 u. 125 zu beseitigen, wodurch der Widerspruch, daß die Theogonie eine doppelte Genealogie von der Nachkommenschaft der Nacht hat, aufgehoben, die Nacht selbst aber nicht übergangen wird. 4) Vs. 139—153. Hier sind die Cyklopen und Hekatonchiren angeführt als Söhne des Uranos und der Gäa; doch vorher heißt Kronos der jüngste Sohn des Uranos. Göttling glaubte zwar, die Cyklopen seyen bloß Kinder der Erde, was G. Hermann (Op. VI, 176) widerlegt; wäre aber auch dem so, immer bliebe doch noch dieselbe Schwierigkeit bey den Hekatonchi-

ren, welche so nach der Geburt des jüngsten Uraniden Gäa mit Uranos erzeugt hätte. Auch diese Partie ist der Titanomachie zu lieb eingeschoben. 5) Vs. 207—210. Wenn die Uraniden, von Okeanos bis Kronos, Titanen heißen sollen, dann begreift man nicht, wie nach der Lösung der Geschwister seines Vaters Zeus mit denselben ohne weitere Veranlassung Krieg führen kann. Unser Verf. dürfte deßhalb wohl gegen Göttling Recht behalten, wenn er Vs. 501—503 für echt erklärt, in den vier oben citirten aber nur eine Interpolation erkennt; nur sollte er sie nicht mit Vs. 185 verbinden, als habe der Verfälscher die Giganten zu Titanen machen wollen. Jene sind zwar aus dem Blute des Uranos entstanden, aber nicht von ihm erzeugt (Vs. 208, *οὓς τέκεν αὐτός*). Eben so wenig kann Rec. Hrn. G. darin beystimmen, daß die Erzählung von der Entstehung der Aphrodite später hinzugefügt sey; er meint, sie knüpfe sich nochmals durch einen gesuchten Uebergang schwerfällig an den Geschlechtstheil (sic) des Uranos an (vergl. S. 160), bedachte also nicht, daß, wenn der Dichter von den Blutstropfen spricht, die auf die Erde gefallen seyen, auch die pudenda selbst nicht mit Stillschweigen übergangen werden durften. 6) Vs. 386—403. Der ausführliche Anhang über die Nyx und ihr Geschlecht ist schon darum verdächtig, weil Zeus und der Titanenkampf darin erwähnt wird. Ueber letztern ist schon unter (5) das Nöthige angeführt worden, Zeus aber muß erst noch geboren werden. 7) Vs. 411—452. Daß die Episode von der Hekate offenbar eine spätere Produktion ist, haben alle Kenner der Theogonie, etwa Klausen ausgenommen, nicht bezweifelt. 8) Vs. 511—616. Das Geschlecht des Japetus kann in der ursprünglichen Theogonie wohl nicht ausführlicher behandelt worden seyn, als die der übrigen Uraniden; wurde vielleicht auch nicht an dieser Stelle, nach der Erzählung von Zeus Geburt und Sieg über Kronos aufgeführt, sondern erhielt diesen Platz erst, als man darauf gefallen war, die Prometheusfabel anzuschließen. In beyden Gedichten, die Hesiod's Namen tragen, den Werken und der Theogonie ist dieser Mythus theils lückenhaft, theils durch Zusätze entstellt, so daß es wohl unmöglich ist, die zusammengehörenden Theile zu sondern und die primitive Gestalt des Mythus bey Hesiod ausfindig zu machen. Einen sehr dankenswerthen Versuch hat indeß Lehrs angestellt (vergl. Quaestiones epicae. S. 225 sq.), aber er vermochte nicht, die Darstellung der variirten Fabel aus jenen Bruchstücken ganz urkundlich zu konstruiren, wenn er z. B. Theogonie und Werke amalgamirend annahm: »Jupiter Prometheo propter fraudem Meconeam iratus victum hominibus abscondidit«. Schwerlich liegt diese Täuschung der Sage von Prometheus Be-

strafung zum Grunde. Auf jeden Fall war der Mythus in den Gedichten, welche Aeschylus benutzte, sinnreicher und tiefer aufgefaßt, als in dem überlieferten Texte des Hesiod; die Darstellung der Theogonie aber, welche zeigt, wie Prometheus durch die Leiden der Menschen büßt, verrieth wenigstens die frühere Existenz jenes dem Aeschylus bekannten Ganges der Sage, welche hier nicht gehörig motivirt ist, da man nicht erfährt, wie Prometheus dazu kommt, der Menschen Anwalt zu seyn. Der Ausfall auf die Weiber (Vs. 590—616) ist offenbar erst durch die Wendung des Mythus, daß Zeus die Menschen für die Entwendung des Feuers durch die Sendung der Pandora gestraft habe, veranlaßt. 9) Vs. 617—720 enthalten die Titanomachie, welche freylich von Hrn. Guigniaut für den Mittelpunkt des ganzen Werkes erklärt wird (S. 37): »Nous l'avons déjà dit, la lutte »de Jupiter et des dieux Olympiens contre Cronos et les »Titans, ses frères, c'est l'action fondamentale, c'est le »pivot du poème, vers lequel toutes ses parties gravitent »plus ou moins, qui en forme le noeud, qui en prépare le »dénoùment. Cette lutte est annoncée dès le début et plus »d'une fois rappelée dans le cours des développemens.« Wir haben schon bemerkt, daß eben diese Hinweisungen deutliche Spuren der Interpolation an sich tragen, und erinnern nur noch an die Wiederholung der Verse 671—673 in 150—152, wodurch sich der Redakteur der Theogonie sein Geschäft erleichtert hat, indem wir Hrn. Gr. darin beystimmen, daß diese nicht in der eigentlichen Theogonie, sondern in der Titanomachie ihren ursprünglichen Platz haben; wenn er aber fortfährt: »der philo»logischen Kritik, welche meistens in ihren Operationen im He»siod ganz besonders unglücklich war, ist es auch dießmal nicht »besser ergangen; denn sie hat die Verse dort gestrichen, wo sie »an ihrem Orte sind, und sie hat sie hier verschont, wo sie gar »nicht hingehören«, so geschieht wenigstens Göttling Unrecht, der gegen F. A. Wolf's Athetese protestirt. Ein arger Mißgriff ist es vollends, wenn Hr. Gr. fortfährt: »nun gehört Erfindung »und Vers aber auch nicht einmal dem Verfasser der Titano»machie; er hat sie aus den Orphischen Gesängen Argon. 517« (vielmehr 519): »ἐξ δὲ ἑκάστῳ χεῖρες ἀπ' ὤμων ἀΐσσοντο, und die »Steigerung von 6 auf 50 ist besonders charakteristisch für den »Styl unserer Titanomachie, welche überhaupt ihren Effekt in »körperlicher Größe, Ausdehnung und Vielheit sucht.« Abgesehen von der Verwechslung der Hände und Köpfe, abgesehen auch von der Unkunde, die in den dort genannten Leuten Titanen sieht, und in den späten Epos einen Vorgänger des Dichters dieser Titanomachie zu finden meint; was ist zufolge dieser Kritik

von Homer selbst zu halten, der ebenfalls Il. α. 402 den Briareos hunderthändig nennt? 10) Vs. 721—820. Mit dem vorhergehenden Abschnitte wird auch die Beschreibung des Tartarus, welche übrigens nicht eine ist, sondern aus vielen Bruchstücken besteht, stehen oder fallen. 11) Die Partie, welche über den Typhonus handelt (Vs. 821—880) gilt selbst Hrn. Guigniaut für eine Interpolation. 12) Vs. 881—885 als Einleitung zu dem nun folgenden echten Theile der Theogonie, und 930—1017, in welchen die Theogonie allmälig zur Heroogonie wird, fallen bey näherer Betrachtung weg; jene vier Verse, da sie auch den Titanenkampf berühren und deutlich die Bestimmung verrathen, einen Uebergang zu bilden, die letzteren 87, weil durch Vs. 921 fernere Ehen des Zeus abgeschnitten werden. Uebrigens zerfällt dieser größere Abschnitt in zwey Stücke (930—963 u. 965—1017). Dr. Markscheffel hat in seinem sehr gelehrten und gediegenen Werke: Hesiodi, Eumeli, Cinaethonis, Asii et carminis Naupactii fragmenta — praemissae sunt commentationes de genealogica Graecorum poesi, de schola Hesiodia, de deperditis Hesiodi reliquorumque poetarum genealogicorum carminibus, Lipsiae sumtibus Fr. Chr. Guil. Vogel. 1840, die Ansicht ausgesprochen, daß Vs. 965—1017 von einem Spätern hinzugefügt sey, der auch die Angabe der aus Ehen mit Göttern und Göttinnen gebornen Sterblichen in einer Theogonie für nöthig erachtet habe, und vermuthet mit großer Wahrscheinlichkeit, daß von diesem Anhange nur die Hälfte erhalten sey, die die Ehen der Göttinnen mit sterblichen Männern aufzählt; diejenige aber, welche von den Ehen der Götter mit sterblichen Weibern handelte, etwa so eingeleitet war:

νῦν δὲ γυναικῶν φῦλον ἀείσατε, ἡδυέπειαι
Μοῦσαι Ὀλυμπιάδες, κοῦραι Διὸς αἰγιόχοιο
ὅσσαι ὑπ' ἀθανάτοισι θεοῖς φιλότητι καὶ εὐνῇ
δμηθεῖσαι γείναντο θεοῖς ἐπιείκελα τέκνα,

also der Schluß unserer Theogonie mit einem unvollständigen Satze abbreche. Hier wäre nur eine Schwierigkeit zu beseitigen, nämlich die Erwähnung solcher Heroinnen (Vs. 940—950), wo Semele, Alkmene und Ariadne bereits als Geliebte des Zeus und Dionysos angeführt werden.

Sind die oben ausgesprochenen Vermuthungen gegründet, so möchte man allerdings behaupten, die Theogonie sey ursprünglich viel bündiger und überschaulicher abgefaßt gewesen, ein bestimmtes Göttersystem habe der Dichter darin durchgeführt und alle Widersprüche müßten eher aus den Nachträgen Späterer, als aus dem unverständigen Sammlerfleiße des Hesiod selbst, der nach mancher Ansicht alles, was er von Göttererzeugungen wußte,

hier zusammen trug, erklärt werden. Insbesondere scheint das Gedicht in der ersten Anlage nur das enthalten zu haben, was sein Name angibt, so daß sich Hesiod keine epische Abschweifung erlaubte, sondern bloß solche Erzählungen zuließ, die eine unmittelbare Beziehung zur Geburt der Götter hatten. Hiernach werden wir die Schilderungen, wie Kronos seinen Vater Uranos entmannt, und wie die Kroniden durch die List des Zeus aus dem Leibe des Kronos befreyt wurden, beurtheilen und an ihrer Echtheit nicht zweifeln. Uranos und Kronos ließen sich täuschen, und fielen durch die Nachstellung ihrer eigenen Söhne; wenn aber nun auch dem Zeus durch einen Sohn von der Metis der Untergang droht, was thut der kluge Gott? Er verschlingt die Metis selbst, und nun gebärt nicht sie die Athene, sondern aus Zeus Haupt ersteht die Tochter, welche dem Vater an Macht und verständiger Einsicht gleicht; der gedrohte Sohn aber bleibt ungeboren, denn Zeus hat die Metis mit sich vereinigt. Diese symbolische Erzählung ist sinnreich und stimmt mit den Mythen von Uranos und Kronos überein; sie erhebt nur den Zeus über seine Vorgänger, die sich überlisten ließen, und durch Unterdrückung ihres Geschlechtes herrschen wollten. Umgekehrt überlistet Zeus die Metis, damit sie sich noch inniger mit ihm verbinde, und will seine Nachkommenschaft nicht austilgen, vielmehr steht Athene, die eingeborne Tochter, noch hehrer da, als wenn Metis sie zur Welt gebracht hätte; ihr entspricht Hephäst, beyde setzen ihr Geschlecht nicht fort, und so kann die Theogonie auf eine schickliche Weise abbrechen. Wir müssen uns daher wundern, daß Hr. G., welchem diese Verse freylich der beliebten dreyzeiligen Strophe nicht zu entsprechen schienen, mit aller Heftigkeit gegen sie polemisirt (vergl. S. 86). »Was sollen hier überhaupt »diese Verse? Die Geburt der Athene wird ja Vs. 924 erzählt, »und sie kann doch nicht zweymal erzählt werden! Zeus erzeugt »sie dort allein, aus seinem Haupte; er kann sie doch hier nicht »mit der Metis erzeugen, und auch die Hüfte (so übersetzt Hr. »G. das Wort νηδύς) paßt nicht zum Haupte. An jener Stelle »ist alles an seinem Orte (nämlich Vs. 924—926), und die »Echtheit wird nunmehr selbst schon durch die Symmetrie befun»det; hier dagegen ist alles verdächtig, die Erzählung schlecht »und verworren und eigentlich durchaus ungehörig. Um jeden »Preis muß die Stelle fort; sie steht auch, wovon spä»ter, dem Grundgedanken der Theogonie bedeutend im Wege, »welcher dagegen seine schönste und reinste Durchführung erhält, »sobald es gelingt, diese Verse zu beseitigen. Und das ist nicht »schwer. Man sieht nicht (doch wohl nur der Hr. Verf.?), was »die Worte heißen sollen: τότ' ἔπειτα δόλῳ φρένας ἐξαπατήσας

»αἱμυλίοισι λόγοισι; denn es ist nicht klar, wen Zeus täuscht »und wen er anredet rc.« Um nun von der äußeren Symmetrie zuerst zu reden, so übersah der Verf., daß diese Stelle sich derselben recht gut fügt. Verbindet man Vs. 887 mit Vs. 900, so stellt sich in den übrigen die gewünschte Dreyzahl heraus; zwar schließt der Sinn nicht in allen vier Strophen mit dem dritten Verse jedesmal ab, aber dergleichen ist auch in den für echt ausgegebenen Strophen nachzuweisen. Dann hat er die ganze Stelle nicht richtig aufgefaßt. Daraus, daß erst später (Vs. 924) die Geburt der Athene erzählt wird, glaubte er schon einen hinreichenden Beweis von der Unechtheit der V. 888—899 entnehmen zu können. Hätte er verstanden, daß nicht Athene, sondern Metis von Zeus verschlungen wird, so wäre ihm wohl auch darüber ein Licht aufgegangen, warum Athene unter den Kindern des Zeus zuletzt genannt ist. Vergeblich ruft Hr. Gr. den Galenus (de Hippocr. et Plat Dogm. III. 8. S. 349) zu Hülfe, wo ein Theil unserer Stelle citirt wird, nämlich 886—890 und unmittelbar darauf Vs. 900. Dieser soll in so widersinnigem Zusammenhange schlagend beweisen, daß alles, was zwischen Vs. 887 und 900 steht, unecht sey; denn, meint Hr. Gr., nicht durch die Athene, sondern durch die Metis will Zeus klug werden. »Es muß Jemanden doch der Grund, weßhalb Zeus die »Athene in seine Hüfte gesteckt, zu auffallend gewesen seyn, und »er interpolirte deßhalb, nach Analogie dessen, was Kronos that »und auch großentheils mit denselben Worten, einen andern »Grund, aber eben so unglücklich. Da Chrysipp diese Verse noch »nicht las (in der Stelle bey Galenus), so müssen sie erst später hineingekommen seyn«. Diese Behauptung ist sehr mißlich, und mit Recht scheint die Auslassung der fraglichen Verse Mützell entweder aus der Bequemlichkeit der Abschreiber, oder aus der Meinung jener Philosophen, die mitgetheilte Stelle genüge, um ihre Sätze zu bestätigen, herzuleiten (vergl. de emendat. Theog. Hesiod. S. 499). Die Erklärung der Stelle des Galenus ist übrigens dem Verf. eben so wenig gelungen, als die des Hesiodus selbst; auch hier hat ihn das πρῶτον ψεῦδος über die Ansicht des Chrysipp gänzlich verblendet. Die Worte dort lauten so: »Einige sagen, Athene sey ohne weiteres aus dem Haupte des »Zeus geboren, ohne hinzuzufügen, wie und auf welche Veranlassung es geschah; Hesiod aber führt die Sache weiter aus »in seinen Götterzeugungen (ἐν ταῖς θεογονίαις).« Folgen wir Hrn. Gr., so gehört Hesiod selbst zu jenen andern, welchen er von dem Philosophen entgegengesetzt wird, denn er läßt nur Vs. 924—926 gelten. Chrysipp fährt fort: »während einige »in der Theogonie ihre Geburt beschreiben, indem sich Zeus zuerst

»mit der Metis, dann mit der Themis verbunden habe, einige »in andern (τινῶν δὲ ἐν ἑτέροις) auf andere Weise ihre Geburt »darstellten, daß nämlich unter Zeus und Hera ein Wettstreit »entstanden sey, in dessen Folge Hera ohne Zuthun des Gemahls »den Hephästos erzeugt habe, Zeus aber die Athene durch die »von ihm verschlungene Metis. Das Verschlingen der Metis »nämlich und die Erzeugung der Athene im Leibe des Zeus ist »in beyden Erzählungen vorhanden; sie unterscheiden sich nur in »der Art der Ausführung«. So weit Chrysipp, der nun den echten Hesiod citirt, mit den Worten λέγεται δ' ἐν μὲν τῇ Θεογονίᾳ οὕτω. Ζεὺς δὲ θεῶν — ἐγκάτθετο νηδὺν, ὡς οἱ συμφράσσαιτο — κακόν τε, εἶτα προελθὼν φησιν οὕτως· αὐτὸς δ' ἐκ κεφαλῆς γλαυκώπιδα γείνατ' Ἀθήνην — μάχαιτε, und mit der Bemerkung schließt, die nicht deutlicher seyn konnte: »offenbar also verbarg »er die Metis in seiner Brust, und soll sie so im Haupte erzeugt »haben (αὐτὴν, d. h. die Athene)«. Dann geht er zum unechten über, welchen er freylich, nach der Sitte der Alten, unter demselben Namen begreift. In dem Folgenden, nachdem er sich eines Breitern ergangen, lauten seine Worte also: »ἐκ ταύτης ἔριδος κ. τ. λ.« Hätte Hr. G. diese Worte aufmerksam gelesen, so müßte ihm klar werden, daß in dem oben übersetzten Texte Galenus oder Chrysipp's gerade diese Interpolationen gemeint sind, von welchen es heißt, in beyden sey die κατάποσις τῆς Μήτιδος enthalten. Aber er scheint dieses versäumt zu haben, sonst konnte er nicht schreiben, was S. 92 zu lesen ist: »Chrysipp »hebt damit an, es bestehe die Meinung, daß Zeus die Athene »aus seinem Haupte erzeugt habe, ohne nähere Angabe des Wie. »Dieser Darstellung setzt er die Hesiodische entgegen, und zwar »in den beyden Stellen (Hr. G. meint Vs. 886—890, 900 u. »924—926). Daß beyde Ansichten mit einander streiten, hat »er selbst eingesehen; er sah ein, daß Vorstellungen, die sich »ausschließen, nicht von einem und demselben Dichter seyn kön- »nen; er spricht deßhalb ganz unbefangen innerhalb des Hesiod »von verschiedenen Verfassern: man beachte das doppelte τινῶν »γραφόντων. Das überrascht nicht, wenn wir an die beyden vor- »hin angeführten Stellen des Pausanias (II. 26, 7 u. IX. 27, 2) »zurück denken, wo er die ἐμπεποτηκότες nennt. Offenbar un- »terstützen diese Zeugnisse sich, sie kommen unserer Auffassung »trefflich zu statten, und unbegreiflich ist es nur, wie Mützell, »Sötbeer und alle Andere sie sich in dieser Art entgehen lassen »konnten«. Unbegreiflich ist nur, wie unser Verf. sich so gröblich in jedem Punkte täuschen konnte, wie er gleich darauf sagen konnte, es sey anzunehmen, daß »Chrysipp nach Vs. 929, wo »sie sich dann an das ἤρισεν anknüpfte, noch eine besondere In-

»terpolation gelesen habe, welche später wieder verschwunden sey«; wenn er doch diese Interpolation verbotenus im Galenus vor sich hatte, wie er ferner meinen konnte, die Stellen des Pausanias, von welchen die eine (IX. 27, 2) gar nicht hieher gehört, trügen irgend etwas zur Bestätigung einer einzelnen, vermeintlichen Interpolation bey, endlich nicht bemerkte, daß Chrysipp nicht im mindesten an der Identität des Verfassers der noch in der Theogonie vorhandenen Verse zweifelte, sondern nur die jetzt dort fehlenden obelisirte. Das einzige Verdienst gebührt ihm, auf den Zusammenhang des Verses 900 mit 887 aufmerksam gemacht zu haben.

Kehren wir nun zu den Erzählungen von der Entmannung des Uranos und der Befreyung der Kroniden und Uraniden durch Zeus zurück. Daß dort die Entstehnng der Aphrodite als eine der ursprünglichen Conception fremde Partie gestrichen wird, ist bereits oben bemerkt worden. Der Verf. sucht nach Gründen der Verwerfung, und bringt manches bey, was aber nicht Stich hält; das eigentliche Motiv, welches aber nur vorbeygehend erwähnt wird, ist der Mangel an Zahlensymmetrie. Warum diese an und für sich kein kritisches Moment in diesen Gedichten abgeben kann, hat Rec. ebenfalls schon oben zu erweisen versucht. Sonst ist der Zusammenhang hier weniger gestört als in der Stelle von Zeus Geburt und Entwicklung (Vs. 459—506). Bereits F. A. Wolf machte hier auf eine Lücke des Textes aufmerksam, welche nicht nur aus dem Gange der Erzählung, sondern aus Plato Rep. 377 ersichtlich ist, wo nach vorausgehender Erwähnung Hesiod's als in dessen Gedicht enthalten *τὰ τοῦ Κρόνου ἔργα καὶ πάθη ὑπὸ τοῦ υἱέος* angeführt werden. Auf diese *πάθη* bezieht sich Euthyphron *τὸν αὑτοῦ πατέρα δῆσαι, ὅτι τοὺς υἱεῖς κατέπινεν οὐκ ἐν δίκῃ*. Ohne Zweifel ist auch das richtig, was Hr. G. S. 112 bemerkt: »Was man zu erwarten berechtigt ist, »ist die zusammenhängende, gleichmäßig ausführliche Erzählung, »wie Zeus den Kronos zwingt, seine übrigen Kinder auszuspeyen, »wie er die Brüder des Kronos befreyt, wie er den Kronos ent»thront und ihn unschädlich macht, wie er selbst die Herrschaft »antritt und seinen Bundesgenossen, die ihm im Kampfe gegen »den Kronos beygestanden, ihre Ehre zutheilt«. Sonst scheint ihm die Kritik dieses Theiles wenig gelungen zu seyn. Mit Unrecht nimmt er Anstoß daran, daß Vs. 463 erzählt wird, Gäa und Uranos hätten dem Kronos vorausgesagt, er werde dereinst von einem seiner Söhne gestürzt werden; eben so wenig verdienten Vs. 466, 67 den Obelos. Dergleichen Rekapitulationen liebt die epische Poesie. Aber hier wurde wieder der Leitstern des Vf.'s zum Irrlichte, wir meinen die Symmetrie der Strophen. Auf

S. 109 ist die Erzählung in fünfzeiligen Strophen, auf S. 164 in dreyzeiligen gegeben, und in letztern, meint er, habe Styl und Inhalt bedeutend gewonnen. Schwerlich. Vielmehr ist auf diese Weise manches Echte ausgestoßen und Unechtes vorgezogen worden, weil es sich jener Form bequemer fügte. Darunter dürfte namentlich die Erzählung von der Flucht der Rhea mit dem Kinde nach Lyktus gehören; Kretische Theologen mögen für gut gehalten haben, sie zu Gunsten ihres Vaterlandes umzugestalten, wodurch aber auch der ursprüngliche Text zum Theil aufgeopfert ward. Kaum ist zu glauben, daß die echte Theogonie Lokalsagen aufnahm. Die ältere Form des Mythus, welche nur in Fragmenten sich erhalten hat, scheint der Art gewesen zu seyn, daß Gäa den Kronos täuschte, indem sie statt des neugebornen Zeus jenem einen in Windeln eingeschlagenen Stein reichte, das Kind selbst aber zu sich nahm. Echt sind demnach die Verse 468—476, dann der einzeln stehende und abgerissene Vs. 479, endlich 485—491; das Uebergangene, 477, 478 u. 480—484 gehört der Interpolation an. Hr. G. hat nun gerade die entgegengesetzte Ansicht von diesem Mythus, er erklärt die Reise der Göttin nach Kreta und daß sie dort ihren Sohn verbirgt, für das Ursprünglichere, und ohne gewahr zu werden, daß, wer den Kronos seine Kinder verschlingen ließ, wohl auch durch den untergeschobenen Stein ihn täuschen lassen konnte, spricht er sich über die Entstehung der offenbaren Discrepanz in dieser Stelle so aus (S. 167): »Die Zerstörung scheint eben durch nichts an»deres entstanden zu seyn, als daß hier zwey ganz verschiedene »Fabeln sich mit einander verwirrt haben. Als Rhea den Zeus »gebären will, bittet sie ihre Aeltern, ihr einen Weg anzugeben, »wie ihre Geburt verheimlicht würde, und diese schicken sie deß»halb nach Kreta. Hier gebärt sie heimlich den Zeus, d. h. so, »daß Kronos es nicht erfährt. Wenn aber Kronos überhaupt »nichts von der Niederkunft der Rhea weiß, wie kommt alsdann »diese (an die Gäa denkt Hr. G. hier nicht) dazu, ihm statt des »Neugebornen einen Stein zu geben? Hiedurch könnte sie sich »ja nur selbst verrathen haben. Sind nun dieses aber zwey ver»schiedene in sich unvereinbare Formen der Fabel, so unterliegt »es keinem Zweifel, welcher von beyden Hesiod gefolgt sey, näm»lich der erstern, von dem bloßen Verbergen des Kindes. Die »Erzählung leitet uns diese Gestalt der Fabel ein, sie ist auch »diejenige, welche sich durch Einfachheit und Großartigkeit em»pfiehlt, und mehr einem philosophischen Standpunkte entspricht, »während die andere von dem Steine, den Krones für seinen »Sohn hält, deßhalb verschlingt und nachher zuerst herausbricht, »wieder jenen mährchenhaften Anstrich hat, von welchem die

»echten Theile des Gedichtes ganz entfernt sind ꝛc.« Wir haben diese lange Stelle hergesetzt, um ein Beyspiel von dem willkürlichen Verfahren des Vf.'s zu geben, der hier wieder vielfach seinen Autor mißversteht, im Ganzen wie im Einzelnen. Bey dieser Gelegenheit sey es Rec. erlaubt, auf die Schwierigkeit hinzuweisen, die Vs. 471 die Form λελάϑοιτο darbietet, unmaßgeblich die Vermuthung zu äußern, daß die Stelle verdorben seyn könnte, aus ἑ λάϑοι τίκτουσα, das Pronomen auf Kronos bezogen. Das Particip τίκτουσα gehörte dann zu beyden Optativen λάϑοι und τίσαιτο, indem nämlich Rhea den Zeus zur Welt bringt, dem beschieden ist, über seinen Vater zu siegen, legt sie den Grund zur Bestrafung des Kronos, welcher sich gegen den Uranos versündigt hat und gegen seine Kinder, die er verschlang. Ist diese Erklärung richtig, so ergibt sich, um den bisher verworfenen Vs. 473 zu halten, nur die leichte Aenderung παίδων ϑ'. Nachdem Zeus herangewachsen, ist es wieder Gäa, die für ihn sorgt und ihm angibt, was er zu thun habe, um den Kronos zu stürzen und seine Geschwister aus dem Leibe des Vaters zu befreyen. Abermals ist der Text hier lückenhaft, und zwar, wie es scheint, nach Vs. 494, nicht wie Hr. G. glaubt nach Vs. 493, der statt des Hemistichs ἐπιπλομένων δ' ἐνιαυτῶν, welches die weitere Erzählung einleitet, ἐπιπλομένων ἐνιαυτῶν schreibt und es mit ηὔξετο τοῖο ἄνακτος verbindet, wobey die Herausgeber einen Verweis erhalten: »man hätte zunächst wohl bemerken sollen, daß »das ἐπιπλομένων ἐνιαυτῶν viel natürlicher zum Vorigen (auch »zu καρπαλίμως?) als zum Folgenden paßt; der junge Zeus wächst »mit den Jahren heran, aber nicht mit den Jahren wird Kronos »von der List der Gäa betrogen (Hr. G. denkt nicht an Stellen »wie Od. α. 16 u. a.), es ist deßhalb das δὲ und das Punktum »zu streichen und in Einen Satz zusammen zu fassen ꝛc.« Diese Correktur beruht, wie man sieht, theils auf Mangel an Sprachkenntniß, theils auf der Voraussetzung, daß von Vs. 496 an von Zeus nicht mehr die Rede sey. Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß δολωϑεὶς aus einem später folgenden Verse in den Vs. 494 gerieth, und hier ein anderes Particip, etwa πιϑήσας, verdrängte, wodurch die dazwischen stehenden Verse verloren gingen. Von der Fesselung des Kronos erzählte Hesiod laut der Nachricht Plato's ebenfalls und gewiß an dieser Stelle. Mithin ist auch vor Vs. 501 eine große Lücke anzunehmen. Darauf erfolgte die Entfesselung der übrigen Uraniden. Wir billigen es vollkommen, wenn der Verf. die Worte 501 — 503 für echt erklärt, und davon 504 — 506 als unecht absondert; nur scheint er darin zu irren, wenn er Vs. 502 in dem πατὴρ den Uranos erkennt, hier kann wohl nur Kronos gemeint seyn, der nach dieser Andeutung

seine Brüder in Ketten geworfen hatte, ein Faktum, das die Theogonie ebenfalls enthalten haben muß (vergl. Apollod. I. 1, 3). Er bezieht die Worte ὀλοῶν ἀπὸ δεσμῶν auf Vs. 157, wo es heißt, Uranos habe seine Kinder gleich nach ihrer Geburt in die Tiefen der Gäa verborgen. Das war aber noch kein δεσμός. Ein Blick auf Od. X. 200 und ähnliche Stellen hätte vor diesem Fehlgriffe warnen können.

Nachdem wir die wichtigsten Theile der Theogonie in der Redaktion des Hrn. Vf.'s betrachtet haben, mögen noch einige Bemerkungen über mehrere Nebenzweige der Hesiodischen Genealogie folgen. Schon oben entschieden wir uns für Beybehaltung des Vs. 123, ohne uns mit der Entstehung des Aethers und Tages aus der Nacht, wenigstens im Widerspruche mit Vs. 211 sq. befreunden zu können, welche Stelle, mit Ausnahme einiger von G. Hermann nachgewiesener Interpolationen der echten Theogonie anzugehören scheint. Chaos und Erde sind beyde produktive Prinzipe, aber an die Stelle des Chaos tritt alsbald die Nacht. Nun ist es ganz symmetrisch, daß zuerst die Geburt des Uranos und Pontos aus der Gäa beschrieben, ferner die Nachkommenschaft des Uranos und Gäa aufgezählt wird, woran sich weiter die Erzählung von Uranos Entmannung anknüpft, dann aber der Dichter zu der Nacht zurückkehrt und ihre Geburten aufzählt; endlich, ehe er die Verbindungen der Uraniden behandelt, auch die Kinder des Pontos mit der Gäa und deren Nachkommen nennt. Hier können wir nicht umhin, den Verf. einer argen Uebereilung zu zeihen, wenn er den Vs. 132 für interpolirt ausgibt, und behauptet, das πέλαγος ἀτρύγετον dürfe gar keine Nachkommenschaft haben. Hören wir ihn selbst (S. 145): »Echt »muß Vs. 131 ἣ δὲ καὶ ἀτρύγετον πέλαγος τέκεν οἴδματι θῦον, »unecht dagegen ist der nächste Vers: πόντον, ἄτερ φιλότητος »ἐφιμέρου· αὐτὰρ ἔπειτα. Das αὐτὰρ ἔπειτα, welches mit den »nächsten unmittelbar verbinden will, schützt den Vers nicht, und »daß hier ausdrücklich gesagt wird: ohne Vermischung, bleibt »auch besser fort, denn sonst müßte es auch ja oben von Uranos »gesagt seyn. Daß hier Πόντος und πέλαγος neben einander »genannt werden, ist auch sonderbar. Die Sache aber verhält »sich so: Weiter unten wird die Abstammung des Pontos gegeben; natürlich ist Pontos und Pelagos dasselbe, wie dieß dann »eben sehr deutlich einen Standpunkt bezeichnet, dem alle diese »Wesen Prinzipien sind, nicht aber mythologische Personen. Das »konnten aber die Spätern nicht begreifen, sie wollten die Sache »damit ins Gleiche bringen, daß sie sie erst recht verschlimmerten, d. h. daß sie den Pontos dicht daneben interpolirten«. Wir wollen die Schuld nicht auf Spätere schieben; die Zusam-

menstellung des *πέλαγος* und *Πόντος* hat nichts Befremdendes bey einem Dichter, der sich bewußt seyn mußte, daß sein Polytheismus aus Pantheismus hervorgegangen war. Unser Verf. scheint übrigens erst nach dem Abdrucke der oben angeführten Zeilen gemerkt zu haben, daß dieser interpolirte *Πόντος* doch unentbehrlich sey, um den Stammbaum der Eurybia, die sich mit dem Uraniden Krios (Vs. 375) verbindet, herleiten zu können, und er lenkt S. 183 ein mit folgenden Worten: »Es läßt sich »hören, daß der Stammbaum der Abkömmlinge der Gäa erst um »Ein Glied (weiter) geführt werden sollte, so daß wir erst ihre »Kinder mit dem Uranos und dann mit dem Pelagos bekämen. »Statt des Pelagos finden wir nun Vs. 233 den Pontos; »offenbar ist aber nur diesem zu Liebe oben neben dem Pelagos »noch Vs. 132 mit dem Pontos interpolirt. Doch darf uns »auch dieses durchaus nicht stören, und es wäre »wohl möglich, daß Hesiod, dem diese Wesen ohne»dieß mehr Prinzipien als Personen sind, sich »zur Bezeichnung derselben Begriffe verschiede»ner Namen bedient hätte.« Schon glauben wir Hrn. G. mit dem angefeindeten Verse versöhnt, da kehren S. 184 die alten Behauptungen wieder, Hesiod habe dem Neutrum Pelagos keine Nachkommen beylegen können, durch Beseitigung von Pontos Geschlecht gewinne das Gedicht an Symmetrie, wenn oben Gäa die Hauptperson sey, der sich Uranos als ein untergeordnetes Wesen verbinde, so kommen sie hier in der Genealogie des Pontos erst im sechsten Verse (238) hinterdrein, was auch darauf hinweise, daß wir ein heterogenes Gedicht hier vor uns haben; aber wie geschickt verrückt er zuletzt den wahren Stand seiner Sache durch die Bemerkung: »Man wird auf den Gedanken ge»führt, ob nicht vielleicht diesen Strophen, wenn sie immerhin »spätern Ursprungs sind, früher die Dreyzahl zum Grunde gele»gen, welche erst weiterhin in die Fünfzahl ausgedehnt worden. »Diese Sache macht sich nun so leicht und so sehr zum Vortheile »des Inhaltes, daß ich nicht unterlassen kann, es zu bemerken: »*Νηρέα δ' ἀψευδέα καὶ ἀληθέα γείνατο Πόντος, Γαίῃ μισγόμενος* »*καὶ Κητὼ καλλιπάρῃον, Εὐρυβίην τ'* (sic) *ἀδάμαντος ἐνὶ φρεσὶ* »*θυμὸν ἔχουσαν.* Auf solche Weise kommt Sinn und »Construktion in Ordnung, und wir behalten die »jüngste Tochter Euribia (sic), welche für den ech»ten Theil des Gedichtes als Gemahlin des Krios »später gebraucht wird«. Also hat Hesiodus seine Eurybia aus einem unechten Gedichte in sein echtes herübergenommen? Oder weiß Hr. G. sonst einen Ausweg, dieser Verlegenheit zu entgehen?

Ohne Noth werden durch den Zwang der Dreyzeiligkeit Phorkys und Thaumas in jenen Versen entfernt. Nicht nur sie, sondern auch die aus der Verbindung des Thaumas mit Elektra hervorgehende Iris und die Harpyien, so wie die Töchter des Phorkys und der Keto, Gräen und Gorgonen müssen durchaus stehen bleiben. Ueber die weitere Genealogie der Keto möchten eher Zweifel obwalten, denn Echidna, die den Oethos, Kerberos und die lernäische Hydra hervorbringt, dann die Chimära, Sphinx und zuletzt der Nemeäische Löwe scheinen sich vom ursprünglichen Begriffe des Geschlechtes von Keto und Phorkys zu entfernen. Wenn ferner (Vs. 277) an die Worte *Μέδουσά τε λυγρὰ παθοῦσα* eine längere Erzählung von Perseus, Pegasus und Chrysaor, und dem von Chrysaor mit Kallirrhoe erzeugten Geryoneus angeknüpft wird, so ist ebenfalls noch sehr die Frage, ob eine solche Abschweifung der ersten Anlage gemäß seyn konnte, besonders wenn der hier genannte Perseus mit dem später angeführten Perses identisch ist.

Ein ähnlicher Widerspruch, wie oben (S. 184 u. 185), begegnet uns S. 219, verglichen mit S. 85. Man sollte denken, in die Anlage einer vernünftigen Genealogie dürfe sich der Fehler nicht einschleichen, daß sich Personen vermählen, von deren Geburt vorher keine Rede war. Diesen Fehler hat sich nun aber Hr. G. außer bey der Eurybia auch bey den Gemahlinnen des Zeus, Metis und Eurynome zu Schulden kommen lassen. Freylich thut er S. 219 einige Machtsprüche: Metis und Eurynome seyen rein symbolischer Art, ohne alle Abstammung, und sicherlich erst von späterer Hand in das Register von Okeanos und Tethys Töchtern eingeschwärzt (Vs. 358), und zwar auf eine sehr ungeschickte und auffallende Weise; dann fährt er fort: »Es ist »nicht nöthig, daß diese symbolischen Begriffe innerhalb des Ge»dichtes eine Stammtafel haben, und scheint nicht einmal seyn »zu dürfen; daß aber der Dichter benutzte, was er vorfand, ich »meine die Uraniden Themis und Mnemosyne, das beweist weiter »nichts. So scheint denn jetzt auch in der Strophe 31 (Vs. 908) »von den Chariten der Vers: *Ὠκεανοῦ κούρη, πολυήρατον εἶδος* »*ἔχουσα*, der ohnedieß ziemlich lahm und eingeflickt erscheint, dort »gestrichen und vielmehr der Vers: *τῶν καὶ ἀπὸ βλεφάρων Ἔρος* »*εἴβετο δερκομενάων* beybehalten werden zu müssen; so ist es »vielmehr in dem Styl der Stelle, welche ganz ähnlich bey den »Horen und bey den Musen in der letzten Zeile der Strophe diese »Gottheiten charakterisirt«. Schlagen wir nun S. 85 nach, so erfahren wir gerade das Gegentheil: »Was nun die Kinder der »Eurynome anlangt, so hat es für sie keine größere Schwierig»keit, die Dreyzahl zu entdecken. Sie ergibt sich von selbst:

»τρεῖς δέ οἱ Εὐρυνόμη Χάριτας τέκε καλλιπαρῄους Ὠκεανοῦ »κούρη πολυήρατον εἶδος ἔχουσα Ἀγλαΐην τε καὶ »Εὐφροσύνην, Θαλίην τ' ἐρατεινήν, und man hat nichts zu thun, »als die ohnehin nicht bloß müßigen, sondern auch durch Tauto»logie anstößigen Verse fortzuwerfen: τῶν καὶ ἀπὸ βλεφάρων »ἔρος εἴβετο δερκομενάων λυσιμελής· καλὸν δὲ ὑπ' ὀφρύσι δερ»κιόωνται.« Von den hier weggeworfenen Versen wird also der eine in Gnaden wieder angenommen, weil man zu spät gewahr wurde, daß beyde symbolische Wesen keinen Stammbaum in der neu konstruirten Theogonie aufzuweisen haben, aber in der S. 85 angeführten dreyzeiligen Strophe Eurynome plötzlich als Tochter des Okeanos erscheint, während Metis Herkunft nicht zum zweytenmale berührt ist. Angenommen die Richtigkeit des Katalogs der Okeaniden, hätte diese Ungleichheit nichts auf sich, entfernt man ihn aber wie Hr. G., so wird man erstens zu der Behauptung gedrängt, die Genealogie der genannten Göttinnen könne, ja müsse mangelhaft seyn; zweytens zur Verbannung eines ganz unschuldigen, früher anerkannten Verses, an dessen Stelle die Hälfte eines früher verbannten, jetzt halbwegs für nothwendig erkannten Verspaares tritt. Hr. G. hätte besser gethan, diese δεύτεραι φροντίδες allein aufzunehmen, wenn sie auch keineswegs den Vorzug verdienen, aber von seinem Standpunkte aus müßte er die diametrale Antithese (S. 85) streichen, hätte es vielleicht auch gethan, wenn er gekonnt hätte. Andere Leser Hesiod's, welche mit uns die Stelle von der in schwangerem Zustande verschlungenen Metis als echt anerkennen, dürften schwerlich darin Hrn. G. beystimmen, daß diese so total Werk des Gedankens sey, daß nicht einmal symbolisch von ihrer eigenen Geburt die Rede seyn könne. Und wo wiederholte sich sonst noch in der Theogonie dieser Mangel?

Wenn übrigens die Töchter des Okeanos und der Tethys, die Ὠκεανίδες, übergangen werden, und in den 37 Strophen, welche Hr. G. übrig gelassen, auch nicht einmal Zeichen der Lücke ihren ehemaligen Antheil an diesem Werke andeuten, so muß man sich um so mehr wundern, warum er die Flüsse, die Ὠκεανίδαι, beybehalten und diesen noch dazu drey Strophen gegönnt hat, so daß sie sich nun sehr breit ausnehmen neben den einstrophigen Genealogieen der übrigen Uraniden. Unbegreiflicher Weise ist auch das Geschlecht des Japetos gänzlich ausgefallen, obwohl wir S. 174 den guten Willen sehen, diesem wenigstens eine Strophe zu lassen, die aber nicht reichte, um mehr als einen Sohn, den Atlas, aufzunehmen. Hr. G. dachte der Zeit nicht an das Flußregister, sonst würde er vielleicht dem Hesiod einige Bekanntschaft mit Menoitios, Prometheus und Epimetheus

zugetraut haben, welche er diesem nun eben so zuversichtlich, wie vieles Andere abspricht: »Ich zweifle, daß Japetos mehr Stro»phen gehabt als die übrigen Uraniden, Kronos ausgenommen; »alsdann freylich folgte, daß Hesiodos weder den Menoitios, »noch auch den Prometheus und Epimetheus als Söhne des »Japetos kennt«.

Der Verf. stellt am Schlusse seines Werkes (S. 281—285) das Ergebniß seiner Kritik in der vermeintlichen Urform des Gedichtes auf, betitelt: »Die ursprüngliche Gestalt der Theogonie«. Vieles, was dagegen, unseres Erachtens, erinnert werden kann, ist bereits oben gesagt worden; im Allgemeinen bemerken wir nur, daß Hr. G. weit davon entfernt ist, das geleistet zu haben, was er sich in den fürwahr nicht anspruchlosen Worten (S. 204) beylegt: »Wir glauben allerdings mit unserem Texte die grie»chische Literatur um ein ganz neues Kunstwerk von eigenthüm»lichem, bisher noch unbekanntem Charakter und gewiß auch von »einem eigenthümlichen, anspruchlosen und naiven Reize, ganz »entsprechend dem naiven Eingange, bereichert zu haben, voll»kommen in sich gleichmäßig an Inhalt, Styl und Sprache, »und zwar nach allen diesen Punkten ungleich älter aussehend, »als es mit dem bisherigen Texte der Fall war«. Wäre nur dieser Text vor allen Dingen frey von argen Verstößen gegen die epische Diktion, wie Str. 6 ἶσον ἑαυτῇ und Str. 27 ηὔξατο τοῖο ἄνακτος ἐπικλομένων ἐνιαυτῶν die Verbindung dieses Partizips, und die unerhörte Form des Verbums, um von anderem schon Berührten nicht zu reden. So sehr sich auch unser Schriftsteller in die Knechtschaft des Strophenwesens begeben hat, ist es ihm doch nicht gelungen, diese Form allenthalben herzustellen, z. B. der erste Vers von Strophe 8 gehört dem Inhalte nach durchaus zu Str. 7, die dadurch vierzeilig wird. Desgleichen wird in Str. 3 u. 4 kein Unbefangener etwas anderes sehen, als eine fünfzeilige Strophe, beschlossen mit dem einzeln stehenden Vers: ἀλλὰ τίη μοι ταῦτα περὶ δρῦν ἢ περὶ πέτρην. Die 9te Str. hebt mit einem offenbar unechten Vers an, der aus Vs. 147 erst entstanden seyn dürfte, also Interpolation aus Interpolation, dieses ergibt sich aus den Frequentativen ἀποκρύπτασκε und οὐκ ἀνίεσκε, die zur Protasis einen Optativsatz voraussetzen. Grammatisch strenge Kritik wird sich hier bescheiden müssen, von jeder Restauration abzustehen, denn das Echte ist theilweise durch spätere Diaskeuase zerstört worden. Gleich darauf ist Vs. 160, welcher den folgenden motiviren muß, und ohne welchen das αἶψα unverständlich ist, entfernt werden, als »sehr entbehrlich (S. 149)«. In der 15ten Strophe (Vs. 176—187) hat der vorzügliche Kenner der griechischen Dialekte, Dr. Ahrens, dem

Verf. folgende Aenderungen angegeben: ἀμφὶ δὲ γαίῃ πλέχθῃ, ὁ δ' ἐν λεχρίοιο φίλου ἀπὸ μήδεα πατρὸς ἐσσυμένως ἤμησε. Auch dieß ist ein Opfer, welches der neuen Theorie schwerlich mit Recht dargebracht worden; der ausdrucksvolle Vers: ἱμείρων φιλότητος ἐπέσχετο καί ῥ' ἐτανύσθη πάντῃ ist zum Nachtheile der poetischen Darstellung dadurch weggefallen, und das für ἐκ λοχεοῖο gesetzte ἐκ λεχρίοιο gibt keinen bedeutenden Gedanken. Hrn. G. mußten freylich diese Correkturen willkommen seyn, da er sich wohl zu eigener Berichtigung des nach seiner Meinung interpolirten Textes zu schwach fühlte. Desto leichter wird ihm die Verurtheilung desselben; das ἐπέσχετο und besonders das ἐτανύσθη πάντῃ soll eben so lahm als unpassend seyn, ἱμείρων φιλότητος aber »zu breit und in anderem Styl (S. 157)« Was die Aenderung ἐκ λεχρίοιο betrifft, so hat er uns wahrscheinlich die Argumente seines Freundes vorenthalten; was er selbst dafür vorbringt, verräth allzusehr den Dilettanten. Weil Antimachus bey Plut. II. 275, a. citirt wird, wo es heißt: καρπῶν ἀρετῆς ἢ γεωργίας ἡγεμὼν ὁ θεός (Kronos) ἡ γὰρ ἅρπη τοῦτο σημαίνει καί οὐχ ὡς γέγραφεν Ἀντίμαχος Ἡσιόδῳ πειθόμενος· λέχρις δὲ δρεπάνῳ τέμνων ἀπὸ μήδεα πατρὸς κτλ. meint Hr. G., Plutarch spreche von einer Nachahmung der Hesiodeischen Stelle, welche Nachahmung noch größer werde, wenn dieses λέχρις sich im Hesiod wieder fände, ja er glaubt, dieses seltene Wort, ganz dem Sinne des Antimachus gemäß, der überall nach gelehrten Raritäten suche, würde erst die Beziehung auf Hesiod recht begründen. Aber πείθεσθαι heißt nie nachahmen; der Attische Epiker befolgte nur die Erzählung Hesiod's; endlich konnte, was in der populären Theogonie, welche jedermann zu Antimachus Zeit auswendig wußte, nach jener Conjektur gestanden haben soll, doch keine gelehrte Rarität seyn, und das Wort λέχριος ist das auch an und für sich nicht (vergl. Soph. Oed. C. 196), daß in der 16ten Str. nach den Worten μεγάλους τε Γίγαντας nicht die Melischen Nymphen aufgeführt werden, hat wieder nur in jener Symmetrie ihren Grund Ob nach Str. 22 die mit Perses vermählte Asterie und Hekate mit Recht übergangen sind, ist auch eine Frage, die aus dem mythologischen Standpunkte schwerlich bejaht werden dürfte. Eher wollen wir ihm zugeben, daß Str. 32, in ihrer jetzigen Gestalt wenigstens, verdächtig ist. Schließlich wagt Rec. die Vermuthung, daß nach Str. 33 die Namen der Musen, welche das Proömium (Vs. 76—78) erhalten hat, ausgefallen sind, da sonst den Gattungsnamen der Gottheiten überall in dieser Theogonie die der einzelnen Personen folgen.

Heidelberg. L. Kayser.

Art. V. Allgemeine Naturgeschichte für alle Stände, von Professor Oken. Stuttgart 1833—1841. In sieben Bänden und dreyzehn Abtheilungen.

(Fortsetzung.)

Der zweyte Band (1839) und der dritte, aus drey Abtheilungen bestehend (1841), umfaßt die Botanik. Davon ist der zweyte Band ausschließlich dem allgemeinen oder einleitenden Theile dieser Wissenschaft gewidmet.

Der Verf. beginnt diesen Theil mit einer kurzen Wiederholung seiner Ansicht über die Bildung der sämmtlichen Naturkörper aus seinen vier Grundstoffen oder Elementen, basirt hierauf auch die Zerfällung der Pflanzen in drey große Abtheilungen, in deren jeder eines der Elemente, aus welchen die Pflanzen gebildet sind, nämlich Erde, Wasser und Luft, vorherrschend erscheint, und stellt somit den Begriff der Pflanze fest (Seite 3—5).

Hierauf gibt er eine gedrängte Schilderung der Fortschritte der botanischen Wissenschaft, spricht über den Nutzen, die Bestandtheile und das Leben der Pflanzen, über den Unterschied derselben vom thierischen Organismus, über die einzelnen Organe, aus denen die Pflanze besteht, deren er hier 13 annimmt, während er später die Zahl der Pflanzenorgane durch Zerfällung der Frucht in die vier Hauptformen, nämlich Nuß, Pflaume, Beere und Apfel, auf 16 erhöht, und gibt eine Uebersicht der Eintheilung dieser Wissenschaft, welche sich in die reine Naturgeschichte der Pflanzen oder allgemeine und besondere Botanik, und in die angewandte Naturgeschichte der Pflanzen oder medizinische, Forst- und ökonomische Botanik scheidet (S. 5—11).

Nun folgt der allgemeine Theil der Pflanzenkunde (S. 12—284), und zwar zuerst die Anatomie der Pflanzen (S. 12—96). Hier handelt der Verf. zuvörderst die Gewebe, als: Zellen, Adern und Drosseln ab (S. 12—19); geht sodann auf die anatomischen Systeme über, nämlich Rinde, Bast und Holz (S. 19—23), und endlich auf die Organe (S. 23—94). Er scheidet sie in zwey Abtheilungen: in Organe der Erhaltung oder den Pflanzenstock, und in Organe der Fortpflanzung oder den Pflanzenstrauß. Bey ersteren werden die Wurzel, der Stengel nebst den Aesten und Knospen, ihre Verkümmerung, Hemmungen und Ausartung, und endlich die Blätter, ihre Theilung, Stellung und Arten, die Knospenlage, die Verkümmerung und Verbildung der Blätter, so wie die Nebenblätter abgehandelt; bey letzteren die Blüte und die Frucht. Zuvörderst behandelt der Verf. den Blütenstand, und geht sodann auf die Blüte selbst über, welche er in Blust, nämlich Kelch und Blume, in Gröps (Pistill), und Samen scheidet. Beym Kelche wird von seinen Verschieden-

heiten, von den Verkümmerungen, Verbildungen und Ausartungen, bey der Blume von ihren Formen, ihrem Baue, von den regelmäßigen und Röhrenblumen, von der Knospenlage, den Verkümmerungen, Verbildungen, der Verdoppelung, Füllung, den Ausartungen, Farben, dann von den Staubfäden, ihrer Zahl, Verwachsung, Verkümmerung, Trennung, ihren Verbildungen und Ausartungen, von den Staubbeuteln, dem Blüthenstaube, der Verbildung und Ausartung der Staubbeutel, und von den Honigorganen gesprochen; — beym Gröpse von seinen verschiedenen Arten, dann vom Klaffen, den Verbildungen und Ausartungen des Gröpses; — und beym Samen von seiner Artverschiedenheit und seinem Baue. Bey der Frucht endlich behandelt der Verfasser die einzelnen Formen; als die Samenfrucht oder Nuß, die Gröpsfrucht oder Pflaume, die Blumenfrucht oder Beere und die Kelchfrucht oder den Apfel. Zum Schlusse dieses Kapitels gibt er eine Uebersicht der Literatur über die Pflanzen-Anatomie, den Pflanzenbau und die Metamorphose der Pflanzen (S. 94 — 96).

Hierauf behandelt er die Pflanzen-Chemie (S. 97 — 144). Er beginnt mit den Pflanzenstoffen, welche er in unorganische, und diese wieder in Urstoffe, als Kohlen-, Sauer-, Wasser- und Stickstoff, — dann Elemente, als Aether oder Feuer, Luft, Wasser und Erde, — und endlich Mineralien, als Erden, Salze, Brenze und Erze abtheilt, — und in organische, die er wieder in einfache, und diese in organische Elemente, als äther-, luft- und wasserartige Pflanzenstoffe, und organische Mineralien, als erd-, salz-, brenz- und erzartige Pflanzenstoffe scheidet, und in zusammengesetzte, welche er in Nahrungssäfte und Absonderungssäfte eintheilt. Hieran reihet der Verfasser ein Kapitel über die Brauchbarkeit der Stoffe, über den Geruch und den Geschmack der Pflanzen, und geht dann auf die chemischen Prozesse über, als Wein-, Bier-, Essiggährung und Fäulniß.

Nun folgt die Pflanzen-Physik (S. 144 — 175), welche in zwey Abschnitten abgehandelt wird; zuerst die Einwirkung der Elemente, dann der Mineralien. Bey der Einwirkung des Aethers wird von der Schwere oder Gravitation, welche die Richtung der Wurzel und des Stengels, so wie dessen Windungen bestimmt, dann vom Lichte, welches die Abweichung des Samenwürzelchens, den Pflanzen- und Blüthenschlaf, die Bewegungen der Pflanzentheile, die Blattschwingungen, Bewegungen der Staubfäden, die Zersetzung der Nahrungssäfte und die Farben bewirkt, so wie von dem eigenen Lichte oder dem Leuchten der Pflanzen gesprochen, und endlich von der Wärme, und zwar von der äußeren und inneren oder eigenen Wärme der

Pflanzen; hierauf von den Einwirkungen der Luft, des Wassers und der Erde auf die Pflanzen. Bey der Einwirkung der Mineralien behandelt der Verfasser die Wirkungen, welche die Erden, Salze, Brenze und Metalle bey den Pflanzen hervorbringen.

Den Schluß des allgemeinen Theiles der Pflanzenkunde macht die Pflanzen-Physiologie oder Biologie (S. 175 — 284). Auch dieses Kapitel wird in zwey Abschnitten behandelt; erstlich der Wachsthum, dann die Fortpflanzung der Pflanzen. Beym Wachsthume wird zuvörderst der allgemeinen Verrichtungen gedacht, dann der besonderen; als der Verdauung oder Einsaugung; — der Athmung, nämlich Ausdünstung des Wassers, Einathmung von Luft und Luft im Inneren; — und des Saftlaufes oder der Ernährung, so wie des Absteigens des Saftes; woran der Verfasser einen Ueberblick über den ganzen Ernährungsprozeß knüpfet; — endlich der besonderen Erscheinungen, als der Absonderungen, der Vergrößerung, Theilung, Vermehrung und der Reproduction oder des Ersatzes verlorener Theile. Bey der Fortpflanzung schickt der Verfasser das Geschichtliche dieser Lehre voraus, geht sodann auf die Bestäubung über, auf die Reifung, das Ausstreuen der Samen, das Keimen und endlich auf die Gattung (Species). Schließlich berührt er die Dauer der Gewächse und den Blattfall, und gibt zuletzt noch eine Uebersicht der Literatur der Pflanzen-Chemie, Physik und Physiologie (S. 259 — 284).

Hierauf folgt der besondere Theil der Pflanzenkunde (S. 285 — 386). Hier schildert er in gedrängter Kürze die Grundzüge des natürlichen, genetischen Systems, gibt eine Eintheilung der besonderen Botanik, welche er in vier Abtheilungen scheidet; in das System, die Pflanzen-Geographie, die Pflanzen-Physiognomie und in die Kultur-Pflanzen, und bespricht zuletzt die Zahl der Pflanzen (S. 285 — 288).

Hieran reiht er die Pflanzen-Geographie oder das Verhältniß der Pflanzen zu den Elementen (S. 288 — 310). Dieses wichtige Kapitel wird in zwey Abschnitten durchgeführt, dessen ersterer das Verhältniß der Pflanzen zur Sonne, nämlich die Verbreitung oder das Vaterland begreift, und zwar den Einfluß der Schwere, dann der Wärme, welche die Vertheilung und das übereinstimmende Vorkommen der Pflanzen bedingt, und des Lichtes; — und dessen letzterer das Verhältniß der Pflanzen zum Planeten oder den Standort umfaßt. Hier wird der Einfluß der Luft, welche die Vegetationshöhe bestimmt, der Einfluß des Wassers, nämlich des Meeres, des salzigen und süßen Wassers, und endlich der Einfluß der Erden, nämlich die Unterlage oder der Boden abgehandelt.

Sodann folgt die Pflanzen-Physiognomie oder das Verhältniß der Pflanzen unter einander (S. 310—320). Dieses Kapitel beleuchtet die Geselligkeit der Pflanzen und die hierauf gegründete Eigenthümlichkeit der Vegetation nach den verschiedenen Zonen; als der heißen, der tropischen, der gemäßigten und kalten Zone.

Den Schluß des besonderen Theiles der reinen Botanik machen die Kulturpflanzen oder das Verhältniß der Pflanzen zum Thierreiche (S. 320 — 328), wo die Getreide-, Knollen-, Früchte-, Getränk- und Faserpflanzen besprochen werden.

Nun folgt die angewandte Botanik (S. 329—382). Diesem Theile der Wissenschaft widmet der Verfasser vier Abschnitte. Der erste umfaßt die ökonomische Botanik (S. 329—366). Hier werden zuerst die Nahrungspflanzen, als das Obst, die Gemüse-, Mehl-, Gewürz- und Getränkpflanzen, — dann die Futterpflanzen, — die Forstpflanzen mit Einschluß der Hölzer, — die Unkräuter, — die Giftpflanzen — und Zierpflanzen abgehandelt. Der zweyte Abschnitt ist den technischen Pflanzen gewidmet (S. 366 — 373), welche der Verfasser in Geräth-, Faser-, Färber- und Gerberpflanzen theilt. Der dritte Abschnitt enthält die Arzneypflanzen (S. 373 — 374) und der vierte endlich die historischen Pflanzen (S. 374 — 382), als die mythologischen, die symbolischen oder sinnbildlichen und die religiösen.

Eine Uebersicht der Literatur der Pflanzen-Geographie und der angewandten Botanik beschließt den einleitenden Theil der Botanik und den zweyten Theil des Werkes (S. 383 — 386).

Des dritten Bandes erste Abtheilung enthält den besonderen Theil der Botanik, und beginnt mit dem Systeme der Pflanzen (S. 3 — 31). Hier erläutert der Verfasser die Begriffe eines künstlichen und natürlichen Systems, und die Unterschiede zwischen der sogenannten natürlichen Methode und einem wahren natürlichen oder genetischen Systeme, und geht die Hauptmomente durch, welche das Pflanzensystem bis zu seiner dermaligen Stufe der Ausbildung und Vervollkommnung durchlaufen hat. Er gibt eine gedrängte Schilderung des künstlichen Systems von Linné und der natürlichen Methode von Jussieu, und geht sodann auf sein eigenes natürliches oder genetisches System über, dessen Grundsätze er in gedrängter Kürze mit besonderer Klarheit und oft bewunderungswürdigem Scharfsinne aus einander setzt.

Nach denselben Grundsätzen, wie bey der Classification der Thiere, legt er auch beym Systeme der Pflanzen die Organe seinen Klassen zum Grunde, indem er dieselben als selbstständige Darstellung der einzelnen Organe betrachtet.

Er nimmt sechzehn verschiedene Organe an, welche die

Pflanzenwelt von ihrer niedersten Stufe bis zu ihrer größten Vollkommenheit aufzuweisen hat. Diese sind: das Zellgewebe oder die Zellen, das Röhren- oder Adergewebe oder die Adern, und das Spiral- oder Drosselgewebe oder die Drosseln, welche zusammen die Gewebe oder das Mark ausmachen; — die Rinde, den Bast und das Holz, welche die anatomischen Systeme bilden, und sich wie Scheiden einschließen; — endlich die Wurzel, den Stengel und das Laub, welche den Stamm, — den Samen, den Gröps (Pistill) und die Blume, welche die Blüthe, — und die Nuß, Pflaume, Beere und den Apfel, welche die Frucht bilden, und zusammen die abgesonderten Pflanzen-Organe darstellen.

Hiernach erhält er sechzehn Pflanzenklassen, welche in drey große Abtheilungen, die er mit dem Namen Länder bezeichnet, zerfallen. Diese drey großen Abtheilungen sind: Markpflanzen (Parenchymariae) oder Acotyledonen; — Scheidenpflanzen (Vaginariae seu Scapariae) oder Monocotyledonen; — und Organpflanzen (Organariae seu Caudicariae) oder Dicotyledonen.

Die sechzehn Klassen, welche sich nach diesem Grundsatze herausstellen, sind folgende. Bey den Markpflanzen sind es nur drey, welche die einzelnen Gewebe bezeichnen, als: Zellenpflanzen (Cellulariae) oder Pilze; Aderpflanzen (Venariae) oder Moose, nämlich Algen, Flechten und Moose; Drosselpflanzen (Trachearíae) oder Farren; — bey den Scheidenpflanzen ebenfalls drey, welche die verschiedenen anatomischen Systeme darstellen, als: Rindenpflanzen (Corticariae) oder Gräser, Bastpflanzen (Liberariae seu Alburnariae) oder Lilien; — und Holzpflanzen (Lignariae) oder Palmen; — bey den Organpflanzen hingegen zehn, welche die einzelnen gesonderten Organe repräsentiren.

Da diese gesonderten Organe aber sich auf drey Hauptorgane zurückführen lassen, nämlich auf Stamm, Blüthe und Frucht, so theilt der Verfasser das Land der Organpflanzen nach diesen Hauptorganen zunächst in drey Gaue: in Stock- oder Stammpflanzen (Truncariae), d. i. Monopetalen oder Röhrenblumen; Blüthenpflanzen (Florariae), d. i. hypogynische Polypetalen oder Blätterblumen; und Fruchtpflanzen (Fructuariae), d. i. Apetalen, Diclinisten, epigynische und perigynische Polypetalen oder Blätterblumen.

Hiervon begreifen die Stammpflanzen drey Klassen: Wurzelpflanzen (Radicariae) oder epigynische Monopetalen, Stengelpflanzen (Caulinariae seu Cauliariae) oder perigynische Monopetalen, und Laubpflanzen (Foliariae) oder hypogynische Monopetalen; — die Blüthenpflanzen ebenfalls drey Klassen: Samen-

Zünfte: in Wurzel-Zeller, Wurzelpilze, Kille oder Flocken-Balgpilze (Cellulariae radicales, — Trichodermacei) (S. 76 — 77), welche den Wurzelpflanzen oder epigynischen Monopetalen entsprechen; — Stengel-Zeller, Stengelpilze, Fiste oder Schopf-Balgpilze (Cellulariae cauliales, — Trichiacei (S. 79 — 83), welche den Stengelpflanzen oder perigynischen Monopetalen entsprechen; — und Laub-Zeller, Laubpilze, Buffe oder Leder-Balgpilze (Cellulariae foliales, — Lycoperdinei) (S. 83 — 89), welche den Laubpflanzen oder hypogynischen Monopetalen entsprechen.

Die Gruppe der Schlauchpilze begreift nur eine einzige Ordnung, und zwar: die Blüthen-Zeller oder Kernpilze (Cellulariae florales, — Pyrenomycetes, — Myelomycetes) (S. 90 — 101), welche den Blüthenpflanzen oder hypogynischen Polypetalen entsprechen.

Auch diese Ordnung zerfällt nur in drey Zünfte: in Samen-Zeller, Samenpilze oder Nippeln (Cellulariae seminales, — Xylomacei et Cytisporei) (S. 90 — 92), welche den Samenpflanzen oder Polycarpen entsprechen; — Gröps-Zeller, Gröpspilze, Nimpeln oder Linsenpilze (Cellulariae pistillales, — Phacidiacei) (S. 92 — 95), welche den Gröpspflanzen oder Monocarpen mit Scheidewänden entsprechen; — und Blumen-Zeller, Blumenpilze, Nollen oder Kugelpilze (Cellulariae corollales, — Sphaeriacei) (S. 95 — 101), welche den Blumenpflanzen oder Monocarpen mit Hohlkapseln entsprechen.

Die Abtheilung der Fleischpilze endlich enthält nur eine einzige Ordnung, nämlich die der Frucht-Zeller, Fruchtpilze oder Fleischpilze (Cellulariae fructuales, — Hymenomycetes) (S. 102 — 171), welche den Fruchtpflanzen oder Apetalen, Diclinisten, epigynischen und perigynischen Polypetalen entsprechen.

Diese theilt sich in vier Zünfte: Nuß-Zeller, Nußpilze oder Trüffeln (Cellulariae nucales, — Sclerotiacei et Tuberacei) (S. 102 — 112), welche den Nußpflanzen oder Apetalen und Declinisten entsprechen; — Pflaumen-Zeller, Pflaumenpilze, Kunze oder Lappenpilze (Cellulariae drupales, — Tremellini et Pezizae) (S. 112 — 120), welche den Pflaumenpflanzen oder unregelmäßigen Peripetalen entsprechen; — Beeren-Zeller, Beerenpilze, Morcheln oder Keulenpilze (Cellulariae baccales; — Clavati) (S. 120 — 126), welche den Beerenpflanzen oder monogynischen Peripetalen entsprechen; — und Apfelzeller, Apfelpilze, Reische oder Hutpilze (Cellulariae pomales, — Pileati) S. 126 — 171), welche den Apfelpflanzen oder polygynischen Peripetalen entsprechen.

Die Zünfte werden endlich in Geschlechter geschieden; so die

beginnt mit dem ersten Lande oder den Markpflanzen, Acotyledonen oder Cryptogamen (Parenchymariae) (S. 31—376), und zwar mit der ersten Klasse derselben, welche die Zellenpflanzen oder Pilze (Cellulariae, — Fungi) umfaßt (S. 32—176).

Nach einer umständlichen Abhandlung über die Unterscheidung der eßbaren von den giftigen Pilzen (S. 37—40), über ihre Zubereitung zur Speise (S. 41—42), die Wirkung der giftigen (S. 42—43) und den Bau der Pilze überhaupt (S. 43—46), folgt ihre Eintheilung (S. 46—171).

Der Verfasser bringt sie in zwey große Abtheilungen, in Hautpilze (S. 47—101) und Fleischpilze (S. 102—171).

Erstere theilt er in zwey Gruppen, in Pulverpilze (S. 47—89) und Schlauchpilze (S. 90—101).

Hiervon enthält die Gruppe der Pulverpilze drey Ordnungen: die Markzeller, Markpilze, Roste oder Staubpilze (Cellulariae parenchymales, — Coniomycetes) (S. 47—58), welche den Markpflanzen, Acotyledonen, entsprechen; — die Schaftzeller, Scheidenpilze, Schimmel oder Fadenpilze (Cellulariae scapales, — Hyphomycetes) (S. 59—74), welche den Scheidenpflanzen, Monocotyledonen, entsprechen; — und endlich die Stammzeller, Stammpilze, Balgpilze (Cellulariae truncales,— Gastromycetes) (S. 75—89), welche den Stammpflanzen oder Monopetalen entsprechen.

Die Ordnung der Markzeller umfaßt drey Zünfte: die Zellen-Zeller, Zellenroste, Zellenpilze oder Brande (Cellulariae cellulales, — Entophyti) (S. 48—54), welche den Zellenpflanzen oder Pilzen entsprechen; — die Ader-Zeller, Aderroste, Aderpilze oder Matzen (Cellulariae vasales, — Epiphyti) (S. 54—56), welche den Aderpflanzen oder Moosen entsprechen; und die Drossel-Zeller, Drosselroste, Drosselpilze, Pöle oder Warzenpilze (Cellulariae tracheales. — Tubercularini) (S. 56—58, welche den Drosselpflanzen oder Farren entsprechen.

Die Ordnung der Schaftzeller enthält ebenfalls drey Zünfte: die Rindenzeller, Rindenpilze, Muche oder Blasenschimmel (Cellulariae corticales, — Hyphomycetes vesiculosi, — Mucores) (S. 59—63), welche den Rindenpflanzen oder Gräsern entsprechen; — die Bast-Zeller, Bastpilze, Moder oder Flockenschimmel (Cellulariae alburnales, — Hyphomycetes sporidiosi, — Mucedines) (S. 63—69), welche den Bastpflanzen oder Lilien entsprechen; — und die Holz-Zeller, Holzpilze, Bolze oder Faserschimmel (Cellulariae lignales, — Hyphomycetes aspori, — Byssi) (S. 69—74), welche den Holzpflanzen oder Palmen entsprechen.

Die Ordnung der Stammzeller theilt sich ebenfalls in drey

oder Pilze in 2 Abtheilungen, 5 Ordnungen, 16 Zünfte und 148 Geschlechter.

Den Schluß dieser Klasse macht eine Uebersicht der dieselbe behandelnden Schriften und der davon ausgegebenen trockenen Sammlungen (S. 171 — 176).

Die zweyte Klasse umfaßt die Aderpflanzen, moosartige oder Moose (Venariae, — Vasariae, — Algae, — Lichenes et Musci (S. 177 — 303).

Sie werden in zwey Abtheilungen gebracht: in Stockmoose oder Wassermoose (Algae) (S. 181 — 237) und Landmoose oder Flechten und Moose (Lichenes et Musci) (S. 237 — 298).

Die ersteren zerfallen in zwey Gruppen: in Wassermoose oder Schlauchalgen (S. 181 — 213) und Tange oder Blasenalgen (S. 213 — 237).

Hiervon enthält die Gruppe der Wassermoose zwey Ordnungen: die Markaderer, Markmoose, Schleimmoose oder Schleimalgen (Venariae parenchymales) (S. 182 — 198), welche den Acotyledonen entsprechen; — und die Schaftaderer, Schaftmoose oder Wasserfäden (Venariae scapales) (S. 198 — 213), welche den Monocotyledonen entsprechen.

Die Ordnung der Markaderer theilt sich in drey Zünfte: in Zellenaderer, Zellenmoose oder Fäsen (Venariae cellulales, — Diatomeae et Oscillatoriae) (S. 182 — 191), welche den Pilzen entsprechen; — in Aderaderer, Adermoose oder Schleipen (Venariae vasales, — Tremellinae seu Nostochineae) (S. 192 — 196), welche den Moosen entsprechen; — und in Drosseladerer, Drosselmoose oder Zaseln (Venariae tracheales, — Batrachospermeae) (S. 196 — 198), welche den Farren entsprechen.

Die Ordnung der Schaftaderer begreift deßgleichen drey Zünfte: die Rindenaderer, Rindenmoose, Schlinken oder Wasserfäden (Venariae corticales, — Confervaceae) (S. 199 — 205), welche den Gräsern entsprechen; — die Bastaderer, Bastmoose oder Flappe (Venariae alburnales, — Ulvaceae) (S. 205 — 209), welche den Lilien entsprechen; — und die Holzaderer, Holzmoose oder Schwämme (Venariae lignales, — Spongiae (S. 210 — 213), welche den Palmen entsprechen.

Die Gruppe der Tange besteht nur aus einer einzigen Ordnung, jener der Stammaderer, Stammmoose oder Tange (Venariae truncales) (S. 213 — 237), welche den Monopetalen entspricht.

Auch sie enthält drey Zünfte: die Wurzeladerer, Wurzelmoose oder Drahlen (Venariae radicales, — Ceramiae) (S. 214 221), welche den epigynischen Monopotalen entsprechen; — die Stengeladerer, Stengelmoose oder Söllen (Venariae cauliales,

— Floridiae) (S. 221 — 227), welche den perigynischen Monopetalen entsprechen; — und die Laubaderer, Blattmoose oder Klöder (Venariae foliales, — Fucoideae) (S. 228 — 237). welche den hypogynischen Monopetalen entsprechen.

Die Abtheilung der Landmoose besteht nur aus zwey Ordnungen; jener der Blüthenaderer, Blüthenmoose oder Flechten (Venariae florales, — Lichenes) (S. 238 — 260), welche den hypogynischen Polypetalen entspricht; — und der Fruchtaderer, Fruchtmoose oder ächten Moose (Venariae fructuales, — Musci) (S. 260 — 298), welche den Apetalen, Diclinisten, epigynischen und perigynischen Polypetalen entspricht.

Hiervon zerfällt die Ordnung der Blüthenaderer in drey Zünfte: in Samenaderer, Samenmoose, Kahlen, Staub- oder Krustenflechten (Venariae seminales) (S. 241 — 246), welche den Polycarpen entsprechen; — in Gröpsaderer, Gröpsmoose, Stuppen, Warzenflechten oder Knopfflechten (Venariae pistillales) (S. 247 — 252), welche den Monocarpen mit Scheidewänden entsprechen; — und in Blumenaderer, Blumenmoose, Raspen oder Schildflechten (Venariae cellulales) (S. 252 — 260), welche den Monocarpen mit Hohlkapseln entsprechen; — die Ordnung der Fruchtaderer dagegen in zwey Sectionen und vier Zünfte: in Lebermoose oder Kapseln (S. 264 — 272), mit der Zunft: Nußaderer, Nußmoose, Laschen oder Lebermoose (Venariae nucales, — Hepaticae) (S. 264 — 272), welche den Apetalen und Diclinisten entspricht; — und Laubmoose (S. 272 — 298), mit den Zünften: Pflaumenaderer, Pflaumenmoose oder Teische (Venariae drupales, — Astomi, Hymenostomi et Gymnostomi) (S. 272 — 277), welche den unregelmäßigen Peripetalen entsprechen; — Beerenaderer, Beerenmoose, Zullen oder Kranzmoose (Venariae baccales, — Aploperistomi) (S 277 — 287), welche den monogynischen Peripetalen entsprechen; — und Apfeladerer, Apfelmoose, Tagel oder Kronenmoose (Venariae pomales, — Diploperistomi) (S. 287 — 298), welche den polygynischen Peripetalen entsprechen.

Diese Zünfte werden wieder in folgende Geschlechter getheilt; die Zellenaderer in sechzehn: Frustulia — Meridion — Exilaria — Gomphonema — Achnanthes — Diatoma — Fragilaria — Closterium — Staurastrum — Echinella — Gloionema — Desmidium — Oscillatoria — Scytonema — Bangia — Lemania; — die Aderaderer in sieben: Protococcus — Syncollesia — Hygrocrocis — Hydrurus — Chaetophora — Rivularia — Tremella; — die Drosseladerer in fünf: Achlya — Draparnaldia — Batrachospermum — Thorea — Mesogloia; — die Rindenaderer in eilf: Cadmus — Sphaeroplea —

Tiresias — Leda — Tendaridea — Salmacis — Zygnema — Hydrodictyon — Oedogonium — Conferva — Bolbochaete; die Bastaderer in neun: Bryopsis — Ectosperma — Valonia — Solenia — Tetraspora — Ulva — Porphyra — Zonaria — Caulerpa; — die Holzaderer in sechs: Acetabularia — Corallina — Flabellaria — Codium — Spongilla — Spongia; — die Wurzeladerer in eilf: Sphacelaria — Griffitsia — Calothrix — Cladostephus — Ceramium — Callithamnium — Ectocarpus — Hutchinsia — Rhytiphloca — Lomentaria — Chara; — die Stengeladerer in acht: Polyides — Ptilota — Chondria — Rhodomela — Dumontia — Halymenia — Sphaerococcus — Delesseria; — die Laubaderer in eilf: Chordaria — Scytosiphon — Sporochnus — Dictyota — Laminaria — Furcellaria — Himanthalia — Fucus — Cytosira — Macrocystis — Sargassum; — die Samenaderer in zwölf: Conioloma — Spiloma — Arthonia — Solorina — Graphis — Opegrapha — Gyrophora — Lecidea — Verrucaria — Porina — Thelotrema — Endocarpon; — die Gröpsaderer in eilf: Trypethelium — Glyphis — Chiodecton — Calycium — Sphaerophoron — Roccella — Isidium — Baeomyces — Stereocaulon — Cenomyce — Cladonia; — die Blumenaderer in zwölf: Collema — Urceolaria — Lecanora — Parmelia — Sticta — Peltidea — Cornicularia — Usnea — Ramalina Alectoria — Evernia — Cetraria; — die Nußaderer in sechs: Riccia — Anthoceros — Targionia — Marchantia — Blasia — Jungermannia; — die Pflaumenaderer in sieben: Phascum — Andreaea — Buxbaumia — Diphyscium — Hymenostomum — Gymnostomum — Sphagnum; — die Beerenaderer in dreyzehn: Tetraphis — Splachnum — Encalypta — Grimmia — Weissia — Maschalocarpus — Dicranum — Trichostomum — Didymodon — Cinclidotus — Tortula — Syntrichia — Polytrichum; — und die Apfeladerer in zwölf: Funaria — Orthotrichum — Neckera — Fontinalis — Pohlia — Leskea — Bartramia — Meesia — Climacium — Mnium — Bryum — Hypnum.

Auch hier finden hie und da Abtheilungen in Untergeschlechter Statt, und ist die ganze Klasse in 2 Abtheilungen, 5 Ordnungen, 16 Zünfte und 157 Geschlechter geschieden.

Als Anhang ist eine Uebersicht der Literatur der Klasse und der getrockneten Sammlungen beygefügt (S. 298 — 303).

Die dritte Klasse enthält die Drosselpflanzen oder Farren (Trachneariae) (S. 304 — 372).

Der Verfasser scheidet sie in zwey große Abtheilungen: in Kerndroßler, Kern- oder Staubfarren (S. 309 — 336), und Kreisdroßler, Kreis- oder Samenfarren (S. 336 — 371).

Die Abtheilung der Kerndroßler bringt er in zwey Gruppen: Wasserfarren (S. 309 — 313) und Landfarren (Filices) (S. 313 — 336).

Davon besteht die Gruppe der Wasserfarren nur aus einer einzigen Ordnung, jener der Markdroßler, Markfarren oder Wasserfarren (Trachcariae parenchymales, — Hydropterides), welche den Acotyledonen entspricht.

Sie enthält drey Zünfte: die Zellendroßler, Zellenfarren oder Lappenfarren (Trachcariae cellulales, — Marsileae) (S. 310), welche den Pilzen analog sind; — die Aderdroßler, Aderfarren oder Grasfarren (Trachcariae vasales, — Pilulariae) (S. 311 — 312), welche den Moosen entsprechen; — und die Drosseldroßler, Drosselfarren oder Wirtelfarren (Trachcariae tracheales, — Equisetaceae (S. 312 — 313), welche den Farren parallel gestellt werden.

Die Gruppe der Landfarren umfaßt zwey Ordnungen: die Schaftdroßler, Schaftfarren oder Kugelfarren (Trachcariae scapales) (S. 315 — 322), welche den Monocotyledonen entsprechen; — und die Stammdroßler, Stockfarren oder Ringfarren (Trachcariae truncales — Gyropterides) (S. 323 — 336), welche den Monopetalen entsprechen.

Hiervon zerfällt die Ordnung der Schaftdroßler in drey Zünfte: Rindendroßler, Rindenfarren, Aehrenfarren oder Sprehnen (Trachcariae corticales, — Stachyopterides) (S. 316 — 319), welche den Gräsern analog sind; — Bastdroßler, Bastfarren, Traubenfarren oder Spaltfarren, Ofen (Trachcariae alburnales, — Schismatopterides) (S. 319 — 320), welche den Lilien parallelisirt werden; — und Holzdroßler, Holzfarren oder Fecherfarren (Trachcariae lignales, — Poropterides et Schismatopterides) (S. 320 — 322), welche den Palmen entsprechen; — die Ordnung der Stammdroßler dagegen in zwey Sectionen und drey Zünfte; in Kahlfarren (S. 323 — 327), mit der Zunft: Wurzeldroßler, Wurzelfarren, Kahlfarren oder Flatten (Trachcariae radicales, — Polypodiaceae) (S. 323 — 327), analog den epigynischen Monopetalen; — und Schleyerfarren (S. 327 — 336), mit den Zünften: Stengeldroßler, Stengelfarren, Streifenfarren oder Bregen (Trachcariae cauliales) (S. 327 — 329), welche den perigynischen Monopetalen entsprechen; — und Laubdroßler, Laubfarren, Düpfelfarren oder Spaunen (Trachcariae foliales) (S. 329 — 336), welche den hypogynischen Monopetalen parallel stehen.

Die Abtheilung der Kreisdroßler umfaßt zwey Ordnungen: die Blüthendroßler, Blüthenfarren Gröpsfarren oder Wasserpflanzen, Najaden (Trachcariae florales) (S 337 — 344), welche den

hypogynischen Polypetalen entspricht; — und Fruchtdroßler, Fruchtfarren, Zapfenfarren oder Landpflanzen, Coniferen (Trachea-riae fructuales) (S. 345 — 371), welche den Apetalen, Diclinisten, epigynischen und perigynischen Polypetalen entspricht.

Hiervon begreift die Ordnung der Blüthendroßler drey Zünfte: die Samendroßler, Samenfarren, Scheidenfarren, Narfen oder Najaden (Trachearіae seminales (S. 337 — 341), welche den Polycarpen entsprechen; — die Gröpsdroßler, Gröpsfarren oder Zaserfarren (Trachearіae pistillales, — Podostemonea) (S. 342), welche den Monocarpen mit Scheidewänden analog sind; — und die Blumendroßler, Blumenfarren, Sternfarren oder Merren (Trachearіae corollales, — Halorageae) (S. 342 — 344), welche den Monocarpen mit Hohlkapseln parallelisirt sind.

Die Ordnung der Fruchtdroßler dagegen wird in zwey Sectionen und vier Zünfte geschieden: in Nadelfarren oder Nadelhölzer (Coniferi) (S. 345 — 364), mit den Zünften: Nußdroßler, Nußfarren oder Tannen (Trachearіae nucales, — Abietinae) (S. 346 — 353), analog den Apetalen und Diclinisten; — Pflaumendroßler, Pflaumenfarren oder Eiben (Trachearіae drupales, — Casuarinae, Myricinae et Taxinae) (S. 353 — 359), welche den unregelmäßigen Peripetalen entsprechen; — und Beerendroßler, Beerenfarren oder Cypressen (Trachearіae baccales, — Cupressinae) (S. 359 — 364), welche den monogynischen Peripetalen parallel stehen; — und in Palmenfarren (S. 364 — 371), mit der Zunft: Apfeldroßler, Apfelfarren oder Bralen (Trachearіae pomales, — Cycadeae) (S. 364 — 371), welche den polygynischen Peripetalen entsprechen.

Die Zünfte endlich theilen sich in nachstehende Geschlechter: die Zellendroßler in zwey: Salvinia — Marsilea; — die Aderdroßler in zwey: Pilularia — Isoëtes; — die Drosseldroßler in eine: Equisetum; — die Rindendroßler in vier: Lycopodium — Ophioglossum — Botrychium — Helminthostachys; — die Bastdroßler in zwey: Osmunda — Lygodium; — die Holzdroßler in fünf: Danaea — Angiopteris — Mohria — Mertensia — Ellobocarpus; — die Wurzeldroßler in sechs: Hymenophyllum — Notochlaena — Gymnogramma — Ceterach — Cyclophorus — Polypodium; — die Stengeldroßler in fünf: Chilanthes — Adiantum — Woodwardia — Blechnum — Pteris; — die Laubdroßler in neun: Asplenium — Scolopendrium — Diplazium — Struthiopteris — Lomaria — Ono[illegible] — Aspidium — Woodsia — Cyathea; — die Samen[illegible]r in sechs: Lemna — Ruppia — Zannichellia — Zo[illegible] — Najas — Potamogeton; — die Gröpsdroßler in zwey:

Podostemum — Lacis; — die Blumendroßler in vier: Hippuris — Callitriche — Ceratophyllum — Myriophyllum; — die Nußdroßler in drey: Pinus — Araucaria — Agathis; — die Pflaumendroßler in acht: Casuarina — Ephedra — Batis — Myrica — Nageia — Taxus — Dacrydium — Salisburia; — die Beerendroßler in drey: Juniperus — Cupressus — Thyja; — und die Apfeldroßler in zwey: Zamia — Cycas.

Einzelne Geschlechter sind auch hier in Untergeschlechter gebracht, und die ganze Klasse in 2 Abtheilungen, 5 Ordnungen, 16 Zünfte und 64 Geschlechter geschieden.

Den Schluß macht die Literatur der Klasse (S. 371 — 372).

Nun folgt eine Zusammenstellung der bisher bekannten Geschlechter und Gattungen des ersten Landes der Pflanzen oder der Markpflanzen (S. 373), welche natürlicher Weise eine weit größere Zahl aufweiset, als die vom Verfasser in seinem Werke aufgeführten, da er wegen des beschränkten Umfanges nicht alle in dasselbe aufnehmen konnte.

Nach dieser Zusammenstellung beträgt die Zahl der Geschlechter bey den Zellenpflanzen oder Pilzen 210, mit ungefähr 2000 Gattungen; bey den Aderpflanzen oder Moosen 191, mit beyläufig 2500 Gattungen; und bey den Drosselpflanzen oder Farren 120, mit annäherungsweise 1750 Gattungen; zusammen also bey den drey ersten Klassen 521 Geschlechter mit ungefähr 6250 Gattungen.

Es müßten daher, wenn die vom Verfasser gemuthmaßte Gesetzmäßigkeit in der Zahl der Geschlechter und Gattungen bestehen sollte, noch 247 Geschlechter und 6038 Gattungen von Markpflanzen entdeckt werden, da ihre Gesammtzahl 768 Geschlechter und 12288 Gattungen nach der Berechnung des Verfassers betragen müßte.

Zum Schlusse wiederholt derselbe noch in einer leicht faßlichen Darstellung die Gesetzmäßigkeit der stufenweisen Parallelen der Markpflanzen, und fügt noch eine tabellarische Uebersicht der einzelnen Zünfte dieses Landes bey, um diese Parallelen und Stufen recht deutlich ersichtlich zu machen (S. 373 — 376).

Nun folgt das zweyte Land oder die Schaftpflanzen, Monocotyledonen (Scapariae) (S. 377 — 700). Es beginnt mit der vierten Pflanzenklasse, nämlich den Rindenpflanzen, Grasartigen oder Gräsern (Corticariae) (S. 381 — 462).

Auch diese scheidet der Verfasser in zwey große Abtheilungen: in Spelzengräser oder grasartige Pflanzen (S. 383 — 433) und Kelchgräser, Kapselgräser oder binsenartige Pflanzen (S. 434 — 462).

Hiervon wird die Abtheilung der Spelzengräser wieder in

zwey Gruppen geschieden, in eigentliche Gräser (S 383—424) und Riedgräser (S. 424—433).

Die Gruppe der eigentlichen Gräser umfaßt zwey Ordnungen: die Markrinder, Markgräser oder Aehrengräser (Corticariae parenchymales) (S. 385—401), welche den Acotyledonen parallel steht; — und die Schaftrinder, Schaftgräser oder Rispengräser (Corticariae scapales) (S. 401—424, welche den Monocotyledonen entspricht.

Die erste dieser Ordnungen enthält folgende drey Zünfte: die Zellenrinder, Zellengräser oder Roggen (Corticariae cellulales, — Hordeaceae) (S. 385—392), analog den Pilzen; — die Aderrinder, Adergräser oder Liesche (Corticariae vasales, Phalaridae) (S. 392—395), analog den Moosen; — und die Drosselrinder, Drosselgräser oder Schwaden (Corticariae tracheales, — Chlorideae et Andropogoneae) (S. 396—401), analog den Farren; — die zweyte Ordnung ebenfalls drey Zünfte: die Rindenrinder, Rindengräser oder Schmielen (Corticariae corticales, — Agrostideae, Stipaceae et Oryzeae) (S. 401—404), welche die Gräser wiederholen; — die Bastrinder, Bastgräser oder Hirsen (Corticariae alburnales, — Paniceae et Saccharinae) (S. 405—410), welche den Lilien entsprechen; — und die Holzrinder, Holzgräser oder Schilfe (Corticariae lignales, — Bromeae, Avenaceae, Arundinaceae et Bambuseae) (S. 410—424), welche den Palmen analog sind.

Die Gruppe der Riedgräser besteht nur aus einer Ordnung. Es sind die Stammrinder, Stammgräser, Riedgräser oder Cyperoiden (Corticariae truncales) (S. 424—433), welche den Monopetalen gleich stehen.

Auch diese Ordnung enthält drey Zünfte: die Wurzelrinder, Wurzelgräser oder Seggen (Corticariae radicales, — Cariceae et Sclerinae (S. 425—427), welche den epigynischen Monopetalen entsprechen; — die Stengelrinder, Stengelgräser oder Simsen (Corticariae cauliales, — Scirpinae) (S. 428—430), welche den perigynischen Monopetalen analog sind; — und die Laubrinder, Laubgräser, Cypergräser oder Schnöten (Corticariae foliales, — Cyperaceae) (S. 430—433), welche den hypogynischen Monopetalen parallel stehen.

Die zweyte Abtheilung, nämlich die Kapselgräser, sind in zwey Ordnungen getheilt: in Blüthenrinder, Blüthengräser, Blüthen-Binsen oder eigentliche Binsen, Juncineen (Corticariae florales) (S. 434—441), welche den hypogynischen Polypetalen entsprechen; — und in Fruchtrinder, Fruchtgräser, Frucht-Binsen oder Seerosenartige, Hydrochariden (Corticariae fructuales) (S. 441—462), welche den Apetalen, Dicli-

nisten, epigynischen und perigynischen Polypetalen gleich gestellt sind.

Hiervon enthält die erstere Ordnung folgende drey Zünfte: die Samenrinder, Samengräser oder Senden (Corticariae seminales, — Restiaceae et Eriocauleae) (S. 434 — 436), analog den Polycarpen; — die Gröpsrinder, Gröpsgräser oder Binsen (Corticariae pistillales, — Junceae et Xyrideae) (S. 436 — 439), analog den Monocarpen mit Scheidewänden; — und die Blumenrinder, Blumengräser oder Riesche (Corticariae corollales, — Commelyneae) (S. 439 — 441), analog den Monocarpen mit Hohlkapseln; — die letztere Ordnung hingegen vier Zünfte: die Nußrinder, Nußgräser oder Sieven (Corticariae nucales, — Juncagineae, Alismaceae et Butomeae) (S. 441 — 444), parallel den Apetalen und Diclinisten; — die Pflaumenrinder, Pflaumengräser oder Plumpen (Corticariae drupales, — Hydrocharideae) (S. 444 — 450), parallel den unregelmäßigen Peripetalen; — die Beerenrinder, Beerengräser oder Nixen (Corticariae baccales, — Pontederiae et Hydropeltideae) (S. 450 — 452), parallel den monogynischen Peripetalen; — und die Apfelrinder, Apfelgräser, Seerosen oder Mummeln (Corticariae pomales, — Pistiaceae et Nymphaeaceae) (S. 453 — 462), parallel den polygynischen Peripetalen.

Diese Zünfte zerfallen in nachstehende Geschlechter: die Zellenrinder in sieben: Nardus — Lolium — Aegilops — Elymus — Hordeum — Triticum — Secale; — die Aderrinder in zehn: Alopecurus — Phleum — Phalaris — Lagurus — Cornucopiae — Lygeum — Anthoxanthum — Cenchrus — Sesleria — Cynosurus; — die Drosselrinder in zehn: Spartina — Cynodon — Beckmannia — Eleusine — Digitaria — Echinochloa — Lappago — Andropogon — Coix — Zea; — die Rindenrinder in sechs: Agrostis — Milium — Stipa — Leersia — Oryza — Zizania; — die Bastrinder in vier: Panicum — Penicillaria — Sorghum — Saccharum; — die Holzrinder in dreyzehn: Melica — Briza — Bromus — Poa — Aira — Festuca — Dactylis — Avena — Holcus — Calamagrostis — Arundo — Ludolfia — Bambusa: — die Wurzelrinder in zwey: Carex — Scleria; — die Stengelrinder in zwey: Eriophorum — Scirpus; — die Laubrinder in vier: Schoenus — Cladium — Cyperus — Papyrus; — die Samenrinder in drey; Restio — Eriocaulon — Hyphydra; — die Gröpsrinder in drey: Juncus — Luzula — Xyris; — die Blumenrinder in zwey: Tradescantia — Commelyna; — die Nußrinder in fünf: Triglochin — Schleuchzeria — Sagitta-

ria — Alisma — Butomus; — die Pflaumenrinder in fünf: Hydrilla — Vallisneria — Hydrocharis — Damasonium — Stratiotes; — die Beerenrinder in drey: Pontederia — Nectris — Hydropeltis; — und die Apfelrinder in vier: Pistia — Ambrosinia — Nymphaea — Nelumbium.

Bisweilen findet eine Zerfällung der Geschlechter in Untergeschlechter Statt, und die ganze Klasse ist in 2 Abtheilungen, 5 Ordnungen, 16 Zünfte und 83 Geschlechter geschieden.

Die fünfte Klasse enthält die Bastpflanzen oder Lilien (Alburnariae) (S. 462 — 578), welche, so wie die vorigen Klassen, in zwey Abtheilungen geschieden sind, in Stocklilien (S. 465 — 523) und Straußlilien (S. 524 — 578).

Hiervon zerfällt die Abtheilung der Stocklilien zunächst in zwey Gruppen; in Orchiden (S. 466 — 491) und Scitamineen (S. 491 — 523).

Die erstere dieser Gruppen oder die Orchiden begreifen zwey Ordnungen: die Markbaster, Marklilien, Orchiden, Staub-Orchiden oder Knabkräuter (Alburnariae parenchymales) (S. 468 — 479), welche den Acotyledonen entsprechen; — und die Schaftbaster, Schaftlilien, Körner-Orchiden oder Gewürzpflanzen (Alburnariae scapales) (S. 479 — 491), welche den Monocotyledonen analog sind.

Davon ist die Ordnung der Markbaster wieder in drey Zünfte geschieden: in Zellenbaster, Zellenlilien, Stendel oder Drehlinge (Alburnariae cellulares, — Neottiae et Cypripedieae) (S. 468 — 469), entsprechend den Pilzen; — in Aderbaster, Aderlilien oder Dingel (Alburnariae vasales, — Arethuseae) (S. 469 — 472), parallel den Moosen; — und in Drosselbaster, Drossellilien oder Ragen (Alburnariae tracheales — Ophrydeae) (S. 472 — 479), analog den Farren; — die Ordnung der Schaftbaster deßgleichen in drey Zünfte: Rindenbaster, Rindenlilien oder Margen (Alburnariae corticales, — Malaxidae) (S. 480 — 482), parallel den Gräsern; — Bastbaster, Bastlilien oder Wendeln (Alburnariae alburnales, — Epidendreae) (S. 482 — 483), entsprechend den Lilien; — und Holzbaster, Holzlilien oder Flangen (Alburnariae lignales, — Vandeae et Vanilleae) (S 483 — 491), analog den Palmen.

Die Gruppe der Scitamineen dagegen enthält nur eine Ordnung: die Stammbaster, Stammlilien, Scitamineen oder Paradiesfeigen (Alburnariae truncales) (S. 491 — 523), welche den Monopetalen gleichgestellt sind.

Auch diese Ordnung besteht nur aus drey Zünften: Wurzelbaster, Wurzellilien oder Gewürze (Alburnariae radicales, — Amomeae) (S. 491 — 510), die den epigynischen Monopetalen

entsprechen; — Stengelbaster, Stengellilien, Blumenrohre oder Flahnen (Alburnariae cauliales, — Cannaceae) (S. 510—514), welche den perigynischen Monopetalen analog sind; — und Laubbaster, Laublilien, Bananen oder Paradiesfeigen (Alburnariae foliales, — Musaceae) (S. 514 — 523), welche den hypogynischen Monopetalen parallel stehen.

Die Abtheilung der Straußlilien wird in zwey Ordnungen geschieden: in Blüthenbaster, Blüthenlilien, Schwerdelartige oder Schwerdlilien (Alburnariae florales) (S. 524 — 546), welche den hypogynischen Polypetalen entsprechen; — und Fruchtbaster, Fruchtlilien, Lilienartige oder eigentliche Lilien, Liliaceen (Alburnariae fructuales) (S. 546 — 578), welche den Apetalen, Diclinisten, epigynischen und perigynischen Polypetalen gleichstehen.

Erstere Ordnung besteht aus drey Zünften: Samenbaster, Samenlilien oder Tufen (Alburnariae seminales, — Burmanniaceae, Hypoxidae et Haemodoraceae) (S. 524 — 528), analog den Polycarpen; — Gröpsbaster, Gröpslilien oder Schwerdel (Alburnariae pistillales, — Irideae) (S. 528 — 538), parallel den Monocarpen mit Scheidewänden; — und Blumenbaster, Blumenlilien oder Glitzen (Alburnariae corollales, — Narcissoideae) (S. 538 — 546), entsprechend den Monocarpen mit Hohlkapseln; — letztere Ordnung aus vier Zünften: Nußbaster, Nußlilien, Melanthiaceen oder Zeitlosen, Uchten (Alburnariae nucales, — Colchicaceae) (S. 547 — 551), analog den Apetalen und Diclinisten; — Pflaumenbaster, Pflaumenlilien, Graslilien oder Rinsen (Alburnariae drupales, — Asphodeleae) (S. 551 — 553), parallel den unregelmäßigen Peripetalen; — Beerenbaster, Beerenlilien oder Lauche (Alburnariae baccales, — Alliaceae et Scilleae) (S. 554 — 564), analog den monogynischen Peripetalen; — und Apfelbaster, Apfellilien, oder eigentliche Lilien (Alburnariae pomales, — Hemerocallidae, Aloidae, Gloriosae et Tulipaceae) (S. 564 — 578), entsprechend den polygynischen Peripetalen.

Die Zünfte dieser Klasse theilen sich in nachstehende Geschlechter: die Zellenbaster in fünf: Goodyera — Listera — Spiranthes — Neottia — Cypripedium; — die Aderbaster in zwey: Epipactis — Limodorum; — die Drosselbaster in vier: Orchis — Satyrium — Ophrys — Serapias; — die Rindenbaster in fünf: Malaxis — Sturmia — Corallorhiza — Orchidium — Dendrobium; — die Bastbaster in eins: Epidendrum; — die Holzbaster in sechs: Aërides — Vanda — Cymbidium — Sarcochilos — Aërobion — Vanilla; — die Wurzelbaster in zehn: Kaempferia — Curcuma — Zingiber — He-

dychium — Costus — Alpinia — Hellenia — Globba — Amomum — Cardamomum; — die Stengelbaster in fünf: Phrynium — Tahlia — Maranta — Calathea — Canna; — die Laubbaster in fünf: Strelitzia — Heliconia — Urania — Musa — Ensete; — die Samenbaster in neun: Burmannia — Campynema — Curculigo — Hypoxis — Lanaria — Haemodorum — Lachnanthes — Dilatris — Wachendorfia; — die Gröpsbaster in eilf: Crocus — Ixia — Aristea — Gladiolus — Watsonia — Antholyza — Sisyrinchium — Ferraria — Marica — Moraea — Iris; — die Blumenbaster in acht: Narcissus — Pancratium — Galanthus — Sternbergia — Leucojum — Haemanthus — Crinum — Amaryllis; — die Nußbaster in sechs: Tofieldia — Veratrum — Helonias — Calochortus — Bulbocodium — Colchicum; — die Pflaumenbaster in drey: Narthecium — Anthericum — Asphodelus; — die Beerenbaster in zehn: Tulbaghia — Massonia — Albuca — Allium — Ornithogalum — Scilla — Cyanella — Lachenalia — Hyacinthus — Eucomis; — und die Äpfelbaster in sechzehn: Aletris — Sanseviera — Veltheimia — Kniphofia — Aloë — Funkia — Hemerocallis — Polianthes — Agapanthus — Phormium — Erythronium — Gloriosa — Tulipa — Fritillaria — Lilium — Yucca.

Auch hier sind einige Geschlechter in Untergeschlechter getheilt, und die ganze Klasse in 2 Abtheilungen, 5 Ordnungen, 16 Zünfte und 106 Geschlechter.

Die sechste Klasse der Pflanzen umfaßt die Holzpflanzen, Palmenartigen oder Palmen (Lignariae) (S. 578 — 700), welche, gleich den vorausgegangenen Klassen, in zwey Abtheilungen gebracht werden, in Schuppenblüthen (S. 583 — 611) und vollkommene Blüthen (S. 612 — 698).

Die erstere dieser Abtheilungen besteht aus zwey Ordnungen; als: Markhölzer, Markpalmen oder Rohrkolbenartige (Lignariae parenchymales) (S. 583 — 600), welche die Acotyledonen wiederholen; — und Schafthölzer, Schaftpalmen oder Pfefferartige (Lignariae scapales) (S. 600 — 611), welche den Monocotyledonen entsprechen.

Beyde Ordnungen zerfallen in drey Zünfte, und zwar die Markhölzer in Zellenhölzer, Zellenpalmen oder Mocke (Lignariae cellulales, — Cynomoriae) (S. 584 — 585), analog den Pilzen; — Aderhölzer, Aderpalmen, Rohrkolben oder Dusen (Lignariae vasales, — Typhaceae) (S. 585 — 588), analog den Moosen; — und Drosselhölzer, Drosselpalmen oder Pinten (Lignariae tracheales, — Aroideae et Cyclantheae) (S. 588 — 600), analog den Farren; — die Schafthölzer dagegen in

Rindenhölzer, Rindenpalmen oder Schwideln (Lignariae corticales, — Saurureae) (S. 600—602), parallel den Gräsern; — Basthölzer, Bastpalmen oder Pfeffer (Lignariae alburnales, — Piperaceae et Chlorantheae) (S. 602—607), parallel den Lilien; — und Holzhölzer, Holzpalmen, Pandange oder Näven (Lignariae lignales, — Pandaneae et Nipaceae) S. 607—611), parallel den Palmen.

Die zweyte Abtheilung der Klasse umfaßt drey Ordnungen: Stammhölzer, Stammpalmen oder Sassaparillartige (Lignariae truncales) (S 612—622), welche den Monopetalen gleich stehen; — Blüthenhölzer, Blüthenpalmen, Spargelartige oder Spargeln (Lignariae florales) (S. 622—641), welche den hypogynischen Polypetalen entsprechen; — und Fruchthölzer, Fruchtpalmen, eigentliche Palmen oder Palmen (Lignariae fructuales) (S. 641—698), welche den Apetalen, Diclinisten, epigynischen und perigynischen Polypetalen analog sind.

Hiervon zerfallen die Stammhölzer in drey Zünfte: Wurzelhölzer, Wurzelpalmen oder Beischen (Lignariae radicales, — Dioscoreae) (S. 612—615), parallel den epigynischen Monopetalen; — Stengelhölzer, Stengelpalmen oder Brusen (Lignariae cauliales, — Smilaceae) (S. 616—620), parallel den perigynischen Monopetalen; — und Laubhölzer, Laubpalmen oder Einbeeren (Lignariae folialos, — Parideae) (S 620—622), parallel den hypogynischen Monopetalen; — die Blüthenhölzer ebenfalls in drey Zünfte: Samenhölzer, Samenpalmen oder Spargeln (Lignariae seminales, — Asparageae) (S. 623—624), analog den Polycarpen; — Gröpshölzer, Gröpspalmen oder Zauken (Lignariae pistillales, — Convallariae) (S. 625—630), analog den Monocarpen mit Scheidewänden; — und Blumenhölzer, Blumenpalmen oder Bromelien (Lignariae corollales, — Agavae) (S. 630—641), analog den Monocarpen mit Hohlkapseln; — die Fruchthölzer endlich in vier Zünfte: Nußhölzer, Nußpalmen oder Tacken (Lignariae nucales, — Calamaceae) (S 643—655), welche die Apetalen und Diclinisten wiederholen; — Pflaumenhölzer, Pflaumenpalmen oder Otten (Lignariae drupales, — Cocoinae) (S. 655—666), welche den unregelmäßigen Peripetalen parallel stehen; — Beerenhölzer, Beerenpalmen oder Limmen (Lignariae baccales, Arecinae et Phoeniceae) (S. 667—684), welche den monogynischen Peripetalen analog sind; — und Apfelhölzer, Apfelpalmen oder Wunnen (Lignariae pomales, — Coryphinae et Borassinae) (S. 684—698), welche den polygynischen Peripetalen entsprechen.

Diese Zünfte bestehen aus folgenden Geschlechtern: die Zel-

lenholzer aus zwey: Cynomorium — Helosis; — die Aderholzer aus vier: Typha — Sparganium — Acorus — Orontium; die Drosselholzer aus sieben: Pothos — Dracontium — Arum — Caladium — Calla — Cyclanthus — Carludovica; — die Rindenholzer aus drey: Aponogeton — Saururus — Houttuinia; — die Bastholzer aus drey: Peperomia — Piper — Chloranthus; — die Holzholzer aus drey: Pandanus — Elephantusia — Nipa; — die Wurzelholzer aus zwey: Dioscorea — Tamus; — die Stengelholzer aus drey: Smilax — Ruscus — Herreria; — die Laubholzer aus drey: Paris — Medeola — Flagellaria; — die Samenholzer aus drey: Asparagus — Luzuriaga — Lapageria; — die Gröpsholzer aus fünf: Convallaria — Ophiopogon — Streptopus — Dianella — Dracaena; — die Blumenholzer aus sechs: Tillandsia — Puya — Xantorrhoea — Bromelia — Alstroemeria — Agave; — die Nußholzer aus vier: Calamus — Zalacca — Sagus — Mauritia; — die Pflaumenholzer aus zehn: Desmoncus — Bactris Acrocomia — Astrocaryum — Guilielma — Elaeis — Attalea — Manicaria — Elate — Cocos; — die Beerenholzer aus zehn: Oreodoxa — Iriartea — Ceroxylon — Geonoma — Caryota — Areca — Oenocarpus — Euterpe — Gomutus — Phoenix; — und die Apfelholzer aus sieben: Chamaerops — Taliera — Corypha — Licnala — Hyphaene — Lodoicea — Borassus

Einige Geschlechter sind wieder in Untergeschlechter getheilt, und die ganze Klasse in 2 Abtheilungen, 5 Ordnungen, 16 Zünfte und 75 Geschlechter.

Endlich ist noch eine Uebersicht der Literatur und der getrockneten Sammlungen der drey Klassen der Schaftpflanzen oder Monocotyledonen, nämlich der Gräser, Lilien und Palmen, beygefügt (S. 698 — 700).

Zum Schlusse folgt eine Zusammenstellung der bekannten Geschlechter und Gattungen der Schaftpflanzen (S. 700 — 701).

Nach der Zählung des Verfassers sind von Rindenpflanzen oder Gräsern 353 Geschlechter mit ungefähr 3698 Gattungen; von Bastpflanzen oder Lilien 505 Geschlechter mit beyläufig 3122 Gattungen; und von Holzpflanzen oder Palmen 174 Geschlechter mit etwa 1167 Gattungen; mithin von Schaftpflanzen oder Monocotyledonen 1032 Geschlechter und ungefähr 7987 Gattungen bekannt.

Auch hier ist die Zahl der vom Verfasser in seinem Werke aufgenommenen Geschlechter weit geringer, als die Zahl der bekannten. Nach dem von ihm angenommenen Zahlengesetze der

Geschlechter und Gattungen sollen aber nur 768 Geschlechter von Scheidenpflanzen mit 12288 Gattungen bestehen. Es müßten daher von den Autoren bey dieser großen Pflanzenabtheilung um 264 Geschlechter mehr aufgestellt worden seyn, als wirklich in der Natur bestehen; dagegen noch 4301 neue Gattungen erst entdeckt werden, wenn sich diese Gesetzmäßigkeit in der Zahl der Geschlechter und Gattungen bewähren sollte.

Als Anhang folgt eine tabellarische Uebersicht der Parallelen der einzelnen Zünfte der Scheidenpflanzen (S. 701 — 702).

Des dritten Bandes zweyte Abtheilung enthält die Fortsetzung des besonderen oder systematischen Theiles der Botanik, und beginnt mit dem dritten Lande der Pflanzen, d. i. den Organ- oder Stockpflanzen, Dicotyledonen (Caudicariae), wovon hier die zwey ersten Gaue oder Kreise, nämlich die Stammpflanzen oder Röhrenblumen, Monopetalen (Truncariae) und die Blüthenpflanzen oder hypogynischen Polypetalen oder Blätterblumen (Florariae) abgehandelt werden (S. 703 — 1448).

Den Anfang macht die siebente Pflanzenklasse, welche die Wurzelpflanzen oder Wurzler, d. i. die Gröpsblumen, Epigynen oder epigynischen Monopetalen (eigentlich epi- und perigynischen mit vorwaltender Epigynie) (Radicariae) (S. 709—836) umfaßt.

Diese Klasse theilt sich in zwey große Abtheilungen: in Schlauch-Wurzelpflanzen oder Kopfpflanzen, Syngenesisten (Syngenesia) (S. 711 — 781), und Kapfel-Wurzelpflanzen (S. 781 — 836).

Die erstere dieser Abtheilungen besteht aus drey Ordnungen: Markwurzler oder Markwurzelpflanzen (Radicariae parenchymales) (S. 714 — 739), welche den Acotyledonen entsprechen; — Schaftwurzler oder Schaftwurzelpflanzen (Radicariae scapales) (S. 740 — 755), welche den Monocotyledonen entsprechen; — und Stammwurzler oder Stammwurzelpflanzen (Radicariae truncales) (S. 756 — 781), welche den Monopetalen entsprechen.

Jede dieser Ordnungen zerfällt in drey Zünfte; so die Markwurzler in die Zünfte: Zellenwurzler, Zellenwurzelpflanzen, Zungenblümchen, Lattige oder Malchen (Radicariae cellulales, — Syngenesia aequalis, Flores semiflosculosi, Ligulatae, Cichoraceae) (S. 715 — 724), parallel den Pilzen; — Aderwurzler, Aderwurzelpflanzen, Röhrenblümchen oder Disteln (Radicariae vasales, — Cynarocephalae seu Cinareae, Tussilagineae et Carduaceae) (S. 725 — 736), parallel den Moosen; — und Drosselwurzler, Drosselwurzelpflanzen, Lippenblümchen oder Tremsen (Radicariae tracheales, — Trixideae, Nas-

savieae et Mutisieae) (S. 737 — 739), parallel den Farren; — die Schaftwurzler in die Zünfte: Rindenwurzler, Rindenwurzelpflanzen oder Joſſen (Radicariae corticales, — Syngenesia aequalis discoidea, Pectideae et Eupatoriaceae) (S. 740 — 742), analog den Gräsern; — Bastwurzler, Bastwurzelpflanzen oder Streppen (Radicariae alburnales, — Syngenesia superflua radiata et frustranea, Eclipteae, Helenieae, Tageteae, Flaverieae et Heliantheae) (S. 742 — 751), analog den Lilien; — und Holzwurzler, Holzwurzelpflanzen oder Klissen (Radicariae lignales, — Syngenesia necessaria, Melampodieae, Clibadieae, Silphieae et Ambrosieae) (S. 752 — 755), analog den Palmen; — und die Stammwurzler in die Zünfte: Wurzelwurzler, Wurzelwurzelpflanzen, Senecioniden oder Bucken (Radicariae radicales, — Syngenesia superflua, Anthemideae, Artemisieae, Gnaphalieae et Senecionidae) (S. 756 — 770), den epigynischen Monopetalen entsprechend; — Stengelwurzler, Stengelwurzelpflanzen, Asteroiden, Astern oder Strollen (Radicariae cauliales, — Calendulaceae, Arctotideae, Asteroideae, Baccharideae et Inuleae) (S. 771 — 799), den perigynischen Monopetalen entsprechend; — und Laubwurzler, Laubwurzelpflanzen oder Rölſen (Radicariae foliales, — Syngenesia aequalis, Veronicaceae) (S. 779 — 781), den hypogynischen Monopetalen entsprechend.

Die Abtheilung der Kapselwurzelpflanzen begreift nur zwey Ordnungen: die Blüthenwurzler, Blüthenwurzelpflanzen oder Aggregaten (Radicariae florales) (S. 781 — 799), welche die hypogynischen Polypetalen wiederholen; — und die Fruchtwurzler, Fruchtwurzelpflanzen oder Kürbisartigen (Radicariae fructuales) (S. 799 — 836), welche den Apetalen, Diclinisten, epigynischen und perigynischen Polypetalen gleich stehen.

Davon enthält die Ordnung der Blüthenwurzler drey Zünfte: die Samenwurzler, Samenwurzelpflanzen oder Kleppeln (Radicariae seminales, — Calycereae, Globularieae; Scabioseae et Valerianeae) (S. 782 — 790), analog den Polycarpen; — die Gröpswurzler, Gröpswurzelpflanzen oder Koſſen (Radicariae pistillales, — Stylideae, Lobeliaceae, Goodenieae et Scaevoleae (S. 790 — 794), analog den Monocarpen mit Scheidewänden; — und die Blumenwurzler, Blumenwurzelpflanzen oder Kauſchen (Radicariae corollales, — Campanulaceae) (S. 795 — 799), analog den Monocarpen mit Hohlkapseln; — die Ordnung der Fruchtwurzler hingegen vier Zünfte: die Nußwurzler, Nußwurzelpflanzen oder Foben (Radicariae nucales, — Cytineae, Rafflesieae, Asaroideae et Tacceae) (S. 800 — 807), parallel den Apetalen und Diclinisten; — die Pflaumen-

wurzler, Pflaumenwurzelpflanzen oder Nallen (Radicariae drupales, — Loaseae, Turneraceae, Homalineae et Samydeae) (S. 807 — 811), parallel den unregelmäßigen Peripetalen; — die Beerenwurzler, Beerenwurzelpflanzen oder Lienen (Radicariae baccales, — Malesherbieae et Passifloreae) (S. 811 — 818), parallel den monogynischen Peripetalen; — und die Apfelwurzler, Apfelwurzelpflanzen oder Kürbsen (Radicariae pomales, — Cucurbitaceae, Begonieae, Nhandirobeae et Papayaceae) (S. 818 — 836), parallel den polygynischen Peripetalen.

Diese Zünfte enthalten nachstehende Geschlechter: die Zellenwurzler achtzehn: Leontodon — Crepis — Prenanthes — Chondrilla — Sonchus — Lactucà — Hieracium — Andryala — Tragopogon — Scorzonera — Picris — Lampsana — Hyoseris — Cichorium — Catananche — Hypochoeris — Seriola — Scolymus; — die Aderwurzler vierzehn: Tussilago — Serratula — Carthamus — Acarna — Staehelina — Xeranthemum — Centaurea — Arctium — Carduus — Onopordon — Carlina — Cinara — Cardopatum — Echinops; — die Drosselwurzler acht: Trixis — Perdicium — Onoseris — Printzia — Mutisia — Barnadesia — Oldenburgia — Johannia; — die Rindenwurzler sechs: Andromachia — Piqueria — Liatris — Eupatorium — Mikania — Adenostyles; — die Bastwurzler achtzehn: Eclipta — Dahlia — Sigesbeckia — Madia — Calea — Galinsoga — Helenium — Tagetes — Flaveria — Ximenesia — Spilanthes — Verbesina — Bidens — Helianthus — Coreopsis — Rudbeckia — Heliopsis — Zinnia; — die Holzwurzler eilf: Clibadium — Unxia — Fougerouxia — Silphium — Polymnia — Espeletia — Acanthospermum — Xanthium — Ambrosia — Iva — Parthenium; — die Wurzelwurzler neunzehn: Anthemis — Anacyclus — Achillea — Santolina — Matricaria — Chrysanthemum — Cotula — Athanasia — Artemisia — Tanacetum — Hippia — Gnaphalium — Filago — Carpesium — Cineraria — Arnica — Doronicum — Cacalia — Senecio; — die Stengelwurzler siebzehn: Calendula — Osteospermum — Arctotis — Gorteria — Berkheya — Aster — Erigeron — Bellis — Solidago — Commidendrum — Chrysocoma — Sphaeranthus — Conyza — Baccharis — Tarchonanthus — Inula — Buphthalmum; — die Laubwurzler sechs: Haynea — Vernonia — Elephantopus — Gundelia — Corymbium — Synchodendron; — die Samenwurzler neun: Calycera — Aricarpha — Globularia — Knautia — Scabiosa — Dipsacus — Morina — Valeriana — Nardostachys; — die Gröpswurzler fünf: Forstera

— Stylidium — Lobelia — Goodenia — Scaevola; — die Blumenwurzler sechs: Jasione — Phyteuma — Trachelium — Campanula — Canarina — Michauxia; — die Nußwurzler sechs: Cytinus — Aphyteia — Rafflesia — Asarum — Aristolochia — Tacca; — die Pflaumenwurzler sechs: Mentzelia — Loasa — Turnera — Homalium — Aristotelia — Casearia; — die Beerenwurzler fünf: Malesherbia — Paropsia — Deidamia — Modecca — Passiflora; — und die Apfelwurzler vierzehn: Sicyos — Sechium — Bryonia — Melothria — Elaterium — Anguria — Trichosanthes — Luffa — Momordica — Cucumis — Cucurbita — Begonia — Fevillaea — Carica.

Manche dieser Geschlechter sind wieder in Untergeschlechter gebracht, und die ganze Klasse in 2 Abtheilungen, 5 Ordnungen, 16 Zünfte und 168 Geschlechter.

Die achte Klasse begreift die Stengelpflanzen oder Stengler, d. i. die Kelchblumen, Perigynen oder perigynische Monopetalen (eigentlich epi- und perigynischen, mit vorwaltender Perigynie) (Cauliariae) (S. 837 — 950).

Sie theilt sich, wie die vorigen Klassen, in zwey Hauptabtheilungen: in Gröpsblumen oder epigynische, d. i. Rubiaceen oder Stellaten (S. 840 — 888) und in Kelchblumen oder perigynische (S. 889 — 950).

Die erste dieser Abtheilungen zerfällt in drey Ordnungen: Markstengler oder Markstengelpflanzen (Cauliariae parenchymales) (S. 841 — 857), welche die Acotyledonen wiederholen; — Schaftstengler oder Schaftstengelpflanzen (Cauliariae scapales) (S. 857 — 871), welche die Monocotyledonen darstellen; — und Stammstengler oder Stammstengelpflanzen (Cauliariae truncales) (S. 871 — 888), welche den Monopetalen entsprechen.

Jede Ordnung begreift drey Zünfte; so die Markstengler die Zünfte: Zellenstengler, Zellenstengelpflanzen, Krappe oder Stellaten (Cauliariae cellulales, — Stellatae, Anthospermeae et Operculareae) (S. 841 — 845), analog den Pilzen; — Aderstengler, Aderstengelpflanzen, Essern oder Spermacoceen (Cauliariae vasales, — Cephalanthae, Spermacoceae et Putorieae) (S. 845 — 848), analog den Moosen; — und Drosselstengler, Drosselstengelpflanzen, Zetten oder Coffeaceen (Cauliariae tracheales, — Paederieae, Cephaëlideae et Coffeaceae) (S. 848 — 857), analog den Farren; — die Schaftstengler die Zünfte: Rindenstengler, Rindenstengelpflanzen, Wutten oder Hedyoten (Cauliariae corticales, — Hedyotidae) (S. 857 — 858), den Gräsern entsprechend; — Baststengler, Baststengelpflanzen, Jocken oder Rondeletien (Cauliariae alburnales, — Rondeletiae) (S. 859 — 861), den Lilien entsprechend; — und Holzstengler,

Holzstengelpflanzen, Schwilken oder Cinchonaceen (Cauliariae lignales, — Naucleae et Cinchoneae) (S. 861—871), entsprechend den Palmen; — und die Stammstengler die Zünfte: Wurzelstengler, Wurzelstengelpflanzen, Granten oder Guettarden (Cauliariae radicales, — Morindeae, Guettardeae et Isertieae) (S. 871—877), parallel den epigynischen Monopetalen; — Stengelstengler, Stengelstengelpflanzen, Nolken oder Hamelien (Cauliariae cauliales, — Cordierieae et Hamelieae) (S. 877—879), parallel den perigynischen Monopetalen; — und Laubstengler, Laubstengelpflanzen, Gadeln oder Gardenien (Cauliariae foliales, — Sarcocephaleae et Gardenieae) (S. 879—888), parallel den hypogynischen Monopetalen.

Die Abtheilung der Kelchblumen besteht nur aus zwey Ordnungen: Blüthenstengler, Blüthenstengelpflanzen, Heidenartige oder Ericoiden (Cauliariae florales) (S. 889—907), welche die hypogynischen Polypetalen vorstellen, — und Fruchtstengler, Fruchtstengelpflanzen oder Diospyroiden (Cauliariae fructuales) (S. 908—950), welche den Apetalen, Diclinisten, epigynischen und perigynischen Polypetalen gleich stehen.

Davon haben die Blüthenstengler drey Zünfte: Samenstengler, Samenstengelpflanzen, Preußeln oder Epacriden (Cauliariae seminales, — Epacrideae et Myrtilleae) (S. 889—894), analog den Polycarpen; — Gröpsstengler, Gröpsstengelpflanzen, Heideln, Heiden oder Ericeen (Cauliariae pistillales, Monotropeae, Pyroleae et Ericaceae) (S. 894—902), entsprechend den Monocarpen mit Scheidewänden; — und Blumenstengler, Blumenstengelpflanzen, Dendeln oder Rhododendren (Cauliariae corollales, — Rhododendreae) (S. 902—907), parallel den Monocarpen mit Hohlkapseln; — die Fruchtstengler hingegen vier Zünfte: Nußstengler, Nußstengelpflanzen, Hilpen oder Myrobalanen (Cauliariae nucales, — Combretaceae, Myrobalaneae, Avicennieae et Rhizophoreae) (S. 908—923), gleich den Apetalen und Diclinisten; — Pflaumenstengler, Pflaumenstengelpflanzen, Kieschen oder Olacinen (Cauliariae drupales, — Olacineae, Balanitae, Alangieae et Styracineae) (S. 923—931), entsprechend den unregelmäßigen Peripetalen; — Beerenstengler, Beerenstengelpflanzen, Grampen oder Diospyren (Cauliariae baccales, — Belvisieae et Diospyreae) (S. 931—938), parallel den monogynischen Peripetalen; — und Apfelstengler, Apfelstengelpflanzen, Rengen oder Sapoten (Cauliariae pomales, — Sapoteae) (S. 938—950), analog den polygynischen Peripetalen.

Zu diesen Zünften rechnet der Verfasser folgende Geschlechter: zu den Zellenstenglern sechs: Valantia — Galium —

Asperula — Rubia — Anthospermum — Phyllis; — zu den Aderstenglern fünf: Cephalanthus — Spermacoce — Richardsonia — Machaonia — Serissa; — zu den Drosselstenglern acht: Paederia — Cephaëlis — Psychotria — Chiococca — Canthium — Coffea — Siderodendron — Ixora; — zu den Rindenstenglern eins: Hedyotis; — zu den Baststenglern fünf: Dentella — Ophiorrhiza — Wendlandia — Portlandia — Cimarrhis; — zu den Holzstenglern vier: Nauclea — Danais — Cinchona — Coutarea; — zu den Wurzelstenglern zehn: Morinda — Nonatelia — Pyrostria — Myonima — Psathyra — Timonius — Antirrhoea — Guettarda — Vangnieria — Isertia; — zu den Stengelstenglern drey: Cordiera — Hamelia — Alibertia; — zu den Laubstenglern zehn: Sarcocephalus — Fernelia — Catesbaea — Webera — Randia — Posoqueria — Mussaenda — Burchellia — Gardenia — Genipa; — zu den Samenstenglern fünf: Epacris — Leucopogon — Lissanthe — Vaccinium — Thibaudia; — zu den Gröpsstenglern sieben: Monotropa — Pyrola — Erica — Andromeda — Gaultheria — Clethra — Arbutus; — zu den Blumenstenglern vier: Azalea — Kalmia — Rhododendrum — Ledum; — zu den Nußstenglern acht: Combretum — Schousboea — Quisqualis — Conocarpus — Terminalia — Bucida — Avicennia — Rhizophora; — zu den Pflaumenstenglern neun: Olax — Fissilia — Heisteria — Ximenia — Balanites — Alangium — Halesia — Symplocos — Styrax; — zu den Beerenstenglern vier: Napoleona — Visnea — Maba — Diospyros; — und zu den Apfelstenglern acht: Sideroxylon — Bumelia — Argania — Bassia — Omphalocarpon — Chrysophyllum — Mimusops — Achras.

Auch hier sind mehrere Geschlechter in Untergeschlechter getheilt, und die ganze Klasse in 2 Abtheilungen, 5 Ordnungen, 16 Zünfte und 97 Geschlechter zerfällt.

Die neunte Klasse enthält die Laubpflanzen oder Lauber, d. i. die Stielblumen, Hypogynen oder hypogynische Monopetalen (Foliariae) (S. 951 — 1125), welche das erste Gau oder den ersten Kreis der Organ- oder Stockpflanzen, Dicotyledonen, nämlich die Stammpflanzen oder Röhrenblumen, Monopetalen, beschließen.

Diese Klasse ist ebenfalls in zwey Hauptabtheilungen gebracht: in Stocklaubpflanzen (S. 954 — 1051) und Strauß-Laubpflanzen (S. 1051 — 1125).

Davon enthält die erste Abtheilung drey Ordnungen: die Marklauber oder Marklaubpflanzen (Foliariae parenchymales, — Personatae) (S. 955 — 990), welche den Acotyledonen

entsprechen; — die Schaftlauber oder Schaftlaubpflanzen (Foliariae scapales, — Personatae) (S. 990 — 1016), welche den Monocotyledonen gleich stehen; — und die Stammlauber oder Stammlaubpflanzen (Foliariae truncales, — Contortae) (S. 1016 — 1051), welche den Monopetalen analog sind.

Jede Ordnung zerfällt wieder in drey Zünfte: die Marklauber in die Zünfte: Zellenlauber, Zellenlaubpflanzen, Dratteln oder Primeln (Foliariae cellulares, — Lentibularieae et Primulaceae) (S 956 — 966), parallel den Pilzen; — Aderlauber, Aderlaubpflanzen, Schraden oder Scrofularien (Foliariae vasales, - - Scrofularineae et Verbascineae) (S. 966 — 976), parallel den Moosen; — und Drossellauber, Drossellaubpflanzen, Schlutten oder Solanen (Foliariae tracheales, — Solanaceae) (S. 976 — 990), parallel den Farren; — die Schaftlauber in die Zünfte: Rindenlauber, Rindenlaubpflanzen oder Flurren (Foliariae corticales, — Orobancheae, Gesnerieae et Cyrtandreae) (S. 990 — 994), analog den Gräsern; — Bastlauber, Bastlaubpflanzen oder Rodel (Foliariae alburnales, — Rhinantheae et Acantheae) (S. 994 — 1005), analog den Lilien; — und Holzlauber, Holzlaubpflanzen oder Lingen (Foliariae lignales, — Bignonieae et Pedalineae) (S. 1005 — 1016), analog den Palmen; — und die Stammlauber in die Zünfte: Wurzellauber, Wurzellaubpflanzen, Hulken oder Gentianen (Foliariae radicales, — Gentianeae et Loganeae) (S. 1016 — 1025), entsprechend den epigynischen Monopetalen; — Stengellauber, Stengellaubpflanzen oder Sungen (Foliariae cauliales, — Asclepiadeae et Apocyneae) (S. 1025 — 1040), entsprechend den perigynischen Monopetalen; — und Laublauber, Laublaubpflanzen, Sporkeln oder Carissen (Foliariae foliales, — Rauwolfieae et Strychneae) (S. 1040 — 1051), entsprechend den hypogynischen Monopetalen.

Die zweyte Abtheilung umfaßt aber nur zwey Ordnungen: die Blüthenlauber, Blüthenlaubpflanzen oder Labiatoiden (Foliariae florales) (S. 1052 — 1089), welche die hypogynischen Polypetalen vorstellen; und die Fruchtlauber, Fruchtlaubpflanzen oder Pyrenaceen (Foliariae fructuales) (S. 1089 — 1125), welche den Apetalen, Diclinisten, epigynischen und perigynischen Polypetalen gleich stehen.

Davon enthält die Ordnung der Blüthenlauber drey Zünfte: die Samenlauber, Samenlaubpflanzen, Schnoppen oder Labiaten (Foliariae seminales, — Labiatae) (S. 1052 — 1075), analog den Polycarpen; — die Gröpslauber, Gröpslaubpflanzen oder Locke (Foliariae pistillales, — Hydrophylleae, Hydroleae, Polemonieae et Cobaeaceae) (S. 1075 — 1079), analog

den Monocarpen mit Scheidewänden; — und die Blumenlauber, Blumenlaubpflanzen oder Winden (Foliariae corollales, — Cuscuteae, Convolvulaceae et Nolaneae) (S. 1079 — 1089), analog den Monocarpen mit Hohlkapseln; — die Ordnung der Fruchtlauber hingegen vier Zünfte: die Nußlauber, Nußlaubpflanzen, Nallen oder Borragineen (Foliariae nucales, — Asperifoliae, Ehretieae et Cordiaceae) (S. 1089 — 1100), gleich den Apetalen und Diclinisten; — die Pflaumenlauber, Pflaumenlaubpflanzen, Müllen oder Pyrenaceen (Foliariae drupales, — Selagineae, Myroporineae, Stilbineae et Verbenaceae) (S. 1100 — 1110), entsprechend den unregelmäßigen Peripetalen; — die Beerenlauber, Beerenlaubpflanzen, Flieder oder Ligustrinen (Foliariae baccales, — Jasmineae, Fraxineae, Syringeae et Oleae) (S. 1110 — 1119), parallel den monogynischen Peripetalen; — und die Apfellauber, Apfellaubpflanzen, Gumpeln oder Myrsinen (Foliariae pomales, — Ardisieae et Salvadoreae) (S. 1120 — 1125), analog den polygynischen Peripetalen.

Diese Zünfte theilen sich in folgende Geschlechter: die Zellenlauber in siebzehn: Limosella — Pinguicula — Utricularia — Erinus — Gratiola — Primula — Androsace — Aretia — Cortusa — Soldanella — Trientalis — Cyclamen — Dodecatheon — Anagallis — Lysimachia — Samolus — Hottonia; — die Aderlauber in eilf: Calceolaria — Scrofularia — Antirrhinum — Maurandia — Digitalis — Chelone — Verbascum — Capraria — Buddleya — Scoparia — Halleria; — die Drossellauber in zehn: Hyoscyamus — Datura — Nicotiana — Physalis — Nicandra — Atropa — Lycium — Cestrum — Capsicum — Solanum; — die Rindenlauber in sechs: Orobanche — Lathraea — Gloxinia — Trevirania — Gesneria — Besleria; — die Bastlauber in eilf: Veronica — Escobedia — Melampyrum — Rhinanthus — Mimulus — Euphrasia — Pedicularis — Ruellia — Thunbergia — Acanthus — Justicia; — die Holzlauber in acht: Incarvillea — Bignonia — Sesamum — Martynia — Pedalium — Josephinia — Brunfelsia — Crescentia; — die Wurzellauber in zwölf: Menyanthes — Chlora — Swertia — Frasera — Gentiana — Lita — Lisianthus — Chironia — Spigelia — Houstonia — Gelsemium — Potalia; — die Stengellauber in funfzehn: Stapelia — Ceropegia — Asclepias — Gymnema — Hoya — Cynanchum — Secamone — Periploca — Pergularia — Apocynum — Echites — Nerium — Vinca — Plumeria — Tabernaemontana; — die Laublauber in sieben: Alyxia — Ophioxylon — Cerbera — Carissa — Strychnos — Willughbeia —

Hancornia; — die Samenlauber in zwey und dreyßig: Ajuga — Teucrium — Lycopus — Amethystea — Mentha — Satureja — Hyssopus — Nepeta — Lavandula — Sideritis — Glechoma — Lamium — Galeopsis — Betonica — Stachys — Marrubium — Leonurus — Phlomis — Moluccella — Scutellaria — Prunella — Ocymum — Thymus — Origanum — Clinopodium — Melissa — Melittis — Dracocephalum — Prasium — Rosmarinus — Salvia — Monarda; — die Gröpslauber in sechs: Hydrophyllum — Hydrolea — Phlox — Polemonium — Cantua — Cobaea; — die Blumenlauber in sieben: Cuscuta — Evolvulus — Cressa — Convolvulus — Ipomoea — Nolana — Humbertia; — die Nußlauber in sechzehn: Myosotis — Anchusa — Symphytum — Borrago — Cynoglossum — Lycopsis — Echium — Lithospermum — Pulmonaria — Onosma — Cerinthe — Heliotropium — Tournefortia — Ehretia — Beureria — Cordia; — die Pflaumenlauber in vierzehn: Selago — Hebenstreitia — Bontia — Stilbe — Verbena — Ghinia — Lantana — Vitex — Premna — Citharexylon — Clerodendron — Tectona — Callicarpa — Aegiphila; — die Beerenlauber in sieben: Jasminum — Nyctanthes — Fraxinus — Syringa — Olea — Chionanthus — Ligustrum; — und die Apfellauber in acht: Aegiceras — Salvadora — Myrsine — Ardisia — Embelia — Maesa — Jacquinia — Theophrasta.

Manche Geschlechter theilen sich wieder in Untergeschlechter, und die ganze Klasse in 2 Abtheilungen, 5 Ordnungen, 16 Zünfte und 187 Geschlechter.

Der Verfasser gibt nun eine Zusammenstellung der bekannten Geschlechter und Gattungen der Stammpflanzen (S. 1125 — 1128).

Er führt von Wurzelpflanzen oder epigynischen Monopetalen 1000 Geschlechter mit etwa 5615 Gattungen, von Stengelpflanzen oder perigynischen Monopetalen 389 Geschlechter mit ungefähr 3429 Gattungen, und von Laubpflanzen oder hypogynischen Monopetalen 860 Geschlechter mit beyläufig 8043 Gattungen, zusammen also von allen Stammpflanzen oder Monopetalen 2249 Geschlechter mit nahe an 17087 Gattungen auf.

Den Schluß dieses Gaues oder Kreises macht eine Uebersicht der Zünfte der drey Klassen der Stammpflanzen, zur Versinnlichung ihrer Parallelen (S. 1128 — 1129), und die Literatur dieser Klassen (S. 1130 — 1138).

Hierauf folgt das zweyte Gau oder der zweyte Kreis der Organ- oder Stockpflanzen, Dicotyledonen, welches die Blüthen-

pflanzen, d. i. die hypogynischen Polypetalen oder Blätterblumen (Florariae, — Polypetalae hypogynae) (S. 1139 — 1448) umfaßt.

Dieser Kreis beginnt mit der zehnten Pflanzenklasse, nämlich den Samenpflanzen, Samern oder Balgpflanzen, d. i. den Polycarpen (Seminariae, — Polypetalae hypogynae polycarpae) (S. 1140 — 1260).

Der Verfasser scheidet sie in zwey große Abtheilungen: Hautgröpse (S. 1143 – 1235) und Fruchtgröpse (S. 1235 — 1260).

Die erstere dieser Abtheilungen zerfällt in vier Ordnungen, als: Marksamer, Marksamenpflanzen oder Ranunculoiden (Seminariae parenchymales) (S. 1143 — 1179), parallel den Acotyledonen; — Schaftsamer, Schaftsamenpflanzen oder Tiliaceen (Seminariae scapales) (S. 1179 — 1195), parallel den Monocotyledonen; — Stammsamer, Stammsamenpflanzen oder Malvaceen (Seminariae truncales) (S. 1195 — 1208), parallel den Monopetalen; — und Blüthensamer, Blüthensamenpflanzen oder Malvaceen (Seminariae florales) (S. 1208—1235), parallel den hypogynischen Polypetalen.

Jede dieser Ordnungen hat drey Zünfte; so die Marksamer die Zünfte: Zellensamer, Zellensamenpflanzen, Nielen oder Ranunculeen (Seminariae cellulales, — Ranunculaceae) (S. 1143 — 1153), analog den Pilzen; — Adersamer, Adersamenpflanzen oder Fratten (Seminariae vasales, — Helleboraceae) (S. 1154 — 1165), analog den Moosen; — und Drosselsamer, Drosselsamenpflanzen, Flassen oder Geraniaceen (Seminariae tracheales, — Balsamineae, Tropaeoleae, Geranieae, Linoideae et Oxalideae) (S. 1166 — 1179), analog den Farren; — die Schaftsamer die Zünfte: Rindensamer, Rindensamenpflanzen, Klinnen oder Lamprophyllen (Seminariae corticales, — Chlaenaceae, Theaceae et Ternstroemieae) (S. 1180 — 1186), gleich den Gräsern; — Bastsamer, Bastsamenpflanzen oder Linden (Seminariae alburnales, — Tiliaceae) (S. 1186 — 1192), gleich den Lilien; — und Holzsamer, Holzsamenpflanzen oder Hessen (Seminariae lignales, — Elaeocarpeae) (S. 1193 — 1195), gleich den Palmen; — die Stammsamer die Zünfte: Wurzelsamer, Wurzelsamenpflanzen oder Jasen (Seminariae radicales, — Hermanniaceae) (S. 1196—1197), parallel den epigynischen Monopetalen; — Stengelsamer, Stengelsamenpflanzen oder Putten (Seminariae cauliales, — Dombeyaceae) (S. 1197 — 1198), parallel den perigynischen Monopetalen; — und Laubsamer, Laubsamenpflanzen oder Schroben (Seminariae foliales, — Büttneriaceae et Sterculiaceae) (S. 1199 — 1208), parallel den hypogynischen Monopetalen; —

und die Blüthensamer die Zünfte: Samensamer, Samensamenpflanzen, Pappeln oder Malven (Seminariae seminales, — Malveae) (S. 1209 — 1213), entsprechend den Polycarpen; — Gröpssamer, Gröpssamenpflanzen, Flitten oder Hibisken (Seminariae pistillales, — Hibisceae) (S. 1213 — 1224), entsprechend den Monocarpen mit Scheidewänden; — und Blumensamer, Blumensamenpflanzen oder Wullen (Seminariae corollales, — Bombaceae) (S. 1224 — 1235), entsprechend den Monocarpen mit Hohlkapseln.

Die zweyte Abtheilung der Klasse enthält nur eine Ordnung: die Fruchtsamer, Fruchtsamenpflanzen, Magnoliaceen oder Polycarpen (Seminariae fructuales) (S. 1235 — 1260), welche den Apetalen, Diclinisten, epigynischen und perigynischen Polypetalen entspricht.

Sie enthält vier Zünfte, als: Nußsamer, Nußsamenpflanzen, Saaren oder Magnolien (Seminariae nucales, — Magnoliaceae) (S. 1235 — 1242), analog den Apetalen und Diclinisten; — Pflaumensamer, Pflaumensamenpflanzen oder Lahnen (Seminariae drupales, — Menispermeae) (S. 1242 — 1247), gleich den unregelmäßigen Peripetalen; — Beerensaamer, Beerensamenpflanzen oder Sprätzen (Seminariae baccales — Dillenieae (S. 1247 — 1251), parallel den monogynischen Peripetalen; — und Apfelsamer, Apfelsamenpflanzen oder Dören (Seminariae pomales, — Anoneae) (S. 1251 — 1260), entsprechend den polygynischen Peripetalen.

Diese Zünfte bestehen aus folgenden Geschlechtern: die Zellensamer aus sechs: Ranunculus — Adonis — Anemone — Thalictrum — Atragene — Clematis; — die Adersamer aus dreyzehn: Caltha — Trollius — Helleborus — Isopyrum — Coptis — Garidella — Nigella — Aquilegia — Delphinium — Aconitum — Paeonia — Xanthorrhiza — Actaea; — die Drosselsamer aus acht: Impatiens — Tropaeolum — Geranium — Erodium — Pelargonium — Linum — Oxalis — Averrhoa; — die Rindensamer aus sechs: Rhodochlaena — Sarcochlaena — Thea — Camellia — Gordonia — Ternstroemia; — die Bastsamer aus acht: Corchorus – Triumfetta — Sparrmannia — Sloanea — Aubletia — Tilia — Grewia — Muntingia, — die Holzsamer aus zwey: Decadia — Elaeocarpus; — die Wurzelsamer aus drey: Hermannia — Waltheria — Riedlea; — die Stengelsamer aus drey: Pentapetes — Dombeya — Pterospermum; — die Laubsamer aus neun: Ayenia — Büttneria — Commersonia — Theobroma — Abroma — Bubroma — Kleinhovia — Samandura — Sterculia; — die Samensamer aus sieben: Malva — Althaea —

Lavatera — Urena — Malope — Sida — Abutilon; — die Gröpssamer aus drey: Gossypium — Hibiscus — Achania; — die Blumensamer aus sieben: Helicteres — Cavanillesia — Carolinea — Chirostemon — Bombax — Adansonia — Durio; — die Nußsamer aus fünf: Illicium — Wintera — Liriodendron — Magnolia — Michelia; — die Pflaumensamer aus drey: Lardizabala — Cissampelos — Menispermum; — die Beerensamer aus drey: Tetracera — Delima — Dillenia; — und die Apfelsamer aus fünf: Monodora — Xylopia — Halzelia — Uvaria — Anona.

Einige Geschlechter sind in Untergeschlechter zerfällt; die ganze Klasse in 2 Abtheilungen, 5 Ordnungen, 16 Zünfte und 91 Geschlechter.

Die eilfte Pflanzenklasse enthält die Gröpspflanzen, Gröpser, Scheidenkapseln oder Kapselpflanzen, d. i. die Monocarpen mit Scheidewänden (Pistillariae, — Polypetalae hypogynae monogynae, — Monocarpae capsulares) (S. 1261 — 1343).

Sie scheiden sich in zwey Hauptabtheilungen: Kapselgröpse (S. 1264 — 1299) und Fruchtgröpse (S. 1299 — 1343).

Die erstere dieser Abtheilungen trennt der Verfasser wieder in zwey Gruppen: in Regelmäßige (S. 1264 — 1290) und Unregelmäßige (S. 1291 — 1299).

Davon umfaßt die Gruppe der Regelmäßigen zwey Ordnungen: die Markgröpser, Markgröpspflanzen oder Rutaceen (Pistillariae parenchymales) (S. 1264 — 1275), welche den Acotyledonen parallelisirt sind; — und die Schaftgröpser, Schaftgröpspflanzen oder Rutaceen (Pistillariae scapales) (S. 1275 — 1290), welche den Monocotyledonen gleich stehen.

Beyde Ordnungen zerfallen in drey Zünfte; so die Markgröpser in die Zünfte: Zellengröpser, Zellengröpspflanzen oder Rauten (Pistillariae cellulales, — Ruteae) (S. 1264—1266), analog den Pilzen; — Adergröpser, Adergröpspflanzen oder Zäcken (Pistillariae vasales, — Diosmeae) (S. 1266 — 1271), analog den Moosen; — und Drosselgröpser, Drosselgröpspflanzen oder Tringeln (Pistillariae tracheales, — Zygophylleae) (S. 1272 — 1275), analog den Farren; — und die Schaftgröpse in die Zünfte: Rindengröpser, Rindengröpspflanzen oder Spricken (Pistillariae corticales, — Connaraceae, Zanthoxyleae et Coriarieae (S. 1276 — 1285), parallel den Gräsern; — Bastgröpser, Bastgröpspflanzen oder Ocheln (Pistillariae alburnales, — Ochnaceae (S. 1285 — 1287), parallel den Lilien; — und Holzgröpser, Holzgröpspflanzen oder Reschen (Pistillariae lignales, — Simarubeae et Quassieae (S. 1288 — 1290), parallel den Palmen.

Die Gruppe der Unregelmäßigen hingegen besteht aus einer einzigen Ordnung: den Stammgröpsern, Stammgröpspflanzen oder Polygalaceen (Pistillariae truncales) (S. 1291 — 1299), welche den Monopetalen gleichgestellt sind.

Auch diese hat nur drey Zünfte: die Wurzelgröpser, Wurzelgröpspflanzen, Ramseln oder Polygalen (Pistillariae radicales, — Polygaleae) (S. 1291 — 1295), den epigynischen Monopetalen entsprechend; — die Stengelgröpser, Stengelgröpspflanzen oder Knoppen (Pistillariae cauliales, — Vochysieae) (S. 1296 — 1297), den perigynischen Monopetalen entsprechend; — und die Laubgröpser, Laubgröpspflanzen oder Naden (Pistillariae foliales, — Tremandreae et Pittosporeae) (S. 1297 — 1299), den hypogynischen Monopetalen entsprechend.

Die Abtheilung der Fruchtgröpse enthält zwey Ordnungen: die Blüthengröpser, Blüthengröpspflanzen oder Meliaceen (Pistillariae florales) (S. 1299 — 1319), welche den hypogynischen Polypetalen parallel stehen; — und die Fruchtgröpser, Fruchtgröpspflanzen oder Sapindaceen (Pistillariae fructuales) (S. 1319 — 1343), welche den Apetalen, Diclinisten, epigynischen und perigynischen Polypetalen gleichgestellt sind.

Erstere hat drey Zünfte: die Samengröpser, Samengröpspflanzen, Patteln oder Cedrelen (Pistillariae seminales, — Cedrelaceae) (S. 1300 — 1304), welche den Polycarpen entsprechen; — die Gröpsgröpser, Gröpsgröpspflanzen, Hiefen oder Melien (Pistillariae pistillales, — Meliaceae) (S. 1304 — 1311), welche den Monocarpen mit Scheidewänden analog sind; — und die Blumengröpser, Blumengröpspflanzen, Schwalen oder Pomeranzen (Pistillariae corollales, — Aurantieae) (S. 1311 1319), welche den Monocarpen mit Hohlkapseln gleichstehen; — letztere Ordnung hingegen vier Zünfte: die Nußgröpser, Nußgröpspflanzen oder Ahorne (Pistillariae nucales, — Acerineae, Hippocastaneae et Rhizoboleae) (S. 1320 — 1326), analog den Apetalen und Diclinisten; — die Pflaumengröpser, Pflaumengröpspflanzen, Lennen oder Malpighien (Pistillariae drupales, — Erythroxyleae et Malpighiaceae) (S. 1326 — 1331), parallel den unregelmäßigen Peripetalen; — die Beerengröpser, Beerengröpspflanzen oder Jugeln (Pistillariae baccales, — Hippocrateaceae) (S. 1331 — 1332), entsprechend den monogynischen Peripetalen; — und die Apfelgröpser, Apfelgröpspflanzen, Knippen oder Sapinden (Pistillariae pomales, — Sapindaceae) (S. 1333 — 1343), gleich den polygynischen Peripetalen.

Die Zünfte theilen sich in folgende Geschlechter: die Zellengröpser in zwey: Ruta — Peganum; — die Adergröpser in acht:

Dictamnus — Monnieria — Sciuris — Evodia — Correa — Empleurum — Diosma — Barosma; — die Drosselgröpser in vier: Tribulus — Zygophyllum — Guajacum — Melianthus; — die Rindengröpser in eilf: Cnestis — Omphalobium — Aylantus — Ptelea — Zanthoxylon — Coriaria — Cneorum — Spathelia — Acronychia — Brucea — Crantzia; — die Bastgröpser in drey: Walkera — Ochna — Gomphia; — die Holzgröpser in vier: Samadera — Zwingera — Simaruba — Quassia; — die Wurzelgröpser in fünf: Polygala — Soulamia — Monina — Krameria — Mundia; — die Stengelgröpser in zwey: Cucullaria — Qualea; — die Laubgröpser in vier: Tetratheca — Tremandra — Pittosporum — Billardiera; — die Samengröpser in fünf: Cedrela — Flindersia — Chloroxylon — Swietenia — Soymida; — die Gröpsgröpser in acht: Myrodendron — Melia — Trichilia — Guarea — Xylocarpus — Sandoricum — Milnea — Lansium; — die Blumengröpser in acht: Atalantia — Triphasia — Limonia — Murraya — Cookia — Feronia — Aegle — Citrus; — die Nußgröpser in drey: Acer — Aesculus — Rhizobolus; — die Pflaumengröpser in sechs: Erythroxylum — Hiptage — Banisteria — Bunchosia — Byrsonima — Malpighia; — die Beerengröpser in drey: Hippocratea — Tontelia — Johnia; — und die Apfelgröpser in zehn: Magonia — Dodonaea — Cardiospermum — Serjana — Paullinia — Cupania — Sapindus — Melicocca — Schleichera — Nephelium.

Von diesen Geschlechtern sind manche in Untergeschlechter geschieden, und die ganze Klasse ist in 2 Abtheilungen, 5 Ordnungen, 16 Zünfte und 86 Geschlechter gebracht.

Die zwölfte Klasse begreift die Blumenpflanzen, Blumen, Schotenpflanzen, Schoten oder Hohlkapseln, d. i. die Monocarpen mit Hohlkapseln (Corollariae, — Polypetalae hypogynae polygynae, — Monocarpae siliquosae) (S. 1344 — 1436), welche das zweyte Gau oder den zweyten Kreis der Organ- oder Stockpflanzen, Dicotyledonen, nämlich die Blüthenpflanzen, d. i. die hypogynischen Polypetalen oder Blätterblumen, beschließen.

Diese Klasse ist, wie die vorhergehenden, in zwey große Abtheilungen gebracht: in fünfzählige (S. 1347 — 1383) und vierzählige (S. 1383 — 1436).

Die fünfzähligen bestehen aus zwey Ordnungen; diese sind: die Markblumer, Markblumenpflanzen oder Caryophyllaceen (Corollariae parenchymales) (S. 1347 — 1363), welche den Acotyledonen analog sind; — und die Schaftblumer, Schaftblumenpflanzen, Cistifloren oder Violaceen (Corollariae scapa-

les) (S. 1364 — 1383), welche den Monocotyledonen parallel stehen.

Beyde Ordnungen enthalten nur drey Zünfte: die Markblumer die Zünfte: Zellenblumer, Zellenblumenpflanzen, Portulake oder Grensel (Corollariae cellulares, — Portulacaceae) (S. 1348 — 1352), gleich den Pilzen; — Aderblumer, Aderblumenpflanzen, Spergulen oder Sparke (Corollariae vasales, — Spergulaceae et Mollugineae) (S. 1553 — 1355), gleich den Moosen; — und Drosselblumer, Drosselblumenpflanzen, Caryophylleen oder Nelken (Corollariae tracheales, — Elatineae, Alsineae et Sileneae) (S. 1355 — 1363), gleich den Farren; — und die Schaftblumer die Zünfte: Rindenblumer, Rindenblumenpflanzen, Hyperiken oder Haden (Corollariae corticales, — Frankeniaceae, Sauvagesioae, Droseraceae, Sarracenieae, Nepentheae, Parnassieae et Hypericinae) (S. 1364 — 1372), analog den Gräsern; — Bastblumer, Bastblumenpflanzen oder Wauden (Corollariae alburnales, — Resedaceae, Datisceae et Violeae) (S. 1372 — 1376), analog den Lilien; — und Holzblumer, Holzblumenpflanzen, Bixineen oder Glumen (Corollariae lignales, — Cistineae, Bixaceae et Flacurtieae) (S. 1377 — 1383), analog den Palmen.

Die vierzähligen hingegen umfassen drey Ordnungen, als: die Stammblumer, Stammblumenpflanzen, Kreuzblumen oder Cruciferen (Corollariae truncales) (S. 1383 — 1406), welche den Monopetalen gleich gestellt sind; — die Blüthenblumer, Blüthenblumenpflanzen oder Papaveraceen (Corollariae florales) (S. 1407 — 1420), welche die hypogynischen Polypetalen wiederholen; — und die Fruchtblumer, Fruchtblumenpflanzen oder Guttiferen (Corollariae fructuales) (S. 1420 — 1436), welche den Apetalen, Diclinisten, epigynischen und perigynischen Polypetalen analog betrachtet werden.

Davon zerfällt die Ordnung der Stammblumer in drey Zünfte, als: Wurzelblumer, Wurzelblumenpflanzen, Schlauchschoten oder Rettige (Corollariae radicales, — Bunieae et Raphaneae) (S. 1384 — 1389), entsprechend den epigynischen Monopetalen; — Stengelblumer, Stengelblumenpflanzen, Klappenschötchen oder Kressen (Corollariae cauliales, — Lepidieae, Alysseae et Cochlearieae) (S. 1390 — 1396), entsprechend den perigynischen Monopetalen; — und Laubblumer, Laubblumenpflanzen, Schoten oder Kohle (Corollariae foliales — Cardamineae et Brassiceae) (S. 1397 — 1406), entsprechend den hypogynischen Monopetalen; — die Ordnung der Blüthenblumer ebenfalls in drey Zünfte: Samenblumer, Samenblumenpflanzen oder Schrallen (Corollariae seminales, — Capparideae)

(S. 1407—1410), gleich den Polycarpen; — Gröpsblumer, Gröpsblumenpflanzen oder Prummeln (Corollariae pistillales, — Podophylleae et Berberideae) (S. 1411—1413), gleich den Monocarpen mit Scheidewänden; — und Blumenblumer, Blumenblumenpflanzen oder Mohne (Corollariae corollales, — Fumariaceae et Papaveraceae) (S. 1413—1420), gleich den Monocarpen mit Hohlkapseln; — die Ordnung der Fruchtblumer aber in vier Zünfte; Nußblumer, Nußblumenpflanzen oder Redern (Corollariae nucales, — Dipterocarpeae) (S. 1421—1423), entsprechend den Apetalen und Diclinisten; — Pflaumenblumer, Pflaumenblumenpflanzen oder Gullen (Corollariae drupales, — Calophylleae et Mammeae) (S. 1424—1427), parallel den unregelmäßigen Peripetalen; — Beerenblumer oder Beerenblumenpflanzen, Küren (Corollariae baccales, — Marcgraviaceae) (S. 1428—1429), gleich den monogynischen Peripetalen; — und Apfelblumer, Apfelblumenpflanzen oder Druten (Corollariae pomales, — Clusieae, Canelleae et Garcinieae) (S. 1429—1436), analog den polygynischen Peripetalen.

Diese einzelnen Zünfte zerfallen in folgende Geschlechter: die Zellenblumer in sechs: Portulaca — Trianthema — Montia — Claytonia — Talinum — Portulacaria; — die Aderblumer in fünf: Spergula — Polycarpon — Polycarpaea — Mollugo — Telephium; — die Drosselblumer in zwölf: Elatine — Sagina — Alsine — Arenaria — Holosteum — Stellaria — Cerastium — Dianthus — Gypsophila — Saponaria — Silene — Lychnis; — die Rindenblumer in zehn: Frankenia — Sauvagesia — Aldrovanda — Drosera — Dionaea — Sarracenia — Nepenthes — Parnassia — Hypericum — Vismia; — die Bastblumer in fünf: Reseda — Datisca — Viola — Hybanthus — Alsodea; — die Holzblumer in sechs: Cistus — Prockia — Bixa — Hydnocarpus — Ryania — Flacurtia; — die Wurzelblumer in zehn: Clypeola — Peltaria — Myagrum — Neslia — Bunias — Anastatica — Vella — Cakile — Crambe — Raphanus; — die Stengelblumer in eilf: Biscutella — Iberis — Thlaspi — Lepidium — Senebiera — Isatis — Alyssum — Lunaria — Subularia — Draba — Cochlearia; die Laubblumer in eilf: Nasturtium — Cardamine — Dentaria — Arabis — Turritis — Cheiranthus — Erysimum — Sisymbrium — Hesperis — Sinapis — Brassica; — die Samenblumer in vier: Cleome — Capparis — Morisonia — Crataeva; — die Gröpsblumer in vier: Podophyllum — Epimedium — Leontice — Berberis; — die Blumenblumer in acht: Fumaria — Hypecoum — Bocconia — Chelidonium — Glaucium — Argemone — Papaver — Sanguinaria; — die Nuß-

blumer in drey: Vateria — Dryobalanops — Dipterocarpus; — die Pflaumenblumer in drey: Mesua — Calophyllum — Mammea; — die Beerenblumer in zwey: Marcgravia — Ascium; — und die Apfelblumer in acht: Clusia — Symphonia — Platonia — Canella — Hebradendron — Pentadesma — Stalagmites — Garcinia.

Auch in dieser Klasse sind manche Geschlechter wieder in Untergeschlechter geschieden, und die ganze Klasse ist in 2 Abtheilungen, 5 Ordnungen, 16 Zünfte und 108 Geschlechter getheilt.

Hierauf folgt nun die Zusammenstellung der bisher bekannt gewordenen Geschlechter und Gattungen der Blüthenpflanzen (S. 1437 — 1438).

Der Verfasser zählt von Samenpflanzen oder Polycarpen 298 Geschlechter mit ungefähr 3899 Gattungen; von Gröpspflanzen oder Monocarpen mit Scheidewänden 283 Geschlechter mit nahe an 1951 Gattungen; und von Blumenpflanzen oder Monocarpen mit Hohlkapseln 389 Geschlechter mit etwa 3706 Gattungen; zusammen daher von Blüthenpflanzen oder hypogynischen Polypetalen 970 Geschlechter mit beyläufig 9556 Gattungen.

Eine Tabelle über den Parallelismus der Zünfte der drey Klassen der Blüthenpflanzen (S. 1439 — 1440) und eine Uebersicht der Literatur derselben (S. 1440 — 1448) beschließt dieses zweyte Gau oder den zweyten Kreis der Stockpflanzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Art. VI. Wissenschaftlich-literarische Encyklopädie der Aesthetik. Ein etymologisch-kritisches Wörterbuch der ästhetischen Kunstsprache. Von Dr. Wilhelm Hebenstreit. Wien, bey Carl Gerold, 1842. Lexikon-Format.

Es ist gewiß eine höchst merkwürdige Erscheinung, daß fast in allen Zweigen des Wissens, wie der Kunst, neben dem Bestreben, sie wissenschaftlich zu begründen, ein bloßer, nicht selten roher Empirismus und die Anmaßung sich geltend zu machen sucht, in das Heiligthum des einen, wie der anderen, einzig vermöge des Freybriefes einer glücklichen Naturanlage den Eingang zu finden. Leicht nämlich gerathen diejenigen, welche weder eine hinreichend geübte Denkkraft, noch hinreichende Beharrlichkeit besitzen, um die letzten Gründe einer Wissenschaft oder einer Kunst durch Studium und selbstständiges Nachdenken sich eigen zu machen, auf die Meinung, daß es überhaupt überflüssig sey, den dornenvollen Weg wissenschaftlicher Forschung

einzuschlagen, und daß dieser nicht bloß ein Umweg sey, sondern wohl auch neben dem rechten Ziele geradezu vorbey führe: indem es ja der speculativen Forschung bisher noch nirgends gelungen sey, zu sicheren, allgemein gültigen Resultaten zu gelangen, und sie immer nur den einen Irrthum gegen den andern, das eine grundlose System gegen das andere ausgetauscht habe. Am gewöhnlichsten ist dieses das Lieblingsbekenntniß derjenigen, welche bey einer oberflächlichen Kenntniß der Literargeschichte zu keiner festen Ansicht darüber gelangt sind, wie das Gold der Erkenntniß nirgends gediegen zu Tage stehe, sondern nur durch vielfach wiederholte Anstrengungen und Läuterungsversuche rein dargestellt werde; wie aber demungeachtet jeder, selbst der mißlungene Versuch ein wesentlicher Fortschritt zum Ziele sey. Dabey ist für solche Beurtheiler streng wissenschaftlichen Strebens die Lebendigkeit und die relative Gültigkeit des subjectiven Urtheils eine starke Versuchung, sich mit diesem zufrieden zu geben, und ihm die unbeschränkteste Geltung beyzulegen; so wie die Anmaßung eingebildeter Genialität ein hinreichender Grund für sie ist, einem solchen Urtheile unbedingt zu vertrauen.

Eine so durchaus verkehrte Ansicht gewinnt aber immer um so mehr Raum, je mehr das Gebiet einer Kunst oder Wissenschaft sich erweitert, je lebhafter und allgemeiner der Antheil ist, den sie erregt, und je mehr widersprechende Theorien und Ansichten dabey zum Vorscheine kommen. Gerade unter diesen Umständen aber bedarf jeder Zweig des Wissens und jede Kunst der wissenschaftlichen Behandlung am dringendsten: weil eben dann alle Bestrebungen in ihr, und alle mit ihr zusammenhängenden Tendenzen ohne eine solche Leuchte in immer wachsende Verwirrung gerathen, und endlich zuletzt sich gänzlich verflachen. Daß aber eine solche Verworrenheit in den schönen Künsten und Wissenschaften vorzugsweise anzutreffen sey, und daß sie gerade hier am nachtheiligsten wirke, wird Jeder zugeben, der einerseits ihren unberechenbaren Einfluß auf das sittliche und sociale Leben ins Auge faßt, und andrerseits bedenkt, daß die Anmaßung, welche der subjectiven Ansicht allgemeine Gültigkeit beylegt, nirgends größer sey und nirgends zuversichtlicher auftrete, als eben hier.

Gewiß hat darum der Herr Verfasser des ästhetischen Lexikons einen sehr richtigen Blick dadurch bewährt, daß er für seine Aufgabe eine streng wissenschaftliche Behandlung wählte, so wie nicht minder dadurch, daß er die wissenschaftliche Gründlichkeit mit jener Klarheit des Vortrags zu verbinden strebte, welche die dargebotene Belehrung jedem Gebildeten zugänglich macht. Die Klarheit und Präcision des Vortrags ist in den

meisten Artikeln musterhaft. Dabey ist jede bedeutende Untersuchung bis auf den gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaft fortgeführt. Keiner der geringsten Vorzüge dieser Encyklopädie ist dabey ihre Vollständigkeit, und es würde sich, da der Herr Verfasser fast überall auf die Quellen selbst zurückging, ein sehr ansehnliches Verzeichniß solcher Artikel anfertigen lassen, die man in andern Werken dieser Art vergebens suchen wird. Man darf z. B. in dieser Hinsicht nur die Aufzählung der poetischen und oratorischen Figuren vergleichen. Wenn die historischen Artikel zum Theil minder befriedigen: so ist dabey zu berücksichtigen, daß diese eigentlich nicht zur Aufgabe des Verfassers gehörten, und daß eine ausführliche Behandlung derselben das Werk bedeutend vertheuert haben würde. Inzwischen hat der Hr. Verf., bey der fragmentarischen Behandlung dieser Artikel, in vielen derselben, größtentheils als Resultate der eigenen Forschung, einen reichen Schatz von Bemerkungen und Notizen niedergelegt, die auch dem Kenner der Kunstgeschichte belehrend und willkommen seyn werden. In dieser Hinsicht darf nur beyspielsweise auf die Artikel Bildschneidekunst, Chironomie, Claqueurs, Email, Enkaustik, Fresco, Galvanoplastik, Glasmalerey, Griechisches Schauspiel, Holzschnitzkunst, Kerographie, Marqueterie, Metall-Ektypographie, Nivello, Phonotyp, Polychromisch, Relief-Copiermaschine, Römisches Schauspiel, Schauspielkunst, Tragödie u. v. A. hingewiesen werden. Uebrigens wollen die Bemerkungen, welche hier über einzelne Artikel folgen, weder als Ergänzung, noch als Berichtigung derselben sich geltend machen, sondern haben einzig den Zweck, zu einer weitern Prüfung der in ihnen abgehandelten Gegenstände anzuregen, über welche die Acten keineswegs in so weit abgeschlossen sind, daß eine weitere Prüfung derselben, oder die Aufforderung zu einer solchen, als etwas Ueberflüssiges erscheinen dürfte.

Begeisterung. Es mag hier ununtersucht bleiben, wie viel die Neueren Grund gehabt haben, die Begeisterung von dem Enthusiasmus zu scheiden. Beyden liegt die Vorstellung des höchsten und lebendigsten Ergriffenseyns (nach der Ansicht der Alten durch dämonische Einwirkung) von einer Idee zum Grunde. Dieses nämlich ist auch dann noch der Fall, wenn man vom Enthusiasmus die unter diesem Artikel gegebene Bestimmung gelten lassen will, daß er ein durch das Vollkommene erregter Affect sey, der immer durch einen äußeren, bereits gebildeten Gegenstand erzeugt werde.

Die künstlerisch schaffende Begeisterung bezeichnet der Herr

Verfasser als einen Zustand der Phantasie und des Gefühls, in welchem der Künstler von seinem Gegenstande in bestimmter Richtung lichtvoll durchdrungen sey. Allein mit Gefühl und Phantasie ist die Sache hier kaum abgethan. Neben beyden ist die Klarheit des Erkennens ein eben so wesentlicher Bestandtheil der Begeisterung: ein Moment, welches gewöhnlich nicht berücksichtigt, wohl auch gänzlich verkannt wird; was für die Bildung des Künstlers von den wichtigsten, nachtheiligsten Folgen ist: weil jedes Kunststreben, welches versäumt, zur Klarheit des Erkennens durchzudringen, nothwendig ein unsicheres und schwankendes bleiben muß. Das aber ist der Irrthum so vieler verunglückter Kunstjünger, daß sie, Alles von der Aufregung der Phantasie und des Gefühls erwartend, die Klarheit des Erkennens für die Gegenfüßlerin aller ächten Begeisterung halten. Wenn jedes wahre Kunstwerk eine große oder doch eine gehaltvolle Idee reflectiren soll, und diese als die Seele jedes Kunstwerks zu betrachten ist: wie kann es auf diesem Wege zu seiner Reife gelangen, wenn jene Idee dem Künstler nicht in voller Klarheit aufgegangen ist. Ueberdieß erfassen Phantasie und Gefühl im Zustande der Aufregung jeden Gegenstand als einen unbedingten; die Bedingung alles künstlerischen Schaffens aber ist Maß und Beschränkung, die allein aus der Klarheit des Erkennens hervorgehen mögen. Wenn übrigens der Dichter oder der bildende Künstler in einzelnen Fällen durch Nachdenken und Studium zu einer solchen Erkenntniß seines Gegenstandes zu gelangen vermag: so fällt die Klarheit des Erkennens, wenn von wirklicher Begeisterung die Rede ist, doch überall mit der Erregung der Phantasie und des Gefühls in einen glücklichen Moment zusammen, in welchem ihm das innerste Wesen seines Objects in jenem wie in diesen lebendig und lichtvoll im Geiste aufgeht. — Der Artikel:

Biographie konnte in einer ästhetischen Encyklopädie nur in sofern eine Stelle finden, als dieselbe aus dem Gesichtspunkte eines ästhetischen Kunstwerks betrachtet wird. Wenn der Hr. Verf. bemerkt, daß der Standpunkt für die Entwicklung des innern Lebens, auf welches die Biographie sich hauptsächlich beziehen solle, kein sicherer sey, indem auf den innern Zustand eines Individuums nur von außen her gefolgert werden könne, und daß hierin das Schwierige und Mißliche einer Lebensbeschreibung liege: so gilt dieses ja von allem menschlichen Thun und Handeln, es mag von Einzelnen oder von ganzen Massen ausgehen, und in welcher Form die Darstellung auch immer geschehen möge. Wenn es aber in dieser Hinsicht keine unbedingte Sicherheit für die Darstellung gibt, so gibt es doch eine bedingte.

Die Sicherheit der biographischen, so wie jeder anderen Darstellung des inneren Menschen hängt nur davon ab, daß sie das Verhältniß der Momente des inneren zu jenem des äußeren Lebens, und umgekehrt, in sofern sie beyde richtig erkannt hat, oder zu erkennen vermag, als eine nothwendige zur Anschauung bringt. Doch das geht nicht die ästhetische Behandlung der Biographie insbesondere an. Diese fordert, daß dieselbe ein organisches und in allen seinen Theilen harmonisches Kunstwerk sey, und das Leben, welches ihr Vorwurf ist, in einem eben so lebendigen und sinnlich vollkommenen, als treuen Bilde abspiegle. Dieser Forderung genügt es nicht, daß der Biograph Bruchstücke aus den Werken seines Helden, aus Tagebüchern, Correspondenzen, so wie Urtheile und Zeugnisse Anderer seiner Darstellung einwebe. Eine Biographie dieser Art kann eine sehr gut geschriebene und verdienstliche seyn, wie z. B. Gustav Schwab's Leben Schiller's, auf den Namen eines Kunstwerks wird sie keinen Anspruch haben. Wo die Biographie als ein solches entstehen soll, muß es der Biograph eben von vorne herein auf ein Kunstwerk anlegen, und nicht bloß die Materialien zu einem Kunstbau zusammenbringen, sondern sie auch zu einem solchen verarbeiten.

Drama. Hier berührt der Hr. Verf., nachdem er den Begriff von Drama und Dramatisch aus einander gesetzt hat, auch die Frage, ob es zuläßig sey, daß der Dichter sein Werk außer die Berechnung der theatralischen Aufführung stelle, und neigt sich entschieden auf die Seite derjenigen, welche diese oft verhandelte Frage bejahend beantwortet haben. So viele Vertheidiger diese Ansicht der Sache auch immer gefunden hat, so scheint sie darum doch nicht minder eine unrichtige zu seyn, und wenigstens hätte man sie nicht in jener Unbedingtheit geltend zu machen versuchen sollen, wie es vielfältig geschehen ist. Daß ein dramatisches Gedicht vortrefflich seyn könne, ohne bühnengerecht zu seyn, und daß der Stoff selbst, oder die eigenthümliche poetische Auffassung desselben, es außer die Berechnung der Bühne stellen könne, muß zugegeben werden. Darum aber bleibt es nicht minder wahr — der Weg des dramatischen Dichters zum Tempel der Unsterblichkeit geht über die Bretter. Diesen Weg haben die ausgezeichnetsten Dramatiker unserer wie anderer Nationen eingeschlagen, und gegen die große Anzahl trefflicher Dichtungen, durch welche sie sich ewige Lorbeern erworben haben, wird sich nur eine sehr mäßige Anzahl von solchen zusammenbringen lassen, die, außer die Berechnung der Bühne gestellt, eine bedeutende Wirkung hervorgebracht, und dauernd einen Platz in der Literatur behauptet haben. Auch gerathen die

Dichter, welche die theatralische Aufführung von vorne herein aufgeben, wie auch der Hr. Verf. bemerkt hat, in einen seltsamen Widerspruch mit sich selbst. Denn jeder von ihnen wünscht, daß sein Werk die größtmögliche Wirkung thue und das möglichste Maß von Beyfall und Anerkennung erringe. Wenn sie nun das nächste und sicherste Mittel zu diesem Zwecke verschmähen, so wird sich in den meisten Fällen der Grund davon nur in dem Unvermögen suchen lassen, die theatralische Wirkung zu erzielen. Ist nämlich auch zugegeben worden, daß ein ächt dramatischer Stoff der Gliederung für die Bühne widerstreben könne: so wird dieser Fall doch gewiß nur ein seltener seyn, und die Schwierigkeit, ihn bühnengerecht auszubilden, meistens auf die Rechnung einer der Bühnenwirkung widerstrebenden Auffassung desselben aus verkehrten Ansichten und aus grillenhaftem Eigensinn des Dichters gesetzt werden dürfen. Es unterliegt nicht dem geringsten Zweifel, daß diese Grillenhaftigkeit und Verkehrtheit der Dichter — mitunter einiger von ausgezeichnetem Talente — nicht bloß der Bühne, sondern den Fortschritten der dramatischen Poesie überhaupt in hohem Grade nachtheilig geworden. Denn die Rücksicht auf die Bühnendarstellung zwingt den Dichter, alle Kräfte seines Geistes anzustrengen, um eine vollkommene dramatische Wirkung überhaupt zu erzielen; sie zwingt ihn, seinen Plan mit sorgsamer Berechnung derselben zu gestalten, und — was der wesentlichste Vortheil — sie hindert ihn, sich jedem poetischen Gelüste und Einfalle zu überlassen, die ihn eben nur so anwandeln. Eine Schranke ist die Bühne allerdings, aber eine sehr ersprießliche. Wollte man behaupten, daß sie die Schöpfungskraft des Dichters mehr als billig beschränke: so müßte man eben den Beweis führen, daß der Genius eines Shakespeare, Calderon, Schiller u. A. sich über Gebühr und zu seinem Nachtheile dadurch gehemmt gefunden habe. Was aber den Zwiespalt betrifft, in welchen, wie man gesagt hat, der Dichter dadurch gerathe, daß er einerseits höheren Kunstforderungen und andrerseits dem Ungeschmack des Publikums genügen solle: so ist dieser Einwurf in Beziehung auf die schwebende Frage ein ziemlich nichtiger. Der Dichter soll das Publikum weder verachten, noch sich nach seinem Ungeschmacke bequemen. Er soll ein gutes dramatisches Werk liefern. Besitzt das Publikum noch Empfänglichkeit genug, um ein solches zu würdigen, so ist sein Zweck erreicht; besitzt es diese Empfänglichkeit nicht mehr — »Lascia la poesia drammatica e studia mattematica.« So lange inzwischen die besten älteren und jedes gute neue Stück noch volle Häuser machen, werden alle Klagen über das Publikum zuletzt immer auf die Dichter zurückprallen.«

Epos. Für die mehr als erkleckliche Verschiedenheit in den Ansichten der Aesthetiker über den Begriff und das Wesen des Epos wird sich kaum ein anderer Grund angeben lassen, als daß dieselben fast ausschließend von den beyden Epopöen Homer's abgezogen wurden. Daher wird man auch die Behauptung zu leiten haben, daß ein gelungenes und wirksames Epos in unserer Zeit eine Unmöglichkeit sey.

Gegen das Verfahren, die Theorie einer Dichtungsart von dem vollkommensten Werke in der letzteren abzuleiten, läßt sich im Allgemeinen nichts einwenden. Aristoteles hat den nämlichen Weg bey der Tragödie eingeschlagen. Aber dagegen läßt sich etwa einwenden, daß man die Theorie einer Dichtungsart nicht von den wesentlichen, sondern von den zufälligen Momenten eines klassischen Vorbildes ableite. Die wesentlichen Momente der aristotelischen Poetik in Beziehung auf das Drama gelten für die moderne Tragödie wie für die antike; und dennoch, was kann sich unähnlicher seyn, als eine Tragödie von Sophokles und eine andere von Calderon oder Shakespeare.

Daß zu unserer Zeit ein Epos entstehen solle, welches in jenen Vorzügen der Composition und der Ausführung, die als zufällige bezeichnet werden dürfen, ein Spiegelbild der homerischen Gesänge wäre — davon brauchte die Unmöglichkeit nicht erst dargethan zu werden; aus dem einfachen Grunde, weil unsere Zeit nicht die Zeit Homer's ist, und wir keine Griechen sind. Behauptet man nun, daß ein gelungenes und wirksames Epos zu unserer Zeit unmöglich sey: so ist es klar, daß diese Behauptung nicht von den zufälligen, sondern von den wesentlichen Momenten desselben gemeint seyn muß. Keine Dichtungsart aber wird ihren wesentlichen Momenten nach jemals unmöglich genannt werden dürfen, so lange einerseits nicht die poetische Schöpfungskraft der Dichter und andrerseits nicht die Empfänglichkeit für Poesie bey seinen Zeitgenossen sich erschöpft haben: weil jede besondere Dichtungsart in der Natur des menschlichen Geistes und Gemüthes selbst eine Wurzel hat. Selbst hinsichtlich der zufälligen Formen liegt jede eigenthümliche Form jeder Zeit immer nur in so weit ferne, als die letztere den wesentlichen Momenten jener eigenthümlichen Form selbst sich gänzlich entfremdet fühlt. Die Idylle liegt unserer Zeit im Ganzen gewiß weit ferner als das Epos — aus dem angeführten Grunde die Geßnerische ungleich ferner als die Theokritische — und dennoch hat sie auch zu unserer Zeit glückliche Bearbeiter und warme Freunde gefunden. Gegen die Einwürfe Hegel's, »daß der heutige Weltzustand eine Gestalt habe, die in ihrer prosaischen

Ordnung den an das Epos zu machenden Forderungen sich schnurstracks entgegenstelle, und daß die Umwälzungen, welche die wirklichen Verhältnisse der Staaten erlitten, noch zu sehr als wirkliche Erlebnisse in der Erinnerung haften, und demnach, in eine epische Form gekleidet, wie ein künstlich ausgearbeitetes Machwerk vor Augen treten würden,« bringt der Hr. Verf. die ganz richtige Bemerkung vor, daß der epische Dichter seinen Stoff lediglich aus dem geeigneten Weltzustande wählen, und ihn nach seiner eigenthümlichen Beschaffenheit und im Geiste jener Zeit, unabhängig von dem Weltzustande der Gegenwart, darstellen müsse. Ueberdieß, erscheinen die Zustände in den homerischen Gedichten, den unsrigen gegenüber, gleich allerdings durch sich selbst abgeschlossener: so besteht der Widerspruch jener Verhältnisse mit den unsrigen darum nicht minder auch bey ihnen, und wird eben nur durch die Schärfe und Anschaulichkeit ausgeglichen, mit welcher der griechische Dichter jene gezeichnet hat. Warum nun sollte diese Ausgleichung einem großen Dichter unserer Zeit bey einem Stoffe aus früheren Perioden unserer Geschichte nicht ebenfalls gelingen können?

Daß der Mangel einer Maschinerie, wie sie dem Homer zu Gebote stand, kein Einwurf gegen die Möglichkeit eines Epos in gegenwärtiger Zeit sey, geht schon daraus hervor, daß die meisten Aesthetiker eine solche Maschinerie als keinen unbedingt wesentlichen Bestandtheil des Epos anerkennen wollen. Allein, wenn man dieser Ansicht auch nicht beystimmen will, so ist der neuere Dichter, obwohl im offenbaren Nachtheile gegen den Griechen, doch nicht aller Mittel so gänzlich baar, daß man ihm aus diesem Grunde das Epos durchaus untersagen dürfte; ein Gegenstand, worüber Ref. in diesen Blättern schon früher einmal sich umständlicher ausgesprochen.

Ueberhaupt scheinen diejenigen, welche sich gegen die Möglichkeit eines Epos in neuerer Zeit so entschieden erklären, die Frage über diese Möglichkeit im Allgemeinen mit einer anderen Frage verwechselt, und auf diese Weise in der That sich selbst nicht am besten verstanden zu haben. Diese Frage aber ist keine andere, als ob es möglich sey, daß ein Epos zu unserer Zeit jene Wirkung hervorbringe und jenen Einfluß auf eine neuere Nation gewinne, welche die Gedichte Homer's auf die Griechen hervorbrachten und welchen sie auf diese gewannen. Diese letztere Frage muß aus Gründen, welche in ihrer ganzen Ausdehnung oft genug dargelegt worden sind, allerdings geradezu verneint werden. Allein wenn ein Epos in neuerer Zeit auf eine Nation der Gegenwart keine eben so mächtige Wirkung hervorbringen und keinen so erstaunlichen Einfluß gewinnen kann, wie

Homer's Gesänge bey den Griechen: kann diese Wirkung darum nicht noch immer eine große und weitgreifende seyn? wenn ein großes poetisches Talent — und nur von einem solchen wird hier die Rede seyn dürfen — einen nationalen Stoff mit der ganzen Kraft seiner Begeisterung ergriffe, und ihn zum Epos gestaltete. Einen schlagenden Beweis für den Erfolg liefert hier Camoens Lusiade, die trotz Allem, was daran verfehlt ist, durch die Glut nationaler Begeisterung der Stolz und das Kleinod seiner Nation geworden ist, und gewiß nicht wenig auf diese gewirkt hat, noch jemals auf sie zu wirken aufhören wird. Alles, worin sich der neuere Dichter, wenn er nur sonst dem Griechen ebenbürtig ist, gegen diesen im Nachtheile befindet, wird ihm, zum wenigsten großentheils, die Geschichte seines Volkes ersetzen, wenn er, vorwärts und rückwärts greifend, sie zu benützen weiß; womit freylich nicht gemeint ist, daß er das Epos zum Träger philosophisch-historischer Abstractionen oder Sympathien machen solle.

Noch zweyerley mag Referenten zu bemerken vergönnt seyn. Einmal, daß es immer mißlich ist, dem poetischen Genie die Gränze seines Vermögens nach bloßen Speculationen vorzeichnen zu wollen; und dann, daß ein Epos eine so außerordentliche Schöpfung ist, daß es, wie viel im Einzelnen auch daran verfehlt sey, wofern es nur überhaupt ein großer Dichtergenius geschaffen, der Bewunderung noch immer würdig, und für die Nation, bey welcher es entsteht, ein großer, zur Belebung des nationalen Gefühls kräftig vorhaltender Gewinn seyn kann.

Erhaben. Dem Artikel über das Erhabene hat der Verfasser vorzüglich Dr. Friedr. Theod. Vischer's Abhandlung: Ueber das Erhabene und Komische, zum Grunde gelegt. Vischer nimmt seinerseits die von Kant aufgestellte Definition zur Grundlage: »Erhaben sey dasjenige, mit welchem in Vergleichung alles Uebrige klein sey,« und bestimmt sie näher durch die Erklärung: »daß es das Durchbrechen der Idee durch die Schranken des Endlichen sey, wodurch alles Andere (Endliche) als klein erscheine.« Woran man bey dieser Definition, wie bey jener Kant's selbst — wie sie hier gegeben ist — Anstoß finden kann, ist, daß der Idee gegenüber alles Endliche — also auch der Gegenstand, durch welchen die Idee selbst erregt wird — — als klein erscheine. Denn das Endliche, wodurch das Gefühl des Erhabenen erregt wird, trennt sich ja im Bewußtseyn von der Idee nicht los; bleibt es aber in diesem mit ihr verbunden: wie kann es als klein erscheinen? Wäre dieses in der That der Fall, so würde die Betrachtung des Endlichen uns niederschlagen müssen, und es wirkten bey dem Gefühle des Erhabenen — nicht in dem Sinne, in welchem dieser Ausdruck sonst hier

gebraucht werden kann, sondern unbedingt — zwey Gewichte; das eine (die Idee) die Seele aufwärts, das andere (das Endliche) sie abwärts ziehend. Das Einige aber, wodurch bey dem Gefühle des Erhabenen die Seele gehoben wird, ist im Endlichen das der Idee homogene geistige Element, welches die Seele in der Idee selbst als ein Unbedingtes auffaßt, und dessen Begränzung im Endlichen sie darüber nicht weiter gewahr wird. Dieses Unendliche der Idee aber ist überall die unendliche oder als unendlich gedachte Kraft. Wahrhaft erhaben ist daher nur Gott, weil nur seine Kraft eine unendliche. Daher wirkt bey dem Gefühle des Erhabenen die Idee von jeder anderen Kraft immer nur als eine Täuschung, in wiefern wir nämlich nicht an die Schranken derselben erinnert werden; weßwegen im letzteren Falle das Gefühl des Erhabenen entweder zerstört wird, oder sich zu der Idee jener höchsten Kraft erhebt, die wirklich ohne alle Schranken ist.

Was das sogenannte mathematisch Erhabene betrifft, so erscheint dieses durchaus als unzuläßig. Eine unermeßliche Steppe kann nicht erhaben seyn; und eben so wenig würde es der Anblick des Meeres seyn, wenn dieses eine gänzlich unbewegte Fläche wäre. Die Vorstellung eines unendlichen leeren Raumes verdumpft den Geist; die einer endlosen Zeit ist nur erhaben durch die Vorstellung der in ihr schaffenden oder zerstörenden Kräfte.

Grazie. »Die eigentlichen Merkmale der Grazie,« sagt der Hr. Verf., »sind Anmuth, das mild Ansprechende in Form und Bewegung; ein natürliches, unmittelbares Bewußtseyn der Sitte und Zartheit der Empfindung, endlich ein bedeutsamer gefälliger Ausdruck des Lebens, weßhalb sie auch der Ausdruck einer schönen Seele genannt wird.« Wenn diese Definition als eine solche nicht befriedigt, so beweist dieses nur, was man schon oft bemerkt hat, daß Anmuth und Grazie sich leichter empfinden als definiren lassen. Ein bestimmter Unterschied findet zwischen beyden allerdings Statt; allein er wird sich schwer als bestimmter Begriff erfassen und in Worten darstellen lassen. Anmuth gibt der Verfasser als das erste Merkmal der Grazie an. Allein was ist Anmuth? »Das Ansprechende, die natürliche oder angeeignete Kunstlosigkeit in Haltung und Bewegung.« In der letzteren Bestimmung, welche die Anmuth auf Haltung und Bewegung beschränkt, wird ihm schwerlich Jemand beystimmen. Weit richtiger läßt sich die Grazie auf Anmuth in Haltung und Bewegung beschränken, und dieser Ausdruck wird, wo wir ihn auf andere Weise gebraucht finden, mehr als ein übertragener, denn als ein eigentlicher zu betrachten seyn.

Griechisches Schauspiel. Unstreitig einer von den am reichsten ausgestatteten Artikeln; ganz geeignet, von dem kritischen Scharfsinne, wie von der klassischen Gelehrsamkeit des Hrn. Verf.'s Zeugniß zu geben. Nur in der Bestreitung des günstigen Einflusses der athenischen Bühne auf die öffentliche Freyheit und Sittlichkeit läßt sich demselben nicht so unbedingt beystimmen. Man kann die Stellen, welche der Hr. Verf. gegen jenen Einfluß anführt, sämmtlich gelten lassen; ein entscheidendes Gewicht zur Bestreitung desselben können sie darum doch nicht in die Wage werfen. Denn abgesehen davon, daß es für uns schwer, ja zum Theil unmöglich ist, zu bestimmen, mit welcher Berechtigung von Einsicht und Unbefangenheit von Seite ihrer Verfasser sie geschrieben wurden, und welche Ausdehnung diese ihren Behauptungen geben wollten; und abgesehen davon, daß nicht als Maßstab für die ganze dramatische Poesie angenommen werden darf, was von einzelnen Dichtern und einzelnen Stücken gesagt wurde: so werden jene Stellen durch eine ungleich größere Anzahl von Zeugnissen für den entschiedenen und günstigen Einfluß der dramatischen Poesie auf Freyheit und sittliche Bildung weit überwogen. Allein entscheidender als alle einzelnen Stellen und Zeugnisse spricht für jenen Einfluß der sittliche Gehalt der uns übrig gebliebenen griechischen Dramen; wobey allerdings die tragische Bühne von der komischen getrennt werden muß.

Wenn die Poesie überhaupt die Macht hat, auf die sittliche Erhebung des Menschen zu wirken, wie sollten jene Werke der griechischen Dichter ohne eine solche Wirkung geblieben seyn, denen das Siegel dieser Erhebung leuchtender als allen anderen aufgedrückt ist? Wie könnte diese Wirkung bey der leidenschaftlichen Liebe der Athenienser für das Schauspiel fehlen, oder nur eine unbedeutende seyn? Und wie läßt sich endlich die Rückwirkung jener Werke auf das Leben als zweifelhaft oder gering betrachten, wenn man auch nur jenen Einfluß ins Auge faßt, welchen sie durch Veredlung der geistigen Bildung mittelbar auf das Leben ausübten.

Zweifelhafter kann allerdings bey der komischen Bühne ihr günstiger Einfluß auf Freyheit und Sittlichkeit seyn. Denn wo die Sittlichkeit einmal ihr Recht verloren und die politische Parteysucht freyen Spielraum gewonnen, da finden sich gegen einen Dichter von dem gesunden und die Verhältnisse hell überschauenden Patriotismus des Aristophanes immer hundert andere, welche sich zu Werkzeugen der niedrigsten Umtriebe hergeben, und es sich zur ersten Aufgabe machen, den frechsten Uebermuth der Parteysucht immer heftiger aufzustacheln.

Historische Dichtungsart. Dieser Artikel ist etwas kurz ausgefallen, vielleicht nur darum, weil die Begriffe und Ansichten über das historische Gedicht nicht so festgestellt sind, als es wohl zu wünschen wäre. Die meisten werfen das historische Gedicht mit dem historischen Epos zusammen, und die vorzugsweise historisch genannten Epopöen der Römer, und was später als solche sich geltend machte, waren eben nicht sehr geschickt, dem historischen Gedichte große Gunst zu verschaffen. Eine nahe Verwandtschaft zwischen dem historischen Epos im engeren Sinne und dem historischen Gedichte ist nicht zu läugnen; dennoch ist Grund vorhanden, beyde zu scheiden. Ref. möchte den Unterschied nicht in das Wunderbare setzen, welches dem Epos nicht unbedingt nothwendig, mit dem historischen Gedichte nicht durchaus unverträglich ist. Er glaubt ihn vielmehr darin zu finden, daß das volksthümliche Element im Epos einen viel weiteren Spielraum und eine breitere Grundlage einnimmt, als im historischen Gedichte. Diesem ist das volksthümliche Element, wo der Dichter den Stoff aus der Geschichte seines Volkes nimmt, zwar keineswegs fremd, da es ohne Volk keine Geschichte geben kann: allein es ist nicht so ganz davon durchdrungen, wie dieses bey dem historischen Epos der Fall ist.

Warum es dem historischen Gedichte so schwer geworden, zur Gunst zu gelangen? Weil man seine Natur so sehr verkannte, daß selbst bedeutende poetische Talente statt eines historischen Gedichtes nur versificirte Geschichte gaben; weil sie eben nur auf diese Weise der Geschichte ihr Recht lassen zu können glaubten. Die historischen Momente und Charaktere sollen nicht flach, nicht schillernd und nicht schwankend gehalten seyn: allein wenn der Dichter seinen Stoff mit richtiger Einsicht gewählt und erfaßt hat, liegt denn in jenen Momenten und Charakteren selbst keine Poesie? und wird es ihm mit seinem Stoffe fehlschlagen, wenn er dieses Poetische aufzugreifen, wenn er ihn richtig zu beleuchten, allen einzelnen Theilen die eigenthümliche Färbung zu geben, mit einem Worte, wenn er mit seinem Stoffe als Dichter zu gebahren versteht?

Sonst gestattet das historische Gedicht dem Dichter in der Form die größte Freyheit. Man hat es wohl hundertmal einander nachgeschrieben, der Stellvertreter des Epos sey der Roman. Wenn es auch wahr wäre, daß das Epos zu unserer Zeit durchaus nicht auf eigenen Füßen stehen könne, und eines Stellvertreters bedürfe: so ist dieser Stellvertreter sicher nicht der Roman. Der Roman nämlich kann immer nur die Gesinnungen, Interessen und Erlebnisse Einzelner darstellen, wie sich die Interessen der Zeit auch immer in ihnen reflectiren mögen; er kann vom

nationellen Interesse nicht so ganz und nicht in gleicher Ausdehnung durchdrungen seyn, wie das Epos und das historische Gedicht; nicht zu gedenken, daß der Roman bey seiner poetischen Halbnatur nie den Schwung eines wirklichen Gedichtes erreichen kann. Wenn das volksthümliche Interesse ihn ganz durchdringen soll, so wird das poetische immer dabey verlieren, was die Erfahrung beweist. Ein Roman, der in der That ein Stellvertreter des Epos wäre, würde eben nur ein in Prosa geschriebenes Epos seyn.

Historische Prosa. Unter die äußerst wenigen Artikel, denen eine nicht gleich sorgfältige Behandlung wie den übrigen zu Theil geworden, scheint Ref.'en auch der Artikel: Historische Prosa, zu gehören. Bey dem Artikel: Historische Kunst, verweist der Verf. auf diesen; allein die Bemerkung, daß der Geschichtschreiber neben der pragmatischen Verbindung der Thatsachen auch den Vortrag berücksichtigen müsse, und daß dieser außer Wahrheit und Treue auch Klarheit und zusammenhängende Ordnung verlange, damit die Uebereinstimmung zwischen Inhalt und Form ein ästhetisches Interesse gewähre, kann hier nicht befriedigend erscheinen. Denn gewiß ist es, daß die Neueren in keiner Art von Darstellung durch die Rede weiter hinter den Alten zurückgeblieben sind, als in der Kunst der Geschichtschreibung. Die Ursachen davon sind oft genug besprochen worden. Man legt den Accent darauf, daß die Geschichtschreiber der Alten als Theilnehmer der Begebenheiten oder nach den Berichten solcher, die daran Theil gehabt, also nach lebendiger Anschauung geschrieben, und durch die Erfahrung im Kriege wie im Kabinete für die Geschichtschreibung gebildet gewesen seyen; und man kann allerdings sagen, daß ein historisches Kunstwerk auf diese Weise sich von selbst herausbildete: weil eben durch die lebendige Anschauung, im Mittelpunkte der Ereignisse, das Wichtige von dem Unwichtigen sich von selbst scheidet, und jeder Gegenstand in seiner eigenthümlichen Färbung erscheint. Wenn aber dieser Grund, warum die Neueren in der Geschichtschreibung so weit hinter den Alten zurückgeblieben, in der That der wichtigste ist, so ist er doch nicht der einzige. Man kann nämlich behaupten, daß der neuere Geschichtschreiber, wenn er nicht Energie und Selbstständigkeit des Geistes im höchsten Grade besitzt, auch unter ganz gleichen Bedingungen gegen die Alten immer im entschiedensten Nachtheile sey. Denn wenn auch er selbst nicht bloß durch die Schule gebildet ist, so sind es doch größtentheils diejenigen, für welche er schreibt. Wenn er sich nicht mit selbstbewußter Kraft aller Rücksichten auf Theorien und alles Meinen und Glauben Anderer entschlägt: so wird er sich bey

dem vielseitigen und vielgestaltigen Einflusse von tausend widersprechenden Ansichten über die Objecte der Geschichtschreibung, so wie über diese selbst unvermeidlich beworren sehen. Ueberdieß hat er, schreibt er die Geschichte einer entfernten Zeit, so Vieles zu sichten und zu berichtigen; schreibt er eine Geschichte seiner Zeit, so hat er so viele Interessen zu berücksichtigen, daß es ihm unendlich schwer, ja auf einen gewissen Grad unmöglich werden muß, frey mit seinem Stoffe zu gebahren und ihn zum Kunstwerk zu gestalten. Denn alle diese Hemmnisse nehmen ihm von vorne herein jene Unbefangenheit des Geistes, deren er bedurfte, um die beyden größten Vorzüge der Alten in der Geschichtschreibung zu erreichen: die Auflösung des Stoffes nämlich in große, leicht und hell überschaubare Massen, und jene Pragmatik, welche die Gründe der Begebenheiten nicht in weitschweifigen Reflexionen entwickelt, sondern durch die Darstellung derselben selbst zur lebendigen Anschauung bringt. In wie ferne nun energische Selbstständigkeit des Geistes diese Nachtheile auszugleichen vermag, wird es, damit dem neueren Geschichtschreiber ein historisches Kunstwerk gelinge, die erste Bedingung seyn, daß er, ohne die Strenge der historischen Treue zu verletzen, es von vorne herein auf ein solches anlege.

Humoristisch. Wenn man bey den Aesthetikern über den Humor auch sehr abweichende und zum Theil widersprechende Ansichten antrifft, so läßt sich doch nicht läugnen, daß sie tiefe Blicke in das Wesen desselben gethan haben. Dieß gilt außer Jean Paul vorzüglich von Hegel, Dambeck, Hildebrand u. A. Der Letztgenannte bemerkt: »Die eigentliche Grundlage des wahren Humors sey immer ein tiefer Ernst; bey allem Scheine der Willkür und des Schrankenlosen strebe er doch dem Unbedingten zu, und hauptsächlich in dieser Beziehung könne mit Grund gesagt werden, daß der Humor sich als diejenige freye Anschauung des Lebens charakterisire, in welcher die Bejahungen und Verneinungen, das Große und Kleine, das Bedeutende und Unbedeutende dergestalt zu einem lebendigen Bilde sich vereinigen, daß dadurch die Ahnung eines höchsten, alles ausgleichenden Ideals unmittelbar zum Bewußtseyn gebracht, und dadurch eine innere Erhebung und geistige Lebenserweiterung bewirkt werde. Was ist es aber nun, wodurch die Bejahungen und Verneinungen, das Große und Kleine, das Bedeutende und Unbedeutende zu einem lebendigen Bilde vermengt werden? Und dann: nur die Ahnung eines Idealen soll durch das humoristische Bild zum Bewußtseyn gebracht werden? Ref.'en scheint der Humor eine festere Basis zu haben: nämlich die mit Entschiedenheit im Bewußtseyn vorhandene Vorstellung eines Idealen,

und den Schmerz, welchen der Widerstreit der Wirklichkeit mit jenem Ideale in der Brust jedes tiefer denkenden und empfindenden Individuums aufregt. Ueber diesen Schmerz sucht der Humor entweder dadurch zu siegen, daß er, ohne das Ideal aufzugeben, durch einen Act selbstkräftiger Willkür ironisch mit der Wirklichkeit abschließt (komischer Humor), oder er unterwirft sich ihm, sucht ihn aber durch Milde zu versöhnen (sentimentaler Humor). Der größere oder geringere Grad von Klarheit oder Bestimmtheit, mit welcher die ideale Lebensanschauung im Bewußtseyn vorhanden ist, kann hier den Eintheilungsgrund für die verschiedenen Arten des komischen wie des sentimentalen Humors geben. In beyden Arten aber erscheint der Humor keineswegs in dem Grade subjectiv, wie man gewöhnlich annimmt, daß er es sey, obwohl das Subjective vorschlägt. Objectives und Subjectives durchdringen sich vielmehr in ihm innigst, indem der komische Humor, wenn er mit kecker Willkür über die objective (ideale) Lebensanschauung wegsetzt, auch dann noch ihre volle Berechtigung anerkennt; der sentimentale Humor aber auf die unbedingte Geltung derselben nur im Geiste milder Resignation verzichtet.

Ein wahrer Locus classicus ist die gewichtige, aus Hegel's Aesthetik angezogene Stelle über unsere humoristische Literatur. Möchte sie doch von allen Dichtern beherzigt werden, die kein anderes Steckenpferd lieber tummeln als das humoristische, und durch die tollen Sprünge, die sie es machen lassen, ihre Genialität unwidersprechlich an den Tag zu legen glauben, »weil es,« wie Hegel sagt, »unendlich leichter ist, den vernünftigen Lauf der Sache stets zu unterbrechen, willkürlich anzufangen, fortzufahren und zu enden, eine Reihe von Witzen und Empfindungen unter einander zu würfeln, und dadurch Caricaturen der Phantasie zu erzeugen, als ein in sich gediegenes Ganzes im Geiste des wahren Ideals aus sich zu entwickeln und abzurunden.« Ein mit künstlerischer Besonnenheit geschaffenes Werk soll auch das humoristische seyn, wovon diejenigen freylich keinen Begriff haben, deren ganzer Humor sich bald in Aberwitz und bald in Plattheit und Faseleyen auflöst.

»Wenn der Ausdruck: Humor,« sagt der Verf., »auf Musik und zeichnende Kunst angewendet wird, so verliert er seine eigenste Bedeutung, und nimmt die von Laune und Caricatur an.« Inzwischen sind Ref.'en doch mehr als ein Volkslied und mehr als ein zum Theil kaum handgroßes Blättchen von Chodowiecki bekannt, denen das Prädicat humoristisch kaum abzusprechen seyn dürfte.

Ideal. Es dürfte den Kunstphilosophen viel Verwirrung

und Mißverstehen erspart haben, wenn die Speculation über das Ideal etwas fester auf die lexikalische Bedeutung gefußt, und dieses eben nur als ein in der Vorstellung vorhandenes Bild eines durch Form und Gehalt und durch die Durchdringung von beyden unwandelbar Vollkommenes betrachtet hätte. Es lebt als ein solches in der Vorstellung; ob es in der Wirklichkeit vorhanden sey — wer darf es unbedingt läugnen? da es für jeden Fall möglich seyn muß, weil es sonst zur reinen Chimäre würde. Wie reizend Praxiteles seine Venus, wie vollendet ein Dichter das Bild sittlicher Güte sich auch denken mag: wer dürfte mit Entschiedenheit behaupten, daß ein Abbild eines solchen Urbildes in der Wirklichkeit nicht vorhanden oder nicht möglich sey. Das wesentliche Moment bey dem künstlerischen Ideale bleibt immer dieses, daß der Künstler das Bild des Vollkommenen, als eines Unwandelbaren, erfaßt und festhält: während die materielle Vollkommenheit den physischen Einflüssen unterworfen, und auch die höchste sittliche Vollkommenheit nie in allen Augenblicken des Lebens sich ganz gleich bleibt. Die künstlerische Darstellung aber bleibt eben wieder nur darum immer hinter dem Ideale zurück, weil dieses bloß in der Vorstellung vorhanden ist, und der Künstler es in dieser nicht mit jener Bestimmtheit wird erfassen und es so unwandelbar und so dauernd wird festhalten können, daß er es ganz so wiederzugeben vermöchte, wie es ihm in einem glücklichen Augenblicke vorschwebt. Das künstlerische Idealisiren des Wirklichen aber bestände nun darin, daß der Künstler das bedeutendste Moment seines Objectes in harmonischer Durchbildung des Ganzen zur sinnlichen Anschauung brächte. Dieß wird auch bey dem Idealisiren des Schauspielers seine Anwendung finden, worüber der Hr. Verf. mit Scharfsinn und gründlicher Kenntniß des Bühnenwesens sich des Weiteren ausgelassen hat.

Komisch; Lächerlich. In Betreff der Frage: ob das ideale Moment des Komischen ein bloß scheinbares oder ein wahrhaft erhabenes seyn dürfe, entscheidet sich der Hr. Verf. mit Hegel gegen Vischer's Meinung, daß selbst das absolut Erhabene in den Kreis des Komischen zu ziehen sey, und zwar darum, weil der ächte Scherz in dem Contraste, welchem er das Hohe preis gibt, dieses selbst festhalte. Hegel will nur das scheinbar Erhabene dem Scherze preis geben, indem alles, was im Komischen sich vernichte, ein an sich selbst Nichtiges, eine falsche und widersprechende Erscheinung sey. Die Richtigkeit dieser Bemerkung tritt am meisten dann ins Licht, wenn man erwägt, daß ein wahrhaft Erhabenes, wenn es mit scharfer Entschiedenheit im Bewußtseyn vorhanden ist, keiner ihm widersprechenden Beziehung weiter Raum gestatte, und zuletzt alles

dasjenige vernichtet, was seiner hehren Würde frevelnd sich gegenüber stellt. Ja es scheint Ref.'en das Vergnügen am Komischen großentheils eben darin seinen Grund zu haben, daß wir des wahrhaft Erhabenen in der Vernichtung seines Afterbildes uns mit erhöhter Entschiedenheit und Sicherheit bewußt werden.

Wie fast alle neueren Kunstlehrer hat auch der Hr. Verf. das Lächerliche von dem Komischen geschieden; eine Scheidung, deren Nothwendigkeit kaum mehr für problematisch gilt, dem ungeachtet aber noch immer in Anspruch genommen werden könnte. Denn der Gegensatz eines Unvollkommenen, Widersinnigen, Verkehrten liegt dem Komischen wie dem Lächerlichen zum Grunde, und der Unterschied zwischen beyden läßt sich darauf vindiciren, daß er bey dem Komischen gegen den Ernst einer erhabenen oder mindestens gehaltvollen Lebensansicht, bey dem Lächerlichen aber bloß gegen die gemeine Verständigkeit oder das durch conventionelle Uebereinkunft als zweckmäßig geltende sich hervorhebt.

Legende. Die Legende im Allgemeinen ist, wenn man nicht die etymologische Bedeutung allein berücksichtigt, eine Lehrerzählung aus dem Gebiete christlicher Sagen. Die poetische Legende in engerer Bedeutung ist eine solche Erzählung, bestimmt, christliche Ideen in poetischer Einkleidung zur lebendigen Anschauung zu bringen. In weiterer Bedeutung versteht man darunter, wie der Hr. Verf. bemerkt, jede Darstellung im Tone der kirchlich alterthümlichen Sage, ohne Rücksicht, ob ihr ein Geschichtliches (oder eine wirkliche Sage) zum Grunde liege, oder ob sie rein erfunden sey.

Der Ursprung der Legende reicht bis in die ersten Zeiten der christlichen Kirche, und aus den Zeiten der Apostel selbst haben sich mehrere Legenden von Petrus und Johannes erhalten. Ein neuer Legendenkreis bildete sich durch die Verfolgung des Christenthums unter den römischen Kaisern. Dann wandert die Legende mit Antonius in die thebaische Wüste, mit Pachomius auf die Nilinsel Tavenna und mit Hilarion in die Wüste Gaza, und erzählt von den Wundern des beschaulichen Lebens und dem Heroismus christlicher Selbstentäußerung. Im siebenten und achten Jahrhundert blühte die Literatur nur noch in der Legende, nachdem mit Gregor von Tours die letzten Reste der Geschichtschreibung, mit Fortunatus die letzten Reste von Poesie verschwunden waren; und nur in der Legende fand das Bedürfniß nach geistiger Anregung und Erhebung noch einige Nahrung (vgl. Histoire littéraire de la France avant le douzième siècle, par M. J. J. Ampère, Tom. II. Chap. XIV). Auch als nun in Folge der Reformen Carl's des Großen eine neue Geschichtschreibung entstand, behielt die

Legende ihren weit verbreiteten Einfluß, theils durch ihren Zusammenhang mit dem religiösen Leben, theils dadurch, daß man sie in den Klöstern vorlesen und als Vehikel ascetischer und rhetorischer Bildung vielfältig abschreiben ließ, was nicht wenig zu ihrer Verfälschung und Entstellung beytrug. Einen neuen Aufschwung bekam die Legende durch die Kreuzzüge. Der Occident wurde durch sie mit den Legenden des Orients bekannt, die vom Volke mit Begeisterung aufgenommen, so wie vielfältig verändert und umgestaltet wurden. Im sechzehnten Jahrhundert sammelte der Dominikaner Jakobus de Voragine seine goldene Legende (Historia lombardica), die in alle europäischen Sprachen übersetzt, und in Kirchen und Klöstern an Festtagen vorgelesen wurde. Gegen die Reformation hin nimmt die Geltung der Legende in der Literatur immer mehr ab, nach der Reformation aber haben zuerst die Bollandisten und später die neuere Zeit erkannt, welchen Vortheil die Geschichtsforschung aus der Legende ziehen könne.

Die Legende nimmt die verschiedenartigsten poetischen Formen an. Wie aber der Charakter der in ihr handelnden Personen ein gänzliches Versinken des Geistes und Gemüthes in das Göttliche ist: so bedingt dieses bey der Legende auch einen entsprechenden Charakter der Darstellung; das Abspiegeln nämlich der Abgeschlossenheit einer gänzlich auf Gott gerichteten Gedanken- und Gemüthswelt; Einfachheit, ruhige Würde und keusche Enthaltsamkeit in Schmuck und Beywerk. In jeder der angegebenen Beziehungen dürfen die meisten von Herder's Legenden musterhaft genannt werden.

Novelle. Die Novelle definirt der Hr. Verf. als eine lebendig und einfach dargestellte Begebenheit, oder ein Gemälde interessanter, möglicher Situationen und deren Verknüpfung, die sich jedoch von der Wirklichkeit nicht weiter entfernen dürfe, als daß sie durch ihre Seltenheit höchstens an das Wunderbare streife. Das Eigenthümliche der Novelle findet er mit Tieck darin, daß sie einen (großen oder kleinen) Vorfall in das hellste Licht stelle, dieser Vorfall aber zugleich auch ungewöhnlich oder räthselhaft, und als höchst selten erscheine, so leicht er sich übrigens ereignen könne. Dagegen läßt sich einwenden, daß jede Erzählung die Begebenheit, welche ihren Vorwurf ausmacht, lebendig und in einem hellen Lichte darstelle; und eben so, daß jede Erzählung einen Wendepunkt habe. Daß dieser ein sonderbarer und auffallender sey, kann ebenfalls nicht als Eigenthümlichkeit der Novelle gelten, da sich ein solcher Wendepunkt in sehr vielen Erzählungen findet. Richtiger und wesentlicher die Eigenthümlichkeit der Novelle bezeichnend ist es, daß Tieck nicht

von einer Begebenheit, sondern von einem Vorfall spricht; also von etwas, wobey die Entschlüsse und Bestrebungen der Hauptpersonen nicht in consequenter Entwicklung zum Ziele gelangen, sondern diese Entwicklung vorzugsweise durch den Zufall bestimmt wird. Auch steht diese Ansicht mit dem Begriffe einer Novelle als einer Neuigkeit, einem unerwartet sich Ereignenden, in vollkommenem Einklange.

Auch in Betreff der Darstellung scheint Ref.'en die Absichtlichkeit den Unterschied zwischen Erzählung und Novelle zu begründen. Die Novelle erzählt den Vorfall immer als einen solchen, der sich in der Gegenwart oder vor nicht langer Zeit ereignet habe, wie entfernt auch diese Zeit immer seyn mag; und sie erzählt ihn so, wie ein solcher Vorfall erzählt zu werden pflegt, bey dem die thatsächlich vorliegenden Ereignisse und Situationen ohne sorgfältigere Begründung oder Ergründung der Motive zunächst aufgegriffen und in rascher Lebendigkeit hingestellt werden: während die Erzählung von vorneherein ein bestimmtes Ergebniß im Auge hat, und es vorzüglich durch consequente Entwicklung der inneren Motive zur Anschauung zu bringen sucht. Uebrigens fließen nicht nur bey mißlungenen, sondern auch bey gelungenen Leistungen die Erzählung und die Novelle so in einander, daß es oft schwer zu sagen seyn möchte, welcher Gattung sie angehören.

(Der Schluß folgt.)

Art. VII. Gedichte von Wilhelm Smets. Vollständige Sammlung. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1840. 388 S. 8.

Der Verfasser der vorliegenden Poesieen ist einer der Wenigen, welche mit entschiedenem Berufe, mit glühender Liebe für das Wahre und Schöne und mit unermüdetem Eifer für die Interessen der Kunst begabt, dennoch nicht so durchgedrungen sind, wie sie es jenen Eigenschaften gemäß verdient hätten. Es ist die Pflicht dieser Blätter, so viel ihnen vergönnt ist, dazu beyzutragen, daß jene allgemeine Anerkennung, auf welche der Dichter gerechten Anspruch machen kann, und die ihm in späterer Zeit selbst ohne alles Zuthun von Außen her gewiß nicht entgehen wird, bald möglichst erreicht werde.

Es läßt sich nicht behaupten, daß alle in dem Bande enthaltenen Gedichte, welche, der Angabe des Verfassers nach, eine vollständige Sammlung ausmachen, von gleicher Vorzüglichkeit seyen, oder daß in allen die Emanation des dichterischen Genius zu erkennen wäre. Wir finden darunter manches

Unbedeutendere, in Anlage und Form Verfehlte, manches Kleinliche und gleichsam einem Spielwerke gleiche. Da wir aber die eigentliche Beschaffenheit eines Werkes nicht nach der Abwesenheit aller Fehler, sondern nach dem Vorhandenseyn der Vorzüge zu betrachten und zu beurtheilen gewohnt sind, so müssen wir den dichterischen Genius unseres Autors in vielen vortrefflichen, tief empfundenen und klangreich ausgedrückten Gedichten jener Mängel ungeachtet erkennen und würdigen.

Der Autor hat vielleicht nicht recht gethan, den Band seiner Poesien so dickleibig zu machen, als er geworden ist, ein Fehler, welcher an vielen Poeten neuerer Zeit gerügt werden muß. In gewisser Beziehung aber sind bey tüchtigen Naturen selbst die Schwächen und Schattenseiten nicht ohne Interesse, da sie zur Vervollständigung der künstlerischen Eigenthümlichkeit dienen, und den glänzenden Partien die gehörige Folie geben. Nur der oberflächlichen Betrachtung und der böswilligen Kritik gegenüber nehmen derley vollständige Sammlungen Gefahr, weil sie, wenn der Zufall beym Durchblättern des Buches dem Betrachter meist die geringen Partien vor Augen bringt, denselben leicht bestimmen, das Kind mit dem Bade zu verschütten, die böswillige Kritik aber, besonders wenn der Verfasser nicht ein Mann der Clique ist, welcher sie dient, leichte Waffen in den Händen hat, ihn vor den Augen der Menge als unbedeutend darzustellen. In dieser Hinsicht ist der vorsichtige Sammler seiner Aufsätze besser und sicherer daran, als der unbefangene, der sich mit allen seinen Schwächen, Eigenheiten und Schattenzügen gibt wie er ist.

Die vorliegende Gedichtsammlung zerfällt in drey Bücher und einen Anhang, welcher Uebersetzungen enthält. In der Mehrzahl sämmtlicher Gedichte finden wir den Ausdruck religiöser Anschauungen und Empfindungen, denen allen, bey manchem Verfehlten und zu Spielenden in der Form, vorzugsweise Reinheit, frey von aller unwürdigen Uebertreibung und Heucheley, nachgerühmt werden muß. Der Verfasser singt und sagt nur was er glaubt, seine Verse sind Reflexe seiner religiösen Ueberzeugung, und diese Wahrheit gibt ihnen, wie seine Ueberzeugung auch beschaffen seyn mag, einen eigenthümlichen Werth. Die übrigen Gedichte sind dem Lobe der Kunst und ihrer Priester, der Trauer über die Vergänglichkeit des Irdischen, dem Andenken bedeutender Erlebnisse, den Huldigungen der Achtung und Freundschaft geweiht. — Das Eingangsgedicht enthält Bilder aus des Dichters Leben, von dem wir Nachstehendes mittheilen.

Wilhelm Smets wurde zu Reval im Esthlande am 15. September 1796 geboren, kam aber schon, kaum sechs Jahre

alt; mit seinem Vater nach Aachen. Dieser, zu Eynatten bey Aachen im Jahre 1764 geboren, war Kriminalrichter am hohen chur-kölnischen Gerichtshofe zu Bonn, welche Stelle er aufgab, und unter dem angenommenen Namen Stollmers das Theater betrat. Unter Kotzebue's Intendantur stand er dem deutschen Theater in Reval vor, und heiratete im Jahre 1795 die damals vierzehnjährige, in Paderborn geborne Schauspielerin Antoinette Sophie Bürger, die Mutter des Verfassers und nachherige k. k. Hofschauspielerin Sophie Schröder (gegenwärtig mit Pension in Augsburg lebend), während zu gleicher Zeit von ihm unter seinem Familiennamen in Leipzig bey Breitkopf und Härtel die Schrift erschien: »Die Straf- und Polizeygesetze des achtzehnten Jahrhunderts, philosophisch, juridisch und historisch betrachtet.« — Nachdem er sich im Jahre 1802 von seiner Gattin geschieden und die Bühne verlassen hatte, trat er als Hofrath in die Dienste des regierenden Reichsgrafen von Plettingen-Miethlingen-Ratibor, wandte sich aber bald darauf nach Aachen, wo er als praktischer Rechtsgelehrter und Ergänzungsrichter am dortigen Friedensgerichte im Jahre 1812 starb. Der Verfasser war damals noch nicht sechzehn Jahre alt, und wußte durch eine ganz besondere Verwicklung der Familienverhältnisse nicht, daß seine Mutter noch lebe, bis er sie im Jahre 1816 in der Hofschauspielerin Schröder in Wien wiederfand. Obwohl vorzugsweise zum Maler bestimmt, verließ der Verfasser bey dem frühen Tode seines Vaters diese Laufbahn, und setzte die in Aachen angefangenen Studien auf dem damals kaiserlich-französischen Lyceum in Bonn fort. Die auf den dortigen Aufenthalt in den Elegieen sich beziehende Mittheilung ist wörtlich wahr, und unter solchen Beziehungen zur deutschen Sprache und Literatur brachte der Verfasser seine frühere Jugend hin, bis im Jahre 1814 der Franzosenherrschaft in den jetzigen preußischen Rheinlanden bald nach der Schlacht von Leipzig ein Ende gemacht wurde. Später wurde er, von innerer Ueberzeugung getrieben, katholischer Geistlicher, machte im Jahre 1840 eine Reise nach Rom, und lebt gegenwärtig in Köln am Rhein, welche Stadt er, da er mittlerweile zum Domherrn in Aachen ernannt wurde, in kurzer Zeit verlassen wird.

Wie eine prophetische Bitte ist das schöne Gedicht geschrieben vom Kölner Dom, im Jahre 1823, in früher Zeit Anschauungen und Wünsche enthaltend, die seither ein großer König in Erfüllung gebracht hat:

Ach, Köln, du Stadt der Treuen,
Am sangesreichen Strom,
Gar wilde Wetter dräuen
Jetzt deinem heil'gen Dom:

Drob Jammerseufzer heben
Die Herzen ehrenwerth,
In ihrer Gruft erbeben
Konrad und Engelbert.

Rings die Gerüste steigen
Um morscher Säulen Schaft,
Des Laubwerks Kronen neigen
Sich, bar der alten Kraft;
Die Flammenblume schwindet
Schon von den Wipfeln fort,
Und ärg'res noch verkündet
Der Aussicht drohend Wort.

Sollst du denn nie mehr prangen,
Wie wir dich einst geschaut,
Vom Eichenkranz umhangen,
Drein klar der Himmel thaut?
Doch, doch, es kann entkeimen
Auf's neu' das dürre Laub;
Wollt nur nicht länger säumen,
Gen Noth und Nothschrey taub.

O, laßt uns doch nicht werden
Der fernsten Zeit zum Spott,
Daß wir dies Haus auf Erden
Nicht gönnten unserm Gott,
Daß wir nicht hochgeachtet
Der Väter Eichenwald,
Wo, demuthsvoll umnachtet,
Vor Christ ihr Herz gelallt.

D'rum auf, Herr Kaiser, Kön'ge,
Und schaffet Hülfe her,
Es gibt der Tempel wen'ge
Zu Christi Königsehr';
Ihr Fürsten und ihr Grafen,
Ihr Ritter und ihr Herrn,
Denkt, eure Ahnen schlafen
Beym Hochaltar so gern.

Ihr Frauen, deutsche Frauen,
Legt ab der Steine Glanz,
Laßt d'raus von Neuem bauen
Des Domes Laubwerk-Kranz;
Ihr Sänger mit den Harfen,
Ihr Harfner mit dem Sang,
O, stimmet an den scharfen,
Bußpredigenden Klang!

Ihr Kunst- und Weisheitsschulen,
O schaffet Hülf' herbey!
Auf, regt die Federspulen,
Hebt an ein Nothgeschrey!

Und für den Schrey in Nöthen,
Du deutsche Christenheit!
Wenn All' ihr Schärflein böten,
Wär' bald das Werk bereit.

So Großes aufzurichten
Ist jeder Zeit vergönnt,
Wenn unser Thun und Dichten
Das rechte Ziel erkennt;
Und wär's nicht zu vollenden,
Was jene Zeit gewollt —
Herbey mit allen Händen,
Eh's ganz zusammenrollt!

Aus tiefster Seele kommend und den besten Gedichten der Sammlung beyzufügen ist das Klagelied auf den Tod Franz I., Kaisers von Oesterreich und letzten deutschen Kaisers. Wie charakteristisch ist die vierte Strophe:

O Kaiser, der gerungen
Um Liebe früh und spat,
Für den in sieben Zungen
Das Volk um Rettung bat;
Dich zog mit raschem Schritte,
Wie Blitz aus heit'rer Luft,
Aus deiner Völker Mitte
Der Tod zur Ahnengruft.

und die sechste:

Du nahmst die heil'ge Bürde
Zu Frankfurt auf dein Haupt,
Und trugst sie, bis die Würde
Ihr das Geschick geraubt:
Da schiedst du, fest entsagend,
Vom schönsten Reichskleinod,
Doch Lieb im Herzen tragend
Für Deutschland bis zum Tod.

Ausgezeichnet im ersten Buche finden wir auch das Gedicht: Carl V. Seelenamt in St. Just. Es ist vorzüglich in Ton und Haltung, und besonders darin ausgezeichnet, daß es der Leichenfeyer, welche Carl noch lebend sich halten ließ, ein größeres und wahreres Motiv unterlegt, als alle die bisher vermutheten und bekannt gewordenen.

Nach Ruhe, Ruhe seufzt er schwer,
Und Ruhe kommt ihm nirgend her.

Da denkt er an das Ruhgebet,
Das nach dem Tod uns Ruh erfleht.

Wirksam durch glückliche Kontraste und tief empfunden ist das Gedicht S. 127: Höheres Ziel. — Ein ernster, würdi-

ger Schlußstein des ersten Buches ist das kleine Gedicht S. 138: Pilgertracht.

In dem schönen Gedichte S. 52: Die Birke, ist der prosaische Ausdruck am Schlusse: »ein Quell von Weihethränen thue deine Freude kund,« zu rügen. In dem Gedichte S. 54: Der Schächer, sonst von gutem Tone, mißfallen die Spielereyen mit der Verkleinerung:

Sankt Joseph und Maria
Mitsammt dem Jesulein — Kindlein u. dgl.

Den Aermelraub S. 77, eine an's Kindische streifende Legende, wünschten wir weg. Das im ersten Buche enthaltene Oratorium: Die Könige in Israel, würde sich bey zweckmäßiger und leicht ausführbarer Erweiterung durch die Wirksamkeit der Situationen und das Klangreiche der Verse sehr wohl zur musikalischen Composition eignen.

In der Romanze des zweyten Buches S. 141: Vom Pedanten und Philister, sind die Charakterzüge des Letztern, welche sich wohl am besten mit spießbürgerlicher Gemeinheit bezeichnen ließen, nicht genug hervortretend angegeben. Der Pedant ist besser gezeichnet. Das Gedicht: Der Leichen-Conduct zu Baden, schildert den bekannten Vorgang, wie Kaiser Franz den Sarg eines Armen zur letzten Ruhestätte geleitete, welchem, wie er im Spazierengehen bemerkte, Niemand folgte. Es ist gut versifizirt, doch für das Einfach-Herrliche des Ereignisses hin und wieder etwas zu geziert. Das erzählende Gedicht scheint überhaupt dem Verfasser weniger zuzusagen als das rein lyrische, in welchem es sich um den Ausdruck tiefer, schöner und reiner Empfindungen handelt. Dieß stellt sich ziemlich auffallend heraus in Stoffen, welche von andern bedeutenden Dichtern behandelt wurden, welche sich in den poetischen Erzählungen besser zu bewegen wissen. Wir erinnern dabey an den Schelm von Bergen des Verfassers und an das Gedicht desselben Inhalts von Crisalin-Sinclair.

Ein schönes Gedicht ist das: Goethe's Geburtshaus, mit dem Schlusse:

Zu Frankfurt auf dem Graben
Der Hirsche steht dies Haus,
Vor hunderttausend Knaben
Sah Einer da heraus:
Das war der Wolfgang Goethe,
Der hunderttausend gilt,
Und der bewährt mit Ehren
Des Hauses Wappenschild.

Meisterhaft gelungen ist der kindlich-naive Gesang von Heinrich Frauenlob's Bestattung S. 221.

Wer dem katholischen Priester und Dichter Unduldsamkeit vorwerfen wollte, möge sein Gedicht August Graf von Platen's Bestattung lesen, welches den Geist der Duldung preist und die Vereinigung jener in der Kraft des Geistes, welche der Glaube trennt:

Zu der würdigen Bestattung
Ist geschäftig manche Hand,
In der Lorberzweig-Umschattung
Bald die hohe Bahre stand;
Auf den Sarg den Kranz man legte
Und des Dichters Odenbuch,
Dann vom Sterbehaus bewegte
Schweigsam sich der Trauerzug.

Aber sieh' wer dran sich reihet,
Harrend an der Kirche Thor,
Würdner, dem Altar geweihet
Und der Kathedrale Chor.
Ja es naht der Syrakusen
Erzbischof, und rings um ihn
Das Kapitel, hold den Musen,
Nach des Dichters Grab zu ziehn.

Hat der Glaube sie getrennet,
Einet sie des Geistes Kraft,
Die ein jedes Herz bekennet,
Wie sie Hohes, Edles schafft.
Als zur Heimat dann gedrungen
Solcher edlen Duldung Gruß,
Haben still wir dir gesungen:
Ruhe sanft in Syrakus.

Einfach-schön ist das Gedicht: Napoleon's neues Standbild auf der Vendôme-Säule, geschrieben 1833.

Das dritte Buch enthält größtentheils Gedichte, welche durch persönliche Verhältnisse hervorgerufen wurden. Dahin gehören vorzüglich die Gedichte zum Geburtstage im Frühlinge; bey Uebersendung meiner Dichtungen; zur Namensfeyer; aus den Rheinlandssagen; zur Geburtstagsfeyer mit einem Citronenbäumchen; die junge Mutter; zur Abreise meiner Schwester Wilhelmine Schröder-Devrient; Abschieds-Toast an Ferdinand Ries, als er mit seiner erkrankten Gattin nach Italien reiste, in Goethe'scher Art und auch mit Goethe'schem Geiste geschrieben.

Den übrigen Theil des dritten Buches füllen Sonette, Elegien und Epigramme, als Fragment aus des Dichters Leben. Auch in der eigensinnigen Form der erstern weiß sich der Verfasser mit Geist und Geschick zu bewegen, obgleich er zuweilen durch die Wahl der Reime die Schwierigkeit ohne Noth vermehrt, und so der Kunstwirkung Eintrag thut. Die Reime des Sonetts:

Geisteswèihe, Museum — Athenäum, Te Deum und Jubiläum gehören beyspielsweise in jene Reihe. Am vorzüglichsten sind die Sonette an des Verfassers früh hingegangene Geliebte, der innigsten, zartesten Empfindungen voll, und zugleich als Blätter vom Kranze seines Lebens von Bedeutung. Wir führen als Probe das Sonett Errettung an:

Ich wehrte nicht dem bangen, heißen Sehnen,
Sie anzuschau'n auf ihrem Sterbebette,
Noch dieses Glied zu meiner Leidenkette
Mir selbst bereitend in der Glut der Thränen.

Und bebend stand ich zwischen Schau'n und Wähnen,
Todt lag mein Glück auf schmalem Sargesbrette,
Und ich umfaßt' es, ob ich es errette,
Doch einen Abgrund sah ich schaudernd gähnen.

Da, aus der Höhe rief's mit Engelstimmen:
Laß ab vom eiteln Staub der ird'schen Hülle,
Nach Oben schau, entrud're dich der Brandung!

Und einen Stern sah ich der Nacht entglimmen,
Sie winkte mir vom Sterne, Sabbathstille
Kam in mein Herz und stärkte mich zur Landung.

Die Uebersetzungen betreffen meistens Gedichte von Lamartine. Außerdem finden wir nur den jungen Diacon nach Casimir Delavigne und die barmherzigen Schwestern aus Frankreich während der Pest in Barcellona im Jahre 1821 nach Delphine Gay. — Sämmtliche Uebersetzungen sind fließend und correct, doch weiß sich der Verfasser im Ausdrucke eigener Empfindungen freyer zu bewegen.

Referent kann sich nicht enthalten, am Schlusse dieser Beurtheilung das neueste, der vorliegenden Sammlung nicht einverleibte Gedicht des Verfassers hier mitzutheilen. Er erhielt es bey seinem dießjährigen Aufenthalte in Köln vom Autor als ungedruckt zur beliebigen Bekanntmachung. Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß dieses, durch zeitgemäße Verhältnisse hervorgerufene Poem, sowohl was die Bedeutenheit des Inhalts, als was die Kraft und den Klang der Verse betrifft, den erfreulichsten literarischen Erscheinungen neuester Zeit beyzufügen ist.

An die unzufriedenen politischen Dichter der Gegenwart.

Soll fortan die Saite schweigen,
Die nicht Blut und Rache schwört?
Darf sich nur der Sänger zeigen,
Der jedweden Nerv empört?

Soll nur noch die Dichtung gelten,
Die das Herz wie rasend packt:
Zorngebraus und Donnerschellen,
Wie ein wüth'ger Katarakt?

Soll einher auf fahlem Rosse
Selbst der Dichter, gleich dem Tod,
Zieh'n mit mörd'rischem Geschoße,
Das Vernichtung ringsum droht?
Soll er weg die Leyer werfen,
Und mit blut'ger Rächerhand
Dolche wetzen, Schwerter schärfen,
Schleudern hellen Feuerbrand?

Ist im lieben Vaterlande
Alles denn so schlecht bestellt,
Daß es lodern soll im Brande
Von dem Rheine bis zum Belt?
Herrschen wirklich nur Tyrannen,
Ketten schmiedend Tag und Nacht,
Nur auf Rauben und Verbannen,
Nur auf Lug und Trug bedacht?

Glaubt's, ich ehre die Gesinnung
Und die Kraft, die aus euch spricht,
Doch des höchsten Guts Gewinnung
Zwingt man durch Verheerung nicht;
Glaubt's, auch And're können zürnen,
Daß ihr Lied wie Sturmwind braus't,
Aber nicht nach den Gestirnen
Ballen kindisch sie die Faust.

Nicht was Millionen heilig
Seit manch tausend Jahren schon,
Stürmen sie, wie wüthend eilig,
Geifern Spott und sprechen Hohn,
Nicht mit Dolch und Schwertern rechten
Sie im eig'nen Vaterhaus;
Aber will ein Feind sie knechten,
Ziehn mit Schwert und Lied sie aus.

Sie auch sind des Schlechten Hasser,
Keinem Blendwerk unterthan,
Doch des Hasses Scheidewasser
Tilget keinen frommen Wahn;
Sie auch wissen, daß im Schlimmen
Manches liegt bey Haupt und Glied,
Doch nach neuem Ton nicht stimmen
Mögen sie ihr freyes Lied.

Noch auch vor dem gold'nen Kalbe
Tanzen sie bey Nebelnacht,
Und sie scheuen nicht die Salbe,
Die die Augen heller macht:

Aber auch vor keinem Baale
Knie'n sie, der zum Aufruhr treibt,
Greifen nicht nach dem Pokale,
Der nicht stärkt und nur betäubt.

Fragt euch selbst in ruh'ger Stunde:
Ist es mehr als Traum und Rausch,
Was der Welt mit keckem Munde
Ihr verheißt als bessern Tausch?
Meint ihr's nicht, so redet offen,
Nennet muthig allen Graus,
D'rauf ihr gründet euer Hoffen,
Sprecht ihn ohne Zaudern aus.

Sprecht es aus mit klarer Rede,
Unzufried'ne! was ihr wollt,
Zeigt euch frey in off'ner Fehde,
Die versteckt im Liede grollt:
Ist nur erst das Wort gesprochen,
Unumwunden, blank und klar,
Ist auch wohl der Bann durchbrochen,
Der im Lied umstrickend war.

Und wenn ich das Wort nicht nannte,
Das ihr stets in Liedern preist,
Denkt nicht, daß ich's je verkannte,
Doch mich treibt ein and'rer Geist:
Mir auch regen sich die Schwingen
Nach dem Gut, für das ihr glüht,
Ich auch will von Freyheit singen,
Aber kein Zerstörungslied!

Art. VIII. Der Pilger, von Viconte d'Arlincourt. Aus dem Französischen von Paul Ganger. Carlsruhe, Druck und Verlag von C. Macklot, 1842. kl. 8 556 S.

Das Aufsehen, welches Herrn von Arlincourt's Pilger in der Lesewelt gemacht hat, und die ungewöhnliche Verbreitung desselben sind in doppelter Hinsicht erklärbar. Sie haben ihren Grund in der bürgerlichen Stellung des Verfassers, welcher mit den höchsten Familien der Länder, welche er bereiste, in freundschaftlichen Verhältnissen und Verbindungen stand, und in der Beschaffenheit seines Werkes, welches, Erlebnisse angenehm und mit Geschmack erzählend, den Anforderungen der Gegenwart zu entsprechen weiß.

Wenn wir, was an dem Buche zu loben und was an ihm zu tadeln ist, in kurzer Uebersicht zusammenstellen, finden wir in ersterer Beziehung eine glückliche Auffassung und eine anschauliche Darstellungsgabe, dankbare Erinnerungen an freundschaftliche Theilnahme, einen ritterlichen Sinn für alles Große, ob

es der Gegenwart oder der Vergangenheit angehöre, und ein treues, inniges Festhalten an König und Vaterland; zu den Einzelnheiten, welche zu tadeln sind, gehören: eine zu große Flüchtigkeit in der Betrachtung interessanter Gegenstände, ein zu langes Verweilen bey der eigenen Person, wobey uns beständig von den Frühstücks-, Mittags- und Abendmahlen des Verfassers und seinen sonstigen Einladungen erzählt wird, und eine zu detaillirte Darstellung kleiner und unbedeutender Ereignisse.

Der Verfasser beginnt seine Reise von Paris aus über Lüttich und Aachen, nach Holland gehend. Einige treffende Bemerkungen und den Aufsatz: der Wahnsinnige von Mariville abgerechnet, erhält das Buch sein eigentliches Interesse erst mit der Ankunft auf deutschem Grund und Boden. Uebrigens sind die Schilderungen holländischer Gegenden sehr anschaulich, und gehören in dieser Beziehung zu den interessantesten Partien des Buches. Eigenthümlich und richtig zugleich ist die Bemerkung über Holland:

»Holland ist eine Ausnahme von einem Lande, das keinem anderen gleicht. Allerdings bietet seine Oberfläche nicht jene großen Bodenabwechslungen, wie sie die Dichter gerne besingen; allein dieses Land ohne Felsen, ohne Wälder, ohne Gießbäche und ohne Berge hat nichts desto weniger seine hohe Poesie. Es ist ein dem Meere abgerungenes Land. Anderwärts bewundert man die erhabenen Schöpfungen Gottes, hier erstaunt man über die riesenhaften Arbeiten des Menschen. Der Allmächtige hatte zu den Wogen des Meeres gesprochen: Bis hieher und nicht weiter. Nun wohlan! Hier hat der Mensch wo möglich noch mehr als Herr und Meister gesagt: Weiche zurück! Und der Ocean hat ihm Platz gemacht.«

Die Holländer haben gegen das Meer nicht allein Vertheidigungs-, sondern auch Angriffslinien errichtet. Sie thun mehr als Widerstand leisten, sie greifen an. Die Angriffslinie drängt einen Deich vorwärts in den Ocean hinaus. Bald bildet sich hieraus ein Bassin, und Windmühlen trocknen dasselbe aus. So fährt man allmälich fort, und das Meer weicht vor ihnen zurück. Der Erdball war das Werk des Himmels, Holland ist das Werk des Menschen.

In Ems findet der Verfasser die Königin von Griechenland. »Es befanden sich,« sagt er, »eine Menge Fremder von Auszeichnung daselbst; ich suchte nach liebenswürdigen Männern, und fand eine reizende Frau. Und diese Frau war eine Königin! es war die Königin von Griechenland. Welcher Zauber und welche Macht von Poesie lag in ihr. Ich wünschte, ihr vorgestellt zu werden. Ihre Majestät, in vollster Jugendblüte

und mit allen Reizen ausgerüstet, empfing mich mit der ganzen Anmuth Ovid'scher Nymphen, zu denen sie einst gehört hätte, und die sie heut zu Tage wieder aufleben läßt. Hier unter den Wolken des Nordens, welche über Ems Ströme von Regen ergossen, sprach sie mir von dem glänzenden Himmel Athens. »Warum ist er nicht hier!« rief sie. O der sanfte Glanz ihrer Augen wog den Azur des schönsten Himmels auf. Ich hätte den einen nicht dem anderen zu Liebe verlassen.

»Die Tochter des berühmten Marco Bozzaris begleitete in griechischer Tracht die erhabene Fürstin. Aller Blicke wären auf dieser schönen Ehrendame haften geblieben ..... wenn die Königin nicht da gewesen wäre.«

Der Aufenthalt in Wießbaden gibt ihm Gelegenheit, interessante Nachrichten über die Familie des Fürsten Urusof, Adjutanten des Großfürsten Michael, mitzutheilen.

Die Abenteuer auf dem Dampfschiffe während der Fahrt nach Baden-Baden sind humoristisch erzählt. Von Interesse ist des Verfassers Zusammenseyn mit der Frau Großherzogin Witwe, deren interessante Persönlichkeit S. 257 geschildert wird.

In Ischl macht der Verfasser die Bekanntschaft Ihrer Majestät der Erzherzogin Maria Louise.

»Den Tag nach meiner Ankunft stellte mich der Graf von Bombelles, Großhofmeister Ihrer Majestät Maria Louise, der erhabenen Fürstin vor, die ich einst als Kaiserin in Paris gekannt hatte. Die Erzherzogin von Parma empfing mich, umgeben von den Damen ihres Hauses, mit unbeschreiblicher Anmuth. Sie schien sich darin zu gefallen, mit mir über Frankreich zu sprechen, und hörte mich mit lebhaftem Interesse. Die französische Literatur war ihr vollkommen bekannt; mein letztes Werk hatte sie bey sich. Man sah, daß Alles, was auf das schöne Land Bezug hatte, dessen Souverainin sie einst gewesen, ihr nicht gleichgültig seyn konnte. Sie erzählte einige ihrer Erinnerungen mit einer großartigen Einfachheit, die mich lebhaft ansprach. In ihrer Haltung lag so viele Würde, in ihrer Sprache so viele Güte, und in ihrem Blicke so viele Sanftmuth, daß man sich unmöglich dem Zauber, den sie um sich verbreitete, entziehen konnte. Liebenswürdig, großmüthig und wohlthätig, war sie angebetet in Ischl. In Wien ist ihr Name stets werth geblieben, und Parma fühlt sich unter ihren Gesetzen glücklich.

»Die Erzherzogin hatte mich für den anderen Tag zur Tafel zu laden geruht; ich folgte voll Eifer dieser Einladung. Ihre Majestät wußte, daß ich meine Reisen niederschrieb, und sie schien zu wünschen, daß Ischl meine Aufmerksamkeit besonders auf sich ziehe.

»Ich werde Sie nach den schönen Salinen von Berneck führen,« sagte sie zu mir.

»Nach beendigter Tafel fuhren wir weg.

»Ihre Majestät räumte mir einen Platz in ihrem Wagen ein; drey weitere Wägen folgten.«

Erfreulich und erhebend ist die Schilderung der Ankunft Ihrer Majestäten des Kaisers und der Kaiserin in Ischl.

»Glänzende Vorbereitungen wurden zu ihrem Empfange getroffen; Steyermark schmückte sich mit Laubgewinden und Blumen, Triumphbogen erhoben sich, und es war ein wirklich rührendes Schauspiel, wie ein ganzes Volk mit Liebe und Glück seinen Fürsten entgegenjauchzte.

»Ein Triumphbogen mit Fahnen und Inschriften war am Eingange der Stadt; am Fronton stand das einfache Wort: Willkommen; — ein anderer war am Eingange in die Kirche errichtet. Ich habe bey ähnlichen Feyerlichkeiten Triumphbogen von gemalter Leinwand und Theaterdekorationen gesehen: allein wenige hatten sich mir noch geboten von zierlicherer Form. Sie waren mit Moos, verschiedenartigem Muschelwerke und allerley Baumblättern überzogen, die, künstlich gewunden und angebracht, die Säulen, Kapitäler und Friesen gleich Reliefs hervorhoben.

»Unglücklicher Weise zogen schwere Gewitterwolken am Horizonte herauf. Doch nichts entmuthigte die Gebirgsbewohner. Sie vollendeten ihre Arbeit trotz Sturm und Regen. Ihre Freude und ihr Glück lagen nicht in der Erwartung eines Festes, wobey etwas zu schauen und Kurzweil zu finden seyn würde, sondern ganz einfach in der lebhaften Befriedigung, den Monarchen bey sich zu sehen. Dieser Monarch war ihr Vater; darin lag mehr als der Glanz des Königthums, es lag darin das Gefühl des Familienlebens. Ihr Kaiser war die Repräsentation ihres Vaterlandes. Sie warfen sich vor ihm nieder, nicht bloß wie vor ihrem Oberhaupte, sondern wie vor ihrem Palladium. Gott, das Volk, der Kaiser! diese drey Culte sind bey ihnen nur Einer!

»Kanonen donnerten auf den Bergen, Glocken tönten feyerlich dazwischen. Wie durch einen Zauber hörte der Regen auf. Das Horn der steyrischen Jäger ließ die dem Lande theuern Melodien erschallen. Von allen Seiten ertönte Vivatgeschrey. Diese Schüsse, dieser Glockenklang, dieser Hörnerschall, diese Jubelrufe bildeten nur einen Ton in den Lüften, den Ton der Begeisterung und der Liebe; der Kaiser zog in Ischl ein.

»Seine Majestät durchschritt langsam eine wirre Menge, die keine Wache ferne hielt. Weder Soldaten noch Polizeydiener,

kein Schatten eines Bajonetts waren vorhanden. Der Kaiser und die Kaiserin grüßten mit Wort und Geberde die Volksmenge, die ohne Unordnung und ohne Tumult rings um sie her wogte. Jeder hätte ihre Hand ergreifen und sie an seine Lippen führen können; allein es war Achtung in der Liebe und Religion in der Begeisterung. Es schien, als geleiteten sie die Bundeslade.

Die Gebirgsbewohner hatten ihre Jagdjacken an, ihre grünen Hüte mit Federn auf und ihre eisenbeschlagenen, mit Weinreben umrankten Stöcke in der Hand. Bey ihnen waren die Berg- und Minenleute von Berneck mit ihren Faltenhüten mit Eichenzweigen und blumengeschmückten Aexten. Die Musik zog voraus.

»Die Nationalmelodie ertönte: »Gott erhalte uns den Kaiser!« Alle Köpfe entblößten sich und die Hymne wurde vom Volke gesungen. Mitten unter der Volksmenge sah man ohne Stand- und Rangesunterschied Beamte, Hofleute, Edeldamen sich bewegen. An diesem Tage waren die Großen Volk, an diesem Tage war das Volk groß.«

Den treuen patriotischen Sinn des Verfassers, in den Tagen des Unglücks nicht minder, als in den Tagen des Glücks seiner Regentenfamilie ergeben, erkennen wir im funfzehnten Kapitel, welches den Aufenthalt bey der Königsfamilie in Kirchberg schildert. Die Worte der Huldigung, der Ergebenheit, der Verehrung fließen aus innerster Seele, ohne alle unwürdige Nebenrücksicht, und sind in dieser Beziehung ungemein wohlthuend. Ein Feind der Revolution, war er seiner Fahne treu geblieben, er folgte dem Gesetze seiner Väter. Die Beschreibung der in Kirchberg in der Mitte der königlichen Familie zugebrachten Zeit und die Schilderungen der Individualität ist von seltenem Interesse.

Die Schilderungen von Wien und seinen Umgebungen sind flüchtiger Natur; die des Praters ist darunter noch die gelungenste. Die Gelegenheit, von den interessantesten Gegenständen die genaueste Kenntniß zu nehmen, fehlte ihm nicht. »Dank,« sagt er, »dem Grafen Moriz von Dietrichstein, Großhofmeister des Hauses der Kaiserin, dem besten, gefälligsten und ausgezeichnetsten Manne, hatte ich freyen Zutritt in allen Museen. In den Theatern war ich in seiner Loge.« — Uebrigens sind in dem von Wien handelnden Abschnitte viele Schreibfehler, die Personennamen betreffend, zu rügen. Wer z. B. die Mad. Reiß seyn soll, welche er S. 420 als eine der ausgezeichnetsten Schauspielerinnen des Hofburgtheaters nennt, ist nicht wohl abzusehen.

Als bedeutender zu bemerken ist die Schilderung von des

Verfassers Zusammenseyn mit der Frau Herzogin von Berry und seines Aufenthaltes im Schlosse Brunsee.

Die im achtzehnten Kapitel vorkommende Schilderung Münchens kömmt an Flüchtigkeit der Wiens gleich.

Eine charakteristische Eigenheit erhält das Buch durch die demselben beygefügten Sagen und Mährchen. Da sie der Verfasser, der sich in der Eigenschaft eines Troubadours ausnehmend gefällt, auf Begehren der höchsten Personen aller Länder in ihrer Gesellschaft vorzutragen veranlaßt war, ihm zu manchen auch von denselben die Stoffe mitgetheilt wurden, wöllen wir eines derselben hier mittheilen, aus welchem sich, mindestens was Ton und Haltung betrifft, die Beschaffenheit der übrigen erkennen läßt.

Die Zwerge, die Brote und die Gläser.

Es war einmal ein König und eine Königin .... doch nein, ich bin im Irrthum: ein Graf und eine Gräfin, denen nichts gefehlt hätte auf Erden, wenn .... (ach! es gibt immer ein Wenn und ein Aber, welche das schönste Schicksal verderben) wenn es dem Himmel gefallen hätte, ihr Geschlecht fortzupflanzen; allein sie hatten keine Erben.

Dießmal unterbreche ich mich förmlich: denn ich gewahre, daß mein Eingang durchaus der eines Feenmährchens ist, und ich möchte um keinen Preis in der Welt, daß man sich einbildete, meine Legende mit ihren Zwergen, ihren kleinen Broten und ihren drey Gläsern könne Aehnlichkeit haben mit den ergötzlichen Artigkeiten Perrault's, namentlich mit Blaubart.

Ich streiche daher meinen Anfang völlig weg, mit dem Vorbehalte, nöthigenfalls wieder darauf zurückzukommen: und so überspringe ich zwey und zwanzig Jahre. Jetzt ändert sich die Scene: das wird man leicht einsehen.

Der Graf von Brannenburg ist gestorben. Da ich von vornhereiu seine Tugenden nicht aus einander gesetzt habe, so bin ich überzeugt, daß Sie diese jammervolle Nachricht ziemlich kalt aufnehmen werden. Ich gehe leicht darüber hinweg.

Jetzt sollen Sie wissen, daß Brannenburg an den Ufern des Inn, dreyßig Meilen von München und in den Bergen Tyrols liegt. Dieses schöne Schloß steht noch. Ich habe es bewundert; doch das kümmert Sie, wie ich mir wohl denke, wenig, und ich erspare die Beschreibung.

Die edle Witwe des Grafen von Brannenburg, sehr betagt und insbesondere sehr gebrechlich, nahm mit hochwichtiger Miene Platz in ihrem altväterischen Sorgenstuhle mit breiter Rücklehne. Ihre drey Söhne waren bey ihr. — Drey Söhne! Meinem Eingange nach waren Sie vielleicht auf diese zahlreiche Nachkommenschaft nicht gefaßt; allein, das Leben ist häufig nur eine Verkettung von Ueberraschungen, und die Ueberraschungen sind das Leben der Geschichten.

Kurz! die drey Söhne stehen vor ihrer Mutter in der unterwürfigen Haltung und mit der tiefen Ehrfurcht der Kinder von ehemals. Ach! die heutzutage haben keine mehr: was? Haltung oder Ehrfurcht? Wie Sie wollen: ich lasse das auf sich beruhen.

»Meine Kinder!« begann die Burgfrau, den Kopf mit einer gewissen, unmöglich wieder zu gebenden, Würde schüttelnd, »die Stunde ist gekommen, euch aufzuklären über die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.«

Weiter nichts. Die drey Söhne verbeugen sich.

»Mutter! wir hören,« antworteten sie mit eben so viel Scharfsinn als Ueberlegung.

Für ihre Zeit hielt man sie für sehr gelehrt, denn sie hatten lesen lernen wollen. Wir müssen indeß noch beyfügen, daß es ihnen nicht vollkommen gelungen war.

»Ich beginne mit der Vergangenheit,« nahm die Gräfin bedächtig wieder das Wort. »Das liegt in der Ordnung und ich halte auf Ordnung. Ich hatte im Angesichte des Herrn geschworen, die Geheimnisse eurer Geburt nicht eher zu enthüllen, als bis mein letzter Sohn seine Volljährigkeit erlangt haben werde: diese Frist ist gestern abgelaufen. Setzt euch, damit ihr mich besser versteht. Was ich euch erzählen will, meine Kinder, liegt sicherlich nicht in dem gewöhnlichen Laufe der Dinge; allein ich kenne euer ehrfurchtsvolles Vertrauen in mich zu gut, um nur einen Augenblick besorgen zu müssen, ihr möchtet den leisesten Zweifel in die Wahrhaftigkeit meiner Erzählung setzen. Ich habe nie gelogen auf Erden, und ich rufe den Himmel deßhalb zum Zeugen.«

Bey diesen Worten erhob die edle Dame die Hand zu einem der Heiligenbilder ihrer Betkapelle, und die zwey Söhne lüfteten den Hut vor ihr. Dieser Hut war ein Faltenhut. Ich bemerke hier wiederum, daß ich Ihnen zu sagen vergaß, daß die Geschichte zwischen 1401 und 1460 vorging. Ich gebe mir einen Zeitraum von ungefähr 59 Jahren: das ist unendlich wenig in der Kette von Jahrhunderten seit Abraham oder Moses. Legt 59 Jahre in die Wagschale der Ewigkeit, und sagt mir, ich bitte Euch, ein wenig, was die Kleinigkeit wiegt!

»Meine lieben Kinder!« fuhr die Gräfin fort, »um jene Zeit lebte euer Vater noch.«

Die Burgfrau wischte sich hier eine Thräne aus den Augen: ihre Erben wischten sich deren drey.

»Er war ohne Nachkommenschaft,« sprach die ehrenwerthe Dame weiter, »und obwohl wir zusammen, den Himmel zu rühren, eine Menge ausnehmend empfehlenswerthe Wallfahrten unternommen hatten, so wurdet ihr nicht geboren, meine Kinder. Mein Gatte starb darüber vor Schmerz.

»Eines Abends (stille, ich bitte euch! jetzt kommt der Augenblick der Wunder!) — eines Abends war ich allein, leidend, auf meinem Bette ausgestreckt, und konnte kein Auge schließen. Mein Gemach war nur schwach erhellt; doch immerhin genug, um mich die meisten Gegenstände, die sich darin befanden, vollkommen erkennen zu lassen. Stellt euch, meine Söhne, mein Erstaunen vor, wie ich mitten in meinem Zimmer eine Menge kleiner, etwa fünf Zoll hoher Gestalten gewahre, welche da und dort einen Reigen tanzten: ich glaube sogar, daß sie sangen: doch ist dieses von geringer Erheblichkeit. Ihre äußerst zarten und gewissermaßen auf dem Boden hinkriechenden Stimmchen gelangten nicht bis zur Zimmerdecke. Ich blieb unbeweglich und stumm. Ich war gleichsam festgebannt auf mein Lager und konnte kein Glied rühren. Gesteht, das war seltsam!«

»Mutter, wir gestehen es,« antworteten mit eben so viel Umsicht als Takt die drey Brüder von Brannenburg.

»Ein Zwerg tritt aus der Menge heraus,« nahm die hohe und mächtige Dame wieder das Wort. »Er springt auf mein Kopfkissen, und richtet mit heller, aber schrillender Stimme die umfaßlichen Worte an mich: »Wir wollen dir Brot backen.« Ich würde, ich gestehe das, mich nie darauf gefaßt gemacht haben, daß diese ganze kleine Welt und alle diese so heiteren kleinen Leute zu mir gekommen wären, das Amt von Brotknechten zu versehen. Gleichviel: die Musik verstummt. Die Zwerge setzen eine weiße Zipfelkappe auf's Ohr, binden sich eine Schürze um den Leib, legen die Fußbekleidung ab, stülpen die Ermel bis zum Elbogen hinauf und fangen an, rings um eine allerliebste kleine Mulde herum Teig zu kneten. Nicht weit davon wird ein Ofen von verhältnißmäßigem Umfange gefeuert; und bald darauf war ein ganzer Haufen kleiner Brote gebacken. Dieser Haufen wurde auf meinem Bette aufgestapelt; der Redner der Zwerge deutete jetzt mit dem Finger auf das Werk seiner Bäcker, und flüsterte mir die Worte zu: »So viel du Brote essen wirst, eben so viele sollst du empfangen.« — Ich wäre vor Freude in die Höhe gesprungen, meine Söhne! wenn ich mich hätte rühren können.«

»Und ihr verschlucktet drey Brote?« fragten die jungen Brannenburg.

Eine ganz verständige Frage.

»Ja,« antwortete die Mutter lächelnd, entzückt über ihre Einsicht. »Ja, ich nahm die Brote der Zwerge; sie schienen mir von der Größe einer Nuß. Ich hätte deren zwölf verschlucken können: bey dreyen blieb ich stehen. Warum so wenig: das weiß ich nicht: denn ich fühlte die Kraft in mir, das ganze Gebäcke aufzuessen. Allein etwas hielt mich ab — es war entsetzliches Herzklopfen.«

»Ein Anfang von Schwangerschaft!« riefen die drey Söhne.

Dieses mochte nicht ganz logisch richtig seyn.

»Die Zwerge,« fuhr die Witwe fort, »nahmen die übrigen Brote wieder zu sich, und ich weiß nicht, was sie damit machten. Doch welche Veränderung des Anzugs und der Verrichtung! Sie nahmen ihre weißen Zipfelmützen und Schürzen wieder ab, zogen Strümpfe und Schuhe wieder an, bekleideten sich mit einer grauen Blouse, und setzten ein Schmerkäppchen auf's Haupt, bauten sich vor meinen Augen einen Glühofen mit Blasbalg, Schmelztiegeln und Esse. Meine Bäckerknechte sind Glasbläser geworden. Ich sah sie drey Humpen blasen.«

»Eben so viele Humpen als Brote!« sagten die drey Brüder wie aus einem Munde.

Eine richtige Bemerkung.

»Es gibt nichts Klareres als diese Humpen,« nahm ernst die Gräfin wieder das Wort. »Sie waren von bewundernswürdigem Glase, und was eben so erstaunlich ist als das Uebrige, sie waren von einem ungeheuren Umfange in Vergleich zu der Größe ihrer Verfertiger; denn in jeden der drey Humpen hätte man drey Zwerge hineinsperren können. Kurz, sie werden auf mein Bett gestellt, und die letzten Worte, wie oder durch wen weiß ich nicht mehr, an mich gerichtet: »Wenn deine Söhne ein und zwanzig Jahre alt sind, so gib Jedem von ihnen eines dieser Gläser. Derjenige, der das seinige unversehrt zu erhalten wissen wird, dessen Familie wird blühen und grünen; er wird Kinder und Reichthümer erhalten. Der sein Glas zerbricht, wird weder Nachkommen noch Glück haben. Er wird verrathen werden vom Schicksale.«

Auf diese mit majestätischem Ernste gesprochenen Worte hatte die Burgfrau von Brannenburg einen bedeutenden Nachdruck gelegt. Sie erhob sich von ihrem Sitze, öffnete eine Truhe mit gothischem Schnitzwerke, und die drey Gläser kamen zum Vorscheine.

Jeder Brannenburg nimmt eines derselben. Die edle Dame kniet vor ihrem Hausaltare nieder, und schickt folgendes kurze Gebet zum Himmel: »Mein Gott! gib, daß keiner dieser Humpen zerbreche!«

Doch es lebte auf der Burg, geliebt von der Herrin und erzogen an der Seite ihrer Söhne, ein himmlisches Geschöpf. Es war die junge und sanfte Arnesie. Eine Schwestertochter der Gräfin, eine reiche aber verwaiste Erbin, hatte sie noch nie, weder die Burg, noch ihre Vettern verlassen, und diese, von ihrem Liebreize ergriffen, lagen beständig in anbetender Verehrung vor ihr. Sie betrachteten sie nicht bloß als das Wunderbild der Gegend, sondern auch als den Schutzgeist der Familie. Nach den in Ehren stehenden Sagen Tyrols besaß jedes Schloß seinen guten und seinen bösen Geist. Die Erben von Brannenburg hatten sich in ihrem Inneren dahin entschieden, daß ihr Dämon verborgen, daß ihr Engel aber sichtbar sey. Diesen Engel nannte man Arnesie.

Nach dem Beschlusse der Gräfin sollte Arnesie nach Wahl und Gutdünken einen der Grafen von Brannenburg zum Gatten nehmen. Demgemäß versuchte jeder der Brüder, sie zu verdienen, und jeder bemühte sich, ihr zu gefallen. Bis zu diesem Augenblicke hatte sich Arnesie noch für keinen erklärt.

Alle drey eilten, mit ihrem Glase in der Hand, zu der Waise der Burg. Arnesie war auf ihren Besuch gefaßt. Sie war auf die Worte vorbereitet:

»Vettern! hier mein Entschluß. In einem Jahre, von heute an gerechnet, verspreche ich einen von euch zu ehelichen. Aber erste Bedingung ist, daß jeder mir sein Glas wieder bringt. Wer es nicht bewahrt hat, muß auf meine Hand verzichten.«

Die jungen Leute unterwarfen sich diesem seltsamen Ausspruche, es läßt sich nicht anders machen. Hubert, der Aelteste der Familie, hoffte insgeheim, seiner Base gefallen zu haben; denn sie sagte öfters mit einem Tone voller Gemüthsbewegung und Theilnahme zu ihm: »Hubert! hütet euch vor eurer kriegerischen Stimmung und eurer Neigung zur Rauferey! Habt nicht stets die Drohung im Munde und das Schwert in der Hand! Dadurch will euch der Teufel ins Verderben stürzen, dadurch kann er euch bey. Flieht Kampf und Streit, oder es wird euch übel ergehen.«

Christian, der zweyte des Geschlechts, lebte gleichfalls der innigen Ueberzeugung, er sey weit entfernt, der Waise zu mißfallen; denn sie hörte nicht auf, ihm auf die rührendste Weise zu wiederholen: »Vetter! ich fürchte für eure Zukunft. Ihr liebt die Tafel und den Wein zu sehr. Ich hörte von Gelagen, wobey ihr den Vorsitz führtet, der Geist des Bösen lauert da auf euch, er kennt eure verwundbare Stelle. Hütet euch vor Unmäßigkeit! darin liegt für euch ein Abgrund.«

Hamilkar, der jüngste der Söhne, war der Einzige, welcher seine Base mit Entmuthigung und Traurigkeit anblickte, ohne sich im Mindesten mit einem Erfolge zu schmeicheln; denn die schöne und sanfte Arnesie richtete nie Ermahnungen oder Vorwürfe an ihn, und liebte ihn demzufolge, seiner Meinung nach, nicht wie seine Brüder. Der bescheidene und offene junge Mann war weit entfernt, sich einzubilden, seine Natur flöße der Nichte seiner Mutter weniger Besorgniß ein, und

diese hege mehr Glauben an seine Zukunft, sie finde nichts an ihm zu tadeln.

Die beyden älteren Brüder gelobten sich, nie von ihren Gläsern sich zu trennen, damit sie besser über dieselben wachen und sie vor jedem Schaden bewahren könnten. Hubert, ein leidenschaftlicher Jäger, trug seinen Humpen in seiner Waidtasche; man könnte meinen, es sey ein verborgenes Hifthorn. Christian ließ ein Futteral über den seinigen machen, hängte ihn an einer festen Feldbinde an die Seite, und legte ihn eben so wenig ab, als ein Ritter sein Schwert. Nur Hamilkar, der jüngste Bruder, legte seinen Humpen in der Schloßkapelle unter der Obhut des Ewigen bey dem Grabe seines Vaters nieder, und verrichtete hier jeden Tag das inbrünstige Gebet: »Befestige mein Herz im Guten. Gib, o mein Gott, daß es nicht so zerbrechlich sey wie dieses Glas!«

Hamilkar besaß, gleich seinen älteren Brüdern, weder Kenntnisse noch Talente; aber er war gerecht, offen und bieder. O! mag man was gelernt haben oder nicht, der Verstand kömmt wo das Gefühl ist.

Die Jagdzeit rückte heran. Hubert versammelte den benachbarten Adel im Schlosse und das Hifthorn erschallt im Walde. Man hatte bemerkt, daß er eine geraume Zeit Geräusch und Gesellschaft mied. Ach! dieß war nicht von langer Dauer. Der Abgeschiedenheit und des Stilllebens müde, warf er seinen früheren guten Vorsätze zur Seite, doch gedachte er wenigstens unter Lärm und Lustbarkeit ein aufmerksames Auge auf sich zu haben. Er gelobte sich zu beherrschen, und glaubte sich des Sieges gewiß.

Ein junger Ritter aus der Nachbarschaft, Bertram mit Namen, ein unfreundlicher Hitzkopf, traf ihn auf seinem Wege. Hubert galoppirte hinter einem Hirschen her. Bertram war gleichfalls zu Pferde. Aber sey es nun Laune oder Widerspruchsgeist, kurz, er ritt nur im Schritt, und versperrte dem Jäger den Weg.

»Trara! trara!« rief Hubert.

Bertram zuckte die Achseln: er lachte höhnisch, pfiff und blieb stehen.

Hubert stieß einen derben Fluch aus.

»Ey, so geh' doch zur Seite, Vieh!«

»Geh' du selbst zur Seite, Flegel!«

Außer sich, zog der ältere Brannenburg seinen Lederhandschuh aus, und warf ihn Bertram ins Gesicht. Dieser, nicht minder wüthend und mit blutendem Gesichte, stürzte auf seinen Gegner los. Jeder hatte sein Schwert zur Seite: schäumend vor Wuth griffen sie einander an. Schon ist der Kampf mörderisch, schon rinnt das Blut der beyden Gegner aus mehreren tiefen Wunden. Die Augen des wilden und rasenden Hubert waren roth wie die des Tigers. Da macht plötzlich ein pfeifender, unverhoffter, unheilvoller Hieb ihn erbeben. Das Schwert Ritter Bertrams war durch seine Waidtasche gedrungen, und brach dort ein Glas klirrend in Stücken: das famose Glas der Zwerge. Hubert hat Arnesie verloren.

Graf Brannenburg stößt einen Schrey der Wuth aus; er verdoppelt seine Schläge mit neuerwachter Raserey. Er fühlt, daß seine Zukunft zu Grabe gegangen ist: als Genugthuung will er den Feind tödten. Bertram fällt; Hubert ist Sieger: eine Leiche liegt zu seinen Füßen.

»Du siegst!« rief ihm innerlich der Geist der Finsterniß zu.

»Du bist verloren!« flüstert ihm als Antwort der Schutzengel zu.

Halb wahnsinnig schließen sich seine Augen. Er glaubt fern von ihm ein himmlisches Luftbild fliegen zu sehen. Diese Gestalt hatte weiße Flügel: das Wort Lebewohl ging über ihre Lippen, und traurig und wehklagend entfliehend, hatte sie Arnesie's Züge angenommen.

Den anderen Tag erklangen die Glocken einige Meilen von da zum Leichenbegängniß Bertram's. — Hubert war verschwunden.

Mehrere Monate verstrichen. Christian floh Gelag und Tand. Man sah ihn nicht mehr trinken bey den großen Banketten, die in der Gegend abgehalten wurden. Lustbarkeiten vermied er sorgfältig. Er gab sich seiner unüberwindlichen Leidenschaft ..... nur in der Stille seiner innersten Gemächer hin. War er also nicht gebessert? Nein; aber er galt dafür, daß er es war, und das genügte ihm. Er trug den vollen Schein der Mäßigkeit zur Schau. Seine unbekannten Ausschweifungen waren durch Heucheley völlig verdeckt: sie erregten weder Lärm noch Aergerniß.

Allein der böse Geist, der in ihm regierte, war mit dieser erheuchelten Besserung nur zufrieden, um nicht von vornherein gegen seine ersten Reformpläne anzustoßen. Er fing an, ihm leise zuzuflüstern, daß ihm die öffentliche Meinung die Palme der Mäßigkeit erst dann völlig zuerkennen werde, wenn man ihn öffentlich den Verführungen der Völlerey und den Berauschungen eines Festes habe widerstehen sehen. Der verdammte Versucher raunte ihm listiger Weise zu, daß es eine Feigheit sey, nicht frey und offen zu kämpfen und bey hellem Tage zu siegen. Er ließ ihn zu einem prachtvollen Gastmahl laden, das von der gesammten Jugend der Gegend zum Gedächtniß eines berühmten Treffens gegeben wurde, wobey sich Tyrol unsterblich gemacht. Christian nahm Theil am Feste.

Stolz und vertrauensvoll zweifelte er nicht, daß er die Kraft habe, siegreich aus dieser Prüfung hervorzugehen; aber an seiner Seite bey Tische befand sich eine schwarzgekleidete, von Niemand gekannte Person, die beständig seinen Becher füllte. Anfangs widerstand ihm Christian mit Erfolg; der Fremde besaß eine so seltene Geschicklichkeit in beissenden Redensarten, verband damit Schmeichelworte mit so wunderbarer Gewandtheit, und vermischte das Alles mit so viel Unterhaltendem, daß der zweyte Brannenburg nicht mehr unablässig auf seiner Huth blieb, und sich allmälich den Freuden um ihn her hingab. Der Unbekannte hatte ihn unterjocht.

Das unter einem Zelte im Schatten einer Laube abgehaltene Bankett verlängerte sich bis tief in die Nacht hinein. Die feinsten Weine sprudelten. Scherzreden, gefolgt von bacchischen Gesängen, begannen das Mahl in eine Orgie und das Fest in Bacchanalien umzuwandeln. Der Becher des armen Christian wurde nicht mehr leer; Christian hatte den Kopf verloren.

»Was habt ihr denn da an eurem Halse hängen?« fragte ihn sein schwarzer Tischnachbar. »Es ist weder ein Horn noch eine Leyer. Das ist nichts Anmuthiges.«

»Es ist ein Talisman, mein Freund,« erwiederte Christian mit unsicherer Stimme und halb schlaftrunkenen Blicks: »das Glas der Glückseligkeit.«

»Warum trinkt ihr nicht aus diesem Glase?« fuhr der Fremde mit seinen Fragen fort. »Der Humpen der Glückseligkeit muß der der Freude seyn.«

»Wahr ist's: vernünftig gesprochen, ganz richtig,« versetzte der junge Mann völlig trunken. »Schenk mir Wein ein in dieses Glas!«

Damit zog er ohne Weiteres seinen Humpen aus dem Futterale, ließ ihn mit dem stärksten Weine füllen und rief:

»Kameraden! unserer Liebe!«

»Den Lebemännern!« sagte der Unbekannte.

»Dem Wohlleben!«

»Den Saturnalien!«

Das Geschrey war betäubend. Nie hatte man noch solchen Tumult vernommen. Gewiß war eine zauberische Einwirkung mit im Spiele, welche die Gemüther zerrüttete. Man sang, brüllte, heulte: es war ein Höllenlärm.

Die schwarze Person erhob sich:

»Den lustigen Brüdern! den wahren Poltergeistern!«

Dieser Trinkspruch wurde mit Fußgetrappel und wahnsinniger Freude aufgenommen.

»Kein Fest ohne zerbrochene Gläser,« nahm der ungestüme Fremdling wieder das Wort.

Mit einem gewaltigen Ruck schlug er einen Fuß des Tisches ab, und warf diesen theilweise zusammen.

Mehrere der Gäste brachen in ein schallendes Gelächter aus, klatschten in die Hände und jubelten Beyfall. Andere, nicht minder ausgelassene, fuhren ihn wüthend an.

»Wer hat dir erlaubt, unsere Gläser zu zerbrechen? Besoffener! ungeschlachter Kerl! Lumpenhund!«

Entrüstet über diesen Ausfall, schleuderte der Unbekannte seinen Gegnern eine Flasche an den Kopf. Alsbald verwandelte sich die Tafel des Gastmahls und der Platz der Orgie in ein Schlachtfeld. Alles wird zerschlagen, zerbrochen, über einander geworfen. Man möchte sagen, es sey das Gastmahl der Centauren und Lapithen. Christian schlug sich auf Seiten seines Tischnachbarn, und warf seinen Widersachern den ersten ihm unter die Hände gefallenen Gegenstand an den Kopf. Gott! dieser Gegenstand ist — sein Glas.

Bey dem Klirren des in Stücke zerspringenden Humpens springt er entsetzt von seinem Platze auf. Ein inneres Zucken, das auf sein Gedächtniß wirkt, läßt ihn einen Abgrund erblicken, der sich zu seinen Füßen aufthut; er fühlt sich vom Fluche getroffen. Die Dünste des Zechgelages verdichten sich vor seinen Augen; es kommt ihm vor, als wachsen dem treulosen Fremdling, der beym Mahle an seiner Seite gesessen, schwarze Flügel, und er fliege, von Rauchwolken umgeben, davon. Der Schändliche, der ihn noch mit entsetzlichem Hohngelächter anblickte, nahm sein zerbrochenes Glas mit. Alsbald läßt sich ein Abschiedsseufzer aus den Wolken vernehmen: es war Arneste's süße Stimme.

Viele Wochen nach der unheilvollen Orgie saß die Waise von Brannenburg in ihrem Gemache; sie hatte zwey Schreiben in ihrer Hand. Es war derselbe Tag, an welchem ihre drey Vettern ihr die Gläser zurückbringen sollten. Das Prüfungsjahr war zu Ende, und an diesem Tage sollte Arneste endlich ihren Gatten wählen.

Sie erbrach die erste Botschaft. Sie war von Hubert an sie gerichtet; geschrieben hat er sie nicht, denn er kann nicht einmal seinen Namen unterzeichnen; aber er hat einen Schreiber gefunden, und diesem die Botschaft dictirt.

»Meine liebe Base!

»Ein Schwert hat mein Glas zerbrochen. Ihr hattet nur zu »sehr Recht; meine Leidenschaft für Schwert und Kampf mußte mich »nothwendiger Weise zu einer Katastrophe führen. So bin ich denn »gezwungen, Euch zu entsagen, und das Feld meinen Brüdern zu »räumen. Es ist hart; doch indem ich mich muthig in mein Schicksal »ergebe, dachte ich, meine Fehler müssen gesühnt werden; demgemäß »habe ich mich, zur Strafe meines zügellosen Herzens für's Schlacht»getümmel, dem Kriegerstande geweiht; ich nahm Dienste in Un»gern, und beständig unter den Waffen, schlage ich mich wie ein »Besessener.«

Die andere Epistel ist von Christian. Er hatte Folgendes dictirt:

»Meine liebe Base!

»Ich habe meinen Humpen bey Tische zerbrochen. Ihr hattet »wohl Recht, als Ihr mir anempfahlet, ich solle Zechgelage und »Orgien vermeiden; der Wein mußte mich nothwendiger Weise frü»her oder später um den Verstand bringen. Und wenn ich nur sonst »nichts verloren hätte!... Allein ich habe weder Glas noch Frau »mehr, und Ihr werdet einen Andern heiraten als mich. Base! »das ist gar zu hart. Ich habe gefühlt, daß mir eine meinen Fehl»tritten angemessene Züchtigung gebühre. Ich wählte und legte sie »mir selbst auf. Ich habe die Welt verlassen, in der Ihr seyd, und »als Sühne meiner zügellosen Leidenschaft für's Wohlleben und das »Trinken bin ich Kanonikus in Frankreich geworden.«

Die Gräfin, Witwe von Brannenburg, vergoß reichliche Thränen über den Entschluß ihrer beyden älteren Söhne; Hamilkar allein blieb ihr noch. Dieser hatte sein Glas gewissenhaft aufbewahrt. Er gründete das Glück aller seiner Angehörigen und führte Arnesie heim.

Note. Hubert und Christian pflanzten, in Uebereinstimmung mit der Vorhersagung der Zwerge, ihr Geschlecht nicht fort. Hamilkar ward im Gegentheil der glückliche Stammvater einer Menge edler Abkömmlinge. Brannenburg war beständig ein Ort der Wonne und des Glücks. Vor seinem Tode trug Hamilkar Sorge, sein Glas in einem abgelegenen Winkel des Schlosses einmauern zu lassen, damit seine Erben fortwährend seines Glücks genößen. Die gegenwärtigen Besitzer fanden, wie man mich versicherte, vor Kurzem bey der Vornahme von Ausbesserungen an einem Flügel des Gebäudes einen Humpen in einem Futterale, der sorgfältig in die Mauern eingesiegelt war: es war Hamilkar's Humpen.

Noch müssen als Eigenheiten des Verfassers sein Glaube an die weiße Frau, von deren Existenz er bey jeder Gelegenheit Beweise anführt, und sein Abscheu gegen das Tabakrauchen angeführt werden.

Art. IX. Die Mediceer. Drama in fünf Acten vom Fürsten zu Lynar. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1842. 160 S. gr. 8.

Wenn wir in dem Ritter von Rhodus, unsers Wissens dem ersten dramatischen Gedichte des Fürsten zu Lynar, die Achtbarkeit der Tendenz und die Gediegenheit der Form anerkennen mußten, so erfreut uns im vorliegenden neuesten Werke desselben Verfassers der Verein dieser Eigenschaften in Verbindung mit entschiedener Bühnenwirksamkeit in noch höherem Grade. Wir können uns nur weniger Dramen neuerer Zeit erinnern, in welchen der eigentliche Beruf klarer und concentrirter anschaulich geworden wäre, als in den Mediceern.

Der Vorwurf des Trauerspiels ist die Entwicklung einer großartigen, in die Geschichte wie in die tiefsten Verhältnisse der menschlichen Natur gleichmäßig eingreifenden Handlung; die Charaktere sind interessant und naturgemäß geschildert; das Interesse der Situationen ergibt sich unmittelbar und nothwendig aus dem Gegeneinanderwirken der Charaktere; die Sprache ist den Verhältnissen angepaßt, melodisch und kräftig, und bleibt, wie im Ritter von Rhodus, wo wir darin eine große Zierde des Werkes und die entschiedene Kunstkenntniß des Verfassers anerkennen mußten, durchaus der Handlung, als der Hauptsache, untergeordnet. Die Auseinandersetzung des Organismus des Stückes wird unsere Ansicht bestätigen.

Der erste Act beginnt im Hause Francesco Pazzi's, des Gegners der Medici. Bediente sind mit Einrichtung des Saales beschäftigt. Die Vorbereitungen zum Empfange Salviati's, des Erzbischofs von Pisa, werden gemacht. Salviati erscheint in der zweyten Scene, und gleich mit ihr ist die Introduction anschaulich vollendet. Die Charaktere der Pazzi und der Medici, die Interessen, welche beyde bewegen, die Intentionen der Gewalten, welche sie in Bewegung setzen, entfalten sich lebhaft vor unseren Augen und regen unsere Erwartungen auf. Wir werden mit einem Male vor das gewaltige Räderwerk gestellt, welches die Maschine in Bewegung setzt, und indem wir gleich von vorne herein den richtigen Blick des Autors loben müssen, blicken wir in eine reiche Zukunft, deren Ausgang wir mit frohen und bangen Ahnungen zugleich erwarten.

Die Intentionen Salviati's, der ruhig und entschlossen, gewandt und unerschütterlich zugleich, eines der Haupträder der Handlung ist, werden in folgender Stelle klar:

— Viel liegt in dem Hintergrund der Zeit.
Italien muß anders sich gestalten,
Und körperlos darf nicht die Kirche bleiben.
In Osten wetzt der kühne Mahomet

Das blutgetränkte Schwert, und die Osmanen
Schreckt nicht der Krummstab und das Crucifix.
Die Zeit will Eisen, wie das Wort die That!
Im tiefsten Herzen selbst der Christenheit
Erhebt das Haupt der ew'ge Feind der Kirche —
Der Sitz des Uebels ist Florenz.

Bandini.

O Herr!
Wie neigt beschämt mein Geist sich vor der Größe
Des Eurigen. Ihr kennet das Verderben —
O seyd der Arzt auch dieser kranken Zeit.

Salviati.

Ich will es werden, und das lose Unkraut
Der Ketzerey, das allenthalben wuchert,
Dem Kunst und Wissenschaft gefällig dienen,
Vertilgen mit der Wurzel. Das Geschlecht
Der Mediceer, dem mein Haß geweiht ist,
Hat dieses Uebels Samen ausgestreut,
Und herrscht in dieser Stadt mit Uebermuth.
Mit Mailand und Venedig eng verbunden,
Will sich die Republik in ihrem Dünkel
Der Allgewalt des Vaters frech entzieh'n.
Der gute Sixtus sieht mit tiefem Schmerz
Sein ungehorsam Kind und muß es zücht'gen.
Es wird gescheh'n, und unerwartet folgt
Noch Großes, das im Schooß der Zukunft ruht.
Armeen braucht der Papst und gute Führer,
Und manchen Condottiere stellt er an. —

Bandini, bey der Vielgestaltigkeit seines Charakters eine der schwierigsten Zeichnungen, ist meisterhaft angelegt und durchgeführt.

In der dritten Scene erscheint Francesco Pazzi, jung, edel, kräftig, der Liebe und der Ehre treu. Die Liebe zu seinem Vaterlande und die zu Camilla Caffarelli sind die Leitsterne seines Lebens. Auf die Bemerkung Salviati's, daß ihn die Liebe zur Braut von der zum Vaterlande ableite, erwiedert er:

Nach allen Seiten strömt das Leben aus,
Und viel bedarf und wünscht das heiße Herz.
So will ich auch die Liebe nicht verschmäh'n,
Die holde Blume, die so unerwartet
In meinem öden Schicksal aufgeblüht.
O gönnt mir Frist, am Abhang meiner Jugend
Mir dieses schönste Gut noch zuzueignen,
Und glaubt, daß ich den höh'ren Zwecken nicht
Der Freyheit edlem Kampf verloren sey.
Erscheint der Augenblick, der mein begehrt,
So findet er mein Manneßherz bewährt.

und schildert damit klar und treu seine Gemüthslage und seine Lebensansicht.

Die vierte Scene führt uns ins Haus der Mediceer. Die Brüder Lorenzo und Giuliano treten auf. Eben so scharf und anschaulich, wie die früher gedachten Personen, werden die Mediceer gezeichnet. Giuliano feurig und tief empfindend; ruhig, klar, mächtig wirkend Lorenzo. Er hält, wie der Verfasser Giuliano sagen läßt, die tausend Fäden seiner Zeit in der geschickten Hand. Auf die Frage: »ob er nach dem Zepter greife,« erwiedert Lorenzo:

Nach dem Schwert,
Das unvermerkt das Herrscherzeichen wird.
Gott ist mein Zeuge, daß ich nicht gewollt,
Wozu mich ein Verhängniß treibt und zwingt.
Ich fühle Ehrgeiz und bekenn' es frey,
Will herrschen, will besitzen. Und ist's unrecht,
Wenn ein gemeines Loos mich nicht befriedigt?
Strebt Jeder doch nach seiner Wünsche Ziel!
Wer des Gewohnten breite Straße wandelt,
Lebt friedlich und bequem; doch tadelst du
Die anders fordernde Natur? — Die Taube
Beglückt der stille Hain; der Adler schwingt
Mit Seligkeit sich auf zur Wolkenhöhe! —
Dem Beyspiel uns'rer Ahnen wollt' ich folgen,
Durch Bürgertugend nur der Erste seyn.
So lade ich die Sorgen dieses Staats
Auf meine Brust, auf mein nie ruhend Haupt,
Verschwende Zeit und Kraft in seinem Dienste,
Indeß das Volk und meine Widersacher
Aus dumpfem, trägem Schlummer nur erwachen,
Uns zu verderben.

Der schlaue, rachsüchtige, den Mediceern feindlich gesinnte Bandini hat beschlossen, zu ihrer Vertilgung beyzutragen, und will in kluger Berechnung des Charakters seines Feindes durch das Herz auf ihn wirken. Camilla Caffarelli, früher im Liebesverhältniß mit dem Mediceer Giuliano, hat ihn plötzlich zurückgewiesen, und wendet sich unerwartet Francesco Pazzi zu. Bandini sucht nun in der Schlußscene des ersten Actes Giuliano zu überreden, daß Camilla ihn noch liebe, und nur durch Verhältnisse genöthigt, scheinbar mit ihm gebrochen habe. Gerne schenkt der, dem Mädchen noch mit inniger Liebe ergebene Giuliano der Nachricht Glauben, und übergibt auf Bandini's Zureden ihm seinen Ring als Zeichen des Zutrauens, das Bürgschaft für ihn leistet, wenn der Eifer für seinen Dienst Beglaubigung erheischt.

Nachdem die Composition in dem ersten Acte auf eine eben so klare als spannende Weise geschehen, führt uns der zweyte raschen Schrittes in die Mitte der Handlung. Die erste Scene zwischen Camilla und ihrem Vater zeigt uns das tiefe Seelen-

leiden des Mädchens, die nur wider Willen Francesco Pazzi's Braut wird. Sie sucht den Schmerz ihres Inneren dem, den Pazzi's leidenschaftlich ergebenen und eben so die Medici's hassenden Vater zu verbergen. Es ist nicht der gemeine Zwang der Gewalt, den Caffarelli über seine Tochter übt, es ist der edlere und mächtigere des Herzens, welchem die Tochter weicht. Er sagt:

Hast du nicht selbst, als gute, weise Tochter,
Mit freyem, ächten Bürgersinn gewählt?
Mit tiefem Kummer sah mein Vaterauge,
Wie Giulio, stolz auf seines Hauses Glanz,
Und kühn gemacht durch manchen Weibersieg,
Dir näher trat, mit leichter, freyer Werbung,
Wie ihm dein schwaches Herz entgegen kam.
Nie hätt' ich einem Feind der Republik
Camilla's Hand bewilligt. Tief betrübt
Wollt' ich Florenz, mein Vaterland, verlassen —
Da opferte dein kindlich dankbar Herz,
Dein hoher Sinn für Freyheit und für Recht,
Bevor ich es verlangt, mir seine Neigung,
Und aus dem ersten, zarten Keim der Liebe
Entfaltete sich bitt'rer Widerwille.

Das Bewußtseyn erfüllter Kindespflicht; die Achtung, welche sie dem männlich edlen Charakter Francesco's weihen muß; der Glaube, daß Giuliano das Herz von ihr gewendet, beruhigen die schmerzzerrissene, von der Liebe zum treulos geglaubten Manne immer noch erfüllte Brust Camilla's. Da erscheint in der dritten Scene Bandini, mit allen Ueberredungskünsten der Hölle, die kaum vernarbte Wunde wieder aufreißend. Er gibt ihr Kunde von der glühenden Liebe Giuliano's, die unerwiedert seinem Leben ein Ende machen würde. Den Zweifel Camilla's, welche ihm erzählt, daß die beglückte Nebenbuhlerin selbst sie von der Untreue des Geliebten in Kenntniß gesetzt habe, sucht er zu entkräften.

Mit Empörung seh' ich,
Wie schlaue Bosheit, blinder Mißverstand
Unsel'ge Täuschung Euch umfangen halten.
Giuliano liebt nur Euch mit Raserey,
Mit aller glutentbrannten Leidenschaft;
Und seit dem Tag, der Euer Engelsbild,
Ihn ganz umwandelnd, seinem Sinn gezeigt,
Steht jene nun als Heuchlerin vor ihm.
Das Alles schwör' ich Euch bey meiner Ehre! —

Zum Beweise der Wahrheit seiner Worte übergibt er ihr den, von Giuliano erhaltenen Ring, wogegen er unter dem Ausbruche der heftigsten Leidenschaft von Camilla gleichfalls einen Ring erhält, ihn mit ihren Thränen Giuliano zu überreichen.

Die vierte, vortrefflich gebildete Scene macht die Sinnes- und Gefühlsverschiedenheit der Pazzis anschaulich, welche durch Salviati's Gewandtheit und Umsicht möglichst zu einem Wollen vereinigt, und dem Ziele nahe gebracht werden. Francesco tritt auf. Er ist durch geheime Nachricht von Camilla's Untreue bereits im Inneren aufgeregt, und dadurch scheinbar dem Interesse des Vaterlandes ferner gestellt worden.

Der dritte Act beginnt in einem Saale im Hause der Medici. Man hört einzelne Töne entfernter Tanzmusik, Masken und Bediente gehen im Hintergrunde durch den Saal. Bianca Gorini tritt maskirt auf. Sie ist Camilla's beglückt gewesene Nebenbuhlerin, die ihre Rechte auf Giuliano geltend machen will. Ihren Charakter und ihre Gesinnung enthüllt sie in folgenden Versen:

Nur mir gehört Giuliano — mir allein!
Sein ganzes Wesen ist mein Eigenthum;
Nicht eine Fiber lebt in seiner Bildung,
Die mein nicht ist mit tausendfachem Rechte.
Und jenes Mädchen, kalt und seelenlos —
Ein blödes Kind mit einem Marmorherzen,
Will thöricht dieses Kleinod mir entreißen,
Das ich für meine Ehre eingetauscht.
Ich warnte dich und habe mich erniedrigt,
Dir, Tiefverhaßte! meine Schmach zu zeigen,
Und die Verzweiflung meiner Leidenschaft.
Nun spricht das Recht für mich, und unerbittlich,
Mit Gift und Dolch verfolg' ich meine Sache,
Weh dir, denn du entflammtest meine Rache.

Bandini facht die Glut ihrer Leidenschaft zur verzehrenden Flamme an. Er gibt ihr den Ring, welchen er von Camilla als Zeichen der Verlobung für Giuliano erhielt, um ihn Francesco zu zeigen, und damit seine Eifersucht aufzustacheln.

Die sechste Scene, in welcher Lorenzo von seinem treuen Freunde Nori vor Francesco Pazzi's Anschlag gegen die Mediceer und seine Person gewarnt wird, ist anscheinend von keiner besonderen Bedeutung. Bey näherer Beleuchtung aber ist sie eine der wichtigsten des Stückes, da sie dazu dient, den ruhig entschlossenen, seiner Kraft und dem Rechte vertrauenden Charakter Lorenzo's, der die Katastrophe des Stückes herbeyführt, zur Anschauung zu bringen. Wir müssen bey dieser Gelegenheit einen ächt künstlerischen Vorzug des Verfassers geltend machen, den nämlich, daß er der Wesenheit des dramatischen Gedichtes gemäß, immer verschmäht, durch Worte zu blenden, und dagegen Alles in Ereignissen zur Anschauung bringt. Dieser Vorzug ist gerade in der gegenwärtigen Zeit von der entschiedensten

Bedeutung, da die meisten, und mitunter sogar ausgezeichnete dramatische Schriftsteller darin fehlen, daß sie, vom Klange der Verse verführt, in beständiger Berücksichtigung des schlechten Geschmacks eines durch die Noth der Zeit verwöhnten Publikums zu viel Worte machen, und sich da in Beschreibungen, Auseinandersetzungen und Ausschmückungen ergehen, wo sie die Handlung aus ihrem Inneren sich selbst entwickeln lassen sollten. Jene Dichter sorgen immer für Blätter und Blüthen, und nie für den Stamm, ohne zu bedenken, daß ein gesunder Stamm tausend Blätter und Blüthen von selbst treibt, indeß Millionen der letzteren keinen Baum bilden.

In der siebenten Scene finden sich Giuliano und Camilla auf dem Maskenballe. Die Liebenden erklären sich gegenseitig. Die letzten Zweifel Camilla's schwinden vor den Liebesversicherungen Giuliano's. Er sucht sie zur Flucht und heimlichen Heirat zu bewegen. Sie willigt ein. Giuliano geht ab. Als ihm Camilla folgen will, tritt ihr Bianca in Maske entgegen. Sie ist bestrebt, Camilla's Herz mit Angst zu erfüllen, das Verhältniß zu Giuliano ihr eröffnend, und mit der bittersten Rache drohend. Ihre Drohungen scheitern an der ruhigen, in inniger treuer Liebe Giuliano ergebenen Seele Camilla's. Da wendet sie sich an den erscheinenden Francesco, dem sie von Leidenschaft glühend eröffnet, daß er von Camilla betrogen sey. Francesco ist außer sich. Beyde verbinden sich wie Rachegeister zum Verderben Giuliano's und Camilla's. Der Schluß des Actes ist eben so wirksam durch die Gewalt der Situation, als die mit ihr in Einklang stehende Macht des Verses.

Francesco.
Dank' Euch, Bianca, denn Ihr rettet mich.
Entlastet habt Ihr mein geängstigt Herz,
Das mit des Zweifels Luftgespenstern stritt.
Entfesselt fühl' ich nun mein ganzes Wesen,
Und frey genes' ich zu der alten Kraft.

Bianca.
Nur Eins verlang' ich noch von Euch, Francesco,
Dafür, daß ich in meiner tiefsten Schande
Vor Euch, den edlen Mann, getreten bin;
Laßt uns das Erbe heil'ger Rache theilen,
Geschwistern gleich, am Grabe ihres Glücks.
Weib gegen Weib und Mann so gegen Mann;
So will's das Recht und Jeder nimmt sein Theil.

Francesco.
So sey's! Ihr habt die Ehre mir gerettet,
Mein ganzes Leben ist Euch heimgefallen,
Und jedes Gut, das Ihr begehren mögt.
So nehmt denn, was Euch doppelt angehört,
Und uns're Erbschaft ist gerecht getheilt.

Bianca.
Francesco gibt, was Giulio feig geraubt,
Gibt mir die Ehre wieder. Dankbar nehm' ich
Aus Eurer Hand das neue Heiligthum,
Und des Geschenks will ich mich würdig zeigen.
(Sie tritt an das Fenster.)
Ein Streiflicht dämmert schon im fernen Osten,
Das blutigroth den neuen Tag umgürtet.
Der Morgen naht, hier aber herrscht der Nacht
Gewalt'ger Fürst und seine Geister noch.
Kommt, laßt uns schwören bey den Unsichtbaren,
Die uns umrauschen mit dem Haß der Hölle:
Daß, eh' die Sonne zweymal ihren Lauf
Vollendet hat, die Schuld der kranken Ehre
Ein überschwenglich Maß der Rache tilgt.
Francesco (ihr die Hand reichend).
Nehmt meinen Schwur, und löſ't den Eurigen!

Den vierten Act eröffnet eine Scene im Garten in Caffarelli's Hause. Bandini facht Francesco's wankenden Entschluß zu schneller und sättigender Rache auf's Neue an. In einer folgenden Scene zwischen Camilla und Caffarelli sucht sie von ihrem Vater den Segen zu erhalten, bevor sie sich aus seinem Hause entfernt. Die Unruhe und überreizte Gemüthsstimmung des Mädchens erregen den Verdacht des Alten, er dringt heftig in sie, und als sie ihn ihr Verhältniß ahnen läßt, erwiedert er:

Du weißt, Camilla, ob ich dich geliebt,
Wie dich seither mein Vaterherz vergöttert!
Doch schaue her auf diesen greisen Scheitel:
Ihn deckt kein Haar mit seinem Silberschimmer,
Das nicht in heil'ger Ehre grau geworden,
Die jedes andere Gefühl beherrscht.
Nimm dich in Acht, daß nicht in Widerstreit
Sie mit der Liebe zu dem Kind' gerathe:
Bey Gott! der Ausgang ist nicht zweifelhaft.
Francesco hat mein Wort — dein freyes Wort,
Mit meiner Ehre hab' ich deine Treue
Und deine Redlichkeit verbürgt. Zwey Leben
Eracht' ich nicht zu kostbar und zu theuer,
Wenn meines Hauses Name sie verlangt.

Durch dieses energische Heraustreten Caffarelli's, der Ergebenheit seiner Tochter gegenüber, wird das Interesse immer lebendiger erhalten und auf's Aeußerste gespannt. Camilla steht auf dem Scheidewege zwischen Pflicht und Liebe, und unruhvoll erwarten wir, welche von beyden sie ergreifen wird. Den Schluß des Actes bilden Scenen zwischen den Pazzi's im Hause Francesco's, uns in kurzen charakteristischen Zügen die Verschiedenheit ihres Wollens und ihrer Ansichten schildernd. Giulio soll

durch Francesco fallen. Lorenzo's Richter wird gesucht, keiner der Anwesenden will den Dolch bieten, ihn zu tödten, wie sehr auch Salviati zu vermitteln und zu vereinigen sucht. Endlich beschließt er, Antonio Maffei und Stephano, zwey schlauen und kühnen Männern, Lorenzo anzuvertrauen. Mit dem Plane, wie am kommenden Tage die Medici zu verderben, und der Vertheilung der Rollen zum großen Trauerspiele schließt der Act.

Der fünfte Act beginnt in Caffarelli's Hause. Bianca, in phantastischer Tracht und verlarvt, tritt auf. Sie bereitet sich zur Rachethat an Camilla, Gift und Dolch sind ihr zur Hand. Der Zufall entscheidet für die Wahl des ersten. — Camilla's Morgentrunk steht auf dem Tische. Einen Wink des Schicksals darin erkennend, leert sie die Phiole in den Becher. Camilla erscheint. Bianca gibt sich für eine Wahrsagerin, welcher Camilla, der Sitte jener Zeit gemäß, und aus ihrer Gemüthslage, in welcher die Zukunft wie ein Räthsel vor ihr liegt, indeß sie nach der Lösung desselben dürstet, getreu, bald vertraut. Bianca bestimmt sie, den Trank zu leeren, aus dessen Bodensatze sie wahrsagen will. Camilla thut es, und als Bianca ihren Wunsch erreicht sieht, erfüllt sie die Seele des liebenden Mädchens durch die Art der Enthüllung ihres künftigen Schicksals mit Grauen und Entsetzen. Kaum als sie fort ist, äußert das Gift seine verderbliche Wirkung, und Camilla wendet noch im Sterben und von Giulio entfernt ihre letzte Kraft dazu an, ihm einen Warnungsboten zu senden.

Die fünfte Scene geht vor auf einem Platze vor der Kirche Santa Reparata. Man vernimmt Orgeltöne. Bürger und Bürgerinnen treten auf. Nach einer vortrefflich gebildeten Volksscene erscheinen Francesco, Bandini und Giulio. Francesco sucht den Feind zu bereden, ihn in die Kirche zu begleiten, um durch ihr gemeinschaftliches Erscheinen das Volk von ihrer Einigkeit zu überzeugen, da dieses zu seinem Nachtheile daran nicht glaube. Giulio, nichts Arges ahnend, folgt dem Wunsche Francesco's und den Ueberredungen Bandini's. Nach einiger Zeit ertönt Getöse und Waffengeklirr in der Kirche; Volk und Bewaffnete stürzen in großer Verwirrung mit dem Schrey: »die Medici! die Pazzi!« über die Bühne. Nori wird verwundet, und von zwey Bürgern herausgeführt. »Ich sterbe gern,« ruft er aus, »Lorenzo ist gerettet!« —

Es brach die Hölle in das Heiligthum,
Satan Francesco Pazzi an der Spitze.
Der stürzt auf Giuliano, welcher betet,
Und stößt verrucht den Dolch ihm in die Brust.
Sein Eisen zuckt der blutige Maffei

Zugleich nach meinem Herrn. Es gleitet ab,
Und, leicht verletzt, entwaffnet ihn Lorenzo.
Der Mantel dient ihm als ein treuer Schild,
Den Mörderstreichen allen zu begegnen,
Und Manchen streckt sein gutes Schwert dahin.
Da schießt Bandini, wie die Tigerkatze,
Rücklings nach ihm mit blutgetränkter Waffe;
Ich spring' dazwischen und — sein Dolch trifft mich.
Indeß, geschützt von seiner Freunde Schaar,
Und kämpfend Schritt für Schritt, erreicht Lorenzo
Die sich're Sakristey; er ist gerettet,
Ohnmächtig löst sich die Rebellion.

Francesco, in der Ueberzeugung seines Unrechts und seiner Uebereilung, gibt sich, vom besseren Gefühle überwältigt, selbst den Tod. Bandini, der es nicht verdient zu sterben, rettet das Leben, als »das einzige Gut des Schlechten,« feig und verächtlich durch die Flucht, und Lorenzo breitet segnend und kraftvoll die Hand über sein Vaterland. Den zum Tode betrübten, das Leben nicht mehr achtenden Caffarelli, der den Sieger um Ketten bittet, seinen Schmerz zu erdrücken, zu sich emporhebend, ruft er aus:

Vergeben und vergessen sey für immer,
Was mir geschah, so tief es mich verletzt.
Begnadigt seyen alle die Verschwornen,
Wie alle, die für sie das Schwert gezückt.
Und weil das Schicksal mir den Bruder nahm,
Hab' ich des Bruders Erbe übernommen;
Der Liebe ganze Schuld, mit der mein Haus
Euch pflichtig ist, ruht nun auf mir allein,
Und ich will zahlen, wie kein Fürst noch zahlte.
Schließt auf die Herzen, schließt die Geister auf,
Ihr Treuen und Ihr Vielgeliebten alle:
Florenz sey frey und ich — sein erster Bürger!

So viel, um die Beschaffenheit der Mediceer als eines dramatischen Gedichtes anschaulich zu machen, und seine Bedeutenheit als Kunstwerk zu erweisen. Was die Darstellung des Stückes auf der Bühne betrifft, so kann ihm eine große und bleibende Wirkung nicht fehlen, und es werden die Mediceer den beliebtesten Repertoirstücken beygezählt werden müssen, wenn der Verfasser zu jenem Behufe zweckmäßige Kürzungen und hin und wieder kleine Veränderungen vornimmt. So sind z. B. die Abgänge, namentlich vor den Verwandlungen, zu karg bedacht. Der Verfasser hat, wie der Dichter es soll, nur sein Werk berücksichtigt, ohne auf die Bühnendarstellung desselben Rücksicht zu nehmen, und ihr hin und wieder Opfer zu bringen. — Dieß mag auch so lange als richtig erkannt werden, als es dem Verfasser nicht um die Darstellung auf der Bühne zu thun

ist. Damit tritt die Nothwendigkeit zweckmäßiger Veränderungen ein, und Manches, was im dramatischen Gedichte schön und zweckmäßig ist, muß entfernt oder anders gestaltet werden, wenn es den Erfordernissen der Bühne störend in den Weg tritt. So kann in der Darstellung Bianca's Erscheinen im dritten Acte in der Maske vor Camilla, wie vortrefflich auch die Scene gearbeitet und wie wirksam sie an sich ist, der Hauptscene im fünften Acte zwischen den Frauen Eintrag thun, da es unwahrscheinlich gefunden werden kann, daß Camilla der Feindin, deren Persönlichkeit schon zweymal vor sie getreten ist, vertraut, und ohne Verdacht den Becher leert. Besorgt der Verfasser für die Darstellung die durch die Bühnenverhältnisse gebotenen Veränderungen nicht, so ist es, aller Vorzüglichkeit seines Werkes ungeachtet, möglich, daß bey Unkenntniß und bösem Willen der Zuschauer, besonders wenn das Unvermögen der Schauspieler das Seinige thut, jene Klippen dem Kunstschiffe auf seiner Fahrt gefährlich werden.

Art. X. Die Episteln des Quintus Horatius Flaccus, übersetzt von Joseph Merkel, Lyceal-Professor und Hofbibliothekar. Aschaffenburg, bey Th. Pergay (C. Krebs) 1841. 204 S.

Wenn es auch Thatsache ist, daß die Masse der von Jahr zu Jahr sich drängenden Ueberseßungen altklassischer, besonders dichterischer Werke selten von dem sogenannten gebildeten Publikum, für welches sie der Regel nach berechnet sind, gelesen, sondern meistens nur von den gelehrten Philologen beachtet und zu Rathe gezogen werden, so möchte es doch nicht ungeeignet seyn, von einem Ueberseßungsversuche an einem alten Dichter zu sprechen, welchen manche Geschäftsmänner aus dem Schulstaube mit in das Leben hinübernehmen. Ich meine nämlich den Horatius, welcher von allen lateinischen Dichtern am meisten durch reinen Geschmack und heitere Auffassung allgemeiner Menschenverhältnisse immer den Mann von gereifter Weltansicht fesseln wird. Wenn also irgend einer der sonst so engherzigen römischen Dichter, so verdient es Horatius im deutschen Gewande zu erscheinen. Daß der Schöpfer der deutschen Prosodie, J. H. Voß, unseren Dichter, gleichwie andere alte und neue, für die sein Genius nicht geschaffen war, in die Zwangsjacke steckte, darüber ist das Urtheil festgestellt; ob aber dessen Fortbildner, Kirchner und E. Weber, dadurch, daß sie die Anforderungen an metrische Kunst noch zwangvoller steigerten, den Riß nicht erweitert haben, ist eine andere und hochwichtige Frage, welche sich aber, nach den

mannigfachen Versuchen in der Manier zu schließen, gar viele nicht gestehen wollen. Der vorliegende Versuch hat nun den Verf. dieses Aufsatzes zunächst veranlaßt, ein Wort in dieser Sache mitzusprechen; einmal weil die Arbeit in seiner Nähe, ja gleichsam vor seinen Augen erwachsen ist; sodann weil der Uebersetzer durch seine treue Nachdichtung der indischen Episode Sawitri den Lehrbrief der literarischen Befähigung erhalten hat.

Seitdem ich inne geworden bin, wie widerlich jene wörtlich treuen Uebersetzungen, wie sie bey uns Deutschen so beliebt sind, auf unbestochene, durch die Lectüre der Nationaldichter gebildete Ohren durch den gepreßten und verrenkten Rhythmus, durch die ganz undeutschen, an das Judendeutsch oder an den sonst beliebten Predigerton anklingenden Wortstellungen, besonders durch überbotenen Gedankenausdruck wirken, habe ich es mir zum Gesetze gemacht, diese Uebersetzungen auch durch lautes Lesen vorerst dem Gefühle nahe zu bringen. Befragt man aber das natürliche Ohr, wie es durch die waltende Schriftsprache gebildet ist, so wird man die vielen künstlichen Längen, durch welche die strengere Schule den Mangel an reinen Spondeen in einfachen Wörtern zu ersetzen vermeint, höchst bedenklich finden. Immerhin wird der deutsche Hexameter ein ganz anderer Vers seyn als der antike; einmal weil unsere Sprache, als eine accentuirende, sich dem trochäisch-jambischen Rhythmus zuneigt; dann weil es ihr gerade an solchen Versfüßen gebricht, wodurch der Bau des Hexameters bedingt ist.

Zwey Uebelstände gibt es, welche die Bildung dieses Verses gefährden. Da nämlich unsere Sprache Spondeen nur in zusammengesetzten Wörtern hat, so bleibt uns die Wahl, entweder solche Wörter mit sinkendem Rhythmus als Wortfüße zu gebrauchen, oder sie mit Verrückung des naturgemäßen Rhythmus zu künstlichen Spondeen zu stempeln, als Aufgang u. s. f.; ein Verfahren, welches theils die Harmonie des Verses aufhebt, theils einen naturwidrigen Rhythmus einzuführen droht. Am Schwierigsten aber sind die vielen einsylbigen Wörter zu behandeln, welche man, wenn sie bedeutungslos sind, wie pro- und enclitische Kürzen gebraucht; wenn jedoch bedeutungsvoll, als schwebende Positionen oder wohl gar Längen setzt, wodurch eine Anzahl von unreinen Spondeen oder Dactylen herbeygeführt werden. Mit einem Worte, unsere Verse müssen einen trochäischen und jambischen Gang haben, man mag sie so künstlich drechseln als man nur will. Studirt man aber den Voß'schen Hexameter, wie er in dessen Meisterwerke, der Homerischen Odyssee, geprägt ist, so wird man finden, daß Voß sogar

Trochäen, in deren Vermeidung man jetzt fast die ganze metrische Kunst setzt, an bestimmten Stellen und oft mit großem Erfolge angebracht hat. Denn die verbundenen oder organischen Trochäen, zu denen unsere Sprache sich überaus neigt, vermeiden zu wollen, wie in den Verbindungen: angestemmt, Uebermacht u. s. w., wäre geradezu thöricht, weil man in unzähligen Fällen, willkürlichen Satzungen zu Liebe, oft die bezeichnendsten Gedanken aufgeben müßte; wie denn selbst Dr. Merkel nach seinem naiven Geständnisse den Wassersüchtigen metrisch zu curiren verzweifelte. Unstreitig aber ist es verwerflich, wenn man die getrennten Trochäen häufen oder gar regellos setzen wollte. Auch hier ist uns Voß, der vielgeschmähte, in seinem deutschen Homer ein vollgültiges Muster, zu welchem unser deutscher Hexameter einen Schritt rückwärts thun muß, wenn er volksmäßig klingen soll. Dieser große Metriker hat nämlich nach einem sicheren Tacte nur an den, von Hauptcäsuren unterstützten Stellen solche getrennte Trochäen eintreten lassen, gleichsam wie irrationale Größen, denen durch die Pause ein Zeittheil zur Ergänzung zugemessen wird.

Der neue Uebersetzer hat der Kritik selbst den Maßstab in die Hand gegeben, indem er nach dem Vorworte sich zur Aufgabe gesetzt hat, eine möglich treue Uebersetzung mit Beachtung des antiken Kolorits und des Genius der deutschen Sprache nach den strengen Satzungen eines Kirchner und E. Weber, somit in lesbarer Form zu liefern. Wenn gleich sich Ref., nach den oben dargelegten Gründen, gegen diese Schule erklären muß, so erfordert es doch die Billigkeit, die vorliegende Arbeit nach jenen, vom Verf. anerkannten Normen zu messen. Man muß von vorne gestehen, daß Hr. Merkel als ein Mann von reiner Geschmacksbildung und tüchtiger Sprachfertigkeit auf dem Grunde der Vorarbeiten zum ersten Male und im Ganzen die Episteln des Horatius im deutschen Gewande lesbar gemacht hat. Nichts desto weniger dürfte im Einzelnen gar Manches zu feilen und zu mäkeln seyn, was aber der Tüchtigkeit der Arbeit keinen Abbruch thun soll. Vorerst scheinen selbst die einzelnen Episteln ungleich gearbeitet, je nachdem sich mehr innere Schwierigkeiten dargeboten, oder je nachdem sich der Verf., besserem Gefühle folgend, von den Fesseln jener metrischen Auctoritäten frey gemacht hat. Theilen wir unsere Bedenken nach den Bestimmungsgründen, welche der Rhythmus, welche die deutsche Sprache und welche der Sinn aufdringt; so möchten bey einer zweyten Ausgabe, welche dieser im Ganzen förderlichen Arbeit zu wünschen wäre, folgende Unebenheiten auszugleichen seyn:

Mißlautend sind 1) die vielen E- und J-Laute, welche einen Hiatus bewirken, wie I. 1. v. 12 nutze im; v. 15 lande ich; v. 22 besonders die vielen J und T in: — beschränkt und gedrückt von der Mütter hütender Aufsicht. Fehlerhaft sind auch die gehäuften gleichen Wortfüße in I. 10. v. 36: Suchte der häufig Besiegte, und gern sich dem Zügel bequemte; so wie 10, v. 33: als Großen und Freunden der Großen ff.

2) Müßige Dehnungen und Zusätze, um den Vers auszufüllen. I. 1. v. 1—4 du — du; mich — mich; dagegen v. 26 gewiß; tautologisch in v. 37 die versöhnende Formel; v. 34 die lästige Krankheit; 5, v. 47 jetzt — leicht; 3, v. 2 recht bald; 6, v. 2 ja wohl; 7, v. 29 engklaffend; so 8, v. 2: freundliche Wünsche; 10, v. 21 holdmurmelnd ff.

Dagegen sind 3) nothwendige Begriffe oft unübersetzt geblieben. So I. 1. v. 2 iam; v. 46 per saxa. In 2, v. 10 ist ut salvus regnet vivatque beatus verkürzt in: glücklich zu herrschen: 7, v. 46 strenuus ff.

4) Den unrichtigen Wechsel der Zeitformen (wie I. 1. v. 1: anschaute — empfangen) oder undeutsche Wortstellungen (das. v. 20—25); so wie verrenkten Rhythmus (ein besonders grelles Beyspiel 3, v. 33: Dóch, ob Míßdeutúng, ob —) hat der Verf. von seiner Schule geerbt. Einzelne Ausstellungen wollen wir, um dem Ueberdrusse der Leser vorzubeugen, bloß auf Folgendes beschränken. I. 1. v. 18 zur Lehre Cyrene's aus in Aristippi praecepta; v. 28 statt sträubest, besser sträube, wie es die Gedankenform des Satzes erheischt; v. 39 war mit leichter Aenderung so herzustellen:

Ist doch keiner verwildert so sehr, der zahmer nicht würde,
Leihet er nur ein williges Ohr geistbildender Lehre.

So früher v. 13:

Fragest du mich, wer Führer mir sey, wer schützender Hausgott. —

So viel genüge zur Erhärtung des ausgesprochenen Urtheils! Die angehängten Anmerkungen sind, wenn auch allzu sparsam, doch hinreichend und prägnant. In der Auffassung des Sinnes ist die Textesrecension Orelli's, wie sich von selbst versteht, zum Grunde gelegt, ohne sclavisch dessen Erklärungen zu folgen. Indem wir den Verf. auffordern, auch die Satyren desselben Dichters als ergänzendes Seitenstück in unverstümmelter Form nachzuliefern, theilen wir als Vorgeschmack des Ganzen ein kürzeres Muster mit, nämlich die neunte Epistel des ersten Buches; wobey die bedenklichen Punkte vorgemerkt sind.

An Claudius Nero.

Claudius! Nur Septimius scheint allein es zu wissen,
Wie du mich schätzest, indem er mich drängt durch eifrige Bitte,
Daß ich ihn dir, wie kühn! als würdigen möge empfehlen,
Nah beym Nero zu seyn, der stets nur Treffliches auswählt;
Wenn er sich denkt, ich besitz' als Freund dein volles Vertrauen,
Sieht er mit schärferem Blick' als ich, wie viel ich vermöge;
Viel zwar brachte ich vor, zu entschuldigen mich vor dem Freunde,
Aber ich fürchtete endlich den Schein unedeler Selbstsucht,
Wenn ich zu klein darstellte die Kraft, für die Freunde zu wirken (?).
So, zu entgehen dem schlimmeren Tadel, gebrauch ich des Welttons
Vorrecht, dreist zu begehren. Wofern deßhalb du es billigst,
Daß auf Freundes Geheiß ich bescheidene Sitte verletze:
Nimm ihn auf bey deinem Gefolg' als wacker und tüchtig!

Es erübrigt, dem Verleger für die treffliche Ausstattung unseren vollen Dank zu bezeigen.

Aschaffenburg, im Juny 1842.

Dr. Heilmaier.

Anzeige-Blatt
für
Wissenschaft und Kunst.

Nro. XCIX.

»K. Maximilian's I. Bibliothek« in der k. k. Ambraser Sammlung in Wien, vom k. k. Major Jos. Kraushaar im J. 1838 gestiftet.

Von Joseph Bergmann,
Custos am k. k. Münz- und Antikenkabinete und der k. k. Ambraser Sammlung.

Unter diesem Titel ist eine nicht unbedeutende Sammlung von sehr interessanten und wichtigen Beyträgen sowohl zur allgemeinen deutschen als auch speciellen österreichischen Geschichte der neuern Zeit von der Jugendzeit des ritterlichen Kaisers Max I. bis zum Tode des Kaisers Leopold I. († 1705) entstanden. Sie ist das Werk eines stillen, unverdrossenen, acht und zwanzigjährigen Sammlerfleißes des genannten k. k. Majors Joseph Kraushaar, das eine Art fortlaufender Chronik bildet, und nach Johann Baptist Schels' allbekannter Geschichte der Länder des österreichischen Kaiserstaates in neun Bänden, Wien 1819 — 1827, zweckmäßig geordnet ist.

Diese Sammlung bestand am 12. Februar 1842 in 1539 Nummern. Unter diesen ist des Erzherzogs Max I. jugendliches Brustbild mit dem Vließorden besonders bemerkenswerth, in derselben Stellung und demselben Costüme, wie auf desselben Bildnisse in der k. k. Ambraser Sammlung Nr. 66 im vierten Saale, auf dessen Felde zu lesen: MAX. RO. REX. Ambrosius de pdis mediolanensis pinxit 1502; mit dem Unterschiede, daß auf diesem das Barret schwarz, auf jenem kirschroth gemalt ist; ferner enthält sie sechs Münzen: a) des Erzherzogs Sigmund von Tyrol ersten Gulden vom Jahre 1484, und b) Thaler vom J. 1486, nebst c) einem Groschenstücke desselben Fürsten; d) Max's I. und Maria's von Burgund Thaler oder richtiger thalerartige Medaille vom J. 1479 (Madai Nr. 1371); desselben e) und f) zwey Thalerstücke, welche beyde, das erstere ohne Jahrzahl, das andere vom J. 1509, Herr v. Schultheß in seinem Thalerkabinete (Wien 1840) Nr. 1 und 19 ausführlich beschrieben hat. Hierauf 712 geschriebene und gedruckte Extrablätter, Beschreibungen von Krönungen, Vermählungen und andern Festlichkeiten, kaiserliche Ausschreiben rc.; 361 Pläne über Kriegs- und andere geschichtliche Ereignisse; 136 Porträte von Kaisern, Königen, Fürsten, Feldherren und andern ausgezeichneten Männern in Holzschnitten und Kupferstichen. Die Periode des dreyßigjährigen Krieges enthält 136 Berichte und Ordres de Bataille, 210 Pläne und 55 Porträte. Weltatlas vom J. 1552, zu Zürich erschienen; Philipp Apians bairische Landtaflen 1566, und zu Ingolstadt 1568; Johann Bussemecher's Atlas von 48 Karten, Cöln 1568 ff.; Atlas der niederländischen Provinzen von 1587; Gerard Mercator's Atlas von Jodok Hondius, Amsterdam 1609; 148 Specialkarten; dann 162

sehr interessante und manches kriegsgeschichtliche Ereigniß beleuchtende Prospecte fester Städte und Plätze. Den Schluß machen das Turnierbuch von 1568, das Stammbuch einer tyrolischen Gräfin von Wolkenstein, gebildet von 1609 — 1618, und vier polyglotte Wörterbücher.

Nun erachte ich es auch für meine Pflicht, des edeln Stifters dieser Sammlung, die nach seinem Wunsche »K. Maximilian's I. Bibliothek« genannt werden soll, zu gedenken.

Joseph Kraushaar, Sohn des k. k. Oberlieutenants Heinrich Ferdinand Kraushaar († am 10. Februar 1800 zu Turin an den Folgen der durch piemontesische Meuterer empfangenen Wunden), aus einem hannoveranischen Geschlechte, am 19. März 1781 zu Czernowitz in der Bukowina geboren, zog schon im J. 1788 als Knabe mit seinem Vater in den Türkenkrieg zur Belagerung von Belgrad, welche den tiefsten Eindruck im zarten Gemüthe zurückließ; dann nach der Beendigung dieses Krieges im October 1791 nach Mailand, und kam im October 1792 in das Civil-Collegium S. Cristoforo zu Mantua. Hier lernte er vorzüglich die italienische Sprache und Geschichte unter Don Andrea de Nobili aus Lucca und Don Mariana Contuzzi aus Siena bis zum Ende des Jahres 1794, trat als Practikant in die k. k. Fortificationskanzley zu Mantua ein, ward Fourier, am 1. März 1800 k. k. Ordinär-Cadet beym vierzehnten Linien-Infanterieregimente Klebeck (jetzt Baron v. Hrabovsky), kam am zehnten desselben Monats als Fähnrich zum sechzehnten leichten Infanteriebataillon Bonacossi, das aus Truppen der aufgelös'ten cisalpinischen Republik und französ. Kriegsgefangenen gebildet wurde. Am 1. Febr. 1801 zum vierten Infanterieregimente Hoch- und Deutschmeister bey der Armee in Italien transferirt, wurde er am 30. März 1804 Lieutenant, am 16. Nov. 1805 Oberlieutenant, vom 16. Sept. 1807 bis zu Ende Febr 1809 beym k. k. Hofkriegs-Archive in Wien zugetheilt. Er trat beym Ausbruche des Kriegs wieder in den activen Dienst, gerieth am 13 May 1809 in französische Gefangenschaft, und erhielt nach seiner Rückkehr von Chalons an der Marne im J. 1810 wegen des besondern Vertrauens die Leitung des Conscriptions- und Rekrutirungsgeschäfts seines Regimentes in dessen Werbbezirke Wien. Wegen seiner vorzüglichen Verwendung wurde derselbe außer seiner Reihe Capitän-Lieutenant, und rückte im Anfange des Jahres 1814 zu seinem Regimente nach Oberitalien ein. Beym Wiederausbruche des Krieges 1815 erfreute er sich der Zutheilung zum k. k. General-Quartiermeisterstabe bey der italienischen Armee, kam nach dem Vorrücken durch die südwestliche Schweiz bis nach Autün, wo er auf Verwendung des k. k. Armeeministeriums (unter dem Freyherrn von Baldacci) dem k. k. Generalgouverneur zu Lyon, dem Hofrathe von Roschmann-Hörburg, zur Dienstleistung zugetheilt wurde. Nach der Auflösung sämmtlicher k. k. Generalgouvernements in Frankreich rückte derselbe wieder zu seinem aus Frankreich zurückgekehrten Regimente ein, wurde im Juny 1817 bey der Person des commandirenden Generals in Oesterreich, Generals der Cavallerie, Marquis Hannibal von Sommariva, bis im Sept. 1820 zugetheilt, ging darauf wieder zum Regimente, zog gegen Neapel, und wurde am 1. July 1823 ad latus des Rekrutirungs-Directors beym lombardischen Generalcommando zu Mailand angestellt, von wo er wegen des beginnenden Augenübels den 1. Nov. 1825 nach Wien zurückkehrte, und bey dem ersten Landwehrbataillon des Regimentes Hoch- und Deutschmeister am 1. August 1827 zu

Wien eingetheilt wurde. Er ward am 1. April 1831 zu Wiener-Neustadt in Pensionsstand versetzt, und lebt nun, seit dem 8. May 1838 aller Sehkraft beraubt und sich ganz seiner Sammlung widmend, seit July 1839 im k. k. Invalidenhause zu Wien.

Kraushaar machte seine Stiftung auf seinen Todesfall am 8. September 1838, und überreichte die bezügliche Urkunde Sr Excellenz dem Herrn Grafen Moriz von Dietrichstein. Seine Majestät der Kaiser geruhten am 4. Nov. 1839 diese Stiftung mit der allergnädigsten Verleihung des k. k. Majors-Charakters huldvollst zu genehmigen.

Wie ward Herr Major Kraushaar Sammler?

Sein Vater, ein Mann von deutscher Bildung, der in Göttingen seine Studien gemacht hatte, legte in das empfängliche Gemüth die bleibende Vorliebe für Geschichte und deren Denkmäler, besonders für Kaiser Maximilian, im Frühlinge 1796 zu Innsbruck, wo er den Jüngling in die Franziskaner Hofkirche zu des Kaisers prachtvollem Cenotaphium, dem Meisterwerke des unsterblichen Alexander Colin aus Mecheln, zur Martinswand, nach dem Schlosse Ambras zu dessen reichen und mannigfaltigen Kunstschätzen führte. Das weckte das Interesse für jegliches Denkmal, und kein Monument, keine Merkwürdigkeit blieb auf den vielen Märschen und Zügen in Italien, Deutschland und Frankreich, wo es nur Zeit und höhere Dienstpflicht erlaubten, unbeachtet und ungesehen.

Der Entschluß aber, Denkmäler vom K. Maximilian I. und der folgenden Zeit zu sammeln, entstand beym glücklichen Erhalten einzelner Berichte und Stücke zu Sederiano bey Codroipo in Friaul im April 1814, und ward alsogleich zur That. Major Kraushaar sammelte nun unablässig mit Glück und Umsicht persönlich in dem Venetianischen, der Lombardie, in den Städten Mantua, Cremona, Parma, Piacenza, Bologna, Rom und Neapel, und in Deutschland, besonders in Wien. Hier schuldet er ganz besondern Dank der Freundschaft des dermaligen Vorstandes der k. k. Universitätsbibliothek, Herrn Franz Lechner, dessen bibliographische Kenntnisse ihm den ersprießlichsten Rath ertheilten und fördernde Hülfe leisteten. Dann erhielt er durch Correspondenz und Verbindungen werthvolle Piècen aus den deutschen Städten Regensburg, Augsburg, Nürnberg, Frankfurt am Mayn, Leipzig, Halle, Hamburg; aus Straßburg und Paris; selbst aus London; ferner aus Kaschau in Ungern und Krakau.

Herr Major Kraushaar gibt das belehrende Beyspiel, was ein Privatmann bey beschränkten Mitteln, wenn er diese für Einen bestimmten Zweck, der ihm klar geworden, planmäßig und mit Umsicht verwendet, zu leisten vermag. Diese stillsammelnde Thätigkeit wirft einen erheiternden Strahl in seiner letzten Lebenstage dunkle Nacht, die er als Gottes Fügung weise mit christlicher Ergebung erträgt.

Wir wollen die älteren Druckwerke dieser Sammlung, von denen einige manchem Leser nicht ohne Interesse seyn dürften, vorausschicken, und dann die Stücke aus K. Maximilian's I. Leben bis um das Jahr 1520 folgen lassen. Derley Stücke können nicht sorgfältig genug gesammelt und bewahrt werden, wenigstens von denen, die ein Druckstück nicht nach der Zahl der Blätter schätzen, und wissen, was einem späteren Forscher und Geschichtschreiber an Materialien, welche den Begebenheiten gleichzeitig sind, gelegen ist.

I.

»Hienach volgt ein warhaft vnd bewerte histori wie die türcken vnd andre geschlecht der vngleubigen die cristelichen kirchen vor vil iaren in manigerley weiß angefochten. Auch vil heiliger stet vn cristelicher land bestritten genöt vnd bezwungen vnd in vndertenig gemacht haben. Darumb nit frembd ist zehören dz wir yecz der gleichen auch dulden vnd leiden müssen vrsachen halben vnser sünden vnd missetaten ꝛc. Deßhalben bapst Vrbanus der ander bewegt ward ein Concilium zeberuoffen. Als auch in dem selben concilium entlich beschlossen ward zu dem heiligen grab ein herfart zeuolbringen vnd wider die vngleubigen czeziehen. Als auch beschach In maß du klärlicher vernemen wirst in der nachuolgenden Histtorien.«

Am Schlusse: »Dise warhafftige hystory hat gedruckt hanns Bämler zu Augspurg vnd volenndet In mäntag vor Jeory. Anno ꝛc. Im lxxxij jare« ꝛc. In 4°.

Ueber den ersten Kreuzzug, oder Gottfried's v. Bouillon Kriegsoperationen vom August 1096 bis zur Erstürmung Jerusalems am 15. July und der Eroberung von Ascalon am 14. September 1099.

Dieser mit 48 Holzschnitten gezierte, aus 47 Bogen in Klein-Folio bestehende Druck ist um so wichtiger, weil uns dadurch die damaligen Tagsereignisse aus einer gleichzeitigen unbekannten Handschrift überliefert werden.

II.

Auf Pergament geschriebene Urkunde Stephan's V., Königs von Ungern, vom J. 1270 in Bezug auf das Stammkloster St. Lambert zu Apachasomlowa.

III. ($\frac{1449}{1561}$)

»Warhafftige beschreybung der Meerfart so von den Gestrengen Edlen Stephan von Gumpenberg, Fritz von Wolffskel, vnd Hans von Kameraw, Auch dem Ehrsamen Hans Strigel vnd Nicolao Magerer, bede Burger zu Würtzburg, sampt vier Dienern vnd einem Caplan, so Johann Eyselsaner geheissen, im Winter (1449) zum heyligen Grab, gen Damascon ꝛc. geschehen ist. Getruckt zu Franckfurt am Meyn, bey Georg Raben vnd Weygand Hann, M.D.LXI.«

IV. (1471)

»Oratio dñi Jo. Ant. Cāpani Episcopi Aprut. in conventu Ratispoñ. ad exhortandos principes Germanorum contra Turcos: et de laudibus eorum Legato existeñ Rmo. dño Car. Seneñ. M.CCCC.LXXI« — 12 Blätter in 4°., ohne Angabe des Druckortes.

Johann Anton Campani, Bauerssohn, bey Capua geboren, war Schafhirt, studirte Jurisprudenz, lehrte die Humaniora zu Perugia, ward vom Papste Calixtus III. zum Sekretäre berufen, und seines Nachfolgers, Pius II., Liebling, darauf Bischof zu Crotona, dann zu Teramo in den Abruzzen, und begleitete des Papstes Neffen, den Cardinallegaten von Siena, Franz Piccolomini (ward 22. Sept. 1503 Papst unter dem Namen Pius III., † schon 18. Oct. desselben Jahres), auf den Reichstag nach Regensburg, wo er diese

und einige andere Reden hielt. Er kam später in päpstliche Ungnade und starb zu Siena 1477. — In Folge derselben wurde ein Reichsanschlag zum Türkenkriege in demselben Jahre zu Regensburg gemacht, welcher in Melchior Goldast's Reichssatzung, Hanau 1609, S. 194 ff. abgedruckt ist.

V. (1474)

»Historia translationis Tunice Jesu Cristi de Hungaria ad inclitam Civitatem Coloniensem ad monasterium Albarum dominarum ubi tam ab incolis quam extraneis incredibili honore veneratur. Impressum Colonie per Lodowicum Renchen (1474).«

Vier Blätter in Quart mit drey Holzschnitten.

Diese Tunica gab eine ungrische Königin einem Comthur des deutschen Ordens aus Preußen als erbetene Belohnung für seine mit seinem Heere in einer Schlacht gegen die Türken geleisteten tapfern Dienste. Dieser schickte die Reliquie seiner Schwester, einer Nonne, nach Cöln, wo sie von ungrischen Pilgern am 20. Juny 1412 entdeckt, und von dieser Zeit an daselbst verehrt wurde. Den linken Aermel dieser Tunica behielt sich die Königin, der in dem Frauenkloster der weißen Dominikanerinnen auf der Margaretheninsel bey Ofen verwahrt wurde.

In dieser Druckschrift bestätigt Thomas Fremperger, Baccalaureus der freyen Künste und der Medicin, und Capellan des funfzehnjährigen Erzherzogs Max I., daß er sowohl den linken Aermel dieser Tunica auf der Margaretheninsel, als die Tunica ohne linken Aermel zu Cöln in Begleitung des K. Friedrich's IV. und seines Sohnes im J. 1474 gesehen habe.

VI. (1478)

»Oratio Cole Montani ad Lucenses.«

Rede Cola's Montani, Legaten des Papstes Sixtus IV. und Ferdinand's, Königs von Neapel, an die Luccheser, um sie zum Kriegsbeytritte gegen Lorenz von Medici im J. 1478 zu bewegen. Gedruckt ohne Angabe des Jahres und Ortes, wohl zu Rom? Vgl. Schels VII. 279.

VII. (1479)

»Fratris Ludovici Imolensis ex ordine minorum theologie professoris oratio in die sancti Stephani: habita in capella pape coram patrum senatu« ec.

Ohne Jahreszahl und Druckort, wohl zu Rom?

Sultan Mohammed II. überfiel unvermuthet den König Ferdinand von Neapel unter dem Vorwande, als gehörte Brindisi, Tarent, Otranto ꝛc. noch zum griechischen Kaiserthume, dessen Herr er im J. 1453 geworden war. Ahmed-Pascha, der Pascha von Valona, landete am 28. July 1479 im Hafen von Otranto, nahm am 11. August die Stadt, Italiens Bollwerk gegen die Türken, ein und tödtete den Erzbischof Pendinelli nebst etwa 10,000 Menschen. Der Papst Sixtus IV. war auf des Königs Nachricht, daß er ohne schleunige Hülfe mit dem Feinde Friede machen müßte, so bestürzt, daß er schon davon sprach, Rom zu verlassen und nach Avignon zu ziehen. Er schickte den Cardinal Rangone zur Veranstaltung eines Kreuzzuges nach Neapel, rief durch eine besondere Bulle alle auswärtigen Fürsten zur Hülfe auf, und setzte die

geistlichen Zehenten von zwey Jahren zur Wiederherstellung von Rhodus (Nr. IX) und zur Eroberung von Otranto aus. Schon streiften die Türken an der ganzen Küste hinab, und man war wegen der Schätze in Loreto besorgt. Daher kann der Redner mit vollem Rechte sagen: »Terminos nostros magno ausu intrat: circumcursitat: rapit: exterminat« etc. Als am 3. May 1481 der Sultan, zum Glücke für Italien, gestorben war, übergab Bajesid, der nicht mehr an eine Eroberung Italiens denken konnte, am 10. Sept. Otranto an den Herzog von Calabrien gegen freyen Abzug.

Vgl. Baron v. Hammer's Geschichte des osmanischen Reichs, zweyte Auflage, Bd. I, S. 554 ff.; Le Bret's Geschichte von Italien in der Forts. der allgem. Welthistorie, Bd. XLV, S. 337.

VIII.

»Das ist ein anschlag eines zugs wider die Türcken. Vnd alle die wider den Christenlichen glauben seind.«

Auf dem Titelblatte der vier Quartblätter ohne Jahreszahl und Druckort ist der kaiserliche Doppeladler mit dem hierosolimitanischen Kreuze und einem Kreuzchen in jedem Winkel (als Kreuzzugszeichen?) auf der Brust, der in jeder Kralle ein Wapenschildchen mit W — als Zeichen der Stadt Wien? — hält. Nach Denis' Buchdruckergeschichte Wiens S. 1 ist das erste hier gedruckte Werk: »Tractatus distinctionum Johannis Meyger,« vom Jahre 1482; derselbe gibt aber im Eingange S. VI zu, daß einige reisende Kunstgenossen, deren es manche gab, hier und dort ein Product ihrer Kunst gleichsam verloren haben. Wenn auch die Stadt Würzburg, die sich schon 1479 einer Druckerey erfreute, den Buchstaben W haben könnte, so ist namentlich in der Schrift von Kärnthen und Krain die Rede. Ob W etwa die Chiffre des Buchdruckers seyn dürfte, mögen Bibliographen entscheiden!

Auf der Rückseite des Titelblattes: »Diser Anschlag (Veranschlagung der aufzubringenden Macht) wider die Türkenn ist ausgezogen auß der verwilligung der mindern brüder oder Berfusser (vielleicht aus der Rede des unter Nr. VII genannten Fratris Ludovici Imolensis ex ordine minorum?), den sie gethan vnd zugesagt haben vnserm heyligen vater dem Babst« — ohne denselben zu nennen.

Dieses Stück ist wahrscheinlich in Folge der vorerwähnten Bulle Sixtus IV. für die Deutschen gedruckt worden.

Besonders interessant ist die Angabe des Werthes der verschiedenen kleinern Münzsorten nach dem Maßstabe eines ungrischen Goldguldens.

IX. (1480).

A. »Oratio edita per reuerendum fratrem Jacobum de curte ordinis Augustinenſium.

»Ad magnificum spectabilemque J. v. (triusque) d.(octorem) dominum Franciscum de curte *). Aduersus urbem collosensem quid actum sit per ymanissimos turcos Anno domini M.cccclxxx° die vero vigeſima tertia maij usque ad decimam octavam Augusti, qua Teucri (sic pro Turci) linquunt inſulam tranſferuntque ſe in Turchiam.

*) Von diesem, wie auch von Jason Mainus aus Perugia (s. Nr. XIX) und anderen italienischen Rechtsgelehrten jener Zeit besitzt die k. k. Amraser Sammlung Porträte.

»Impressum Venetiis per magistrum Echardum radtolt de Augusta.«

Enthält ein Tagebuch der mißlungenen türkischen Belagerung von Rhodus unter der ruhmvollen Vertheidigung des Ordensgroßmeisters Peter d'Aubusson vom 23. May bis 18. August 1480. S bes. Baron v. Hammer's Gesch. des osmanischen Reichs, zweyte Auflage, Bd. I, S. 566—572.

B. »Rodis belagerung Wie der Türkisch keyser vor Rodis sich gelegert vnd gestirmbt hat durch einen Ritter den die von Rodiß in Candia vmb hilff geschikt haben herauß geschrieben worden. † Georig Erlinger zu Bamberg.«

Sammt einem beyliegenden Plane.

X. (1485.)

»Guilelmi Caoursin Rhodiorum Vicecancellarii oratoris precellentissimi magistri Rhodi: ad Summum Pontificem Innocentium papam Octavum: oratio.

Am Ende: »Habita in consistorio publico: quinto calendas Februarias Anno M.cccc.lxxxv.« Gedruckt.

Dieser Wilhelm Caoursin aus Douay, Vicekanzler des Ordens, schrieb als Augenzeuge eine »Descriptio obsidionis Rhodiae urbis,« die mit dessen anderen Reden 1496 zu Ulm gedruckt wurde.

XI.

»Hectoris Flisci (Fiesco) F. U. D. Lauanie et palatini comitis advocati consistorialis ac oratoris rei p.(ublicae) Genueñ. ad Innocentium Octavum pont. maximum. Oratio. (Sub finem): Dicta Anno domini M.cccc.lxxxv. die xxvii. Aprilis.« Gedruckt.

Rede Hector's Fiesco aus dem berühmten genuesischen Geschlechte der Fieschi, Grafen von Lavagna, an Papst Innocenz VIII. (reg. vom 29. August 1484 bis 25. July 1492) aus dem Hause Cibo in Genua.

XII. (6. Jan. 1485.)

A. »Bulla Canonizationis Sancti Leopoldi Marchionis. (In fine): Datū Rome. Apud sanctum petrum. Anno incarnationis dominico. Millesimo quadringentesimo octuagesimo quarto. Octavo Idus January pontificatus nostri. anno primo:

Druckbogen in Quart.

(Oratio de Sancto Leopoldo Austriae Marchione) *).

B. Sedente Innocentio. VIII. Pont. max. Frederico. III. Imp. Suadente ab francisco appellato patavo iurisconf. atque advocato Consistoriali et pauperum equite et comite oratore habita die ...... anno salutis M.cccc.lxxxv. publico consistorio.«

Enthält drey unaufgeschnittene Druckbogen in Quart.

Originalabdruck der Rede, welche der berühmte Rechtsgelehrte und Uditore Franz Pavinus oder de Pavinis (daher von Einigen irrig von Pavia genannt) aus Padua in dem vom Papste Innocenz VIII. am 6. Jänner 1485 zu Rom gefeyerten Consistorium für die

*) Diese Worte sind nicht im Originale, sondern im Abdrucke bey Pez I. S. 577; das folgende habita setzt oratio voraus. Nach die ist ein leerer Raum zum Eintragen des Datums dieser Feyer.

Heiligsprechung des h. Leopold hielt. Diesem Canonisationsprocesse wohnten auch der gelehrte und beredte Thomas v. Cilli *), Nicolaus v. Kreuznach und der Klosterneuburger Chorherr Thomas Herder als von K. Friedrich IV. abgeordnete Procuratoren bey. Der Abdruck in Hieron. Pez Script. rer. Austriac. Tom. I. 577 ist nach einem Codex MS. Bibliothecae Mellicensis, und daher dürfte vielleicht Manches nach diesem gewiß außerordentlich seltenen Exemplare zu verbessern seyn.

XIII. (1486)

»Coronatio illustrissimi et serenissimi regis Maximiliani Archiducis austrie etc. in regem romanorum. celebrata p principes electores romani imperij. in aquisgrano.« — 14 Druckblätter in Quart.

Maximilian I. wurde am 9. April 1486 zum römischen Könige gekrönt, und nahm den Titel eines römischen Kaisers am 10. Februar 1508 zu Trient an.

XIV. (1486)

»Oratio Hermolai Barbari sac F. (i. e. Zachariae Filii) Legati Veneti. ad Federicum Imperatorem: Et Maximilianum Regem Romanorum. Principes inuictissimos . . . acta iii. nonas Augusti ad Brugas M.CCCC.LXXXVI.« Sub finem: »Hermolaus Barbarus. L. Carondeleto supremo Regis Romani secretario... orationem amplitudini tue mitto.... ex Brugis. pridie nonas Augusti. M.CCCC.LXXXVI «

Hermolaus Barbarus, im J. 1454 zu Venedig geboren, wurde von der Republik als Gesandter an den K. Friedrich und seinen Sohn geschickt, und hielt am 3. August 1486 diese Rede. Dieser Gelehrte und Dichter übersetzte den Themistius und Dioskorides aus dem Griechischen. Das ihm vom Papste Innocenz VIII. verliehene Patriarchat Aquileja brachte ihm von Seite der Republik viel Verdruß; er starb 1493 an der Pest zu Rom.

XV. (1487)

»Oratio Petri Bosca artium et sacrae Theologiae Doctoris R. D. Cardin. S. Marci Auditoris Romae habita XI. Kal'. Nouembris ad sacrum Cardinalium Senatum Apostolicum: in celebritate victoriae Malachitanae per Serenissimos: Ferdinandum et Helisabeth Hispaniarum principes catholicos: feliciter partae: Anno Christi. M.CCCC.LXXXVII.«

Auf die Eroberung der Stadt Malaga, die nach einer Belagerung von drey Monaten und zwölf Tagen (vom 5. May) am 17. August 1487 erfolgte.

XVI. (1491)

»Der löblichen fürsten vnd des lands österrich altharkommen vnd regier(ung).«

---

*) Thomas Perlower oder richtiger Ferlower (eigentlich windisch Prekokar), aus Cilli gebürtig, war einer der Jugendlehrer Max's I., der erste Dompropst des 1480 errichteten Bisthums zu Wien, dann von 1491 bis zu seinem Tode am 10. April 1496 Bischof zu Konstanz. S. meine Mittheilung in diesen Jahrb., Bd. LXXVIII, Anz. Bl. S. 19.

Propst Jakob I. von Klosterneuburg, der vom 1. July 1485 bis zum 24. August 1509 dem vom h. Leopold im J. 1114 gegründeten Chorherrenstifte vorstand, ließ hier die feyerliche Erhebung des am 6. Jänner 1585 heilig gesprochenen Stifters (s. Nr. XII) durch den Wiener Canonicus Ladislaus Suntheim, zu oder bey Ravensburg in Schwaben geboren, die Lebensgeschichten der Babenberger und ihre Geschlechtsfolge verfassen, und leistete ihm Hülfe bey seiner Arbeit. Sie sind in gedrängtem Abrisse mit vielen Unrichtigkeiten, aber ein schätzbares Denkmal des Fleißes. Die Tafeln, acht (nicht sieben, wie Einige angegeben haben) an der Zahl, auf Pergament geschrieben, mit vielen buntfarbigen und vergoldeten Bildern und Einfassungen verziert und auf Holz aufgespannt, sind die sogenannten Klosterneuburger Tafeln, welche der Propst Jakob noch im Jahre ihrer Vollendung 1491 zu Basel drucken ließ. Hieronymus Petz wiederholte den Abdruck in Script. rerum Austriac. I. p. 1004 seqq.

Auf dem zweyten Blatte ist auf einem Holzschnitte der Stammbaum des Hauses Babenberg, in ähnlicher Verästung, wie auf den um 1497 verfaßten beyden Stammbäumen des Hauses Habsburg in der k. k. Ambraser Sammlung, welchen vielleicht der Stammbaum der Habsburger auf dem zwanzigsten Blatte als Vorbild gedient haben mochte. Dieser Stammbaum beginnt mit »Albrecht landgraff in Elses herr von Saffenburg« (wohl Laufenburg), und schließt mit des K. Maximilian's I. Kindern Philipp dem Schönen und Margaretha. Auf der vorletzten Seite sagt der Verfasser vom Erzherzoge Sigmund von Tyrol, der als Herr der österreichischen Vorlande auch die Landvogtey Schwaben besaß, in der Suntheim geboren war, bedeutungsvoll: »Sigmund mein genedigister herr des egenanten Fridrichs (mit der leeren Tasche) sun.«

Wir erfahren auf der letzten Seite, daß der Erzherzog Maximilian erst in einem Alter von sechzehn Jahren zu Dillingen getauft wurde: »Maximilianus.... ist geboren anno dni Mcccclix an dem grüenen Dunstag vnd geteüfft *) an dem ostertag heüt auff disen tag oster abend anno dni M.cccclxxv, zu Tillingen bey dem erwirdigosten N. bischoff zu augspurg« (Johann II., Grafen von Werdenberg).

Am Schlusse des ein und zwanzigsten und letzten Blattes in Folio: »Gedruckt zu Basel.«

XVII. (18. Oct. 1492.)

Des römischen Königs Maximilian I. auf einem ganzen Bogen quer — in der Form heutiger Patente — gedrucktes Ausschreiben aus Koblenz am 15. October 1492, in welchem er zu dem bevorstehenden Kriege gegen Karl VIII., König von Frankreich (wegen des Raubes der Herzogin Anna von Bretagne), die Contingente der deutschen Stände auf St. Lucientag (13. Dec.) nach Luxemburg beruft.

In dieses Exemplar ist geschrieben: »Jr wellet »zwey und dreyssigk« gereisige pferde .... zu vnns in vnser Stat Lutzelburg wolgerust schicken die zehen wochen lanng bey vns in velde vnd vnserm dienste beleiben. Oder wo Euch mit solheer anzall zu Roß zu dienen nit gelegen were. vns die gemelten zehen wochen lang fur yedes pferd zwaintzig gulden Reinisch geben das Euch in eyner Sum Sechshunndert vnd viertzigk guldin Reinisch bringen vnd treffen wirdet. vnd solch Sum . . . dem Burgermeister vnd Rate der Stat »franckfort«

*) Geteüft st. getauft in Suntheim's algäuischer Mundart.

erlegen ꝛc.« Von außen die Adresse geschrieben: »Den Ersamen vnnsern vnd des Reichs lieben vnd getrewen Camrer vnd Rate der Statt Regenspurg.« Vgl. Nr. XXI. XXIX — XXXII. XXXV. XLIII. L.

Unten von anderer Hand: »Sabato die concepcionis marie. Anno etc. 92.« Vgl. Schels Bd. VII. S. 258 — 262.

XVIII. (7. u. 8. Dec. 1493.)

»Wie vnd mit welcherley herlikeit vnd solempniteten. Auch durch welche Bischofe prelaten Fürsten vnd Herren. daß begengniße vnd Exequien etwan deß allerdurchleuchtigisten ꝛc. Herren Friderichs deß heyligen Römischen Reichs keysers ꝛc. ꝛc. mildes seliges vnd löblichs gedechtniß. Czu Wyenn yn Osterreich gehalden vorbracht vnd begangen sey.« Impressum Lyptzk (Leipzig). Quart.

Diese in sechs Blättern bestehende Druckschrift enthält zugleich das namentliche Verzeichniß aller der Leichenfeyer beywohnenden hohen Personen, Würdenträger und fremden Botschafter (eine Art Schematismus). — Vgl. Fugger's Ehrenspiegel S. 1075.

Am Schlusse heißt es: »Item auff denselben tag seyn gesungen vnd gelesen worden yn der kirchen czu sand Steffan vi. hundert vnd lxxxij. messen vnd auch welcher sein gellt genomen hat man ym Sechsse adder. xxij. Crewczer geben. Item die xij. wochen so vnnser herre der konig (Max I) czu Wyen gewesen ist weniger drey tage biß die begengnisse gescheen ist seyn czu sannd Steffan gesungen vnd gelesen worden. viij. tausent vnd. iiij. hundert meße der keyserlichen Majestat czu gute« ꝛc.

XIX. (1494.)

A. »Oratio Jasonis nitidissima in sanctissimum matrimonium foelicissimasque nuptias Maximiliani regis et Blancae Mariae Reginae Romanorum.

Earundem faustarum nuptiarum Epithalamion Sebastiani Brant.« 14 Blätter.

Vorwort: »Cornelius niger augustensis Hippolito Celestino S. P. D...« Unten: »Vale ex Campidona quindecimo Kl'. Maij Anno christianorum. M.CCCC.XCIIII.«

Darauf folgt in zehn Blättern und einer Seite: »Jasonis Mayni iureconsulti equitis Romani Cesarei et ducalis senatoris: ac ducalem legatum in germania gerentis: Ad serenissimum Maximilianum etc.: in auspicatissimis eius et Auguste Blance, Marie nuptijs Epithalamion.« — Am Ende dieses Epithalamiums die Worte: »Actum Ispruck (sic) die. xvi. Marcii Anno a natali christiano. M.CCCC.XCIIII.«

Das Beylager ward zu Innsbruck in der von ihm neuerbauten Burg auf dem Rennplatze gefeyert.

Dann folgt: »In felicem faustamque conjunctionem Aquile bicipitis: cum serpente anthropophago: Epithalamion Sebastiani Brant. In vierzig Distichen, sammt einer Peroratio in vier Sapphischen Strophen. Darunter: »Basilee Kalendis decembribus Anno Nonagesimo tercio.«

Als Schluß: »Distichum Jacobi Vymphe (lingii) Sletstatini in Blancham Mariam Ro. Reginam.«

»Diua Maria polum materno iure gubernat.
Tu cum rege pio Blancha Maria solum.«

Vgl. Schels VII. 311.

B. »Serenissimo Romanorum Regi Inuictissimoque Imperatori designato Maximiliano: Petrus Lazaronus artis oratoriae in ticinensi gymnasio publicus lector. S. P. D.«

Nach einer Einleitung in Prosa folgt in lateinischen Hexametern das Gedicht: »De nuptiis Imperatoriae Maiestatis.«

Am Schlusse: »Impressum Mediolani Per Antonium Zarotum Parmensem Anno Do. M.CCCC.LXXXXIIII. Die Primo Octobris.« — Acht Blätter in Quart.

XX. (1501.)

»Iste libellus duos in se continet libellulos. quorum tituli hic sequuntur. Titulus primi libelli. De adeptione constantinopolitane vrbis et grecie. De acquisitione vrbis hierusalem ac terre sancte. De exstirpatione cunctorum thurcorum ac sarracenorum. Et de statu christiane ecclesie ad mundi fere usque finem libellulus fatidicus mirabilisque ac admirandus Sumptus et excerptus ex quodam mirabili tractatu quem quidam doctissimus virorum theologieque doctor edidit.«

»Titulus secundi libelli: Quedam pauce sacre scripture auctoritates de pestilentia et huiusmodi. Anno etc. millesimo quingentesimo primo per Johannem Froschauer in famosa imperialique civitate Augusta impressum est.

Zehn Blätter in Quart.

XXI. (7. May 1504.)

K. Maximilian's I. gedrucktes Ausschreiben: »geben zu Swebischen Werd (Donauwerth) am sibenden tag des Monats May Anno domini xvc. vnd ym vierdten« — auf St. Jacobstag zum Reichstage nach Frankfurt a. M. zur Abstellung der Mißhelligkeiten und Unruhen in Deutschland zu kommen. Von außen mit blasser Tinte geschrieben, wie oben Nr. XVII: »Den Ersamen vnnsern vnd des Reichs lieben getrewen Gemrer vnd Rathe der Stat Regenspurg.« — In Querfolio in Form der Edicte. — S. Schels VII. 366.

XXII. ($\frac{1505}{1507}$)

»Gesta proxime per Portugaleñ. in India. Ethiopia et alijs orientalibus terris. a serenissimo Emanuele portugalie rege ad R. d. d. G. epm portueñ(sem) sacroscte Ro. eccl'ie cardinalem portugalensem missa. et de eiusdem dni Cardinalis mandato honorabilis viri Petri Alfonsi malberio decretorum doctoris ac eiusdem dni Cardinalis prefati capellani industria et correctione in vrbe edita.«

Darunter das k. portugiesische Wapen. — Am Schlusse: »Impressum Nurenberge per dnm Johannem Weyssenburger. Anno etc. vij.

Ueber den Zug des Franz v. Almeida nach Indien im J. 1505.

XXIII.

Ein vom K. Max eigenhändig geschriebener, von mir nicht zu entziffernder Vormerkzettel aus dieser Periode.

XXIV. (10. July 1506.)

Des römischen Königs Max I. gedrucktes Ausschreiben an die Viertelshauptleute in Oesterreich unter der Enns in Bezug auf den Einfall der Ungern. »Geben zu Wienn am Freitag nach sand Vlrichstag (10. July) Anno dni im Sechsten« (1506). — S. Schels' Bd. V. S. 451 und 452.

Dabey liegt ein geschriebenes Verzeichniß der (dreyßig) k. k. Hofkriegsraths-Präsidenten, von der Errichtung dieses Amtes vom J. 1556 bis 1842.

XXV.

Bildniß des K. Maximilian I. in voller Rüstung, von P. P. Rubens, Kupferstich nach der Zeichnung des Hrn. Sigmund v. Perger und K. Ponheimer sen.

XXVI. (1507.)

»Vermerckt der Romischen Koniglichen Maiestet Reichstag zu Costentz. Anno domini Tausent funffhundert vnd Syben Jare. Was fur herren do gewesen sind. Deßgleichen der Aydgenosschaft Löblich Ordnung vnd furnemen den zůkunfftigen Rom Zug betreffendt ꝛc. Hernach volgt der Aydgenossen furgenomen ordnung.« Am Schlusse die 6000 Knechte der Eidgenossen, mit der Angabe der Zahl eines jeden Standes. — Vier Druckblätter. — Vgl. Schels' VII. 387.

XXVII. (30. Dec. 1507.)

»Oratio Legatorum Venetorum ad dominum Maximilianum Cesarem habita Memmingen Tercio Kl's Januarij 1508« (30. Dec. 1507).

»Responsio Maximiliani« — in deren geharnischtem Schlusse es auf die Kriegserklärung der Republik heißt: »sed ite ea amentia et vecordia gesturi bellum qua indicitur.« — Zu Schels VIII. 388.

XXVIII. (1510.)

»Die werbung vnd rede des (um Frieden knicfällig bittenden) Anthoni Justinian von Venedig zu vnserem aller gnedigisten herrn Herrn Maximilian Romischen Kayser. auch auf dieselben seiner maiestet antwort. Anno ꝛc. 1510.«

Vier Druckblätter; vorgebunden des Kaisers Porträt im Kaiserornate und der Krone; unten dessen Devise: das Glücksrad mit den Worten: per tot discrimina. — Vgl. Schels' VII. 400 f.

Erhalten aus Schorndorf in Würtemberg im April 1832.

XXIX. (9. Sept. 1510.)

Des Kaisers Max I. gedrucktes Ausschreiben: »Geben in vnser Statt Veldkirch am Neunden tag des monats Septembris, Anno domini funffzehenhundert vnd im zehenden.« Gibt bekannt die Gefechte bey Verona, Vicenza gegen Venedig und die Erstürmung von Legnago; zweydeutiges Benehmen des Papstes Julius II. und die Landung der k. spanischen Expedition in Nordafrika; und bescheidet die Reichsstände auf St. Matthäustag (21. Sept.) vorläufig nach Ravenspurg, und statt am 2 Febr. 1511 nach Augsburg, am 25. Nov. 1510 zu einem

Reichstage nach Straßburg. — Unten die mit der Stampiglie eingedruckte Contrasignatur des Kanzlers Cyprian v. Sarnthein. — Von außen geschrieben die Adresse an die Stadt Regensburg, wie Nr. XXI. — Vgl. Schels' VII. 409—413.

XXX. (14. Nov. 1510.)

Desselben Kaisers gedrucktes Ausschreiben aus Freyburg im Breisgau am 14. Nov. 1510. Es gibt bekannt den Rückzug des französischen Heeres nach Mailand zur Besetzung der Gränzen gegen die Schweizer; die Gefechte bey Verona, Ferrara, Modena, Reggio und Bologna. Der Herzog von Mantua, als Oberbefehlshaber der päpstlichen und venetianischen Truppen, scheint gegen die Franzosen in der Lombardie zu operiren. Der auf den 24. Nov. 1510 nach Straßburg ausgeschriebene Reichstag wird in einer Nachschrift wieder abgeschrieben. Mit der Contrasignatur Cyprian's von Sarenthein, wie vorher. An dieselbe Reichsstadt Regensburg, wie Nr. XXI und XXXII. — Vgl. Schels VII. 409—413.

XXXI. (11. Jan. 1511.)

K. Max I. gedrucktes Ausschreiben von Freyburg am 27. Januar 1511. Er gibt darin bekannt den Tod seiner zweyten Gemahlin, der römischen Königin (nicht Kaiserin genannt), und bestimmt die Eröffnung des Feldzugs mit 50,000 Mann gegen die Venetianer auf den 1. April und Trient zum Versammlungsorte.

Von späterer Hand von außen: »Kaiserliches Ausschreiben Freyburg vom 27. Jänner 1511. Nachdem der Tag zu Straßburg und Worms nicht vor sich gegangen, und er wieder mit Frankreich, Aragonien und dem Papste gegen die Venetianer im Vertrage stehe, und ein Reichstag im Reiche unfruchtbar wäre, so verlange er, daß Regensburg auf den 1. April mit aller Macht zu Trient sich einfinde, und den Anschlag von Augsburg völlig bezahle.«

An die Reichsstadt Regensburg, wie Nr. XXI, XXIX, XXX etc., vom Kanzler Sarnthein unterzeichnet — Vgl. Schels VII. 413—421.

XXXII. (20. May 1511.)

Kaiserliches Ausschreiben von Weilheim in Bayern am 20. May 1511, in welchem bekannt gegeben wird, daß der Papst Julius II. betrügerisch an dem Bunde gehandelt, und in ein Bündniß mit Venedig getreten sey, daher das Schwert gegen den h. Vater, wider den das ganze Ausschreiben mit bittern Vorwürfen erfüllt ist, gezogen werden müsse, und es nicht mehr Zeit sey, einen erfolgreichen Reichstag auszuschreiben; ermahnt und befiehlt Se. Majestät den Ständen, an barem Gelde unverweilt so viel nach Trient zu schicken, als die Leute auf sechs Monate im Felde kosten würden. — Gleichfalls an die Stadt Regensburg adressirt, und contrasignirt von des Kaisers Rath und obersten Secretär Nikolaus Ziegler*). — Vgl. Schels VII. 413—421.

*) Dessen Bruder Paul Ziegler von Ziegelberg, Freyherr von Barr, vom J. 1503—1541 Fürstbischof zu Chur, hatte auch durch die Gunst des Kaisers die Propstey Oettingen in Bayern. Er starb von vielen Leiden, die ihm die Einführung der Reformation in Graubünden verursachte, heimgesucht außer Landes auf dem tyrolischen Schlosse Fürstenburg, einem Eigenthume der Bischöfe von Chur, am 16. August 1541, und nicht im Kloster Marienberg.

XXXIII. (29. May 1511.)

Kaiserliches gedrucktes Ausschreiben aus Braunau am Inn vom 29. May 1511, mit der Kundmachung der so eben eingelaufenen Siegesnachricht, daß vom verinigten französischen und kaiserlichen Kriegsvolke Bologna erobert, in einem Treffen bey dieser Stadt den päpstlichen und venetianischen Truppen 3000 Mann erschlagen, 2000 Gefangene, 40 Kanonen und mehrere Fahnen abgenommen; ferner daß die disponiblen Streitkräfte bereits nach dem Venetianischen beordert worden seyen.

In der Nachschrift begehrt der Kaiser in allem Ernste, die Stände wollen ihre »hilff fürdern, damit der Glücklich Sig nit veralten, oder zu uerlust komen, dann wir müssten sonnst noch etliche Jar weiter kriegen, das yez in der eyl mit groſſenn Eeren vnnd ringen kosten verhüt werden mag.«

Unterzeichnet von Nikolaus Ziegler, mit des Kaisers Namens-Stampiglie, ohne Adresse an einen bestimmten Reichsstand.

XXXIV. (20. July 1511.)

Kaiserliches gedrucktes Ausschreiben aus Innsbruck vom 20. July 1511, enthaltend eine Widerlegung des von einigen beurlaubten und hinausgezogenen Knechten verbreiteten Gerüchtes, als wenn an der gewonnenen Schlacht nichts wäre. »Vileicht der pösen meynung, vnns dermit Ewer gehorsam vnnd hillf auf vnser ermanung vnnd gebot zu uerhindern.« Ferner wird bekannt gemacht: das am 17. July zwischen Legnago und Verona an der Etsch vorgefallene Gefecht, in welchem das französische und deutsche Kriegsvolk das venetianische und päpstliche besiegte. Vom Kanzler Cyprian von Sarnthein unterzeichnet. Ohne Adresse und mit kaiserlicher Stampiglie. — Vgl. Schels VII. 413—421.

XXXV. (20. July 1511.)

Kaiserlich gedrucktes Ausschreiben von Innsbruck am 20. July 1511, worin Er die erste Veranlassung des Krieges mit Venedig, den Abfall des Papstes, das Unwesen im Kirchenregimente und das Vorhaben eines allgemeinen Concils, welches auf Ansuchen einiger vom h. Geiste darzuo geraitzter Cardinäle in Vorschlag gekommen war; ferner die Ursachen, warum dem Abschiede zu Augsburg zufolge kein Reichstag gehalten worden, erzählt, und zugleich anführt, daß sein Hülfansuchen am 1. April von den Ständen nicht beachtet, und Er zu einer Zeit, wo der Sieg und das Glück vor der Thüre gelegen, verlassen worden sey. Da Er nun nicht mehr wisse, fährt er fort, wie er die Stände des Reichs höher und dermaßen, daß sie bewegt werden möchten, ermahnen solle, so sehe er zwar noch der Hülfe entgegen. Da aber das Glück »synwel«*) sey, und der Krieg sich noch länger verziehen dürfte, habe Er auch des Conciliums wegen einen Reichstag auf Galli (16. Oct.) zu Augsburg beschlossen, und gebiete unverweigerlich und gewißlich zu erscheinen.

Von des Kaisers und des Kanzlers v. Sarnthein Stampiglien unterzeichnet. An die Stadt Regensburg adressirt.

---

*) Sinewel, länglich-rund, walzenförmig, rund; trop. volubilis; in der Manessischen Sammlung von Minnesängern II. 140: »gelückes rad ist sinewel.« Gewiß des poetischen Kaisers eigener Ausdruck!

XXXVI. (8. Oct. 1511.)

Kaiserliches gedrucktes Ausschreiben aus dem Flecken Toblach (im Pusterthale in Tyrol) am 8 Oct. 1511, worin er die Kriegsvorfälle im Venetianischen, Südtyrol, Friaul bekannt gibt; ferner daß er Christophen Grafen von Frangipan mit dem Kriegsvolke beordert habe, die von den Venetianern vor vielen Jahren dem Reiche und dem Hause Oesterreich weggenommene Landschaft Istrien wieder zu erobern, — »wie sie (die Venetianer) gegen der statt Mugls *) da dann ein reich saltzwerck ist, vnnd anndern noch in fürnemen vnnd guter hoffnung sein.« Ferner wolle Er sich zu dem letzt ausgeschriebenen Reichstage nach Augsburg erheben, sobald er vernehme, daß Stände daselbst angekommen seyen, und werde ohne Verzug dort eintreffen, welches »vns auch von disem land über die gepirg postierens weyse gar bald müglich ist.« Die Stände möchten sich alle auf den Weg machen, sonst müßte Er gedenken, daß derjenigen, die ausbleiben, Meinung nicht wäre, Sr. Majestät und der deutschen Nation Wohlfahrt zu fördern.

Von des Kaisers und des Kanzlers v. Sarnthein Stampiglien unterzeichnet. — Ohne Adresse von außen.

XXXVII. (1512.)

»Epla (Epistola) inuictissimi Regis Anglie etc. Francie ad Cesaream Maiestatē.« Am Schlusse der zwey Druckblätter in Quart: »Ex Palatio etc., somit ganz wahrscheinlich in London gedruckt.

Aufforderung des K. Heinrich VIII. von England an K. Max I., als Haupt der christlichen Fürsten und Schutzherrn des h. Stuhles, die heilige Sache zu übernehmen und ein Bündniß mit ihm gegen die gemeinsamen Feinde einzugehen. Es heißt nämlich: »Quae (sc. mala belli in Italia gesti) cum magna nostra tristitia et horrore nobis nuntiarentur, officii nostri debitique erga Sanctissimum dominum nostrum, et sanctam Romanam Ecclesiam non immemores, alias nostras cogitationes seponere, et una cum praefato Serenissimo Rege Aragonum pro defensione eiusdem Sanctissimi domini nostri, et sanctae Romanae Ecclesiae arma sumere, et ante omnia Turchas et quibus libet Infidelibus deteriores (i. e. Francogallos) qui in media sunt Christianitate quantum in nobis erit cohercere, et iniurias ipsi sanctae Romanae Ecclesiae illatas ulcisci decrevimus.«

Vgl Schels VII. 419, und Havemann's Geschichte der Kämpfe Frankreichs in Italien unter Karl VIII., Hannover 1833, Bd. II, S. 397.

XXXVIII. (24. Febr. 1512.)

»Hiernach volget das ernstlich vnnd geweltig erobern vnd eynnemen der löblichen reychen hochberümbten vnd vesten stat Pressa (Brescia), mit sampt dem Closter, so davor gelegen, welches auch mit gewalt gestürmet vnnd gewunnen worden ist.«

Mit einem Holzschnitte, das Bild der Stadt sammt der Citadelle

*) Mugels, ehemals fester Ort zwischen Triest und Capodistria am adriatischen Meere, jetzt Muja.

vorstellend, auf dem Titelblatte. »Datum Bern (Verona) am vier vnd zwaintzigsten tag des Hornungs. Anno domini. Tausent funffhundert vnd zwelffe.«

Gedruckter Bericht in sechs Blättern an einen ungenannten »Hochwirdigen Fursten vnd herrn« über die Erstürmung von Brescia am 14. Febr. 1512. — S. Schels VII. 421 f.; dann besonders Havemann II. S. 392 ff.

Dieser Bericht in deutscher Sprache aus dem italienischen Verona vom 24. Februar 1512 erweckt unwillkürlich den Gedanken, daß der Kaiser eine Presse (Hand- oder Feldpresse) bey sich hatte. Diese Annahme begründe ich noch durch die hier mitgetheilten gedruckten kaiserl. Ausschreiben, die mit immer gleichen Lettern aus verschiedenen Orten erlassen sind, welche damals ganz bestimmt keine Buchdruckerey hatten, z.B aus Donauwörth vom J. 1504 (s. Nr. XXI), aus Feldkirch in Vorarlberg*) vom J. 1510 (Nr. XXIX), aus Weilheim in Oberbayern vom J. 1511 (Nr. XXXII), aus Braunau am Inn vom J. 1511 (XXXIII), aus Toblach (XXXVI), einem tyrolischen Marktflecken, der niemals eine Presse hatte, vom J. 1511. Wenn Worms im J. 1513 (Nr. XLIII) und Augsburg im J. 1516 (Nr. L und LII) ihre Buchdruckereyen hatten, so vermag ich meinestheils nicht die Existenz derselben für Koblenz im J. 1492 (Nr. XVII), für Freyburg im Breisgau im J. 1510 und 1511 (Nr. XXX und XXXI) und endlich für Hagenau vom J. 1516 (Nr. LIV) durch daselbst gedruckte Werke zu bekräftigen.

Aus all dem wage ich die aufgestellte Folgerung, daß der Kaiser Maximilian I. eine leicht transportable, wandernde Presse bey sich hatte, um alsogleich die nöthigen Befehle und Anordnungen aus seiner Kanzley an die Reichsstände vervielfältigt erlassen zu können. — Auf gleiche Weise wurden in dem Operations-Journal des »schwebischen punds Hörzug« am 11. April 1520 (Nr. LXIV) S. 6: »yn dem (Neckar) tal vil Saluaguardia oder beschützwappen den giennigen die sich gehuldet haben hin vnnd wider auß Herzogs Wilhalms vonn Bayrn (des obersten Feldhauptmanns) Cantzley auß gebenn, Sindt getruckt gewesen mitt Bayrischen wappen vnd quarttirt mit einem rotten † in weyssem feldt, des Schwäbischen punds zeychen, mit etlicher schrifft wen sich solchs ergeben habe zu besser sicherhait rc.« — Ein Paar Decennien später finden wir, daß sich in dem durch den Bergbau schnell emporgeblühten Schwatz in Tyrol eine wandernde Buchdruckerey niedergelassen habe. S. das Land Tyrol (vom Professor Beda Weber in Meran). Innsbruck 1837. Bd. I. 485.

XXXIX. (1512.)

Diese äußerst merkwürdige, wohl zu Mailand gedruckte poetische Urkunde gibt im Gewande einer Prophezeyung den Geist der Mailänder im J. 1512 deutlich zu erkennen, als Kaiser Max I. im Bunde mit dem

*) Meines Wissens ist Vorarlbergs ältestes und höchst seltenes Druckwerk: »Hystorische Relation, oder Eygendtliche Beschreibung der Landtschafft vnderhalb St. Lucis Stayg vnd den Schallberg beyderseits Rheins bis an den Bodensee rc. durch Johann Georg Schleben von Rottweyl. Getruckt in dem Gräfflichen Marckt Embs, bey Bartholome Schnell. Anno M DC. XVI.« Kleinfolio mit schönen Holzschnitten. — Das zweyte ist meines Wissens Johann Georg Prugger's Chronik der [illegible] kirch. Getruckt zu Veldkirch bey Johann Baptista [illegible] DC. LXXXV. in Quart.

Papste Julius II. und der Republik Venedig das französische Heer aus dem Herzogthume Mailand vertrieben, und am 29. Dec. 1512 Maximilian Sforza mit diesem Herzogthume belehnte. — Vgl. Schels VII. S. 427 ff.

Diese in zwey Blättern bestehende Piece hat den Titel: »Questo sie il Triumpho et il gaudio il qual ha essere in la cita de Milano: et sopra le altre citade Castelle et terre sottoposte al dicto Milano etiam con li soi citadini de qualuncha cõditiõe si uolia se sia lequal cose sono sta prophetizate da dui dignissimi homini sancti primo da sancto Sauero secundo dal beato Tomasutio homini li quali hano prophetizato per inspiratione diuina et per quella inspiratione hebeno notitia dele cose che hano a uenire de grado in grado secondo che e achaduto za duodeci anni passati. Et che achadera per lo bauere insino a molti anni.«

Der Holzschnitt auf dem Titelblatte stellt den sitzenden und schreibenden Propheten vor.

Darauf folgen 181 italienische Verse. Zum Schlusse nachstehendes Sonett im Bergamaskischen Dialecte zu jener Zeit, welches wir durch eine Interlinear-Version in neuerer italienischer Sprache und eine freye deutsche Uebersetzung zu erklären versuchen.

Sonetto ala Bergamascha contra al Venetian.

O marchesco[1]) de dim vn po[2]) nol sciuit tu
O marchesco dimmi un poco, nol sapevi tu
che non sde to la roba del compagn
che non si deve torre la roba del compagno?
e tu sempre se stag uxel grifagn
e tu sempre sei stato uccel grifagno.
che voliui roba e schacha l oltru
che volevi rubare e truffare l' altrui.

Va mo [3]) gratet [4]) ol quo [5]) et ach [6]) ol chu
Va ora, grattati il capo e anche il culo
a ol de de de festi[7]) pur un trop mal guagn [8])
al dì dei dì facesti pur un troppo cattivo guadagno,

---

1) Marchesco, politische Anspielung auf die Herrin von St. Marco.

2) po st. poco, so V. 2 de = deve; to = torre, togliere; V. 4 roba = robare, schacha = schachare, dialectisch und mittellat. von schachum, und mittelhd. schâch, Angriff, Raubmord, Beute, daher Schachspiel = Räuberspiel, schâchaere, Räuber, Uebelthäter, Schächer, schâchen, verb., rauben und morden; V 7. pia = pigliare. So bedient sich die allemannische Mundart der Stammsylbe, z. B. ge, ne, ha, ko = geben, nehmen, haben, kommen.

3) mo, adv. = nun, jetzt; wohl die Stammsylbe von modo.

4) grattare, kratzen.

5) ol = il, quo = capo, testa, Kopf.

6) ach = anche, vgl. V. 9 f. malcontet, pet, stet st. malcontent, pent, stent; vielleicht mag auch der Schreiber oder Setzer den das n ersetzenden Strich weggelassen haben?

7) festi st. facesti, so in der ersten und dritten Person féi, fè st. feci, fece.

8) guagn, vgl. das aus dem Ital. guadagnare abgeleitete französ. gagner und le gain.

a deschaza coloro e pia ol scagn
a discacciare coloro e pigliare lo scanno,
o de tu non descazare ma· plu
onde [1] *tu non li discaccerai mai più.*

E creg ben tun se ista malcontet.
E credo bene, se stai malcontento
ma non set chel prouerbi dix ol uir
ma non sai che il proverbio dice il vero
che dopo el fag el non ual dir men pet.
che dopo il fatto egli non vale dire: mene pento.

Plang ista pur ben fis e tra sospir
Piangi dunque pur bene assai e traggi sospiri
e fa tut la toa uita in dogli e stet
e fa tutta la tua vita in doglie e stenti [2]
che del to dagn ognun nha gran plasir
che del tuo danno ognuno ne ha gran piacere
si che nol poren dir [3].
sicchè nol potrian dire.

Freye unmetrische Uebersetzung.

O Marcusschützling! Sag' mir einmal, wußtest du nicht,
daß man des Nächsten Eigenthum nicht stehlen soll?
und du warst immer ein räuberischer (Vogel) Gesell',
der den Andern bestehlen und betrügen wollte.

Geh' nun, und kratze dir den Kopf und auch den Hintern,
am Ende hast du doch nur einen schlechten Gewinn gemacht,
and're wegjagen und ihnen den Sitz nehmen (zu wollen),
wovon du sie doch nicht mehr verjagen wirst.

Ich glaub' es wohl, wenn du unzufrieden bist;
aber weißt du nicht, daß das Sprichwort die Wahrheit sagt:
daß nach der That nimmer hilft das Wort: »Es reuet mich!«

Beweine das nur reichlich und brich in Seufzer aus,
und bring' dein ganzes Leben in Schmerz und Kummer hin,
Daß über deinen Schaden Jeder große Freude hat,
— — wie sie es gar nicht sagen könnten.

XL. (25. Nov. 1512.)

»Das außschreyen vnd eroffnung der heyligisten Püntnuß zwischen vnserm heyligen Vater Babst Julio dem andern vnd dem aller durchleuchtigisten rc. Hern Maximilian erwelten Keyser rc. Jungst verwilligt vnd abgeredt, doch also, das die auffgericht heyligiste vereynigung des verruckten Jars, Alleyn die Venediger außgeschlossen, in Iren wirdenn beleyben vnd besteen sol«

1) o d e, wahrscheinlich statt o n d e, vgl. a c h f.

2) s t e n t o = Elend, Kummer.

3) Dieser Vers ist ein unmetrisches Anhängsel (coda) des vierzehnzeiligen Sonettes.

Darunter auf dem Titelblatte das Wapen des Papstes Julius II. Am Schlusse der vier Druckblätter in Quart: »Verlesen, eroffent, vnd außgeschrien ist dise heyligiste Püntnuß nach volziehung der götlichen Empter, in dem wirdigen gots hauß sant Marien, genant de populo, zu Rom an sant Katherinen der junckfrawen, den xxv. tag Nouembris. M.D.xij. Vnsers heyligen Vaters Babstums im newnten Jare.

M
fortes fortuna formidat.
C. S. D.
Traducebat.

Vgl. Schels VII. 422.

XLI. (1512.)

»Die Anzall zu roß vnd fuß Auch der Galehen (Galeeren) ainem yglichen puntgenossen in krafft der Neuen verpuntnuß dy in welischer zungen heylig (santa Liga) genendt wirt durch vnnsern allerheilligistenn vater denn Babst Julio auffgericht, vnd jn mossen wie publicirt vnd außgangen ist, der sin oder effect von welischer sprach auff teutsch transferirt vnd gemacht.«

Darunter Holzschnitt, mit dem päpstlichen Wapen. Zwey Druckblätter in Quart, ohne Angabe des Datums nnd des Druckortes.

XLII. (1514.)

»Canzleybuechlein wie man schreiben sol. eim yeden in was würden. stadt oder wesens er ist. geistlich vnd weltlich kurtz begriffen.«

Am Schlusse: »New practicirt Retorick vnd Brieff formulari des Adels. Stetten vnd Lendern der hochteütschen yetz lauffenden Stylumß vnnd Gebrauchs New gedruckt in der Kayserlichen Stat Augspurg von Hannsen Froschauer. Anno domini M.D.xiiij.« — Mit einem genauem Register und »Form etlicher Brieff«

Ein interessanter Briefsteller, der zugleich ein Schematismus jener Zeit ist. 14½ Bogen in Quart.

XLIII. (18. Jan. 1513.)

Kaiserliches gedrucktes Mandat, die Einbringung der Gelder zur Unterhaltung des Reichskammergerichts betreffend. Worms, am 18. Januar 1513. Gleichfalls an den Rath der Reichsstadt Regensburg.

XLIV.

»Wie vnd in wellicher gestalt Kay. May. von Bruck anß (sic) gen Lunden in Engeland gezogen, ankommen vnd Empfangen worden ist.« — Enthält die Beschreibung der in der Geschichte nicht aufgezeichneten Reise des Kaisers Max I. von Brügge in Flandern am 24. May 1513 zum Könige Heinrich VIII. von England, mit besonderer Beschreibung des feyerlichen Einzugs zu London am 6. Juny und der anderen Festlichkeiten. Der Schluß lautet: »Es hatt auch der künnig von Enngeland Kayserlych Mayestat die vier Tag als jr Mayestat zu Grunwitz (Greenwich) gelegen. Vil kurtzweyl mit Banckenthieren, Tantzen, Stechen Thurnieren, Vnnd anderm gemacht, vnd yederman mit essen vnnd Trincken Kost frey gehalten.« — Ein Druckbogen in Quart, mit einem schönen Holzschnitte auf dem Titelblatte, das gekrönte Brustbild des Kaisers vorstellend. — Vgl. Schels V. 438.

XLV. (7. Oct. 1513.)

»Ein ordenliche verzeichnuß wie sich die schlacht zwyschen den Tewtschen vnd Hispanischen an einem, vnd den Venedigern am anndern teyl begeben vnd verlossen hat. am sybendten tag Octobris. Anno. M.ccccc xiii.«

Ist das Operations-Journal des Vicekönigs von Neapel, Don Raimund's von Cardona, als obersten Feldhauptmanns des kaiserlichen, spanischen und päpstlichen Kriegsvolkes gegen Venedig, vom 23. September bis zur Schlacht bey Olmo und Montecchio am 7. October 1513, in welchem fünftau end Feinde erschlagen wurden. Es sind die Namen der vornehmsten italienischen Hauptleute, die theils getödtet, verwundet und gefangen wurden, aufgezählt. Dieser Druckbogen in Quart schließt: «Vnd auff des Vicere seytten ist nymandts verwundt worden, vnd doctor Vlrich von schellenperg*) ist wundt, schat jm aber am

*) Uralt ist das ritterliche Geschlecht von Schellenberg, das seinen Namen vom gleichnamigen Schlosse führt, dessen waldumwachsene Ruinen noch auf dem Eschnerberge (richtiger als Esthnerberge) im heutigen souverainen Fürstenthume Liechtenstein unweit des Rheines zu sehen sind. Schon im vierzehnten Jahrhundert kam diese Stammbesitzung an die Grafen von Werdenberg — und zuletzt von den Grafen von Hohenems mit Vadutz (Val dolce) an das fürstliche Haus von Liechtenstein — und das Geschlecht zog sich nach Oberschwaben hinaus, wo es Kieselegg oder Kißlegg, Hüfingen mit Staufen und Randeck, Lauterach an der Iller ꝛc. besaß; der Letzte desselben, Freyherr Joseph Anton, starb vor wenigen Jahren zu Hüfingen in der Baar. — Unser Ulrich v. Schellenberg zu Kißlegg, um 1487 geboren, machte seine Studien auf den Hochschulen zu Bologna und Pavia, ward Doctor der Rechte, und widmete sich, wie Georg von Freundsberg, Marx Sittich v. Hohenems, Sebastian Schärtlin v. Burtenbach, Konrad v. Bemelberg ꝛc., ganz dem Waffendienste unter K. Maximilian I., der ihn wegen seiner Tapferkeit zum Ritter schlug und zum Kriegsrathe ernannte. Als in dem hier erwähnten Treffen, gewöhnlich bey Vicenza genannt, ihm ein witziger Venetianer zurief: »Doctor faßt Eure Feder wohl! rannte der gewandte Ulrich den Spötter vom Pferde und erlegte ihn. Er drang in der Hitze des Gefechtes zu tief unter die Feinde ein, ward umringt, und blieb schwer verwundet (nach Einigen mit 36 Wunden!) auf dem Schlachtfelde liegen, wo ihn die siegenden Seinigen unter den Todten fanden; dafür erhielt er nach seiner Genesung von Raimund v. Cardona den zweyten Ritterschlag. — Vom J. 1515 — 1522 war der rechtsgelehrte Held Vogt der österreichischen Herrschaft Feldkirch in Vorarlberg, führte dann unter K. Karl V. wieder vierzehntausend Schweizer durch die Engpässe nach Italien, und trug zur Wiedereroberung Mailands ungemein viel bey. Außerdem bewies er seinen Muth und seine Geschicklichkeit in den Schlachten bey Bicocca (22. April 1522) und Pavia (24. Febr. 1525). Wenn Einige ihn auch unter den Vertheidigern Wiens (1529) gegen Suleiman nennen, so kann ich dessen Namen in dem gleichzeitigen lateinischen Verzeichnisse des Spaniers Didakus Serava nicht finden, wohl aber »Joann: a Schelnberg« und »Haiarichus a Schelnberg,« die aber dem edlen Geschlechte v. Schellenberg in Böhmen und Schlesien um so eher angehören, da sie unter den Rittern dieser Länder erscheinen, und die schwäbischen Schellenberg zu jener Zeit keine waffenfähigen Männer mit den erwähnten Taufnamen hatten. Ulrich erscheint im J. 1530 auf dem großen Reichstage zu Augsburg unter den kaiserlichen Hofräthen nach Philipp Ulhart's daselbst gedrucktem Verzeichnisse. Vom J 1531 — 1549 war er nach Hugo Grafen von Montfort wieder österreichischer Vogt zu Feldkirch. Er starb im J. 1558 zu Kißlegg, wo er im Chore der Kirche begraben ist — Von diesem Ritter verwahrt die k. k. Ambraser Sammlung ein kurzes Seitengewehr, dessen Griff wie ein S (Schellenberg?) gestaltet ist; an der Seite ein Besteck mit etlichen Messern und einem Pfrieme, auf deren silbervergoldeten Beschlägen die Sprüche eingegraben sind: 1) ICH. LID VND. SCHWIG; 2) ALS. MIT. GLVCH; 3) KAIN. FRED. ON. SI; 4) ICH. WART. DER. ZIT; 5) ICH. KLAG.

leben nit.« — »Der Daluian (d'Alviano, der venetianische Feldherr) Ist enthrunnen, vnd wider gen Baden (Padua) kummen, Vnd dye berürt schlacht hat sich am Freyttag des sybendten tag des monatz Octoberis vmb ein Vren angefangen.« — S. Schels Bd. VII. 437 und Fugger's Ehrenspiegel S. 1305.

XLVI. (1514.)

»Warhafftig vnderrichtung der vffrürn vnnd handlungen (so sich im fürstenthumb Wirtemperg begeben.« — Am Schlusse: — — »geben zu Stutgart vff Mitwoch nach vnser lieben frawen tag Assumptionis — tusent fünff hundert vnd xiiii iar. Getruckt zu Tüwingen durch Thomam Anschelmum von Baden.« Zwölf Blätter in Quart. — Vgl. Schels VIII. 17.

XLVII. (1514.)

»Rerum gestarum Turcarum et Sophi (Ismail) Persarum Imp. de Anno M.D XIIII. Breviarium. Impressum Augustae.« Ein Druckbogen in Quart. — S. Baron v. Hammer's Gesch. des osm. Reichs, Bd. VII. S. 127, 128 und 392.

XLVIII. (1515.)

»Vocabularius (sic) Latinis Gallicis et Theutonicis verbis scriptum.« Am Schlusse: »Getruckt zu Straßburg durch Mathis Hüpffuff Anno domini M.D.xv.« Vorn inwendig auf dem Deckel geschrieben: » 1460 wurde Catholicon In Mainz gedruckt; woraus der Vocabularius latino teutonicus, Eltwil 1469 ein Auszug und der Vorläufer der spätern ist « Auf dem letzten beygebundenen Blatte der einstige Besitzer: »Friderich Stromer vonn Nüremberg 1538 Jar.« 6½ Druckbogen in Quart.

XLIX. (1515.)

»Le Scaramuze vltimamente fatte sotto Milano da li Eccellenti Signori: Io. S. Giovanni de Medici, Signor Camillo Vrsino, Conte Pietro Maria Rosso da San Secondo, Conte Pietro Honofrio, et Conte Bernardino de Antignola, a gran danno de Spagnuoli et a confusione de li lori uani Stratagemi.«

Bericht an Messer Jacomo (di Triulzio) von Philippo da Pistoia, in zwey Druckblättern in Quart, ohne Angabe des Ortes und des Datums; bezieht sich auf die Gefechte um Mailand nach der Schlacht von Marignano im J. 1515. — Vgl. Schels VII. 470.

L. (10. Jan. 1516)

Gedrucktes kaiserliches Ausschreiben aus Augsburg vom 10. Januar 1516, in welchem er den Reichsständen die Kriegsbegebenheiten gegen K. Franz I. in Oberitalien, besonders den Entsatz von Brescia mittheilt, und sie dahin auf Montag nach dem Sonntage Oculi (24. Februar) einberuft, um sich wegen seiner Angelegenheiten zu berathen und den »gemeinen Phening« als Kriegssteuer beyzutragen. — Gleichfalls

---

DAS. NIT. S. M.; 6) ICH. HOF. VND. ZIHFEL. D. (sic). ! ? Auf dem Beschläge des Pfriemes liest man: ALS. IR. ZV LIEB — War diese Geliebte seine Gemahlin Crescentia v. Stotzingen, die ihm fünf Töchter und den in der Kindheit verstorbenen Sohn Johann Heinrich gebar, oder eine andere hohe Herrin, gleich Ulrichen von Liechtenstein?

adressirt an den Rath der Reichsstadt Regensburg. — Vgl. Schels VII. 467 — 475.

LI. (1516.)

Ganz dasselbe Stück, adressirt: »Dem Ersamen vnnsern lieben Andechtigen Erasm Abbt des Gotzhaus zu Sant Haymeran zu Regenspurg,« den der Kaiser anredet: »Vnns zweifelt nit du tragest guet wissen, das wir mitsambt dir, vnnd anndern des hayligen Reichs Stennden« 2c.

LII. (16. Jan. 1516.)

Gedruckter kaiserlicher Achtsbrief (wie die beyden vorhergehenden mit der Stampiglie des Kanzlers Cyprian von Sarnthein unterzeichnet) aus Augsburg vom 16. Jan. 1516 an den Rath der Stadt Regensburg gegen alle jene Reichsunterthanen, welche Franz I., König von Frankreich, Kriegs- und andere Hülfe leisten, mit den Worten: »Wir lassen deßhalben new Mandat außgeen, der wir eüch fünffe [1]) hieneben zuschicken, wie jr vernemen werdet, Emphelhen eüch darauff ernnstlich, das jr die selben Manndat allennthalben in Ewr Stat vnnd Gebiet [2]) aufschlahet vnnd verhüetet, das weiter kain geraisig noch fueßknecht, dem künig von Franncfreich zuoziehe, vnnd welche das vnnderstüenden, dieselben vmb solch jr vbertrettung an irem leib schwerlichen straffet, oder welche vber ewrn höchsten fleiß, haymlich hinnweg zugen, oder auch noch bey Frannckreich sein, vnnd in Sechs wochen den nechsten, nit widerumb anhaym kumen, derselben gueter zu ewrn hannden nemet, vnnd jr weib, vnnd kinnd, in das ellennd jaget, vnnd in alweg, in dem vnnd annderm, hanndlt, vnd fürsehunng thuot, wie solch vnnser newe Manndat jnnhalten, Als lieb eüch sey vnnser schwere vngnad vnd straff zu uermeiden, daran thuot jr gänntzlich vnnser ernnstliche Maynunng.« — Vgl. Schels VII. 473.

LIII. (16. Jan. 1516.)

Ausgezeichnet schönes Exemplar der ebendaselbst am 16 Jan. 1516 erlassenen gedruckten Acht und Aberacht über jene Deutschen, welche in französischen Kriegsdiensten sind, und der Bekanntgebung, daß die Franzosen mit den Venetianern Verona und Brescia 2c. wieder bedrohen. — Vgl. Schels VII. 473 f.

LIV. (6. Dec. 1516.)

Gedrucktes kaiserliches Ausschreiben aus Hagenau vom 6 Dec. 1516, in welchem er die Reichsstände in die betreffenden Kreiswahlstädte auf den 3. Februar 1517 zusammen zu kommen, und dann deren Contingent auf den 12. März vor Worms aufzustellen befiehlt; um die gegen den Landfriedensstörer Franz v. Sickingen erlassene Acht und Aberacht zu vollziehen. Zum obersten Feldhauptmanne ist ernannt Gangolph Freyherr von Geroldseck, der Jüngere; von Seite des Erzhauses Oesterreich als Feldhauptmann Jörg v. Liechtenstein, kaiserlicher Rath und Pfleger zu Glurns, und Eitel Friedrich v. Zollern (der Jüngere). In diesem Exemplare, das, wie mehrere frühere, an den Rath der Stadt Regensburg adressirt ist, bestimmt der Kaiser in eingeschriebenen Worten zum Hauptmanne des Kreises

---

[1]) und [2]) Diese Worte sind in den gedruckten Text hineingeschrieben.

und Bezirks, darin diese Reichsstadt gelegen, Carl Grafen von Oettingen. Unterschrift des Kanzlers Winsterwald.

LV. (9. Sept. 1517.)

Gedrucktes kaiserliches Mandat aus Wien vom 9. Sept. 1517, mit der besonderen Anzeige, »daß er seiner kindt (Enkel) landt und leut mit dem Könige von Frankreich geeint und befriedet, seinen älteren Enkel, den spanischen König Karl, aus den Niederlanden nach Spanien entlassen, und den jüngeren Ferdinand aus Spanien beschieden habe.« Dann spricht er von den Kriegsereignissen des Sultans Selim's I. und seinen außerordentlichen Besorgnissen bey den Fortschritten der türkischen Waffen für die Nachbarstaaten und die dadurch bedrohten Provinzen Oesterreichs. — Sehr schönes Blatt in Folio.

LVI. (14. Nov. 1517.)

Originalstiftbrief auf Pergament mit der eigenhändigen Unterschrift des K. Max I., ausgefertigt am 14. Nov. 1517 zu Wiener-Neustadt, kraft dessen derselbe für immerwährende Zeiten jährlich einhundert Gulden in die St. Georgordenskirche zu St. Ulrich (welche die Türken im J. 1529 auf immer zerstörten) in Wiener-Neustadt zu deren besseren Unterhaltung stiftete, damit in dem Gottesdienste daselbst für des Kaisers Seelenheil fortwährend gebetet werde, — worüber der gegenwärtige Hochmeister des genannten St. Georgordens, Johann Geymann, so wie jeder zukünftige Hochmeister dieses Ritterordens zu wachen haben wird. Am Schlusse die Namen der Contrasignatoren: »Stoß und Hanns Behaim.«

Die Beylage enthält einen vom Herrn Stifter verfaßten geschichtlichen Abriß dieses St. Georgsritterordens, der vom Kaiser Friedrich IV. (III.) in Folge seines in der belagerten Wiener Burg gethanen Gelübdes mit päpstlicher Bestätigung am 1. Januar 1468 gestiftet wurde, den ich in Kürze mit einigen näheren Bestimmungen hier anfüge. Er ward mit dem rothen Kreuze im weißen Mantel, gleich den unglücklichen Templern, geschmückt, und hatte besonders die Pflicht, gegen die heranstürmenden Türken unter dem Schutze des h. Georg's zu fechten. Gering waren die Dienste, welche dieser Orden der Christenheit und dem Vaterlande leistete. Als die türkischen Renner und Brenner in den Jahren 1476 und 1478 über Villach bis ins Gailthal und nach Oberdrauburg in Oberkärnthen vordrangen, war er zur Gegenwehr zu schwach. Etliche Ritter bewachten zwar zu Rechberg die Türkenklause im Engpasse zu Windisch-Kappel; allein in offener Feldschlacht hat er gegen den Erbfeind kein Schwert gezogen. Die Zeit für ein solches Institut, das nie ein Zeichen frischen Lebens gab, war vorüber, und die letzte Spur desselben ging nach einem Jahrhunderte zu Grunde.

Der Großmeister war mit dem Fürstentitel geschmückt, und hatte seinen Sitz zu Millstadt oder Mühlstadt in Oberkärnthen. Auch besaß er Dotationen in und bey Wiener-Neustadt, so die ehemaligen v. Kranichbergischen Herrschaften Petronell und Trautmannsdorf, wo der zweyte Großmeister große Stiftungen machte, Scharfeneck, und selbst in Wien bey St. Nikola in der Singerstraße 2c. Man suchte ihm durch Einverleibung des neu gegründeten Bisthums zu Wiener-Neustadt und die Aufnahme einiger Ordensritter in der dortigen Burgkapelle an K. Max I. Grabe aufzuhelfen, was aber nur zu vielen Streitigkeiten Veranlassung gab.

Er zählte nur drey Großmeister:

A. Johann Siebenhirter, aus einem Wiener Geschlechte, vordem K. Friedrich's IV. (III.) Küchenmeister, † am 10. Sept. 1508.

B. Johann v. Geymann zu Gallspach (im Hausruckkreise), erst mit Margaretha von Trautmannsdorf verehelicht *) (deren Tochter Anna dann Jörgen von Mallentein heiratete), trat nach derselben Tode in den St. Georgsritterorden, ward 1503 Obercomthur zu Millstadt, im J. 1519 einer der Testaments-Executoren des K. Maximilian I. und starb am 23. Dec. 1533 zu Gmünd und ruht zu Millstadt. — Das am 29. July 1625 in den Freyherrnstand erhobene Geschlecht von Geymann erlosch nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts.

C. Wolfgang Prantner war aus einem alten Geschlechte, welches im Lande ob der Enns begütert war und in Steyermark die Herrschaft Winterhof besaß. Er war ein vieler Sprachen kundiger und in Geschäften wohl erfahrener Mann, diente dem K. Karl V. als Rath und Sekretär besonders in deutschen Angelegenheiten, theilte mit demselben viele Gefahren zu Wasser und zu Land, und kehrte auf seine Bitte mit einem vom Kaiser ddto. Valladolid 29. März 1527 an seinen Bruder, den Erzherzog Ferdinand, erlassenen sehr schmeichelhaften Empfehlungsschreiben zurück, erscheint auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 neben dem oben S. 20 *) erwähnten Ritter Ulrich von Schellenberg unter den kaiserlichen Hofräthen mit den Worten: »Herr Wolffgang Prantner Ritter, Coadjutor etc.« Er starb am 28. Sept. 1541 in Wien und ruht zu Trautmannsdorf.

Die Wapenschilder dieser drey Ordensmeister sind in der Kirche auf der Pürck im Ennsthale in ein mit der Spitze nach unten gekehrtes Dreyeck gestellt, oben rechts das Siebenhirter's, links Geymann's, dessen Geschlecht ein gelbes Eichenblatt auf weißem Felde führte, und unten Prantner's mit der Jahreszahl 1539. — Heinrich Prantner, der unter dem Hauptmanne Niklas von Thurn bey der Belagerung Wiens 1529 diente, führte einen braunen Brand mit rothen Flammen in weißem Felde. Dieses Geschlecht erlosch mit Wolf Sigmund Freyherrn v. Prantner, Obristlieutenant zu Kreuz in Kroatien, nach dem Jahre 1677.

Am 11. Oct. 1579 verschied der Letzte, Peter, Ordenspriester und Senior, in dem Kreuzhofe zu Wiener-Neustadt. — Die nicht gar einträglichen Ordensgüter, die aus Dotationen des Erzhauses entstanden waren, verkaufte und verpfändete dasselbe nach und nach, um den Nachwehen aus den Türkenkriegen zu steuern. Millstadt übergab Erzherzog Ferdinand (II.) am 26. July 1598 den Jesuiten zu Grätz.

LVII.

Reliquien aus dem Sarge des Kaisers Maximilian I.:

a) Ein Stückchen von dem h. Kreuze, das der Kaiser in den Händen hält.

b) Ein Stückchen von der Bleyplatte, welche dem Kaiser nach seiner Anordnung mit Kalk bestreut (s. Nr. LXII) auf seine Brust aufgelegt und bey der Uebersargung am 19. März 1770 von derselben, wie das unter a) erwähnte Stück Holz von dem im Sarge gelegenen h. Kreuze abgenommen wurde.

*) Nach Leopold's Freyherrn von Stadel handschriftlichem »Ehren-Spiegel des Herzogthums Steyermark« im Johanneum zu Grätz.

c) Ein Stück von jenem dabey gelegenen Beutelchen, welche in der Sakristey der k. k. Burgkirche zum h. Georg in Wiener-Neustadt aufbewahrt werden. Bey der am 20. Februar 1831 geschehenen Besichtigung wurden dem Stifter diese Reliquien auf dringendes Bitten geschenkt.

LVIII.

Da dem Stifter, Herrn Major Kraushaar mit der oben Nr. II erwähnten Urkunde des ungrischen Königs Stephan V. vom J. 1270 und mit dem Stiftsbriefe des K. Max Nr. LVI auf offener Straße in der Ungergasse zu Wiener-Neustadt im Februar 1831 von einem unbekannten ungrischen Landmanne zugleich das eigenhändige Handbillet des Kaisers Joseph II. aus Czernowitz vom 26. July 1786 an den damaligen Gouverneur von Galizien, Grafen Brigido, in welchem er denselben um ein Quartier auf acht Tage in Lemberg — mit besonderer Hinweisung auf das Preschel'sche Haus in der Vorstadt — ersucht, zum Kaufe angeboten wurde, und der Stifter in seiner Geburtsstadt (s. oben S. 2) Se. Majestät zum ersten Male sah, so legte er hier dieses Autograph sammt dem gedruckten Abschiede vom Heere vom 14. Februar 1790 bey.

LIX. (12. Nov. 1517.)

»Sanctissimi domini nostri Papae Leonis Decimi, una cum coetu Cardinalium Christianissimorumque regum, et principum oratorum consultationes, pro expeditione contra Thurcum. premissa tñ dni. A. Puccij apostolice sedis legati exhortatione.«

Auf der ersten Seite des aus zehn Blättern bestehenden Stückes der lateinische Bericht (Zürich am 6. Dec. 1517) des päpstlichen Legaten A. Puccius an die Eidgenossen wegen eines aus Rom erhaltenen, auf die Türkengefahr bezüglichen Breve's, welches er denselben auf der nächsten Tagsatzung zu Zürich vorlegen wird.

Dann folgen die: »Capitula proposita et tractata in consultationibus Sanctae expeditionis, quae ad principes mittenda visa sunt eorum quoque prudentia et consilio examinanda, si quid addendum minuendum corrigendumque videatur actum Romae die Xij. Nouembris M.D.XVII.«

Anton Puccius, aus einem florentinischen Geschlechte, studirte zu Pisa, ward ein ausgezeichneter Kanzelredner zu Florenz, wurde von seinem Vetter, dem Cardinale Lorenzo Puzzi nach Rom berufen, Bischof von Pistoja, 1531 Cardinal, † 1544.

LX. (Sept. 1518.)

Lateinisches Concept (vielleicht von des Kaisers latein. Sekretäre Jacob Bannisius von Curzola, einer dalmatinischen Insel) an den Papst Leo X., in welchem der Kaiser (wahrscheinlich zu Augsburg im Sept. 1518) denselben bittet, den Cardinal-Bischof von Gurk, den Coadjutor von Salzburg, Matthäus Lang v. Wellenburg, zum eventuellen Nachfolger zu ernennen.

LXI. (13. Nov. 1518.)

»Wann vnd vmb wellicher vrsachen willen das loblich Ritterspil des turniers erdacht, vnd zum ersten geübet worden ist.« Mit einem Turniere und oben den Wapen von Bayern, Franken, Schwaben und der Rheinpfalz. — Auf der Rückseite: »Dem Edlen gestrengen herrn

Hannsen von der Albm zuo Hueburg Ritter, erbtruckseß des stiffts Saltzburg, vnnd hauptman daselbst, meinem gebietenden herrn embeüt ich Marx Würsung zuo Augspurg mein gantz willig geflissen dienst zuovor.« — Am Schlusse: »Gedruckt vnd volendt in der Kaiserlichen Statt Augspurg am dreytzehenden tag des monadts Nouembris, des jars Tausendt fünffhundert vnd achtzehen jare.«

17 Blätter in Quart. — Vgl. Ebert Bd. II. 1082; Freytagii Analecta p. 1107; Weller, Altes aus allen Theilen der Geschichte, St. III. 360; Bauer IV. 313.

LXII. (19. Jan. 1519.)

»Oratio funebris in depositione gloriosis. Imp. Caes. Maximiliani Aug. pii foelicis in oppido Vvelsa Austriae Praesentibus etc. Matthaeo (Lang) Cardinali tituli S. Angeli Archiepiscopo Saltzpurgen. Reuerendissimo domino Episcopo Tergestino (Petro Bonomo), aliisque prelatis et nobilibus quam plurimis, per fratrem Joannem Fabrum Augustanum, Theologum ordinis fratrum Praedicatorum, habita Anno christi. M.D.XVIIII Die. XVI. Januarii.« — Nebst der »Threnodia Petri Aegidii in obitum Maximiliani,« und einigen anderen prosaischen und poetischen Stücken von Johann Geyler v. Kaisersberg, Jacob Wimpheling (S. 10), von Richard Bartolini aus Perugia rc. »Ex officina Sigismundi Grimm Medici et Marci Vuirsung Augustae Vindelicorum. M.D XIX.«

Diese Rede enthält besonders die Geschichte der letzten Lebenstage und des Hinscheidens des frommen Kaisers, nebst nachfolgender Anordnung in Betreff seines Begräbnisses: »Nec voluit exenterari, sed jussit, ut corpus mortuum calce repleretur. Sacco quintuplici et diverso est involutus, subque signo crucis quod militares S. Georgii deferunt sepulturae traditus.« (S. über dessen Reliquien Nr. LVII). — Vgl. Zapf's Augsburger Buchdruckergeschichte II. 120, in Freheri Scriptor. Rer. Germ. II. 721 abgedruckt.

LXIII.

Lateinische Grammatik, moralische und diätetische Verse, sammt einer Vermahnung in Prosa, zum Unterrichte des Erzherzogs, nachherigen Kaisers Maximilian I., geschrieben. — Ein Beytrag zur Geschichte der Lehr- und Lernweise des funfzehnten Jahrhunderts, aus einer Handschrift der k. k. Ambraser-Sammlung. Vom Custos Bergmann. — Besonderer Abdruck aus diesen Jahrbüchern, 1837, Bd. LXXVIII, Anzeigeblatt S. 17—34.

LXIV. (1519.)

»Des hochloblichen schwebischen pundts Hörzug im landt zu Wirtenberg mit ordenlichen tagraysung vnd etlichen geschichten wie sich Stät flecken vnd vogttey täglich ergeben haben kürtzlich begriffen Vnd lustig zu lesen. MDXIX Jar.«

Journal vom Ausmarsche des schwäbischen Bundesheeres von Ulm am 26. März bis nach der Einnahme der Veste Asperg durch den Bundeshauptmann Jörg v. Freuntsperg am 25. May 1519. — Neun Druckblätter.

Herr Doctor und Pfarrer Heyd († 6. März 1842) schien in seinem trefflichen Geschichtswerke »Ulrich, Herzog zu Württem-

berg, Tübingen 1841," Bd. I. S. 564 f. diese Druckschrift nicht gekannt zu haben, wenigstens ist sie meines Wissens in demselben nicht genannt.

LXV. (1523.)

"Wie die drey kriegßfürsten, Nemlich Trier, Pfaltz, vnd Hessen, Frantzen von Sickingen vberzogen, Jnen vnd seine anhenger eins Tayls gestrafft, auch etlich Schlösser gewunnen vnd Erobert haben. Jst geschehen wie hernach volget"

Ist das Operations-Journal vom 18. April bis 11 Juny 1523. Am Schlusse der zehn gedruckten Blätter in Quart ist genannt der Verfasser: "Römischer Kay. May. vnd Pfaltzgrauischer (sic) Erenhold, Dentzlant genannt Caspar Sturm sszt."

LXVI. (1523.)

"Namen vnd Summa deren vom Adel so auf den frenckischen zug verschöldt seyndt worden, Auch welche vnd wie vil Schlösser von gemainen Bundts stenden eyngenommen vnnd verbrennt seind. 1523." — Ein Druckbogen in Quart, ohne Angabe des Ortes.

Die k. k. Irrenanstalt in Prag.

Während in Böhmens Hauptstadt fortwährend zahlreiche neue Gebäude entstehen, und sich insbesonders die vorzüglicheren Plätze und Straßen der Neustadt jährlich mit schönen und großen Häusern bereichern, während so eben auf der Kleinseite als Zugang zur herrlichen Kettenbrücke eine neue Gasse *) emporsteigt: arbeitet sich, vom Publikum kaum bemerkt, abseits von den besuchteren Gegenden der Stadt, mitten zwischen den öffentlichen Wohlthätigkeits-Instituten der oberen Neustadt, auf Staatskosten für die namhafte Summe von 120,000 fl. C. M. ein neues, wahrhaft großartiges Gebäude hervor. Seine Bestimmung ist, jene Institute, namentlich eines derselben, nämlich die k. k. Irrenanstalt, auf das vollkommenste zu ergänzen, ja diese letztere zu einem ganz vorzüglichen Range zu erheben. — Es ersteht auf den Feldgründen von St. Katharina — so nennt man gewöhnlich die dermalige Irrenanstalt — eine neue, allen Anforderungen entsprechende Irrenheilanstalt.

Zu einer Zeit, in welcher die Einrichtungen ausländischer Irrenanstalten so häufig und so gerne besprochen werden, durfte es wohl nicht ohne Interesse seyn, zu erfahren, nach welchen Principien man bey der Anlage einer so wichtigen und so kostspieligen österreichischen Anstalt zu Werke geht.

Bevor ich jedoch hierüber berichte, ist es nothwendig, die Prager k. k. Irrenanstalt nach ihrem gegenwärtigen Bestande zu schildern, weil eben durch den angedeuteten Bau eine totale Veränderung des Instituts herbeygeführt, dabey auch die Räumlichkeit der dermaligen Gebäude namhaft umgestaltet werden wird, die Prager k. k. Irrenanstalt aber schon in ihrem dermaligen Zustande die gerechte Anerkennung des In- und Auslandes im vollsten Maße verdient.

Die Prager Irrenanstalt ist eine öffentliche, eine Staatsanstalt, und zunächst für Böhmen bestimmt, obwohl auch Irre aus anderen

*) Die Chotekstraße.

österreichischen Provinzen und bey vorhandenem Raume auch Ausländer daselbst Aufnahme finden.

Zur Aufnahme ist, was die Art der Geisteskrankheit betrifft, jeder Irre geeignet, bey welchem entweder Hoffnung zur Heilung vorhanden, oder wo, abgesehen von der Heilbarkeit, für ihn oder Andere Gefahr, sogenannte »Gemeinschädlichkeit« nachgewiesen werden kann.

Da diese Bestimmungen gleich bey der ersten Eröffnung der Prager Irrenanstalt im Jahre 1790 festgestellt waren, so mußte es sich leider sehr bald ergeben, daß das damals zu jenem Behufe aufgeführte Gebäude am Krankenhause zur Unterbringung aller der Aufnahme bedürftigen Irren viel zu klein war.

Nachdem man sich daher durch die späteren dreyßig Jahre nothdürftig mit anderweitigen Räumen beholfen hatte, wurde in den Jahren 1822 und 1827 das nahe gelegene sogenannte St. Katharina-Klostergebäude dazu verwendet, und seit dieser Zeit besteht die Irrenanstalt aus drey Häusern, aus dem ursprünglichen Irrenhause am Krankenhause und aus den beyden Häusern bey St. Katharina. Sie umfaßt derzeit eine Anzahl von 330 bis 344 Irren beyderley Geschlechts.

In dem, wie schon bemerkt, ziemlich unzweckmäßig angelegten ursprünglichen Irrenhause am Krankenhause, welches in drey Etagen 54 Zellen, 2 sogenannte Extrazimmer, 3 Wärterzimmer und die Portierswohnung enthält, werden derzeit bloß solche Geisteskranke untergebracht, welche entweder durch große Unbändigkeit, durch bedeutende Unreinlichkeit und dergleichen eine Isolirung nöthig machen; ferner geisteskranke Epileptische, deren Zahl ziemlich groß ist, und jene, welche wegen unüberwindlichen Hanges zum Entweichen enger verwahrt werden müssen. Die ebenerdige Etage und jene des zweyten Stockes ist für männliche, die des ersten Stockes für weibliche Irre dieser Kategorie bestimmt. — Im Ganzen können daselbst beyläufig 90 — 95 Geisteskranke verpflegt werden.

Die übrige, viel stärkere Zahl der Verpflegten ist in St. Katharina untergebracht, woselbst man das größere Gebäude, mit Ausschluß einiger weniger Lokalitäten, für männliche, das kleinere für weibliche Kranke eingerichtet hat.

Die Anstalt bey St. Katharina besitzt sieben verschieden angelegte Gärten und einige Feldgründe, beym Irrenhause am Krankenhause befindet sich bloß ein beschränkter Hofraum.

Die Prager Irrenanstalt ist zugleich Pflege- und Heilanstalt, und eine strenge Trennung der heilbaren von den unheilbaren Irren findet daselbst bis jetzt nicht Statt. Hinsichtlich der Verpflegung mag nur nebenbey bemerkt werden, daß auch in der Irrenanstalt, so wie in den übrigen öffentlichen Wohlthätigkeits-Instituten, drey Klassen bestehen, und in der ersten für den Tag 1 fl C. M., in der zweyten 36 kr., in der dritten 20 kr. gezahlt werden. Mit den zahlenden Kranken der dritten Klasse werden alle jene, welche unentgeltlich verpflegt werden, — mehr als zwey Drittel aller, — gleich gehalten, ja dieselben erhalten noch überdieß die nöthige Kleidung von der Anstalt unentgeltlich.

Die Irrenanstalt steht unter der Direction sämmtlicher öffentlicher Krankenanstalten, und hat mit dem allgemeinen Krankenhause eine gemeinschaftliche Verwaltung.

Die Seele der ganzen Anstalt ist jedesmal der Primärarzt, dem zu seinem mühevollen und schwierigen Berufe drey jüngere Aerzte, darunter ein Wundarzt, beygegeben sind.

Eine umständliche Auseinandersetzung des im Prager Irrenhause üblichen Systems, mit Detaillirung der einzelnen Verwaltungsmanipulationen ist außerhalb des Zweckes dieser Blätter. Ich habe mich daher darauf beschränkt, ein gedrängtes Bild des inneren Lebens jener Anstalt vorzuführen, überzeugt, daß dieß hinreichen wird, den Beweis zu liefern, wie auch hier sich bewährt, was in Oesterreich überall so herrlich als Grundsatz gilt, daß man, ohne Aufsehen zu erregen, gerne jeden Fortschritt der Zeit beachtet, aber dabey nirgends zu Extremen sich hinneigt, nirgends eitlen Nebendingen, theuern Spielereyen u. dgl. Platz gönnt.

Zur Sommerszeit regt es sich schon am frühesten Morgen in allen Räumen von St. Katharina. Die Wärter und Wärterinnen und alle nicht bettlägerigen Irren beyder Häuser verlassen um fünf Uhr Morgens das Bett. Man wäscht sich, kleidet sich an, die dazu fähigen Irren verrichten ihr Morgengebet, und nun eilt Alles, was arbeiten kann und soll, zur Arbeit. Die übrigen Irren ergehen sich einstweilen auf den breiten schönen Corridoren. Um sieben Uhr wird gefrühstückt. Nach dem Frühstücke geht, wer gehen kann, und nicht etwa absichtlich und ausdrücklich davon ausgeschlossen wird, unter Aufsicht der Wärter in die Gärten, auf die Felder, in die Werkstätten; — dort bleibt man bis gegen zehn oder eilf Uhr, je nachdem die Sonnenhitze dieß erlaubt. In den Werkstätten wird bis zwölf Uhr gearbeitet. — Um jene Stunde wird zu Mittag gespeist. Die Arbeiter der Werkstätten gehen dann gegen zwey Uhr wieder zur Arbeit, und bleiben daselbst bis sieben Uhr; die Feld- und Gartenarbeiter, so wie die übrigen nicht arbeitenden Irren werden später, wenn die drückendste Hitze nachgelassen hat, in die Gärten und Felder geführt. Bis dahin verweilen sie entweder im Zimmer, oder, wenn ihnen dieß nicht etwa untersagt worden, auf den Corridoren. Um sieben Uhr wird das Nachtmahl genommen, dann feyert jede Arbeit, und die Irren genießen den Sommerabend, wenn die Witterung es zuläßt, sämmtlich in den Gärten. Um zehn Uhr legt sich Alles zur Ruhe.

Nun wollen wir auch die Irren während der Zeit ihrer Beschäftigung betrachten. Ich habe von Werkstätten geredet. Fürwahr, es ist höchst überraschend, in die Arbeitsstuben von St. Katharina zu treten. Ich sah dort mit Erstaunen in einem Lokale eine Schuster-, eine Schneiderwerkstätte, zwey Webestühle nebst allen dazu gehörenden Nebenarbeiten, einen Posamentierstuhl; alles voll besetzt und in ruhiger, geordneter Thätigkeit. In einem anderen Lokale werden von einer beträchtlichen Anzahl Blödsinniger, die nur an Zerstörung Vergnügen finden, Roßhaare gezupft; an mehreren Tischen werden Matratzen überarbeitet, Arbeiten aus Stroh und anderen Dingen vorgenommen. Hinter dem Hause ist eine eigene Tischlerey, mit welcher eine Binderey in Verbindung steht Jede dieser Werkstätten hat einen besonderen sachverständigen Wärter zum Werkführer. — Wer nur eine kurze Zeit in jenen Räumen verweilt, der wird es kaum glauben, daß er Geisteskranke arbeiten sieht, so sehr vergessen diese über ihrer Beschäftigung, wenigstens während der derselben gewidmeten Zeit, ihre Träumereyen und ihre sonstige Benehmungsweise. Ich konnte nirgends eine strenge Nöthigung oder wohl gar die Anwendung von Gewalt bemerken. In den meisten Fällen brauchen die Irren gar nicht zur Arbeit geholt zu werden, fast alle kommen zur bestimmten Zeit selbst und gerne, und verlieren nur sehr selten die Geduld vor Ablauf der Arbeitsstunden. Von den Arbeiten werden

besonders die der Schuh- und Matratzenmacher so ausgiebig betrieben, daß nicht nur im Irrenhause selbst, sondern auch im Kranken-, Gebär- und Siechenhause aller Bedarf in diesen Artikeln durch die Leistungen der Geisteskranken gedeckt wird. Eben dasselbe läßt sich in der Folgezeit von den übrigen Arbeiten, welche in der Irrenanstalt verfertigt werden, erwarten, und man kann mit voller Ueberzeugung behaupten, daß manches vom Institute besser und vollkommener als von Außen geliefert wird. Als Regel gilt es, zu diesen Arbeiten nur solche Irre zu wählen, die die betreffende Beschäftigung schon ehedem getrieben haben; indeß gibt es doch auch mehrere Fälle, in welchen Geisteskranke in St. Katharina Handwerke, die für sie ganz neu waren, treiben lernten, wie unlängst ein junger Weber die Posamentiererey. Daß zu solchen Dingen von Seite der leitenden Personen eine genaue Kenntniß der Fähigkeiten der Irren und eine unermüdliche Ausdauer in ihrer Leitung erforderlich sind, liegt am Tage.

Die Thätigkeit in den Gärten und auf den Feldern übertrifft jede Erwartung Für jedes Geschlecht gibt es drey besondere Gärten, und für beyde zur gemeinschaftlichen Beschäftigung einen nicht unbeträchtlichen Gemüse- oder Küchengarten; ferner eine Hopfenpflanzung und eine Baumschule. Da alle Gärten der Sonne sehr ausgesetzt sind, und eben nicht den besten Boden haben, so findet sich, um auch nur die Pflanzungen gehörig fortzubringen, schon an und für sich viele Gelegenheit, die Verpflegten mannigfach zu beschäftigen, und es ist ein Anblick seltener Art, wie rührig und unverdrossen selbst vornehmere Kranke diesen Gartenarbeiten sich anschließen. Absichtlich werden jedes Jahr theils mehr, theils weniger beträchtliche Aenderungen in der Gruppirung und gesammten Anlage vorgenommen, nur damit es nie an Arbeit fehle So geht es denn auch vom ersten Frühjahre bis in den späten Herbst fortan emsig zu, und es werden vielleicht sechzig bis siebzig Geisteskranke täglich auf diese Weise beschäftigt.

Ein nicht unwichtiges Beschäftigungsmittel liefert nebenbey der Anbau einiger Feldgründe. Mit Ausnahme der Düngerzufuhr und des Ackerns geschieht daselbst alles Uebrige durch Irre. Ich habe Geisteskranke säen, eggen, behacken, Getreide schneiden, ja in einer eigenen kleinen Scheuer selbst dreschen gesehen. Auch bey allen diesen Beschäftigungen sind die Wärter verpflichtet und streng gehalten, überall nicht nur die Aufsicht zu führen, sondern gleich den Verpflegten durch die ganze Arbeitszeit selbst Hand anzulegen und mitzuarbeiten. Sicher ist es vorzüglich dieser Einrichtung zu danken, daß alle Beschäftigungen so gut von Statten gehen, indem nur dadurch die Geisteskranken vor dem drückenden und empörenden Gefühle einer Zwangsarbeit bewahrt, jeder kränkende Unterschied zwischen ihnen und vernünftigen freyen Menschen wenigstens für diese Zeit beseitigt, in ihnen vielmehr eben durch das Beyspiel solcher Menschen die Neigung zur zweckmäßigen Thätigkeit unwiderstehlich geweckt und genährt wird. Es ist gewiß ganz etwas anderes, wenn der im schwülen Sommer im Garten arbeitende Irre seinen Wärter eben so reichlich wie sich selbst mit Schweiß oder Staub bedeckt sieht, als wenn dieser in alberner Vornehmheit neben ihm steht, sich wohl gar die Pfeife schmecken läßt, und nur der arme Irre arbeiten muß!

Während nun im Garten und auf dem Felde alles in voller Beschäftigung ist, oder aber diejenigen, die zu solchen körperlichen Arbeiten aus ärztlichen oder anderen Rücksichten nicht wohl angehalten werden

können, sich daselbst mit Spazierengehen, mit Lectüre, mitunter mit Kegelschieben, Ringelspiel, Vogelschießen oder in Gesprächen, einzelne auch wohl mitten unter lauter Thätigkeit nur im dumpfen Hinbrüten oder finsterer Verschlossenheit die Zeit vergehen lassen, ertönt regelmäßig gegen acht Uhr des Morgens und gegen fünf Uhr des Abends aus einem Gartenhause — ebenfalls von Irren unter Anleitung eines Wärters ausgeführt, eine heitere Instrumentalmusik, nach Umständen ein Quartett oder Quintett. Und wahrlich, die Musik in den Gärten von St. Katharina ist besser, als ich selbe gar manchmal in selbst renommirten öffentlichen Gärten gefunden. Ich hörte Piècen aus den neuesten Opern, zwischendurch die jüngsten Produkte des Lanner, Strauß und ähnlicher Compositeure des Tages, mitunter höchst artig, ich möchte in Betreff einzelner sogar sagen meisterhaft gespielt. Man muß Zeuge gewesen seyn, um es glauben zu können, wie sich die meisten Irren auf diesen Genuß freuen, wie ganze Gruppen um das musikbelebte Gartenhaus herumstehen, und nach beendigtem Marsche oder Walzer lebhaft und doch nicht in ungezügelter Weise Beyfall klatschen. — Und vollends die Gruppe der Musiker selbst! Es wäre dieß eine Aufgabe, würdig des Pinsels eines Hogarth.

Was die weiblichen Irren betrifft, wird, wo man eintritt im Frauenhause, genäht, gesponnen, gestrickt, geflickt, oder man sitzt beym Stickrahmen, klöppelt Spitzen oder hilft bey den Reinigungsarbeiten in den Zimmern. Mehrere weibliche Verpflegte helfen selbst in der Küche. Nächstens soll eine eigene Waschanstalt zur Beschäftigung für weibliche Irre eingerichtet werden. — Was an weiblichen Näh-, Strick- und Flickarbeiten vom Irren- und Krankenhause benöthigt wird, liefern die fleißigen Hände der Bewohnerinnen von St. Katharina; natürlich auch diese nur unter Aufsicht und in Gemeinschaft mit ihren Wärterinnen. Im Sommer wird die Arbeit in die Gärten mitgenommen, und geht auch dort recht flink von der Hand. Einige Verpflegte des weiblichen Geschlechts, Bäuerinnen u. dgl., werden neben den Männern zu Garten- und Feldarbeiten verwendet.

Für die meisten Beschäftigungen sind Remunerationen an barem Gelde ausgesetzt, womit nach Maßgabe ihres Fleißes die arbeitenden Irren, mit Ausnahme der vornehmen, so wie die Wärter gewissermaßen belohnt und aufgemuntert werden. Jedoch ist auch die kluge Einrichtung getroffen, daß man nur jenen Geisteskranken bares Geld in die Hand gibt, die davon keinen thorichten oder schädlichen Gebrauch zu machen besorgen lassen. Allen übrigen wird ihr kleiner Erwerb in Verrechnung gebracht, und sodann der Verwaltung übergeben, damit diese die Summe solcher Beträge in der böhmischen Sparkasse fruchtbringend anlege *). Wird seiner Zeit der Irre geheilt oder ungeheilt entlassen, so gibt man ihm die Summe, welche er während seiner Aufenthaltszeit erworben, als Nothpfennig oder doch als angenehme Vergütung seiner Thätigkeit mit auf den Weg, und es geschieht nicht selten, daß einzelne Irre, besonders wenn sie ihres Zustandes halber mehrere Jahre in St. Katharina zubringen mußten, nicht unbedeutende Summen in Ersparung brachten. Bedenkt man, wie mancher arme Geisteskranke in eine elende Hütte voll Noth und Plage zurückkehrt, so ist zu begreifen, daß eine solche Mitgift in die Heimat für Einzelne eine ungemeine Wohlthat ist.

Im Winter, wo die Garten- und Feldarbeiten ruhen, werden

*) Die bisher angelegten Beträge belaufen sich bereits auf die namhafte Summe von mehr als 1600 fl. C. M.

die Beschäftigungen im Hause verdoppelt. Einige Individuen werden mit Papparbeiten, andere mit Zeichnen, Copiren, Hausarbeiten u. dgl. beschäftigt. — Uebrigens wird dann die wohl nicht große, doch aber zureichende und recht zweckmäßig bestellte, jährlich ergänzte und vermehrte Bibliothek des Hauses, die im Sommer nur von einer mäßigen Anzahl Geisteskranker benützt wird, bedeutend in Anspruch genommen. — Wer zeichnen oder malen gelernt hat, bekömmt hiezu die erforderlichen Materialien. — Und so geht es denn in gleichmäßiger, aber keineswegs pedantischer Ordnung Sommer und Winter hindurch lebendig und thätig zu!

Es ist aber auch ein Vergnügen zu bemerken, wie herrlich das anschlägt, wie die armen Irren bey Appetite sind und wie ruhig sie schlafen. Es gehört zu den seltensten Ausnahmen, wenn in der Nacht ein Exceß, ein tobsüchtiger Anfall als Störung eintritt. In der Regel ist es in beyden Häusern von St. Katharina des Nachts so ruhig, als schliefen dort lauter vernünftige, wohlgesittete Leute. Gegenwärtig schlafen die Verpflegten noch nicht in besonderen Schlafzimmern. In den Wohnzimmern stehen auch die Betten. Daß diese sehr nett und reinlich sind, brauche ich wohl nicht zu erwähnen. In jedem Bette ist ein Strohsack, eine Matratze, darüber ein weißes Leintuch, ein roßhaarenes Kopfpolster, eine leichte Decke, alles so, wie man es in einer ordentlichen Haushaltung zu haben pflegt. — Auch gespeist wird in den Zimmern, in welchen man wohnt. Die Wärter bringen das Essen zur festgesetzten Stunde in genau bestimmter Ordnung aus der Küche, und reinigen dann die Geschirre. Ich sah die Zinngeschirre, besonders im Frauenhause, überall so blank gescheuert, daß mir beynahe Lust gekommen wäre, mich einladen zu lassen. — Die Kost ist schlichte Hausmannskost, aber gut bereitet, und den verschiedenen Geisteskranken nach Maßgabe ihres Zustandes oder Bedürfnisses in verschiedener Menge zugemessen. Trotz dem Umstande, daß die sämmtlichen Zimmer in St. Katharina zugleich Wohn-, Speise- und Schlafzimmer sind, herrscht überall die merkwürdigste Reinlichkeit. Eben so nett sieht es sonst im Hause aus. Ueberall Ordnung, überall Reinlichkeit. Selbst in den Corridoren nirgends Staub oder Unrath; ja selbst in den Sezessen die möglichste Reinlichkeit.

Noch habe ich zweyerley zu bemerken, das sogenannte Conversationszimmer im Männerhause, dann die Kirche. — Im ersteren findet man ein Billard und einige Spieltische. Das Billard wird zu gewissen Stunden des Tages im Sommer und Winter benützt; die Spieltische vorzüglich im Winter. An einem derselben spielt dann das kleine Orchester von St. Katharina, wie den Sommer über bey schönem Wetter im Garten, so bey üblem Wetter und den Winter hindurch in diesem Zimmer seine Morgen- und Abendproduktionen. Letztere finden zur Winterszeit ganz besonderen Beyfall. Nebenbey sey erwähnt, daß gewöhnlich einmal in der Faschingszeit eine Art kleiner Hausball in St. Katharina veranstaltet wird, wo wieder die Hausmusik ihre Triumphe feyert, die überhaupt mit großem Erfolge zur heilsamen Einwirkung auf die Geisteskranken benützt wird. — Ich hatte Gelegenheit, einem solchen Balle beyzuwohnen. Unter genauer, aber keineswegs ängstlicher Aufsicht sah ich da gegen hundert Geisteskranke beyderley Geschlechts versammelt, und es bleibt mir unvergeßlich, wie diese merkwürdig verschiedenen Irren unter dem Zauber der Musik und des Vergnügens doch so ziemlich gleichartig und harmonisch tanzten und sich unterhielten. Daß es dabey mitunter an Beyträgen für einen psychologischen Curiositäten-

sammler nicht fehlt, ist natürlich. — In demselben Conversationszimmer ist die Bibliothek, historischen, geographischen, moralischen und belehrend unterhaltenden Inhalts, nahe an 400 — 500 Bände, aufgestellt, nebstbey ein Globus und mehrere Landkarten Im Frauenhause steht in einem der freundlichen Corridore ein Fortepiano, an welchem eben so regelmäßig Nachmittags Unterhaltungen von den Frauen gegeben werden.

In der recht schönen St. Katharinen-Kirche, die unmittelbar an das Männerhaus stößt, wird jede Woche regelmäßig zweymal ein einfacher Gottesdienst gehalten, dem eine nicht unbedeutende Anzahl Geisteskranker beyderley Geschlechts beywohnen darf. Das Benehmen der Kranken während des Gottesdienstes ist jederzeit durchaus anständig!

So sucht man allenthalben die Bewohner von St. Katharina auf eine Weise zu behandeln, daß die tödtende Idee eines »Narrenhauses« in der Phantasie derselben nicht wohl aufkommen kann. So weit man nur irgend im Stande ist, sucht man das Leben in der Anstalt einem vernünftigen Familien-, einem geordneten häuslichen Leben ähnlich zu machen. Selbst in der Kleidung wird alles Auffallende vermieden. Die ärmsten Geisteskranken, welche die Anstalt selbst mit Kleidung versehen muß, erhalten schlichte Röcke oder Jacken, nebstdem Mützen, Halstücher, Westen, Beinkleider, Socken und Schuhe, nicht nur der Jahreszeit angemessen, sondern auch sonst so modern zugeschnitten und gearbeitet, daß nirgends von einer sogenannten »Narrenjacke, Narrenkappe« u. dgl. die Rede seyn kann. Selbst Uniformiruug vermeidet man in jeder Beziehung, und bemüht sich, selbst hinsichtlich der Farben, eine passende Verschiedenheit der einzelnen Anzüge herbeyzuführen.

Noch habe ich nicht erklärt, wie dieser vielräderige Mechanismus, diese kleine eigenthümliche Welt so fort und fort im rechten Gange, in gleichmäßig harmonischer Thätigkeit erhalten werde. — Dabey ist insbesonders des Leitenden, des sogenannten Primärarztes der Anstalt zu erwähnen. Er ist, wie ich schon oben gesagt habe, die Seele der ganzen Anstalt, und sein individueller Charakter ist vom größten Einflusse auf den Zustand des Institutes sowohl als seiner Bewohner. Glücklicher Weise wußte die Umsicht der Regierung bisher immer eine sehr gute Wahl zu treffen, und es ist in der Prager Irrenanstalt jetzt eine gewöhnliche Erscheinung, daß der Primärarzt von der ganzen Bevölkerung der Anstalt fast gleichmäßig geliebt, geschätzt und geachtet wird; daß ihm, wenn er erscheint, Alles vertrauensvoll entgegentritt; daß, wer immer was zu klagen oder zu bitten hat, nur an ihn sich wendet; aber auch Alles sich seinem wohlüberlegten Willen fügt. Von ihm aus ergehen alle speziellen Anordnungen. Er bestimmt den Platz des Geisteskranken, seine Behandlung, seine Beschäftigung, Zerstreuung, Kost, Kleidung, die ihm etwa nöthigen Arzneyen, Bäder und insbesondere auch die unausweichlich nothwendigen Zwangs- und Bändigungsmittel. Nichts darf in der Anstalt geschehen, außer dem, was er anordnet oder gutheißt. Jeder Vorfall von nur irgend einer Erheblichkeit muß sogleich ihm gemeldet werden, damit er sodann das weiter Nöthige einleite oder selbst vornehme. — So viel mir klar geworden, geht der dermalige Primärarzt, Dr. Riedel, von einem doppelten Standpunkte aus, nach welchem in jedem individuellen Falle sowohl der somatischen als psychischen Sphäre die nöthige Aufmerksamkeit geschenkt, und hiernach der Heilplan eingeleitet wird; denn so wie einerseits Regelmäßigkeit, Ordnung, Gesetzmäßigkeit in jeder Beziehung, vernünftige Thätigkeit nach allen Richtungen, dabey im Ganzen liebreiche, schonende, ächt menschliche Behandlung

von ihm selbst, so wie von seinen subalternen Aerzten und dem gesammten Wartpersonale, strenge Hintanhaltung jeder Willkürlichkeit oder Rohheit des letztern, überhaupt eine musterhafte Disciplin, nebenbey freundliche Belehrungen und Zurechtweisungen, wo es noth thut, jedoch nur höchst selten, scharfer Ernst, die Hauptzüge seines meisterhaften Systems sind, so wird hierbey dennoch auch der körperliche Antheil der Krankheiten gehörig gewürdigt, und demgemäß auch von allen dießfälligen Heilmitteln Gebrauch gemacht. Der Primärarzt hält täglich eine mehrere Stunden in Anspruch nehmende Morgenvisite, wobey er in Begleitung seiner subalternen Aerzte alle Räume des Hauses, so wie im Sommer sämmtliche Gärten und Felder besucht, dabey auf jeden Einzelnen sein Augenmerk richtet, nach Umständen sich immer mit einer mehr oder weniger bedeutenden Anzahl der Verpflegten bespricht, und unter Einem dann alle nöthigen Weisungen ertheilt. Gegen Abend wird eine kürzere Visite bloß von den subalternen Aerzten abgehalten. Letztere wohnen in der Anstalt, und besorgen in Abwesenheit des Primärarztes die erforderliche ärztliche Pflege. Daß auch ihre Individualität für die Anstalt nicht gleichgültig sey, versteht sich von selbst. Sie sind jedoch nicht perpetuirlich angestellt, sondern treten nach einiger Zeit, gewöhnlich nach zwey Jahren, wieder aus, und werden durch andere junge Aerzte ersetzt.

Was ich über die in der Prager Irrenanstalt üblichen Zwangs- und Bändigungsmittel zu sagen habe, ist darum wenig, weil deren nur eine höchst geringe Zahl, nämlich bloß das Zwangskamisol, die Hemmgurten und die Fausthandschuhe, und auch diese wenigen nur selten zur Anwendung kommen. — Der ehedem vorhandene Drehstuhl ist ganz abgeschafft, doch sind in einzelnen Zimmern und Kammern solche Fenstervorrichtungen angebracht, daß eine entsprechende Verfinsterung zu Stande kommen kann. — Die Badeanstalt ist mit den nöthigen Vorrichtungen zu Sturz-, Douche- und Regenbädern versehen, welche jedoch nur als Heil- und Beruhigungsmittel angewendet werden. Das Wasser hiezu fällt von einer Höhe von 1½ Klaftern, und wird durch ein eigenes Druckwerk dahin geleitet.

So wie Reinlichkeit und Ordnung im Hause und in den verschiedenen Beschäftigungen allgemein hervortritt, so gilt dieß auch von den einzelnen Bewohnern in Bezug auf ihre äußerliche Haltung, Kleidung, Reinhaltung des Körpers. Sämmtliche Bewohner der Anstalt baden im Sommer allwochentlich einmal, und nur jene sind hievon ausgeschlossen, bey welchen irgend ein körperliches Leiden dieses Reinigungsbad verbietet. Eben dasselbe gilt vom Wechsel der Wäsche, welcher ein wichtiges Augenmerk der Aerzte ist. In Bezug auf die arzneyliche Behandlung gelten hier, so wie in jeder anderen Krankenanstalt, die Grundsätze der speciellen Therapie, deren Durchführung aber oft die größte Geduld von Seite der Aerzte in Anspruch nimmt; denn so wie sich die ganze Behandlung durch Humanität auszeichnet, wird auch hierbey nur höchst selten zu Zwangsmitteln geschritten. Eine freundliche Zusprache führt in den meisten Fällen zum Zwecke. Eine sorgfältige Berücksichtigung der bey Geistesstörungen häufig vorkommenden Kopf- und Unterleibsleiden macht in vielen Fällen eine lange Fortsetzung von Heilmitteln nothwendig, und selbst Mineralwässer (Marienbad, Pilnaer, Seidschützer Bitterwasser, Egers Salzquelle u. s. w.) werden kurmäßig in den Gärten getrunken, zu welchem Zwecke eigene Promenaden bestimmt sind. In dem Zimmer eines Arztes ist überdieß seit Kurzem ein electro-magnetischer Apparat aufgestellt, und in Fällen von Paralysen, Geschwülsten 2c. in voller Anwendung. Der

Erfolg dieser umsichtigen psychisch-somatischen Behandlung ist aber auch ein ausgezeichneter, indem im J. 1841 von 503 Kranken, von welchen der bey weitem größere Theil als unheilbar betrachtet werden muß, 74 geheilt, 15 gebessert die Anstalt verließen; ein ähnliches Genesungsverhältniß zeigte sich in den früheren Jahren, wie es die Aufsätze des Dr. Riedel in den österr. medic. Jahrbüchern nachweisen. Die Zahl der Aufnahmen im Jahre 1841 erreichte die Summe von 176, von welchen 38 noch in demselben Jahre genasen.

Ein Archiv, in einem der freundlichen Corridore aufgestellt, enthält alle ärztlichen Documente in Bezug der Kranken vor und nach ihrer Unterbringung in die Anstalt; auch werden daselbst manche Arbeiten der Kranken, so wie die erheblichsten Krankheitsgeschichten aufbewahrt. Dieses Archiv selbst, so wie manche andere Zimmer-, Gang- und Garten-Einrichtungen, wurden von den Kranken selbst hergestellt; die Documente des Archivs werden, unter Aufsicht eines Arztes, von einigen Kranken der gebildeten Klasse in steter Ordnnng erhalten.

Wichtige Sections-Ergebnisse werden im pathologischen Museum der allgemeinen Krankenanstalten aufbewahrt, und schon manch interessantes Präparat wurde dorthin geliefert.

Dieß über Prags Irrenanstalt, wie dieselbe jetzt besteht!

Demungeachtet verhehle ich mir nicht, daß die dermalige Prager Irrenanstalt noch einige wesentliche Uebelstände an sich trage. Vor Allem ist sie, selbst in ihrer gegenwärtig schon bedeutenden Ausdehnung, doch noch immer nicht zureichend, und müssen noch immer wegen Mangel an Raum viele Geisteskranke längere Zeit zuwarten, ehe sie aufgenommen werden können, was namentlich bey heilbaren Formen mitunter vom größten Nachtheile ist. Wie mancher Irre könnte zuverläßig hergestellt werden, wenn er früh genug in die Anstalt käme! — Sodann ist es ein längst anerkannter Uebelstand, daß die heilbaren Irren von den unheilbaren nicht gehörig getrennt sind. Diese Gemeinschaft hindert die Genesung einzelner Kranken ungemein! — Drittens endlich ist das bisher zur Unterbringung der lärmenden, tobenden und unreinlichen Kranken bestimmte Irrenhaus am Krankenhause selbst zu diesem Zwecke nicht mehr geeignet! — Geringere Uebelstände, nämlich der Abgang besonderer Schlaf- und Speisezimmer, im Frauenhause überdieß der Abgang eines eigenen Lokales für Unterhaltung u. dgl., machen sich, bey der äußerst umsichtigen Leitung der Anstalt, weniger fühlbar.

Doch auch diese nun aus einander gesetzten größeren und geringeren Mißverhältnisse werden, Dank sey es der regen Sorgfalt unserer, alle Interessen gleich väterlich berücksichtigenden Regierung, sämmtlich nur noch kurze Zeit fortbestehen!

Das großartige Haus, welches so eben auf den Feldgründen von St. Katharina in die Höhe steigt, und dessen rasch fortschreitender Bau mich eben zu diesem Aufsatze verleitet hat, wird schon im Jahre 1844 als vollkommen entsprechende Heilanstalt, und die beyden Häuser von St. Katharina dann bloß als Pflege- und Verwahrungsanstalt benützt, das Irrenhaus am Krankenhause aber ganz aufgehoben werden.

Die neue Heilanstalt, dem Plane nach ein schönes, zweystockiges Gebäude von bedeutender Länge (75 Klafter), mit zwey unter einem rechten Winkel nach rückwärts gerichteten Seitenflügeln (17 Klafter), wird nebst den Wohnzimmern auch besondere Schlaf- und Speisezimmer, und nicht nur einen geräumigen Unterhaltungs-, so wie einen Beschäftigungssaal für männliche, sondern eben solche Lokale auch für die weiblichen

Irren enthalten. Auch die Badeanstalt wird daselbst ganz zweckmäßig eingerichtet werden.

Uebrigens werden Heil- und Pflegeanstalt, so wie sie fortwährend unter einer und derselben ärztlichen Leitung verbleiben, auch in Bezug auf die Verpflegten nicht schroff von einander getrennt seyn, sondern es werden immer noch viele Irre aus der Pflegeanstalt zum Behufe anzustellender Heilversuche, oder in Rücksicht ihres nicht störenden, nicht nachtheiligen Betragens wenigstens zeitweilig in die Heilanstalt übersetzt werden.

So dürfte dann Prags Irrenanstalt, wie vorzüglich dieselbe auch schon jetzt organisirt seyn mag, doch in wenigen Jahren noch weit vollkommener und in gewisser Hinsicht als wahre Musteranstalt dieser Art dastehen!

Uebrigens ist es eine angenehme Pflicht, am Schlusse dieses Aufsatzes des Mannes, welchem die besprochene Heilanstalt ihre gegenwärtige Beschaffenheit, ihre Leitung, ihre Bedeutenheit verdankt, und der sich durch die treue, unermüdete Sorgfalt für einen so unglücklichen Theil des Menschengeschlechts, wie der seiner Pflege anvertraute, der gerechtesten Anerkennung der Mit- und Nachwelt würdig gemacht hat, des k. k. Protomedikus und Gubernialraths Ritters von Nadherny, dankbar und ruhmvoll zu gedenken.

Herausgabe besorgt durch J. L. Deinhardstein.

Jahrbücher der Literatur.

Hundertster Band.

1842.

Oktober. November. Dezember.

Wien.
Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.



Inhalt des hundertsten Bandes.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. C.

Jahrbücher der Literatur.

Oktober, November, Dezember 1842.

Art. I. Geschichte des Cistercienser-Klosters Wilhering, von Jodok Stülz, regulirtem Chorherrn von St. Florian. Ein Beytrag zur Landes- und Kirchengeschichte Oberösterreichs. Linz 1840, bey Quirin Haslinger. 8. VIII und 616 S.

Wer den Herrn Verfasser aus dessen im J. 1835 erschienenen »Geschichte des regulirten Chorherren-Stiftes St. Florian« kennen gelernt hat, der wird gewiß auch das eben angezeigte Werk mit einem günstigen Vorurtheile zur Hand nehmen, und die Vorzüge, welche jenes empfehlen, bey diesem in einem gleichen oder noch höheren Grade wieder zu finden hoffen. Und in der That hat der Verf. hier wie dort seine gründliche Quellenforschung, wie wir sie von ihm gewohnt sind, vollkommen bewährt: wir gewahren an ihm denselben scharfen Blick, das Rechte und zur Sache Gehörige schnell herauszufinden, dieselbe Fertigkeit, das Gefundene zu einem geordneten Ganzen zu verarbeiten, und die Mühe des Sammelns unter einer gefälligen Darstellung zu verbergen. Gleichwohl aber finden wir einen Unterschied zwischen beyden Werken, was Gränzen, Standpunkt und Sprache anbelangt. Da wir im weiteren Verlaufe unserer Auseinandersetzung über die letzten zwey Punkte zu sprechen Gelegenheit haben werden, so mag es hier genügen, über den ersten das Nöthigste mitzutheilen. Der Verf. hatte nämlich unter den zahlreichen Urkunden des Stiftsarchives zu Wilhering, deren Benützung und Veröffentlichung ihm gestattet worden war, sehr viele wichtige Mittheilungen über die Geschichte von Oberösterreich vorgefunden, und sie ohne Bedenken mit dem Stifte in Verbindung gebracht. Daß hiedurch das Werk über seine natürlichen Gränzen hinauswuchs und mehr gibt, als der Titel verspricht, kann gewiß nur dankenswerth seyn, zumal da diese Mittheilungen aus einem bisher für die Geschichte noch nicht benützten Urkundenschatze herstammen, da sie vorzugsweise der so denkwürdigen Reformationsepoche angehören, und in vielen Stücken von dem abweichen, was bis jetzt über jene Zeit geschrieben und geglaubt worden ist.

Wenden wir uns von diesen allgemeinen Bemerkungen zum Kloster selbst, so finden wir, daß dessen älteste Geschichte durch die ersten vier Jahrhunderte eine gewisse Eintönigkeit unverkennbar an sich trägt, indem sie an der Geschichte der geistlichen Vorstände hinläuft, und die mannigfaltigen Erwerbungen durch

Schenkung, Kauf oder Tausch ihren Hauptinhalt ausmachen. Diese Eintönigkeit liegt im Stoffe, in der Zeit und wohl auch an der Behandlung eines so speciellen Gegenstandes, und kann auf keinen Fall dem Verf. zur Last gelegt werden. Unmöglich konnte er etwas anderes aufnehmen, als was ihm seine Quellen darboten: er mußte den Charakter und die Färbung des Zeitalters, die kindliche Pietät gegen das Heilige und dessen Diener getreu wiedergeben. Das Klosterleben selbst aber dürfte nicht leicht eine vielseitige Auffassung zulassen. So ehrwürdig auch sein Wirken nach Außen seyn mochte: so verlor es sich doch in der zurückgezogenen Stille und Einförmigkeit des täglichen Lebens. Nach Innen richtete es sich nach einer festen Regel, deren strenge Beobachtung überall, wo sie galt, als alleinige Richtschnur und Lebensnorm angesehen werden mußte. Was insbesondere für Wissenschaft und Geistesbildung geschehen, und welche Stiftsglieder, abgesehen von ihrem Klosterrange, sich verdient gemacht haben, würde in der Geschichte eines Klosters, das durch seine Abgeschlossenheit von dem profanen Welttreiben den höheren Interessen des Lebens gewidmet war, höchst willkommene Episoden abgegeben haben: aber wir zweifeln sehr, ob der Hr. Verf. bey dem besten Willen diese Vielseitigkeit zu erreichen vermocht hätte. Denn erst mit dem sechzehnten Jahrhunderte wird das Klosterarchiv reichhaltiger und umfassender: allein die Mittheilungen desselben haben dafür einen anderen als den hier bezeichneten Charakter; sie halten neben dem religiösen meist den politischen fest, und wir werden weiter unten auf sie sowohl, als auch auf die Art und Weise, wie sie der Verf. benützt hat, zurückkommen. Indeß geht aber auch derjenige, der weder Priester noch Stiftsmitglied ist, noch jenes Land als sein Vaterland betrachtet, selbst in den ersten vier Jahrhunderten keineswegs leer aus. Ihm erschließen sich die niederen Sphären des bürgerlichen Lebens, die die allgemeine Landesgeschichte gewöhnlich nur kümmerlich beleuchtet: er lernt den Geist der Zeit weit klarer auffassen, als es dort der Fall ist, und wird mit der gewonnenen Ausbeute von Belehrung und berichtigten Ansichten nicht unzufrieden seyn.

Eben diese Verschiedenartigkeit der Quellen war aber auch Veranlassung zu dem besonderen Gange, den der Verf. nimmt, und worauf wir früher bereits hingedeutet haben. Zuerst hält er sich genau innerhalb seiner geschichtlichen Schranken; er erzählt von seinem Kloster, was zum Kloster gehört, und berücksichtigt nur im Vorbeygehen und erklärungsweise die gleichzeitigen Landesereignisse. Kaum aber ist er bey der Periode der Reformation angelangt, so erweitert sich plötzlich sein Gesichtskreis, und der bisherige Hauptgegenstand wird auf längere Zeit

Nebensache. Doch kehrt er von Zeit zu Zeit und an geeignetem Orte zu dem Kloster und dessen Pfarren und Tochterklöstern zurück, und läßt den Leser an ihrem veränderten Zustande den zerstörenden Einfluß der Zeit in einem anschaulichen Bilde erblicken. Ferner verbreitet er sich in der zweyten Hälfte des sechzehnten und der ersten des siebzehnten Jahrhunderts über die Absichten und Bestrebungen der oberösterreichischen Stände mit einer Freymüthigkeit, welche überrascht, aber in einem Tone, dem wir nicht überall unseren Beyfall schenken konnten. Er verräth hier mitunter eine gewisse auffallende Heftigkeit, ermangelt der Ruhe des nach beyden Seiten hin sorgfältig abwägenden Geschichtschreibers, und erinnert den Leser, daß nicht das gesammte zur Geschichte jener Zeit gehörige Materiale vorlag. Doch halten wir es an der Zeit, um den Leser die Behandlungsweise und Darstellungsart des Verf.'s sehen zu lassen, Einiges, was als Zeitbild wichtig, oder was für sich besonders merkwürdig ist, herauszuheben, und in gedrängter Uebersicht zusammenzustellen.

Die erste Existenz des im J. 1154 gestifteten Klosters war weder glänzend noch völlig sicher. Es mußte, wegen der Geringfügigkeit des nutzbaren Gutes, nicht nur gegen ein kümmerliches Leben mühsam sich durchkämpfen, sondern auch, da seine Schutzvögte, die Bischöfe von Bamberg, zu weit entfernt waren, viele Anfechtungen von der Habsucht seiner Nachbarn erfahren. Obgleich der erste urkundliche Abt Gebhart durch zweckmäßige Erwerbungen und durch Verträge mit den Nachbarn das Kloster in Aufnahme brachte, und sich glücklich durch die vielen Schwierigkeiten seiner Lage durchschlug: so legte doch schon der dritte Abt Heinrich, wegen der tiefen Armuth, seine Stelle nieder, und selbst das Mutterkloster Rain sah sich außer Stande, unter so bedrängten Umständen, und wo die Zahl der Mönche auf zwey herabgesunken war, Wilhering zu behaupten. Es trat daher im J. 1185 alle seine Rechte an das eigene Mutterkloster Ebrach ab. Dieß wirkte wohlthätig. Ein neues Leben zog mit der neuen, von Ebrach anlangenden Kolonie in Wilhering ein, und in kurzer Zeit war es gegen ähnliche Bedrängnisse sicher gestellt. Die sechzig Jahre, die es unter der Leitung der aus jener Kolonie nach und nach zur Abtwürde gelangten Mitglieder stand, sind eine Periode der Wiedergeburt, der Erstarkung und Kräftigung geworden. Fast ein jeder derselben brachte neuen Gewinn, oder sicherte den alten, oder fügte zu dem vorhandenen Besitzstande ansehnliche Erwerbungen. So erwirkte Abt Hiltger, 1188, daß Herzog Leopold VI. von Oesterreich, im Auftrage des Kaisers, die Beschützung des Klosters gegen die häufigen

Anfechtungen der Gegner übernahm. Immer größer zeigte sich fortan der Eifer der Frommen und immer länger wurde die Liste der Gaben und Schenkungen. Für das Nothdürftige war jetzt hinreichend gesorgt, und man konnte schon an Bequemlichkeit und äußeren Anstand denken. Die Brüdergemeinde hatte sich bisher mit dem vorgefundenen Schlosse begnügt, und sich, so gut es gehen mochte, dort eingerichtet. Jetzt aber ward der Bau eines zweckmäßigeren und schöneren Klostergebäudes unternommen, welches unter Abt Otto von Riest gegründet wurde.

Besonders wichtig und erfolgreich war die Verwaltung des Abtes Theodorich (1234 — 1241) zur Zeit jener verderblichen Zerwürfnisse, welche zwischen K. Friedrich II. und H. Friedrich dem Streitbaren Statt hatten, und das Land ob der Enns den Verwüstungen des Krieges Preis gaben. Der Kaiser gewährte, außer manchen anderen, vornehmlich das bedeutungsvolle Zugeständniß der freyen Wahl des Vogtes und der Verpflichtung für diesen, seine Schutzpflicht um Gotteswillen und ohne Entgelt oder Gegendienst zu leisten. Der Herzog aber fügte zu der Bestätigung alles dessen noch reichliche Schenkungen, darunter die der Pfarrkirche Gramastetten sammt allen Rechten, die ihm als Besitzer von Wachsenberg zugekommen waren. Dankbar erkannte das Kloster diesen Fürsten als einen seiner größten Wohlthäter, dessen Vorgang unter den Edlen des Landes nicht ohne Nacheiferung blieb, und manchen auf den Gedanken brachte, für zugefügte Unbild Schadenersatz zu leisten.

Einer der tüchtigsten und thätigsten Aebte war Ernst (1246 — 1270). Er verstand es, sein Schiffchen mit kunstgeübter Hand durch die nicht minder stürmischen Wogen der Zeit hindurchzusteuern, und eben so gut für Gütererwerb, als für klösterliche Zucht und religiösen Wandel Sorge zu tragen. Wilhering fühlte sich bereits kraftvoll genug, um die Mutterstelle über das 1260 gestiftete Cisterzienser Kloster Hohenfurt in Böhmen zu übernehmen. Die um dieselbe Zeit (1264) erfolgte Gründung der Pfarre Zwettel innerhalb des Pfarrbezirks von Gramastetten gibt den erfreulichen Beweis, daß für die zugenommene Bevölkerung und die verbesserte Bodenkultur neue Bedürfnisse in der Seelsorge nothwendig wurden. Ueberhaupt war das Kloster, durch dieses Abtes weise Leitung, mit schnellen Schritten dem Höhenpunkte des Ansehens und Wohlstandes zugeeilt; es stand da, eine ehrwürdige geistliche Brüdergemeinde, allgemein geachtet und geehrt, daß es zweifelhaft blieb, ob die äußeren Zeichen der Verehrung, die der fromme Eifer um die Wette spendete, mehr dem heiligen Dienste oder wegen der geachteten Diener des Heiligen gebracht wurden. In dieser vortheilhaften Meinung

behauptete sich Wilhering auch unter den nachfolgenden Aebten, vorzüglich unter Wolfram († 1288) und Konrad († 1308). Bey jenem macht uns der Verf. eine noch weit größere Reihe von nahen und fernen Wohlthätern, von Schenkungen, Gaben und Ankäufen namhaft, und bemerkt hierbey zur allgemeinen Charakteristik des Konventes ganz richtig, »daß wenn sich viele Wohlthäter finden, die ihr Gut einem Kloster widmen oder durch Stiftungen für ihr Seelenheil Vorsorge treffen, dieß immer als ein Zeugniß der guten Meinung, die man von den Bewohnern desselben hege, zu betrachten sey« (p. 30). Abt Konrad dagegen gewann eine neue Pfarre, die von Leonfelden, welche nach Theilung der noch immer zu ausgedehnten Pfarre von Gramastetten zwar zu einer eigenen, aber von Wilhering abhängigen Pfarre erklärt wurde. Ferner erhielt er von den mächtigen Gönnern seines Klosters, den Herren von Schaunberg, das Patronatsrecht über die Pfarre Teras in Niederösterreich (1291). Und welch eine günstige Meinung Bernhard, Bischof von Passau, von Wilhering hatte, geht daraus hervor, daß er es zum Mutterkloster über seine Lieblingsschöpfung, über Engelhartszell, wählte (1293). Wir geben die Sache, die uns für die damalige Ansicht über Bestimmung der Klöster nicht unwichtig dünkt, mit des Verf.'s eigenen Worten (p. 35 sq.):

»Bischof Bernhard ging mit dem Gedanken um, ein Cisterzienser-Kloster zu gründen mit dem Besitzthume, das ihm von seinen Aeltern erblich angefallen war. Er wählte hiezu Engelhartszell an der Donau. Seine Absicht, warum er gerade diesem Platze den Vorzug gab, war, nach seiner eigenen Versicherung, durch eine Ansiedlung der Söhne des wahren Friedens den Frieden in diesem Bereiche der Uneinigkeit und Zwietracht dauernd zu pflanzen; eine Herberge zu gründen für angesehene, eine Aufnahme und Unterkunft für arme Reisende auf der beschwerlichen Straße zwischen Eferding und Passau — hier in der Mitte des Weges eine Wohnung, wo der müde Wanderer sein Haupt zur Ruhe niederlegen könne; endlich den Chorherren unsern von Passau einen Erholungsort für Geist und Körper zu öffnen, wo sie in Entfernung vom Geräusche der Stadt sich der gesunden Luft erfreuen und ihren Geist erquicken mögen in heiliger Betrachtung, im Genusse der christlichen Liebe und in Betrachtung der Tugendfrüchte, zu deren Heranreifen auch sie selbst beygetragen haben.« — »Die wirkliche Besitzergreifung durch den Orden erfolgte indessen erst nach dem Verlaufe von zwey Jahren. Im Namen des Generalkapitels begaben sich die Aebte Hermann von Ebrach und Hugo von Fürstenzell zum Bischofe nach Passau, und von hier nach Engelhartszell, um die nöthige Untersuchung

zu pflegen. Sie fanden die Lage angenehm und wohl bewässert, die Kirche theils von Steinen, theils von Holz aufgebaut und von erforderlicher Größe, die nöthigen Wohngebäude zur Nothdurft hergestellt. Was die Stiftung selbst betrifft, erklären sie in ihrer Berichterstattung, hat das Kloster Aecker für zwey Pflüge, mit hinreichender Waldung; Weiden und Wiesen sind hinlänglich. Die Einkünfte betragen im Ganzen hundert Pfund passauischer Währung; die sechs Weingärten (?) werden den Bedarf von zwölf Personen liefern. An barem Gelde zur Aufführung der Mauern und zur Herstellung anderer Baulichkeiten besitzt die Stiftung achthundert Pfund; an Nutzvieh zwey Pferde, vier Ochsen, zwanzig Kühe und hundert Schafe. Zum Bedürfnisse des Gottesdienstes fanden sich fünf silberne Kelche, und an Büchern und anderem kirchlichen Geräthe ein genügender Vorrath.«

Diese Periode des Glanzes litt nun zwar eine kurze Unterbrechung durch die Aebte Wisintho und Stephan, unter denen die bisherige innere Eintracht der Brüder tief erschüttert wurde, und plötzlich eine Schuldenlast sich zeigte, die gegen die fortdauernden Schenkungen und den bedeutenden Gütererwerb befremdend abstich. Allein schon unter Abt Heinrich und noch mehr unter Hermann († 1350) hatte sich Wilhering aus seinem zerrütteten Zustande erholt und dergestalt sein voriges Ansehen wieder befestigt, daß es zu seinen beyden Tochterklöstern Hohenfurt und Engelszell noch ein drittes zu erhalten würdig befunden wurde. Dieß war Seisenstein, von dem obderennsischen Hauptmanne Eberhard von Wallsee gestiftet (1336), und außer den beweglichen und unbeweglichen Gütern mit achtzig Pfund jährlicher Einkünfte ausgestattet. Unter den Wohlthätern aus der Verwaltungsperiode des Abtes Walter († 1364) nennt uns der Verf. auch den berüchtigten Ulrich von Schaunberg, den Erzieher H. Rudolph's IV., was zwar gegen die Schilderungen, die über ihn aus den gleichzeitigen Nachrichten in die neuesten Darstellungen übergegangen sind, allerdings sehr absticht, immer aber eine willkommene Zugabe zur Vervollständigung dieses Charakters abgibt, und sich im Ganzen wohl auch psychologisch erklären läßt. Verschiedene, und zwar nicht selten vorgekommene Anfechtungen wegen der Pfarren, besonders aber die eigenmächtige Vergabung der Pfarre Teras an einen fremden Priester durch Papst Bonifacius IX., welcher verdrießliche Fall sich unter dem Abte Jakob 1420 zutrug, rechtfertigten den beharrlichen Wunsch der Aebte, die Einverleibung dieser Pfarren endlich auch von dem höchsten Kirchenoberhaupte ausgesprochen und bestätigt zu besitzen. Dieß gelang endlich, aber nicht ohne große Mühe,

und erst auf Einschreiten H. Albrecht's V. und des Bischofs Leonhard von Passau bey dem Basler Concilium und bey Papst Nikolaus V. (p. 64).

Gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts begann das Kloster die Aenderungen, die im Zeitgeiste vorgegangen waren, zu fühlen. Erwerbungen, Stiftungen und Vermächtnisse wurden immer seltener, die zerrütteten Zeitumstände wirkten höchst nachtheilig auf den Wohlstand, und Abt Urban, vielseitig ins Mitleid gezogen, mußte manches schöne Gut verpfänden und Schulden häufen. Noch fehlte es zwar nicht an einzelnen, edelmüthigen Gönnern, und Wilhering kam durch Abt Thomas († 1507) wieder in Aufnahme. Allein die für klösterliches Leben so verhängnißvolle Reformation schuf neue Verlegenheiten ohne Zahl, und ließ es auch bey Wilhering an erschütternden Rückwirkungen nicht fehlen. Da mit dem nun Folgenden, wir können sagen, ein neuer Theil beginnt, so erachten wir es für zweckdienlich, noch einige Augenblicke bey dieser guten, frommen, gläubigen Zeit zu verweilen, und einige allgemeine Bemerkungen anzuknüpfen.

Ein tieferes Eingehen auf diesen Theil der Klostergeschichte, den wir eben in der gedrängtesten Uebersicht mitgetheilt haben, liefert den Beweis, daß er bey aller äußerlichen Einförmigkeit dennoch nicht ohne vielfältige Ausbeute ist. Die beyden Hauptangeln, um welche die Geschichte sich hauptsächlich bewegt, sind Sicherung des Erworbenen und Vermehrung des Kirchengutes. In erster Beziehung mußte das Kloster nach den kräftigsten Maßregeln sich umsehen, um nicht durch rohe Gewalt oder rechtlose Angriffe aus seinem Besitzthume verdrängt zu werden. Daher das Streben der Aebte nach schützenden Privilegien; daher ihre Sorgfalt in der Aufbewahrung ihrer Urkunden, worauf ihr Besitzstand sich gründete — schon um 1344 ließ Abt Hermann ein eigenes Diplomatar anfertigen (p. 51) — daher endlich in Nothfällen ihre Zuflucht hinter die höchste geistliche oder weltliche Gewalt. Eine reiche Quelle von Plackereyen, die um so unleidlicher waren, da sie unter dem Scheine des Rechtes geübt werden konnten, ging aus der Vogtey und der Gerichtsbarkeit über die Hintersassen hervor. In dieser Hinsicht war es als ein wesentlicher Gewinn anzusehen, daß K. Friedrich II. durch seinen wohlthätigen Freybrief, der in der Folge immer wieder erneuert und bestätigt wurde, das Kloster von dieser Sorge befreyte, und ihm einen Schutz gewährte, den es dankbar fühlen, aber nie schmerzvoll entgelten sollte. In der Behandlung seiner Unterthanen und in vorkommenden Streitigkeiten mit ihnen schlug das Kloster, so weit die vorliegenden Fälle auf das allgemeine

Verfahren schließen lassen, den Weg strengen Rechtes ein. Wir heben aus den verschiedenen Rechtshändeln, die der Verf. in seine Geschichte aufgenommen hat, zwey der merkwürdigsten heraus, welche zugleich zur Beleuchtung des damaligen Gerichtsganges dienen mögen.

»Eine Feuersbrunst,« heißt es p. 66, »verzehrte das Haus eines wilheringischen Unterthanes zu Thalheim. Dem Holden fiel es unmöglich, nach diesem Unglücke das Gut zu bewirthschaften. Wilhering berief die Erben desselben, um zu erfahren, ob sich unter denselben jemand bereit fände, das Gut zu übernehmen. Mehrere erschienen gar nicht, die Erschienenen konnten zu keinem Schlusse kommen. Abt Ulrich trug dann durch seinen Conventual, Hanns Haslinger, den Fall der besagten Gerichtsschranne vor, und fragte an, was ihm zu thun obliege? Worauf man in der Umfrage zu Recht fand: Wenn die Erben binnen vierzehn Tagen zu keiner Einigung gedeihen können, so möge das Kloster den Hof stiften nach eigenem Belieben.«

Einen zweyten entnehmen wir p. 75:

»An der Herbstschranne desselben Jahres (1508), gehegt durch Hanns Klinger zu Eferding, an der Dingstatt zu Straßheim brachte der Abt (Caspar) Klage vor gegen seinen Unterthan, den Hohenbrunner zu Pasching, der ihm seit mehreren Jahren den schuldigen Dienst versessen, so daß die Forderung, in Geld angeschlagen, sich auf eine Summe von 57 Pfund belief. Es wurde zu Recht gefunden: 1) An die Erben des Beklagten muß durch den Frohnboten das Fürbot ergehen, auf dem nächsten Gerichtstage, der in vierzehn Tagen gehalten wird, zu erscheinen. Als Niemand erschienen, und der Frohnbote sich über die vollzogene Vorladung ausgewiesen hatte, so wurden 2) durch lauten Ruf in der Schranne dreymal alle, denen ein Recht zu dem Gute zukomme, aufgefordert, dem Kläger zu antworten. Bey dem allgemeinen Stillschweigen fragte 3) der Richter den Redner des Klägers: Was nun Rechtens? Worauf 4) dieser antwortete: »Der Kläger hat sein Recht behabt, — vorbehalten die gegründete Entschuldigung des Beklagten wegen des Nichterscheinens auf dem nächsten Gerichtstage,« womit auch das ehrbare Geding übereinstimmte. Nachdem über abermal vierzehn Tage der Ruf in der Schranne wieder dreymal ergangen war, ohne daß sich jemand gemeldet hätte, und das Gericht zwey Drittheile des Tages vergeblich geharret, so hielt der Richter Umfrage bey den Beysitzern, welche einstimmig erkannten, es sey dem Kloster der Ansatzbrief auszufertigen.«

Von dem Vorstande eines geistlichen Hauses war gegen die Unterthanen wohl keine andere als eine rechtliche Handlungsweise

zu erwarten. Was indeß der Verf. in der p. 66 beygebrachten Anmerkung sagt, es möchte doch einmal »das abgeschmackte Gerede, das man seit beynahe einem Jahrhundert bis zum Ueberdrusse oft wiederholt hat, ein Ende nehmen, daß man die Unterthanen wie Sklaven behandelt, und sie den Herrschaften gegenüber ganz rechtlos gewesen,« dürfte, unseres Dafürhaltens, doch nur unter gewissen Einschränkungen für den Zustand der Landsassen im Mittelalter zuzugeben seyn. An Recht fehlte es nicht, wie auch nicht an schützenden Gesetzen: wohl aber fehlte es häufig an solchen Personen, die Recht und Gesetz unter allen Umständen handhabten. Wer sich z. B. erinnert, wie der früher erwähnte Ulrich von Schaunberg von seinen Bauern dachte, wird ohne Mühe einsehen, daß bey solchen Gesinnungen eben nicht viel von Recht und Gesetz zu hoffen war. Außerdem aber wäre es von dem Kloster vielleicht menschlicher gewesen, einer durch unverschuldetes Unglück verarmten Familie helfend unter die Arme zu greifen, als sie nach einem streng rechtlichen Verfahren abzustiften und ins Elend zu weisen. Bey dem zweyten Rechtsfalle nimmt der Verf. abermals Veranlassung zu einem zurechtweisenden Ausfalle gegen diejenigen, welche in dem damaligen Zustande der Bauern einen den Heloten der alten Welt ähnlichen wiederfinden wollten. So arg war es gewiß nicht; der Vergleich ist schon deßhalb unstatthaft, weil kein Gesetz dem Herrn das Recht über Leben und Tod des Eigenen einräumte. Daß jedoch der Zustand des Unterthanen armselig genug war, dürfte, um von allem Uebrigen abzusehen, schon aus dem erhellen, daß sie verkauft, verschenkt und verpfändet werden konnten (cf. p. 44 und 179). Ferner ist auffallend, wie ein Unterthan zu einem Rückstande von 57 Pfund kommen mochte. Diese auch nur zu 30 ungrische Gulden (vgl. p. 74 Anmerk.), d. h. Dukaten, angeschlagen, geben in jenen geldarmen Zeiten an und für sich schon eine bedeutende Summe, die noch mehr befremdet, wenn man sie nach dem heutigen Geldwerthe berechnen wollte.

Der gewöhnlichste Weg des Gütererwerbes war der durch Vermächtnisse, Vergabung und Schenkung. Diese wurden entweder unbedingt gemacht oder an gewisse Bedingungen geknüpft, und in diesem Falle nahm das Kloster mit seinem Eigenthumsrechte zugleich bestimmte Verpflichtungen über sich. Sie entstanden aus dem frommen Glauben der Zeitgenossen, daß sie, indem sie einen Theil ihrer Güter der Kirche weihen, nach dem Hintritte aus dem Zeitlichen der ewigen Seligkeit eher theilhaftig, und daß die Gebete der Mönche zur Vergebung ihrer Sünden mitwirken würden. Die Frivolität unserer Tage mag davon denken, was sie wolle: gewiß beurkundet jene Denkweise ein

tiefes, religiöses Gefühl und eine eifrige Sorgfalt für das Heil der Seele. Manchmal tritt aus diesen Opfergaben eine zarte Pietät hervor, die in einem schroffen Gegensatze zu der Kälte und Gleichgültigkeit unserer Zeit steht, z. B. der Fall p. 23. Jeder gab was er konnte, der eine liegende Güter, der zweyte Früchte, ein dritter Geld: das Kloster nahm Alles dankbar, und gewährte, wie ein wohlthätiger Seelenarzt, Trost und Beruhigung. Bey zunehmendem Wohlstande mag sich auch Bequemlichkeit und Ueppigkeit eingenistet haben: wenigstens kommen spätere Spenden offenbar mit der Nebenabsicht vor, den Eifer der Mönche zu unterstützen, wie p. 31, 38, 39, 40 u. a. a. O. In der That aber gab es Widmungen, welche durch das Großartige des Gedankens und das Wohlthätige ihres Zweckes laute Anerkennung verdienen. Eine derartige Stiftung durch den Passauischen Domherrn und Vicedom, Heinrich von Inne, wird p. 37 mitgetheilt. Ein mittelbarer Einfluß des Klosters, durch Lebenswandel und Andachtsübungen der Mönche, auf die wohlthätige Gesinnung der Gläubigen kann nicht geläugnet werden. Ob aber mitunter nicht auch ein gewisser direkter Gewissenszwang von ihm ausging, läßt sich für einzelne Fälle mehr vermuthen als bestimmt beweisen. So lesen wir p. 34, daß Abt Konrad bey Gelegenheit, als die Familie Schaunberg das Patronatsrecht über die Pfarre Teras übergab, aus Erkenntlichkeit dafür verspricht, »sie wegen eines Seelgeräths fürderhin nicht in Anspruch zu nehmen, es wäre denn, daß sie freywillig eine Gabe darreichten.«

Aus dem bisher Gesagten wird zur Genüge ersichtlich, welch ein mächtiges und einflußreiches Triebrad für die Bewegung des täglichen Lebens zu jener Zeit ein Kloster seyn mußte, und daß es, von einem höheren Standpunkte betrachtet, eine wohlthätige Ergänzung dessen war, was die noch mangelhafte Staatseinrichtung, wo rohe Gewalt nicht selten über Recht und Gesetz den Meister spielte, lückenhaft oder ganz unbestellt gelassen hatte. Daher die hohe Achtung, die man für diese Stätten der Ruhe und Sicherheit hatte; daher ihre schnelle Ueberhandnahme, die nur aus einem tief gefühlten Bedürfnisse erklärt werden kann; daher endlich die so häufige Erscheinung, daß Personen, die des unsicheren Treibens in der Welt müde waren, sich in den Mauern eines Klosters auf eine ähnliche Weise eine Ruhestätte sicherten, wie man heut zu Tage vermittelst Leibrenten für sein Alter Vorsorge trifft. Von der Art waren die sogenannten Herren- und Gesindepfründen, welche sich Laien für ihre Lebensdauer durch Hingabe von Gütern oder Geld erkauften. Ein solcher Fall wird p. 48 von einem Linzer Bürger zum J. 1339, ein anderer p. 70

aus dem J. 1475 von dem Ritter Sigmund Steinpeck von Steinbach erzählt. Dieser bekam, gegen Erlaß einer Summe Geldes, die ihm das Kloster schuldig geworden war, für sich eine Herren-, für seinen Diener eine Gesindepfründe zugesichert »Jene bestand in zwey Kannen Wein, Linzer oder Eferdinger Maß, und von der Güte, wie man ihn ins Refent (Refectorium) reicht, drey Herrenbroten täglich und wöchentlich noch 28 Gesindebroten; die Speise aus dem Hafen des Abtes; im Advente und vierzehn Tage vor der Fasten und die Fastenzeit hindurch Eyer, Käse und Schmalz; endlich das nöthige Brennholz, sechzig Unschlittkerzen, wie man sie für den Abt bereitet, und die Wohnung im Mühlhause nächst des Münsters.«

Die Verhältnisse zwischen Mutter- und Tochterkloster waren durch die Ordensregel festgestellt, die häufigen Visitationen zeigten sich wohlthätig für finanzielle Gebahrung, für Erhaltung der Ordnung und Eintracht. Das Recht, die Pfarren aus eigenem Mittel zu besetzen, führte zu verdrießlichen Reibungen, indem die Pfarrer, begierig nach dem ganzen Pfarrzehent, nicht ohne Sträuben und Gegenversuche gaben, was dem Kloster davon gebührte. So weit die Quellen einen Blick in das innere Leben gestatten, herrschte im Ganzen Sitte, Zucht und ein erbaulicher Lebenswandel, und höchst ehrenvoll sind die Zeugnisse H. Albrecht V. und des Bischofs Leonhard von Passau, die sich übereinstimmend zu Gunsten des religiösen Wandels, der Sittenreinheit und des großen Eifers aussprechen, womit die Brüder, mit Hintansetzung aller Weltlichkeit, im Geiste der Demuth Gott dienen« Doch es ist Zeit, daß wir uns von diesen Betrachtungen losreißen, und uns bereiten, den Verf. auf den größeren Weltschauplatz zu begleiten, den er mit dem Anfange der Reformation zu betreten sich anschickt. Um den Leser über den Standpunkt und die Ansicht des Verf.'s von der Reformation zu verständigen, mögen, statt einer vorbereitenden Einleitung, die eigenen Worte des Verf.'s den Eingang bilden. Er sagt p 77 sq.:

»Die Reformation, durch Luther's Auftreten in Wittenberg 1517 begonnen, griff mit unglaublicher Schnelligkeit um sich, und äußerte ihren für die Klöster so verderblichen und zerstörenden Einfluß, bevor man noch eigentlich wußte, worin sie bestehe und was sie bezwecke. In Oesterreich, wie aller Orten, waren es namentlich die Güter und die Besitzungen der Geistlichen, an denen sich zuerst die neuen Lehren bewährten. — Aeußerst gelegen kam ihr in Oesterreich der Tod des Kaisers Maximilian und das darauf folgende Zwischenreich bis zur Ankunft des neuen Landesfürsten. Kaum hatte der Kaiser am 12. Jänner 1519 zu Wels

die Augen geschlossen, als auch, zumal in Wien, Bewegungen im revolutionären Sinne ausbrachen, mit denen sich hier, wie überall, die neue Lehre, welche alle Auctorität in Glaubenssachen verwarf, um der inneren Verwandtschaft willen verband.« — Ferner p. 79, Anm. 3: »Das sogenannte Wiedererwachen der Wissenschaften, die Bekanntschaft mit der klassischen Literatur, welche so oft überschätzt, bloß in der Form aufgefaßt und vergöttert, mit vieler Frivolität nur eine einseitige Verstandesrichtung kultivirte — war ein fruchtbarer Boden für die neue Lehre.« — Bey diesen Ansichten des Verf.'s dürfen wir nicht aus dem Auge lassen, daß er Katholik mit Strenge und aus Ueberzeugung ist, und die Kirchenreformation nicht von ihrer ursprünglichen Tendenz aus und in ihrer läuternden und kräftigenden Rückwirkung auf die katholische Kirche beurtheilt, sondern wie sie in Oesterreich mit so manchen unreinen und heterogenen Bestandtheilen vermischt aufgetreten war. Daß er sich mit einer Erscheinung nicht befreunden kann, die den althergebrachten Institutionen den Umsturz drohte, finden wir bey dem Katholiken begreiflich. Aber der Geschichtschreiber würde zu weit gehen, wenn er sich den Protestantismus im Allgemeinen bloß mit materiellen Zwecken vergesellschaftet, und, weil er die kirchliche Auctorität verwarf, gleich von vorne herein in einer feindlichen Stellung gegen den Staat sich denken möchte. Auch sind wir des Dafürhaltens, daß man das Streben des Protestantismus nach einer rechtlich begründeten Existenz, da, wo er nach Oben hin ohne Stützpunkt war, nicht eigentlich eine Opposition nenne könne; sonst müßte die Stellung der ältesten Kirche den römischen Imperatoren gegenüber eben so genannt werden: diese ward erst durch die Reaction der entgegengesetzten Partey hervorgerufen. Ueberhaupt wäre die Reformation nicht in der Zeit gelegen und nicht aus einem tief gefühlten Zeitbedürfnisse hervorgegangen, so würde sie sich nicht mit so unglaublicher Schnelligkeit über halb Europa, selbst bis in die Ursitze des Papstthums hin verbreitet haben, und hätte die vorherrschende Richtung des Zeitgeistes nicht zu Glaubenssachen sich hingeneigt, so würde nicht diese Eine Idee sich aller Geister, vom Throne bis in die Hütte, bemächtigt haben. Jedenfalls ist es neben den neuesten protestantischen Geschichtschreibern, welche als Frucht eines tieferen Quellenstudiums freyere, von den bisherigen abweichende Ansichten aufgestellt haben, von Interesse und Wichtigkeit, auch wiederum die Stimme eines Katholiken zu hören und wahrzunehmen, wie sie in den gewonnenen Resultaten mehrmals einander nahe kommen.

Als auffallend gegen die p. 79 behauptete Hinneigung vieler

Glieder der Wiener Universität zum Lutherthum bemerken wir die 1522 von eben dieser Universität ausgegangene Verketzerung und Austreibung des Paul Speratus und die Verfolgung des Kasper Tauber bis zum Feuertode (1523), wie Raupach in seinem »erläuterten evangelischen Oesterreich« p. 15 den Hergang weitläufig erzählt. Wenn Speratus (Spretter), vorher Domprediger in Salzburg, an der Stelle des wegen seiner Hinneigung zum Lutherthume gefangen gesetzten Stephan Agricola, es wagte, zu St. Stephan von der Kanzel herab den großen Cardinal von Salzburg, Matthäus Lang, mit widrigen Schmähworten anzugreifen, so war dieß zum wenigsten gemein und unklug gehandelt und nicht zu rechtfertigen: wir unsererseits sehen in dem Cardinal zwar einen großen, gewandten Staatsmann, aber nicht auch einen Kirchenfürsten, der, was Religiösität und Gewissenhaftigkeit anbelangt, über Angriff und Tadel erhaben wäre.

Doch um wieder auf unseren Gegenstand einzulenken, so lagen die Gründe, die der Reformation eine über Erwarten günstige Aufnahme und schnelle Ausbreitung in Oesterreich zuwege brachten, unter anderen theils in der Versunkenheit und den Abgeschmacktheiten des katholischen Rituale, die gleichwohl als eine ehrwürdige Gottesverehrung gelten sollten, theils in dem reichen Besitze der Kirchen an Rechten und Gütern, auf welche der mitunter durch zu reichliche Schenkungen verarmte Adel nicht ohne Neid hinsah. Hiedurch hatte sich zwischen den Laien und der Geistlichkeit eine gewisse feindliche Stimmung erzeugt, und wenn etwas, so mußte das Dekret des Erzherzogs Ferdinand (p. 80) wegen Wiedereinlösung der an Kirchen und Geistliche gestifteten Güter über die große Aenderung, die im Zeitgeiste vorgegangen war, die Augen öffnen. Den ersten Widerstand erfuhr die neue Lehre an dem streng katholischen Erzherzoge selbst. Daß er dem eigentlichen Sitze des Uebels auf der Spur war, beweis't die Instruction, die er der 1528 niedergesetzten Untersuchungskommission einschärfte. Durch sie wollte er veranlassen, »daß die Regensburger Ordnung zweymal von den Kanzeln vorgelesen, auf einen erbaulichen Wandel der Geistlichen, auf Entfernung alles Aberglaubens bey Taufen, am Charfreytage ꝛc. gedrungen, und jede Gebühr wegen der Beichte abgestellt werde.« Die Berichte eben dieser Kommission lassen uns einen leider höchst zerrütteten Zustand des Kirchenwesens erblicken. »Sowohl unter als ob der Enns,« heißt es p. 83 in einem Mandate K. Ferdinand's vom J. 1528, »wurden viele entlaufene Ordensleute gefunden, welche geheiratet; andere, welche im offenbaren Laster leben; Todtschläger und Ketzer, die

sich jeder Buße weigern; noch andere, welche ohne Beichte und Communion gestorben, und gewaltsam von ihren Freunden in geweihte Erde seyen gelegt worden. Viele weigern sich des schuldigen Zehents, Zechpröpste hausen mit dem Kirchengute ganz nach Willkür; — andrerseits aber zeige sich auch, daß man den Officialen und Decanen des Bischofs, wenn sie gegen Irrlehrer einschreiten wollten, Hindernisse in den Weg gelegt; einige Adelige die Priester vor sich gefordert und schmählich behandelt, die Kirchengüter und das Vermögen der Geistlichen an sich gerissen; ordentliche Priester zurückgesetzt und verdächtige auf die Pfarren gesetzt haben; zudem, daß sie sich weigern, die pfarrlichen Gebühren zu leisten, der geistlichen Obrigkeit den Gehorsam versagen und sich in kirchliche Dinge mengen.« Allein so aufrichtig dieß Alles vom K. Ferdinand gemeint war, so hatte es dennoch wenig Erfolg.

Die neue Lehre hatte also nicht bloß in sehr kurzer Zeit Wurzel gefaßt, sondern sie hatte auch einen gänzlichen Umschwung in der öffentlichen Meinung hervorgebracht. Was ehedem ein Gegenstand der Ehrfurcht gewesen, war jetzt zu frivolem Gespötte geworden. Ueber die Rückwirkung der Reformation auf den Ordensstand sagt der Verf. p. 89: »Ein sehr sprechendes Zeugniß für das schnelle Ueberhandnehmen des Protestantismus und die Lage, welche dem geistlichen, zumal dem Ordensstande, aus demselben erwuchs, ist ein Brief des päpstlichen Legaten, Peter Paul Vergerius, der in der Folge selbst zum neuen Glauben übertrat. Auf einem Besuche zu Wilhering am 24. July 1535 ertheilte er dem Abte Erlaubniß, außerhalb des Klosters sich eines anständigen weltlichen Kleides bedienen zu dürfen und an den Fasttagen Fleisch zu essen; denn, wird als Grund beygefügt, es habe die Bosheit der Ketzerey dermaßen überhand genommen, daß Ordensgeistliche, welche in Mönchskleidung einherschreiten, nicht nur dem Gelächter und der Verachtung eines jeden, sondern auch Unbilden und Beleidigungen ausgesetzt seyen, welche es ihnen unmöglich machen, ohne Lebensgefahr durch Städte und Länder zu reisen. Der Legat gestattet dem Abt auch, einige Zeit vor der Abreise sich den Bart wachsen zu lassen.« Ferner über die Unzulänglichkeit der Gegenmaßregeln p. 91: »Was gegen das Ueberhandnehmen (des Protestantismus) gethan wurde, war ohnmächtig, weil bloß äußerlich, ohne Ernst und Kraft. Das Schlimmste in der Sache war, daß man selbst von der Seite her, die sich den Schutz des alten Glaubens zur Pflicht gemacht hatte, durch die Noth der Zeiten sich zu Maßregeln gezwungen sah, welche den Wünschen der Neuerer entgegen kamen. K. Ferdinand verbot zwar allen Söhnen seiner Unterthanen

den Besuch der hohen Schule zu Wittenberg; er suchte durch Edikte der Verbreitung zu wehren; sie lehren aber nur, wie weit es schon gekommen, da selbst die Vernachläßigung der Taufe untersagt werden mußte. Als bey der verderblichen Wendung des Türkenkrieges K. Ferdinand den guten Willen der Stände immer neuerdings wieder in Anspruch zu nehmen genöthigt war, und in den zu diesem Zwecke zusammenberufenen Landtagen das Geschrey um Religionsfreyheit immer ungestümer wurde, mußte er froh seyn, nur der öffentlichen, positiven Gewährung zu entkommen, — im Stillen duldete man, was nicht zu ändern war.

Das Eindringen des Protestantismus in die Klöster, namentlich in Wilhering (p. 96) und Seisenstein (p. 98), erzählt der Verf. in einem scharfen, mit beißender Ironie gewürzten Tone. »Nach der Resignation des Abtes Peter wurde Erasmus Mayr, ein Nürnberger und Profeß von Ebrach, als Prälat (1543) eingesetzt. Seine Regierung soll zwar nur neun Monate gedauert haben, war aber für das Kloster äußerst verderblich. Mit dem Vorsatze, seine Würde nur zur Erwerbung eines Vermögens zu benützen, scharrte er zusammen, was möglich, und entfloh, seines Eides vergessend, mit den Kostbarkeiten und der Kasse des Klosters in seine Vaterstadt, um ebenfalls im Ehestande sein Gewissen zu beruhigen. Das so schändlich verwaisete Kloster wurde hierauf eine Zeit lang durch den Landeshauptmann Balthasar von Prösing verwaltet, bis es endlich am 5. Juny 1545 in der Person des Professen von Baumgartenberg, Martin Gottfried aus Ueberlingen am Bodensee, wieder ein Haupt erhielt.« — »Benedikt Khain wurde zur Abtey Seisenstein befördert, wo er sich um alle Dinge eher als um seine Berufspflichten kümmerte. Den Gottesdienst ließ er ganz abkommen, die Ordensleute aus einander laufen, und führte selbst mit seiner Schwester ein äußerst anstößiges Leben. Indem er sich ganz weltlich kleidete, suchte er sein Vergnügen in Reiten und Tanzen, und umgab sich mit einem Gefolge von Trommlern und Pfeifern. K. Ferdinand ließ den Wüstling endlich in Ybs gefangen nehmen und zur Untersuchung ziehen. Als sich in derselben seine gänzliche Untüchtigkeit und Unwürdigkeit völlig erwiesen, wurde er dem Orden ausgeliefert, damit den Statuten gemäß die Strafe an ihm vollzogen werde. Abt Martin von Wilhering erhielt einen strengen Verweis wegen seiner Nachläßigkeit in Aufsicht über das ihm unterstehende Kloster.«

Und wie sah es um die Mitte des Jahrhunderts um die Länder K. Ferdinand's aus, wo »kaum mehr der zehnte, ja, wie andere Angaben lauten, der zwanzigste oder dreyßigste Theil der Einwohner dem Glauben der Väter noch treu geblieben war.

Die Klöster standen verödet, die Mönche waren allenthalben Gegenstand des Gespöttes, das Mönchsleben der höchsten Verachtung preis gegeben, niemand hatte mehr Lust dasselbe zu wählen. Der Stand der Weltgeistlichkeit theilte das gleiche Loos. Durch zwanzig Jahre ging aus der hohen Schule zu Wien nicht ein Priester hervor, und über dreyhundert Pfarren sollen in Oesterreich ohne Hirten gewesen seyn. — Dieses vorausgesetzt, wird es nicht mehr auffallen, wenn sich auch in den Klöstern der Geist kund gab, welcher alles durchdrang, alle Wurzeln zernagte und alle Dämme unterspülte. Auf sie hatten die österreichischen Reformatoren ein vorzügliches Augenmerk gerichtet. Es waren die Besitzungen derselben, was reizte, und der natürliche Haß gegen diese ehrwürdigen Institutionen des katholischen Alterthums, was die Neuerer anspornte. Daß es so gekommen, wie wir es finden in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, kann nicht in Verwunderung setzen; ein Wunder aber wäre, wenn wir etwas anderes erblickten.«

Obwohl die Stände nicht erreichten, was sie wiederholt, dringend und demüthig von K. Ferdinand sich erbaten, völlige Religionsfreyheit, so erlangten sie doch einzelne Zugeständnisse, z. B. Beschickung auswärtiger Universitäten, Empfang des heil. Abendmahls unter beyden Gestalten, die aber eben, weil sie versöhnend die Mitte halten sollten, die eine Partey erbitterten und der anderen nicht genügten.

Nach dem, wie der Verf. in seinen Ansichten selbst entschieden ist und entschiedenen Maßregeln zur Bekämpfung des Uebels der damaligen Zeit das Wort führt, stand zu erwarten, daß er sich mit der versöhnlichen Handlungsweise K. Maximilian's II. nicht einverstanden erklären würde. Ueberhaupt hat dieser Fürst wegen seines Schwankens zwischen den Parteyen in neuester Zeit manchen Tadel erfahren. Wahr ist, daß sich der Kaiser durch seine Begünstigung der Protestanten die größten Verlegenheiten, vorzüglich dem Papste und Spanien gegenüber, bereitete, und daß der Aerger sein Leben verbitterte und verkürzte. Allein, wiewohl ein Kind der Zeit, der er angehörte, stand er in seiner Mäßigung und Duldung weit über allen seinen Zeitgenossen, und ein halbes Jahrhundert später würde er Dank dafür geerntet haben, wofür ihm seine Zeit mit Undank und Verdruß lohnte. Ist auch der vorübergehende Versuch, die in ihrer Zerrissenheit sich gegenseitig hassenden Parteyen durch Verschmelzung des Kultus äußerlich zu vereinigen, als eine Verirrung seines edlen Strebens anzusehen: so war er dagegen der erste Fürst des deutschen Reiches, der praktisch den Weg zu Versöhnung und Friede gezeigt hat, für den erst eine achtzigjährige blutige

Erfahrung die jüngere Generation reif machen konnte. In einer mißlichen Lage waren allerdings die Klöster, deren Wohlstand die von dem Kaiser erlassene Klosterreformation emporbringen, und deren finanzielle Gebahrung der Klosterrath überwachen sollte. Der Verf. erklärt sich mit Recht gegen diese Maßregeln, als unzulänglich, und weil sie die Quelle des Uebels, die tiefe Entsittlichung, aus welcher er kein Geheimniß macht, nicht energischer berücksichtigten. Der Gefahr, von dem Kaiser als Kammergut erklärt zu werden, entgingen sie durch das eigennützige Dazwischentreten der Stände, welche diese reiche Beute lieber selbst erwerben, als dem Kaiser gönnen wollten. Im Besonderen macht der Verf. die Rückwirkung der kaiserlichen Beschlüsse an dem Kloster Wilhering auf eine anschauliche Weise, aber nicht ohne Beymischung von Bitterkeit und Ironie (p. 117), sichtbar, und wie durch den Einfluß des Kaisers auf die Ernennung des Abtes die natürliche, rechtliche Verbindung zwischen Mutter- und Tochterkloster zerstört, und das Klostervermögen zur Bestreitung der Staatskosten bis zu völliger Erschöpfung gebrandschatzt wurde.

Daß Habsucht manchen Vortheil aus dieser höchst bedrängten Lage der Klöster zu ziehen strebte, und wirklich zog, weiset der Verf. p. 119 in einem besonderen Falle nach, den wir, wegen seiner Eigenthümlichkeit, dem Leser nicht vorenthalten zu dürfen glauben. »Aeußerst merkwürdig und bezeichnend für die Absichten der entschiedensten Eiferer zur Beförderung des reinen Wortes und das Verfahren jener, welche zum Schutze der katholischen Religion und Kirche aufgestellt waren, ist der Verkauf des Gutes Eckendorf an Helmhart Jörger. Dieser warf seine Augen auf das Gut, und fand es seiner Herrschaft Walperstorf sehr wohl gelegen. Graf Julius von Hardeck bot dafür 8000 fl.; allein Jörger wußte vortheilhafteren Kauf zu schließen, indem er mit Dr. Jakob Hillinger um 4000 fl. übereinkam. Diesem, als Mitglied des Klosterraths, wurde nicht schwer, einen Auftrag an Abt und Convent zu erwirken, den Kaufcontract zu unterschreiben, wenn gleich gegen ihren Willen. Der Kauf war geschlossen auf Wiederkauf — dahin lautete der Vertrag und des Abtes Quittung vom 7. Juny 1582. Um der Verhandlung Gültigkeit zu geben, war nothwendig, einen kaiserlichen Consensbrief, ohne den keine Veräußerung geistlicher Güter Rechtskraft hatte, zu erwirken. Durch ein neues Kunststück wurde aber statt eines Consenses auf Wiederkauf ein Contract auf Erbkauf erwirkt, was um so leichter durchgesetzt werden konnte, da nicht der Abt, sondern sein Vormund, der Klosterrath, das Gesuch zu stellen hatte, so wie auch dieser die Unterthanen auffandte.

Bey Ankunft der kaiserlichen Einwilligung, ausgefertigt am 22. September 1583, war Abt Johann zwar schon gestorben. Um aber die Sache unwiderruflich zu machen, und jeden Widerspruch eines etwa hartnäckigen Nachfolgers zu beseitigen, trug der Vormund dem Hofrichter abermals auf, mit des Verstorbenen Siegel die Quittung und das auszuhändigende Urbar zu siegeln Den widerstrebenden Convent brachte ein Gebot des Abtes von Kremsmünster zur Vernunft.«

Hatte auch der Protestantismus in Oesterreich in dogmatischer Hinsicht eine andere Färbung angenommen, als da, wo er seinem Hauptsitze näher war; so kam er doch in seinen letzten Folgen auf das Leben leider nur zu sehr mit jenem überein. Zur Bestätigung diene, was der Verfasser über denselben Gegenstand, die allgemeine Verwilderung, p. 125 sagt: »Die ärgste Rohheit und Unwissenheit hatte sich der Prediger selbst bemächtigt. Die heftigste Zwietracht, die wildeste Verwirrung und eine bis ins Unglaubliche gesteigerte Verketzerungssucht waren an der Tagesordnung. Die Kanzel ertönte von den furchtbarsten Verwünschungen, Flüchen und Gotteslästerungen, welche man mit unbeschreiblicher Wuth unter das arme verwilderte Volk schleuderte. Die Stände, in Besorgniß, daß sich ihre Glaubensparten endlich gegenseitig selbst aufreibe, beriefen ohne Vorwissen des Kaisers den lutherischen Professor Lukas Backmeister aus Rostock herbey, um durch ihn eine Visitation der Kirchen vornehmen und die Einigkeit herstellen zu lassen.« — Und weiter p. 126: »Zu allem diesem kam, nach dem Geständnisse Backmeister's, noch der Kitzel der Stände, sich eine Religion eigenen Gutdünkens zu machen, und sich in den Streit ihrer Theologen zu mengen. Der Landmarschall Roggendorf selbst jagte zwey seiner Bauern davon, weil sie an den flacianischen Satz, daß Mensch und Sünde gleichbedeutend sey, nicht glauben konnten. In Steyer hingegen und an anderen Orten im Lande ob der Enns vertrieb man ohne Unterschied Bürger, Bauern, Kinder und Bettelweiber, die Anstand nahmen, den Meinungen der Accidenzer beyzupflichten. Ein mächtiger Begünstiger der Flacianer war auch Rüdiger von Starhemberg, und rief die wüthendsten derselben nach Eferding; andere Landleute waren der entgegengesetzten Ansicht, und beriefen Prediger nach ihrem Sinne. Da wurde nun ingrimmig losgedonnert; Leichenpreiser, Fleischpreiser, Grabsünder, Cadaveristen, Knochenschänder, neue Rumpelgeister und Epikureer waren die gewöhnlichen Kraftworte, womit die heilsbegierige Gemeinde gespeist wurde. Der bekannte Spangenberg, welcher vermitteln wollte, wurde von dem wüthenden Johann Magdeburgius dem Teufel übergeben, verflucht und

gebannt, als ein alter Narr, Thor und Ketzer.« — Und zum Schlusse p. 127: »So war denn Einigkeit im Kirchlichen und Politischen verschwunden; Sitte und Zucht mit Füßen getreten; vergessen christlicher Sinn und christliches Leben; überall Rohheit, Unwissenheit, Zerrissenheit und Auflösung herrschend; Unsittlichkeit und Laster nahmen überhand — Dinge, die unvermeidlich zum Verfalle aller göttlichen und menschlichen Ordnung führen mußten und führten.«

In Wilhering hatte indeß um diese Zeit die Auflösung ihren Wendepunkt erreicht. Auf Abt Jakob († 1587) war unter den schwierigsten Verhältnissen, worunter leere Kassen und ein bedeutend herabgesunkener Vermögensstand nicht die geringsten waren, der kräftige und unbeugsame Alexander, von seinem Geburtsorte Lugano gewöhnlich »vom See« genannt, nachgefolgt. Die Regierung hatte ihre Absicht unverkennbar kund gegeben, den Protestantismus, in dem man die Quelle all dieser namenlosen Verwirrung erkannte, in die von der Religions-Concession vorgeschriebenen Schranken zurückzuweisen, und den Prälaten den geschärften Befehl ertheilt, ihre Unterthanen zum katholischen Bekenntnisse zurückzubringen. Diesem wichtigen Rufe folgte Abt Alexander mit jener Unverzagtheit, Kraft und Ausdauer, die ihm eigen war, und selbst Hohn, Schmach und Gefahr des eigenen Lebens konnte ihn nicht von dem, was er für Recht und Pflicht hielt, abbringen. Je weniger es ihm auswärts gelingen wollte, desto wirksamer waren seine Bemühungen in den nächsten Umgebungen des Klosters. Den dortigen Unterthanen legte er das Gelöbniß zur Wiederkehr zum katholischen Glauben auf, und brachte die Widerspänstigen durch angedrohte Abstiftung zur Besinnung und zum Gehorsam (p. 151). Ob er in Anwendung dieser Gewaltmaßregeln die rechtlichen Gränzen seiner Verpflichtung nicht überschritt, sagt der Verf. nicht; dem Vorwurfe der Intoleranz sucht er zu begegnen, indem er auf eine gleich intolerante Handlungsweise der Protestanten hinweiset. Läugnen läßt sich in dieser Hinsicht keineswegs, daß nach dem allgemein angenommenen Grundsatze, in dessen Folge das religiöse Bekenntniß der Unterthanen von der Bestimmung des Landesfürsten und hier von dem Bekenntnisse der Stände abhängen sollte, wegen des oft streitigen Terrains und der in unmittelbarer Nähe sich berührenden feindlichen Interessen, wie in Ottersheim (p. 138) und Leonfelden (p. 143), derartige Reibungen und Conflicte, gegenseitige Verdrängung und Verketzerung unvermeidlich waren. Auf das Geschrey der Stände, als dieser Schritt erfolgte, mochte der Abt sich gefaßt haben, schwerlich aber darauf, daß sein Benehmen Mißfallen am Hofe und die Ausschließung vom Landtage (1589) zur Folge haben würde.

Lobenswerth ist, daß der Verf., was er in seiner Ueberzeugung als recht und wahr erkannt hat, mit Consequenz festhält und offen und ungescheut ausspricht. Wir begegnen in diesem Buche denselben Grundansichten über das Wesen des Protestantismus in Oesterreich und über dessen Einfluß auf Kirche und Staat, die wir in seiner Geschichte von St. Florian vorgefunden haben, nur dort als allgemeine Resultate herausgehoben, hier aber mehr aus dem Gange der Ereignisse entwickelt und durch vielfältige Thatsachen begründet. In dem 1597 entstandenen Bauerntumulte, während dessen Dauer das Betragen der Stände durchaus ehrenhaft genannt wird, sieht der Verf. den Höhen-, und in dessen Beendigung den Wendepunkt des Protestantismus in Oesterreich. Denn »während des ganzen Verlaufes desselben,« sagt er p. 165 sq., »fand der Kaiser oft genug Anlaß, sich in der Ueberzeugung zu befestigen, daß der Protestantismus, wie er sich in Oesterreich gestaltet, wie Urheber dieser Wirren, so auch überhaupt der beständige Gegner seines Ansehens sey. Durch unmäßiges Schmähen und durch wirkliches Aufhetzen zum Widerstande hatten manche Prädicanten unmittelbar zum Ausbruche beygetragen, wie dieses der Kaiser den Ständen wiederholt vorhielt. Nach Beruhigung des Landes dachte er nun auch alles Ernstes daran, das Religionswesen in jenen Stand wieder zurückzustellen, in den es die Concession seines Vaters gesetzt hatte, und endlich mit Kraft auch den Bischof und die katholischen Stände bey ihren Rechten zu schützen. Es war der Unfug wirklich zu einer Höhe gestiegen, die ruhiges Zuschauen nicht mehr gestatten wollte.« Bey der nunmehr alles Ernstes eintretenden Reaction konnten die protestantischen Stände keine müßigen Zuschauer abgeben. Sie versagten auf den 1597 und 1598 abgehaltenen Landtagen die verlangten Bewilligungen, und bestürmten so lange den Kaiser durch schriftliche und mündliche Bitten und Vorstellungen, daß die Ausführung der kaiserlichen Verordnungen theils gelähmt, theils verzögert wurde. Von nun an drängen sich die Ereignisse immer mehr, der Faden wird verschlungener, die Intrigue regsamer, die Verwicklung überraschender, und die geschichtlichen Mittheilungen vertauschen den religiösen mit dem politischen Charakter, und sind zum Theil neu, zum Theil von einer neuen Seite dargestellt und beleuchtet. Doch beschränken wir uns auf die Anzeige des Wichtigsten.

Ueber die Wendung des Streites bemerkt der Verf. scharf und richtig p. 181: »Die Kämpfe der Prälaten gegen die politischen Stände, welche die Regierung des Abtes Alexander so unruhig gemacht, hatten sich in etwas gelegt, da die Stände, von der Unzulänglichkeit des bisherigen Ganges überzeugt, einen

anderen Weg einschlagen zu müssen glaubten, um zum Ziele zu gelangen. Seit der Kaiser die Reformation zur eigenen Sache gemacht, stellten sie sich auch ihm feindlich gegenüber, und indem sie ihre Augen nur gegen ihn richteten, verloren sie die untergeordneten Feinde mehr aus dem Gesichte.« Allein es fehlte nicht viel, so hätten sie ihrer Sache den Todesstoß versetzt. Ihre übertriebenen Beschwerden, welche sie dem Kaiser nach dem Tode des Landeshauptmanns, des gefürchteten und gehaßten H. Ch. Freyherrn von Löbl, vorlegten, wurden Punkt für Punkt mit Gründlichkeit widerlegt, und es ward aus dem Gange der Ereignisse und mit Thatsachen nachgewiesen, daß sie längst jener Concession, auf die sie fortwährend sich stützten, durch willkürliche Verletzung verlustig geworden seyen. Es war nicht allein auf förmliche Aufhebung angetragen, sondern dieselbe auch vom Hofe bereits beschlossen, als der Krieg mit Bocskai und das immer böser sich gestaltende Verhältniß zwischen dem Kaiser und Erzherzog Matthias die Stände rettete, und sie sogar über das Ziel ihrer kühnsten Hoffnungen hinaus brachte (p 192). Fein ausgedacht war der Plan, den der Verf. p. 194 mittheilt, und er hatte Erfolg. Uneinigkeit und Mißtrauen wuchs zwischen den Brüdern auf eine unheilbare Höhe, und Matthias wußte die oberösterreichischen Stände zum engen Anschlusse an sein Vorhaben zu bewegen. Der Verf. berührt den Gang der Unterhandlungen und Ereignisse von der Zusammenkunft in Preßburg bis zur offenen Schilderhebung des Erzherzogs, die ihm die Königskrone eintrug, in der Kürze und größtentheils nur, in soferne der Antheil die oberösterreichischen Stände anging; aber er läßt mitunter manchen tieferen Blick in das innere, verborgene Triebwerk der Arglist thun, und würdigt den ganzen Gewinn mit wenigen, trefflichen Zügen.

K. Matthias mußte es bald bitter empfinden, daß er mit protestantischer Hülfe gesiegt. Es handelte sich nicht mehr um eine einfache Bestätigung der Concession, jetzt handelte sich's darum, daß alle Verhältnisse in Kirche, Schule und den Staatsämtern auf jenen Stand zurückgeführt werden, wie ihn K. Maximilian II hinterlassen hatte. Ohne auf dieß ihr Begehren die königliche Resolution abzuwarten, decretirten die Stände von Oberösterreich eigenmächtig freye, unbeschränkte Religionsübung, bedrohten diejenigen, die sich deß weigern würden, mit dem Verluste der ständischen Rechte, und ließen in allen Kirchen in Städten und Märkten lutherischen Gottesdienst halten. Dann, als K. Matthias seine Mißbilligung darüber laut aussprach, vereinigten sich die protestantischen Stände zu Horn, um sich die verweigerten Zugeständnisse mit bewaffneter Hand zu erkämpfen.

Zugleich suchten sie auswärtigen Beystand, und ließen sich mit dem Kaiser in einen Briefwechsel ein. Alles dieß bewog den König, um den Krieg zu vermeiden und die kaum gewonnene Krone nicht eben so schnell wieder auf's Spiel zu setzen, zu der sogenannten Capitulations-Resolution. So feyerten die protestantischen Stände zwar einen vollkommenen, aber keinen unangefochtenen Sieg; denn die katholischen, deren die bey weitem kleinere Zahl, läugneten durchaus, daß jene Resolution irgend eine verbindliche Kraft für sie habe, weil sie kein gemeinsames, sondern nur ein einseitiges Werk ihrer Gegner wäre, und es erwuchs aus ihrer zu rechter Zeit angebrachten Opposition ein wohlthätiges Gegengewicht zur Wiederherstellung des so tief gesunkenen landesherrlichen Ansehens. Ueber die nunmehrige Stellung der Parteyen und ihre Zwecke urtheilt der Verf. p. 210 folgenderweise:

»Die Capitulations-Resolution, übereilt und einseitig geschlossen, hatte doch keineswegs alle Knoten gelöset. Mit vollem Rechte sahen sie die katholischen Stände als unverbindlich für sie an, da sie nicht zur Unterhandlung beygezogen worden, und es dem K. Matthias nicht zukam, über ihre Rechte zu verfügen; denn mit eben dem Grunde, aus dem die Protestanten Schutz und Anerkennung für ihre wahren und eingebildeten Befugnisse ansprachen, durften es auch die Katholiken. Auch K. Matthias mußte dieses um so mehr anerkennen, da er diejenigen, welche von dem Augenblicke an, als sie der Kaiser des geleisteten Gelübdes entbunden, ihm unverbrüchliche Treue bewiesen, nicht der Willkür ihrer Gegner opfern durfte. Den protestantischen Ständen hingegen lag alles daran, ihre katholischen Genossen zur Anerkennung der Resolution zu vermögen.

»Indessen fühlten diese allzuwohl, um was es sich handle, und der talent- und geistvolle Klesel vertrat in dieser Beziehung ihr Interesse mit Muth und Geschicklichkeit. Den Klagen über erlittene Beeinträchtigungen wurden andere entgegengesetzt, die allerwenigstens eben so begründet waren als jene. K. Matthias hielt sich mit glücklichem Tacte über den Parteyen, und wies die Protestanten an, sich mit ihren Gegnern zu vergleichen.

»Sie erkannten, daß auf rechtlichem Wege nichts zu gewinnen sey; zur gewaltigen Durchführung war der rechte Zeitpunkt noch nicht gekommen; daher ließ man sich einen gütlichen Vergleich gefallen.« Dieser kam denn auch 1613 zu Stande, und zwar auf dieselbe Grundlage hin, wie sich die Stände von Niederösterreich vertragen hatten.

Wir glauben, zur näheren Beleuchtung einzelner Thatsachen noch einige Augenblicke hier verweilen zu müssen. Die protestan-

tischen Stände fühlten sich durch die harte, schimpfliche Zurückweisung, die ihre wiederholten Vorstellungen wegen Abhülfe am kaiserlichen Hofe 1607 erfahren hatten, im Innersten verletzt. In dieser Gemüthsstimmung traf sie Erzherzog Matthias, als er sie mit Gutheißung und Zuthun der katholischen Partey, an deren Spitze der erklärteste Feind der Protestanten und die Seele der bisherigen Reaction, Bischof Klesel, stand, zur Mitwirkung einlud. Wiewohl über die erste Annäherung zwischen dem Erzherzoge und den protestantischen Ständen bis jetzt nichts actenmäßig vorliegt, so ist es doch mehr als wahrscheinlich, daß die protestantischen Stände in einem so wichtigen Momente ihr Religions-Exercitium nicht aus dem Auge verloren. Wir wagen hier gegen den Verf. (vgl p. 254) zu behaupten, daß es ihnen damals noch im Ernste um eine vollkommene Sicherstellung ihrer Religionsübung zu thun war, weil aus jener Zeit anderes geschichtlich nicht feststeht, und die Stände, nach erhaltener Capitulations-Resolution, weit ruhiger und toleranter gegen die Katholiken waren, als diese es selbst erwarteten. Nach erreichtem Siege wollte K. Matthias, auf Zuthun der ihn beherrschenden Partey der Katholiken, die Stände in die alten Schranken der Maximilian'schen Concession zurückweisen, und dieß vorzüglich war es, was sie wider ihre Gegner so sehr aufbrachte. Endlich, als die ersten Feindseligkeiten des Bürgerkrieges in dem Zusammentreffen bey Hollabrunn vorgefallen waren, gelang es ihnen, den König, der dießmal außerhalb jenes Einflusses stand, zu jener erwähnten Capitulations-Resolution zu vermögen. Kaum aber war die größte Gefahr wieder vorüber, so unternahm es die Gegenpartey, die Grundlage jener Resolution zu untergraben. In wieferne sie hiebey das Recht auf ihrer Seite hatte, ist hier nicht der Ort zu untersuchen; wir gaben diese kurzen Bemerkungen, nicht als wollten wir einer Partey das Wort führen, sondern weil wir glauben, Wahrheit und Gerechtigkeit erfordern es, jeder Partey ihren Antheil an dem geschichtlichen Entwicklungsgange unverkümmert zu lassen.

Nachdem der 1615 zu Prag eröffnete Landtag an der Festigkeit der österreichischen Prälaten in der beabsichtigten Conföderation aller österreichischen Provinzen gescheitert war: beobachteten die Stände, nach dem Ausbruche der böhmischen Unruhen unter dem Grafen Thurn, eine mehr als zweydeutige Stellung. Während der Kaiser bey ihnen umsonst um Werbung von Kriegsvolk, um Durchzug für Proviant und Söldner anhielt: hatten sie ringsum, mit Ausnahme gegen Böhmen, die Gränzen gesperrt, und gaben, statt der Hülfe, die man benöthigte, Rathschläge, die man nicht verlangte (p. 217). Nach dem Tode des Kaisers

traten die Stände mit größerer Entschiedenheit auf; sie bemächtigten sich, unter dem Vorwande alten Herkommens, der Verwaltung und Rechtspflege, setzten G. L. von Polheim zum Landeshauptmann, und hielten sich gerüstet. In der Meinung, K. Ferdinand sey rettungslos verloren, verweigerten sie die Huldigung, und sandten Weikart von Polheim nach Brüssel zur Begrüßung des Erzherzogs Albrecht, den sie als den eigentlichen Erben und Landesherrn ansahen. Sie erklärten sich zwar durch die Eigenmächtigkeit ihrer Abgeordneten, unter denen Tschernembl, in die Prager Conföderation und auf Bedingungen hineingezogen, die sie nicht billigten: doch wollten sie ehrenhalber und weil der Bund geschlossen war, dabey ausharren und ihm treu bleiben (p. 236). Indem sie alle Anträge des Kaisers hartnäckig von sich wiesen, ließen sie sich in die gefährlichen Umtriebe immer tiefer ein, beschickten den Nürnberger Unionstag, und nahmen Antheil an den Verhandlungen zu Preßburg, Prag und Neusohl, wo die Conföderirten unzweydeutig sich über ihren Zweck aussprachen, der kein geringerer war, als Vernichtung des österreichischen Hauses, Vereinigung mit den Türken, Anschluß an Ungern, an die deutsche Union und an die Generalstaaten. Unter solchen Unterhandlungen kam für sie ganz unerwartet der Einmarsch des H. Maximilian von Bayern an der Spitze einer Heeresmacht, die selbst den Versuch zum Widerstande niederschlug. Umsonst wandten sich jetzt die Stände an die Conföderation, von mehreren Seiten gingen Trostschreiben, Hülfe von keiner ein. In kurzer Zeit war das Land besetzt, im kategorischen Tone die Huldigung gefordert und geleistet, und Maximilian konnte ohne langen Aufenthalt seinen weiteren wichtigen Unternehmungen entgegen gehen. Der Verf. nimmt jetzt gegen die tief gedemüthigten Stände den Ton harter Zurechtweisung an, und ihre Schritte um Milderung der Uebel geben ihm Veranlassung zu bitteren Vorwürfen. So sagt er p. 266:

»Die an den Tag gelegte Gesinnung der Stände — in ihrer schriftlichen Verwendung bey dem Kaiser — war noch keineswegs der Art, wie sie sich geziemte für Rebellen, die mit Gewalt der Waffen zur Unterwerfung mußten gezwungen werden, und wie sie der Kaiser zu erwarten berechtigt war. Sie sollten erst, wie ein ungerathener Sohn, fühlen lernen, was es heiße, fremden Herren zu dienen, um sich wieder nach dem verlassenen Vaterhause zurücksehnen zu können. Der Statthalter Herberstorf eignete sich vortrefflich zu diesem Zwecke, denn er war ein ernster und strenger Zuchtmeister. Ohne Rücksicht zu nehmen auf die kräftigsten Entschuldigungen wegen Unmöglichkeit, forderte er monatlich 26,000 fl. Sold für die Besatzung und untersagte

alle ständischen Zusammenkünfte ohne sein Vorwissen. Ging es nicht gutwillig, so griff er bald zu strengeren Zwangsmitteln. Das waren für die Stände freylich ganz unerhörte Dinge.«

Endlich nachdem seit der Occupation mehr als ein halbes Jahr verflossen war, erschien plötzlich der Zeitpunkt der Strafhandlung, und erst jetzt erfuhr das Land, daß es pfandweise an den Herzog sey überlassen worden. Es wurden die Parteyhäupter und alle, die an den letzten Umtrieben Theil hatten, festgenommen, und der Strafprozeß nahm seinen Anfang. Daß hier kein einziges Haupt durch Henkershand fiel, selbst nicht das des schuldigsten von allen, des Helmhart von Jörger, hatte zum Theil in einem besonderen Actus der kaiserlichen Gnade, wie bey diesem, der ein Schwager des Grafen Khevenhiller war, zum Theil auch darin seinen Grund, daß auf die Verhafteten nicht eigentlich das Verbrechen des Hochverraths in Anwendung gebracht werden konnte. Doch hätte das Land nicht leicht einer empfindlicheren Strafe anheimfallen können, als indem es unter fremde Administration gesetzt und einem Statthalter überlassen ward, der mit gefühlloser Härte und mit soldatischem Despotismus schaltete, bis das Gefühl der Selbsthülfe erwachte. Er hatte ein sicheres Mittel, sich Geld und Gehorsam zu erzwingen; verweigerten die Stände die Unterhaltsmittel für die vermehrte Besatzung, so drohte er, ohne Rücksicht auf die Umstände, seine Soldatesca zu entfesseln, und ihr zu erlauben, das Versagte selbst zu holen. Und was diese Drohung sagen wollte, das wußten die Stände und thaten das Aeußerste. Am kaiserlichen Hofe aber sah man, daß, wenn der Kaiser eine ausgesaugte, verarmte und durch Leiden demoralisirte Provinz zurück erhalte, der Schade doch eigentlich auf seiner Seite sey. In dem Grade, als die Stände gefügiger wurden, rückte der Hof mit den Bedingungen der Rücklösung und der Verzeihung näher. Leichter noch entschloß man sich zu der Ablösungssumme von sechs Millionen, als zu der Forderung einer unbedingten Unterwerfung. Doch fügten sich zuletzt auch hierin die Stände, und das Land sah sich dem Ziele seiner Wünsche nahe, als der unerwartete Ausbruch des Bauernkrieges den Abzug der Besatzung verzögerte, und neue Leiden häufte. Der Verf. läßt sich, wie billig, bey diesem Kriege in keine weitere Detaildarstellung ein, sondern verweiset auf das über denselben Gegenstand mit »erschöpfender Weitläufigkeit« verfaßte Werk des um die vaterländische Geschichte so hoch verdienten Chorherrn Franz Kurz; fügt jedoch aus den Relationen des Sekretärs Ramspeck (p. 300) Zusätze, Erläuterungen und Auszüge bey, unter den letzteren als eine Art Episode die Ereignisse im Salzkammergute, um welches sich der

Salzoberamtmann Bruckladner durch Muth, Entschlossenheit und Patriotismus wesentlich verdient machte. Nach Beendigung des Krieges wurden die Unterhandlungen, die das Land unter die Herrschaft des Kaisers bringen sollten, wieder aufgenommen, und es erfolgte 1627, gleichsam als Lohn für die in den letzten schweren Zeiten so schön bewiesene Treue, die Bestätigung sämmtlicher Freyheiten, von denen nur wenig bedeutende Punkte, als z. B. die Abhaltung von Landtagen ohne Vorwissen des Kaisers, oder angemaßte Rechte, wie das, an auswärtige Fürsten Gesandte zu schicken, ausgenommen blieben. Ueberhaupt sieht der Verf. in K. Ferdinand nicht den finstern Jesuitenzögling, wie er von vielen Seiten dargestellt wird, sondern einen großmüthigen, für das Beste seiner Unterthanen mit aufrichtiger Zuneigung sorgsamen Fürsten. Endlich schlug, 1628, die Stunde der Erlösung von der Besatzung, die im Bauernkriege auf zwölftausend Mann gestiegen war, und von der bayerischen Administration, und K. Ferdinand empfing am 25. November 1630, auf seinem Rückwege von dem Regensburger Reichstage, die Huldigung des Landes.

Die seither betriebene Reformation, d. h. die Zurückführung der Abtrünnigen in den Schooß der katholischen Kirche, wurde jetzt mit erneuerter Thätigkeit, aber auch mit größerer Strenge durch alle Abstufungen der Gesellschaft fortgesetzt. Der Verf. zeigt, wie K. Ferdinand in der Einheit des Glaubens das sicherste Unterpfand für Treue, Gehorsam und Ruhe erblickte, und wie er bey seiner unablässigen Fürsorge, seine Unterthanen zu jener Religion zurückzuführen, »die er als die allein wahre mit voller Ueberzeugung anerkannte« (p. 312), nichts anders that, als was nach einem damals allgemein geltenden Grundsatze jeder Landesfürst zu thun berechtigt war. Es ist nicht ohne Interesse, die verschiedenen Modificationen des kaiserlichen Befehles nach den Rangstufen der Unterthanen aufzuführen. Die Mitglieder der beyden oberen politischen Stände erhielten für ihre Entscheidung, ob sie katholisch werden oder auswandern wollten, drey Monate (die längste Frist, wohl auch wegen der schwierigeren Ordnung ihrer Privatverhältnisse) anberaumt, wodurch das kaiserliche Mandat vom 20. August 1625, das den Landleuten unter gewissen Beschränkungen Duldung zugesichert hatte, factisch aufgehoben war. Den nobilitirten Personen und Bewohnern der Städte wurde eine Frist bloß von Einem Monate gesetzt, den Bauern aber der Besuch der eignen Pfarrkirche ohne weiteres zur Pflicht gemacht. Diese Beschlüsse erfuhren in der Ausführung manches Hinderniß: nicht allein, daß eine größere Masse Güter in den herabgekommenen Zeiten unmöglich verwerthet

werden konnte, und daher von Zeit zu Zeit neue Fristverlängerungen nachgesucht und gegeben werden mußten: sondern, da die Stände den richtigen Vollzug zu überwachen hatten, so fanden die protestantischen Unterthanen in manchen Gegenden einen unverhofften Schutz an protestantischen Pflegern. Daß man solche Grundsätze der Staatskunst nicht nach den gereifteren Erfahrungen der späteren Zeit beurtheilen dürfe, fordert, glauben wir, die Gerechtigkeit der Geschichte. Fast der größte Theil der Bewohner kehrte zum alten Glauben zurück, ob aus Ueberzeugung, aus Liebe zum heimatlichen Boden, aus Furcht oder dem Zwange sich fügend, mag unentschieden bleiben; aber es zogen auch Viele, Adelige und Nichtadelige, selbst Bauern mit Rücklassung all ihres Habes und Gutes, in die Ferne. Bey Hartnäckigen des gemeinen Standes ward ein ähnliches Mittel in Anwendung gebracht, das den berüchtigten Dragonaden des großen Ludwig zum Vorbilde hätte dienen mögen, und welches Nachgiebigkeit und Gehorsam zur Folge hatte (p 313). Widerspänstige und Verführer wurden ins Gefängniß geworfen. Und zum Schlusse sagt noch der Verf. p. 316: »Immer aber verwahrte sich K. Ferdinand gegen jeden Zwang, außer bey jenen, welche die Rückkehr eidlich gelobt hatten. Wer dieses nicht gethan, bezahlte das Freygeld an seine Herrschaft und die Nachsteuer an das Vitzdomat, und zog von dannen.«

So hätte uns denn der Verf. durch die ernste, schwere Zeit, so reich an Erfahrungen und lehrreich für Jeden, dem die Geschichte eine Lehrerin ist, glücklich durchgeführt, und wir befinden uns wieder auf dem Punkte, von dem wir ausgegangen sind, bey dem Kloster Wilhering und dessen Anhängen. Mit Vorliebe und gerechter Würdigung seiner Verdienste verweilt der Verf. bey dem Abte Georg II († 1638), »den er den ausgezeichnetsten und wohlthätigsten Aebten, die Wilhering je hatte, beyzuzählen keinen Anstand nimmt. Er hat sein Kloster in einem, in jeder Beziehung ärmlichen, zerfallenen Zustande übernommen, und in einem wirklich blühenden seinem Nachfolger hinterlassen. Wahr und schön rühmt ihm das Todtenbuch nach: »»Ein Mann von großer Klugheit, der dieses Haus in Gebäuden, Einkünften und Geistlichen so emporhob, daß er sich den Namen des zweyten Stifters verdiente«« (p. 330). Gleichzeitig mit dem dreyßigjährigen Kriege führte Abt Kaspar Orlacher die Verwaltung. Das Kloster wurde während desselben auf eine Weise ins Mitleid gezogen, welche mit den düsteren Zeiten der bayerischen Verwaltung und des Bauernkrieges keinen Vergleich aushält. Die gewöhnliche Steuer stieg im J. 1649 auf das achtzehnfache von dem, was sie zehn bis zwanzig Jahre vorher betragen hatte,

außerordentliche Anleihen und Leistungen ungerechnet; selbst das Kirchensilber entging kaum der Gefahr, eingeliefert zu werden. Noch härteres erfuhren die Besitzungen in Niederösterreich, wo z. B. den Unterthanen zu Eggendorf kaum das nackte Leben übrig blieb. Viel kostete auch die Aufnahme und Bewirthung der zahlreichen Emigranten aus schwäbischen Klöstern, welche hier Schutz und Sicherheit suchten. Wie reich und ergiebig die Quellen des Klosters, wie unverwüstlich seine Grundlage war, geht daraus hervor, daß, obgleich unter Bonus Pömerl († 1737) das Klostergebäude mit Kirche und Vorräthen in Feuer aufging, und der österreichische Successionskrieg auch seine Opfer gefordert hatte, doch schon der nächste Abt, Johann Baptist Hinterhölzl († 1750), den Hochwildbann und den kaiserlichen Forst am Kürnberge, und mehrere adelige Landgüter ankaufen konnte, zwar nicht, ohne die Schuldenlast zu vermehren, aber, wie sehr richtig bemerkt wird, die Schulden werden abgezahlt, die Besitzungen bleiben. Auch in der Folge fehlte es an schweren Prüfungen nicht: in der Josephinischen Aufhebungsperiode war Wilhering nahe daran, das Schicksal so vieler Klöster, worunter auch Engelszell, zu theilen, und die französische Invasion brachte, schon wegen der Nähe der Heeresstraße, Leiden und Drangsale; allein es überwand sie, so wie es die Gefährlichkeiten früherer Zeiten überwunden hatte, und sicherte sich seinen Fortbestand, wodurch alle Körperschaften gedeihen, durch Ordnung, Einigkeit und eine weise Wirthschaft. Die Geschichte schließt mit der Beschreibung der Kirche und den beyden am Eingange befindlichen Grabmälern der Schaunberge.

Dem Hauptwerke sind noch einige Anhänge beygegeben. Zuerst kömmt die chronologische Reihe der Aebte, deren 62 urkundlich bekannt sind, mit Angabe der Regierungsdauer und des Geschlechtsnamens, wo es möglich war. An diese schließt sich eine genealogische kritische Abhandlung über das Geschlecht der Herren von Wilhering, Wachsenberg und Griesbach (p. 375). Der Verf. urtheilt darüber mit großer Bescheidenheit; wir unseren Theils müssen gestehen, daß sich Fleiß, Genauigkeit und ein sorgsames Quellenstudium mit Scharfsinn und nüchterner Kritik vereint haben, die Geschlechtsfolge dieser Familien theils urkundlich, theils nach Gründen der Wahrscheinlichkeit festzusetzen, und manche irrige Ansichten zu berichtigen. Der folgende Anhang beschreibt die »unruhige Bewegung der Unterthanen im Garstenthale« (p. 388—432). Er ist von hohem geschichtlichen Interesse und durchwegs aus handschriftlichen Quellen geschöpft, welche in dem Archive zu Spital aufbewahrt werden, und vor längerer Zeit von Hrn. Pfarrer F. Kurz, wie der Verf.

in der Vorrede angibt, ausgehoben worden sind. Warum ihn der Verf. in ein Buch aufnahm, das zunächst einem anderen Gegenstande bestimmt war, erklärt er theils daraus, weil die Geschichte dieser Unruhen in einem innigen Zusammenhange mit jenen Bewegungen steht, wovon ausführlich in der Geschichte von Wilhering gehandelt worden, theils weil sie über die wahre Beschaffenheit der Ursachen, aus denen jene Unruhen hervorgingen, Licht verbreiten helfen, und die Ansicht des Verf.'s vollkommen bestätigen. Gewiß ist diese Verarbeitung von amtlichen Berichten, Verhandlungen und weitläufigen Protokollen zu einem lichtvollen, geschichtlichen Ganzen eine dankenswerthe Beygabe; sie hat vorzugsweise das Verdienst der Neuheit, und liefert zugleich den Beweis, wie die Ansichten des Verf.'s nicht aus einer oberflächlichen Auffassung entstanden sind, sondern sich als das Ergebniß einer gründlichen Forschung herangebildet haben. Indem wir den Leser auf das Buch selbst verweisen, beschränken wir uns auf folgende Bemerkungen.

Dechant Gienger war unter den schwierigsten Verhältnissen unter eine Gemeinde voll Trotz und Uebermuth getreten. Er hatte den bedenklichen Auftrag, hier in Windisch-Garsten einen katholischen Pfarrer einzusetzen, wo man sich gewaltsam der Kirche bemächtigt, einen Prediger eigener Wahl eingeführt hatte, und entschlossen schien, durch keine Gewalt sich ihn nehmen zu lassen. Aber auch der Dechant war nicht Willens, auch nur Einen Schritt von seinem Rechte zu weichen. Er forderte unbedingten Rücktritt zum katholischen Bekenntnisse, und trat der angemaßten Religionsfreyheit mit herausfordernder Schärfe entgegen. Jeden Schritt gegen ihn mußte sich die tobende Gemeinde erkämpfen, und als er zuletzt in einigen Stücken nachgeben wollte, war es zu spät: die Gemeinde war mit dem Angebotenen nicht mehr zufrieden, weil sie bereits mehr in Händen hatte. Er hielt indeß unter den ungünstigsten Umständen, die selbst für sein Leben gefährlich zu werden drohten, festen Stand, und imponirte der Menge durch Entschlossenheit und Willenskraft. In Allem sah er sich auf seine eigenen Hülfsmittel beschränkt, die Regierung, die Prälaten und Stände hatten ihn ohne Unterstützung gelassen. Daß die Regierung diese Vorgänge ihren Lauf nehmen ließ, ohne ihnen bey Zeiten durch energische Gegenmittel, wie sie der Dechant angedeutet hatte, entgegenzutreten, davon möchten wir den Grund anderswo aufsuchen, nicht in dem, worauf der Verf. im Vorbeygehen hinweiset. Wenn sich die Aufwiegler auf ihre geheimen Freunde bey Hofe und unter den Ständen berufen, so ist diese Aussage, die eben so gut eine bloße Prahlerey zur Beruhigung des Anhanges seyn konnte,

bey der bekannten Lügenhaftigkeit derselben noch kein sicherer Beweis, und dürfte jene Beachtung nicht verdienen, die der Verf. darauf zu legen scheint. Am meisten sahen die Prälaten die Gefahr, allein eine andere Hülfe vermochten sie nicht zu geben, als sich schriftlich bey Hofe und bey den Ständen für den Dechant und die Sache, die jener verfocht, zu verwenden. Dort stellten sie vor, »daß ein solches Betragen (der Aufwiegler) nur in einem allgemeinen Aufruhre enden könne.« Gegen die Stände aber äußerten sie sich (p. 410): »Die Religionsfreyheit werde zum Deckmantel für Aufruhr, Beraubung und Gewaltthat mißbraucht. Aller Gehorsam höre auf, wenn alles ungestraft bleibe. Gegenwärtig seyen die Pfarrer und Klöster Gegenstand des Angriffes; bald aber werde die Reihe an alle Herrschaften kommen, wenn dem Muthwillen und Frevel nicht mit kräftiger Hand gesteuert werden sollte.« — »Dechant Gienger sey vollkommen in seinem Rechte, denn nicht Eines der politischen Ständemitglieder würde sich in seiner Patronatskirche einen katholischen Pfarrer aufdringen lassen.« Allerdings hielten sich die Stände, als Mittelglieder zwischen dem Regierenden und den Regierten, selbst von dem Versuche einer Beylegung und Ausgleichung entfernt; im Gegentheile mochte ihr Zusehen die Empörer ermuntert und in dem Vorsatze des Widerstandes bestärkt haben. Die Ursache dieser Unthätigkeit kann vermuthet werden, Vermuthung aber ist noch keine geschichtliche Wahrheit. Ob sie, wenn sie gewollt hätten, den Zwiespalt durch Güte zu schlichten vermocht haben würden, ist schwer zu sagen; wenn sie es nicht gewollt, so würde folgen, daß sie die Bauern als Mittel brauchten, die Gegenparteу zu schwächen, was an und für sich verwerflich, unter den damaligen Umständen aber auch höchst gefährlich war: in Parteykämpfen aber pflegt selten eine Partey in der Wahl der Mittel besonders gewissenhaft zu seyn. Wenn der Verf. p. 424 sagt: »Wir können hier nicht die Frage unterdrücken, ob es wohl eine lächerlichere und abgeschmacktere Behauptung geben könne, als die: Unter der Regierung Kaiser Rudolph II. wurden die Protestanten seiner Erblande verfolgt?« — so kömmt es darauf an, wie man die Sache nimmt. Angriffe auf die Freyheit oder auf die wohlerworbenen Rechte Einzelner fanden nicht Statt; auch keine Austreibung der Protestanten war erfolgt, wenn sie gleich angedroht wurde. Aber geläugnet kann nicht werden, und zu viele Thatsachen sprechen dafür, daß die katholische Partey schon in den ersten Regierungsjahren K. Rudolph's an einer heftigen Reaction gegen die Protestanten arbeitete, und ihre Gegner

wenigstens in die Schranken der Maximilianischen Concession zurückgedrängt sehen wollte. In sofern damals an einen Mittelweg der Ausgleichung oder eines friedlichen Nebeneinanderseyns noch nicht zu denken war: so ließen diese Schritte noch Schlimmeres im Hintergrunde fürchten, und gaben Veranlassung zu Besorgnissen und zu Mißtrauen. Man kann den Protestanten nicht nachrühmen, daß sie in ihren Ansprüchen sich mäßigten: aber es erfordert auch die Wahrheit, von den Katholiken zu gestehen, daß sie die den Gegnern eingeräumten Zugeständnisse wie eigene Verluste betrachteten, und das Verlorene bey jeder Gelegenheit wieder zu gewinnen bemüht waren.

Eine sehr werthvolle Zugabe bildet das Urkundenbuch von p. 435—616, welches außer dem Wilheringer Nekrologium noch 125 besondere Urkunden theils in wortgetreuer Mittheilung, theils im Auszuge begreift, und zugleich als Beweismittel zu dem im Texte Gesagten dient. Die einer jeden beygegebenen kurzen Notizen verrathen die Genauigkeit des gelehrten Archivars und machen ihr Ehre.

Wir haben hiermit in möglichster Kürze den Hauptinhalt des Buches, mit Berücksichtigung des Standpunktes und der Tendenz des Verfassers, dem geistigen Auge des Lesers vorgelegt. Unter einer bescheidenen, anspruchlosen Außenseite birgt es eine Reichhaltigkeit des Stoffes, eine Masse merkwürdiger und belehrender Mittheilungen, und eine Menge beglaubigter Thatsachen, welche überraschend sind, und in keinem Falle den Leser gleichgültig lassen. In dem Verf. findet sich eine rühmenswerthe Detailkenntniß des geschichtlichen Materiales mit einem scharf sondernden Urtheile und einer gefälligen Darstellungsgabe vereint. Sein Gang ist einfach, natürlich, ungezwungen; anfangs nach strenger Zeitfolge, später, wo der Stoff anwächs't und verschiedenartig wird, nach dem Synchronismus, jedoch so, daß das Allgemeine vorangeht, und nach längeren oder kürzeren Zeitabschnitten das Besondere als ein von jenem reflectirtes Zeitbild nachgeholt wird. Nur bemerken wir, daß in der Geschichte von Wilhering in den zwey letzten Jahrhunderten eine zu häufige Zerstückelung in so viele kleine Theile wiederkehre, daß sie den Zusammenhang unterbrechen und die Uebersicht erschweren. Seine Ueberzeugung spricht er gerade, offen und rücksichtslos aus, wie es der Geschichtschreiber in allen Fällen soll, wo er Irrthum entdeckt und geschichtliche Wahrheit gefunden hat. Allein seine Geschichte trägt in einzelnen Abschnitten eine etwas zu entschiedene Färbung, die es nicht zweifelhaft läßt, von welchem Standpunkte aus die Ereignisse aufgefaßt, die Beweggründe gewürdiget worden seyen. Sein Ton

wird oft heftig, und läßt eine beißende Ironie gewahren, welche nicht geeignet scheint, die Ueberzeugung zu fördern. Auch hätten wir gewünscht, daß der Verf. hin und wieder durch die äußeren Erscheinungen auf die verborgene Grundursache, als das gemeinsame Halt- und Bindungsmittel derselben, durchgedrungen wäre, daß er manche Erläuterungen, welche der Pragmatismus der Geschichte nicht übersehen darf, und Fragen, warum z. B. der Protestantismus gerade diesen Entwicklungsgang genommen, und mit seiner zersetzenden Kraft selbst die oberste Staatsgewalt bedroht habe, nicht ohne Berücksichtigung gelassen; daß er da, wo es am meisten am Platze gewesen wäre, ein milderes Urtheil zur Hand gehabt und überhaupt nirgends mit solchen Waffen gekämpft hätte, die man eben so gut gegen ihn selbst kehren könnte. Doch müssen wir dagegen dem Verf. einräumen, daß er aus seinem geschichtlichen Stoffe machte, was nur immer möglicher Weise daraus zu machen war; daß er die vaterländische Literatur mit einem Werke beschenkte, das seines Gegenstandes und reichen Inhaltes wegen zu den vorzüglichsten gehört, und wir wagen die Behauptung, daß, wenn auch einmal die Acten aus jener Zeit in ihrer Gesammtheit vorliegen werden, der Forscher an seinem Werke nicht ohne Beachtung vorbeygehen werde.

Wir scheiden mit dem Wunsche, der Hr. Verf. möge in diesen Bemerkungen einen Beweis unserer Achtung gegen ihn und sein Buch erblicken, und er wolle bey seinen Kenntnissen, bey seinem vorherrschenden Suchen und Streben nach Wahrheit, bey seinem entschiedenen Berufe für Geschichte, endlich bey seinem bewährten Fleiße, wovon er erst jüngsthin in dem Ordnen der Wilheringer Archivsurkunden eine ehrenvolle Probe gegeben, noch viele gedeihliche Forschungen auf dem Gebiete der Vaterlandsgeschichte vollbringen.

Druck und Papier sind gut, jener von Fehlern des Setzers nicht ganz frey. E.

Art. II. Allgemeine Naturgeschichte für alle Stände, von Professor Oken. Stuttgart 1833—1841. In sieben Bänden und dreyzehn Abtheilungen.

(Fortsetzung.)

Des dritten Bandes dritte Abtheilung enthält den Schluß des besonderen oder systematischen Theiles der Botanik (S. 1449—2135), und umfaßt das letzte Gau oder den dritten Kreis der Organ- oder Stockpflanzen, Dicotyledonen; nämlich die Fruchtpflanzen, d. i. die Apetalen, Diclinisten, epigynischen und perigynischen Polypetalen oder Blätterblumen (Fructuariae, — Apetalae, Diclines, Polypetalae epigynae et perigynae) (S. 1449—2111).

Er beginnt mit der dreyzehnten Pflanzenklasse, nämlich den Nußpflanzen oder Nussern, d. i. den Apetalen und Diclinisten (Nucariae) (S. 1451 — 1610).

Auch diese Klasse ist in zwey Abtheilungen geschieden; in Apetalen oder Zwitter (S. 1454 — 1531) und Diclinisten oder Getrennte (S. 1531 — 1610).

Die erste dieser Abtheilungen besteht aus vier Ordnungen; als: Marknusser oder Marknußpflanzen (Nucariae parenchymales, — Oleraceae) (S. 1454 — 1470), welche den Acotyledonen entsprechen; — Schaftnusser oder Schaftnußpflanzen (Nucariae scapales, — Polygonaceae) (S. 1470 — 1487), welche den Monocotyledonen gleich stehen; — Stammnusser oder Stammnußpflanzen (Nucariae truncales, — Thymelaeae) (S. 1487 — 1504), welche die Monopetalen wiederholen; — und Blüthennusser oder Blüthennußpflanzen (Nucariae florales, — Laureaceae) (S. 1504 — 1531), welche die hypogynischen Polypetalen vorstellen.

Jede dieser Ordnungen hat drey Zünfte; so die Marknusser die Zünfte: Zellennusser, Zellennußpflanzen oder Rampen (Nucariae cellulares, — Scleranthеae et Illecebreae) (S. 1455 — 1456), analog den Pilzen; — Adernusser, Adernußpflanzen oder Melden (Nucariae vasales, — Chenopodiaceae) (S. 1456 — 1465), analog den Moosen; — und Drosselnusser, Drosselnußpflanzen oder Holste (Nucariae tracheales, — Amaranteae) (S. 1465 — 1470), analog den Farren; — die Schaftnusser die Zünfte: Rindennusser, Rindennußpflanzen, Schlippen oder Wegeriche (Nucariae corticales, — Plantagineae et Plumbagineae) (S. 1470 — 1475), parallel den Gräsern; — Bastnusser, Bastnußpflanzen oder Girren (Nucariae alburnales, — Petiveriеae et Phytolacceae) (S. 1475 — 1477), parallel den Lilien; — und Holznusser, Holznußpflanzen, Ampfer oder Knöteriche (Nucariae lignales, — Polygoneae et Eriogoneae) (S. 1477 — 1487), parallel den Palmen; — die Stammnusser die Zünfte: Wurzelnusser, Wurzelnußpflanzen oder Humen (Nucariae radicales, — Nyctagineae) (S. 1488 — 1490), gleich den epigynischen Monopetalen; — Stengelnusser, Stengelnußpflanzen oder Zeideln (Nucariae cauliales, — Daphnoideae et Elaeagneae) (S. 1491 — 1499), gleich den perigynischen Monopetalen; — und Laubnusser, Laubnußpflanzen oder Felben (Nucariae foliales, — Santalaceae) (S. 1499 — 1504), gleich den hypogynischen Monopetalen; — und die Blüthennusser endlich die Zünfte: Samennusser, Samennußpflanzen, Alben oder Proteen (Nucariae seminales, — Proteaceae) (S. 1505 — 1512), entsprechend den Polycarpen; — Gröpsnusser, Gröps-

nußpflanzen, Wippen oder Aquilarieen (Nucariae pistillales, — Penaeae, Aquilarieae, Gyrocarpeae et Hernandieae) (S. 1512 — 1516), entsprechend den Monocarpen mit Scheidewänden; — und Blumennusser, Blumennußpflanzen, Loren oder Muskatnüsse (Nucariae corollales, — Myristiceae et Laurineae) (S. 1516 — 1531), entsprechend den Monocarpen mit Hohlkapseln.

Die Abtheilung der Diclinisten besteht nur aus einer Ordnung; den Fruchtnussern oder Fruchtnußpflanzen (Nucariae fructuales) (S. 1531 — 1610), welche die Apetalen, Diclinisten, epigynischen und perigynischen Polypetalen wiederholen. Diese Ordnung hat vier Zünfte: die Nußnusser, Nußnußpflanzen, Böllen, Kätzchenbäume oder Amentaceen (Nucariae nucales, — Salicineae, Betulaceae, Plataneae et Cupuliferae) (S. 1532 — 1548), analog den Apetalen und Diclinisten; — die Pflaumennusser, Pflaumennußpflanzen, Nesseln oder Urticaceen (Nucariae drupales, — Urticeae, Stilagineae, Ulmaceae et Celtideae) (S. 1548 — 1557), parallel den unregelmäßigen Peripetalen; — die Beerennusser, Beerennußpflanzen oder Feigen (Nucariae baccales, — Artocarpeae) (S. 1557 — 1575), gleich den monogynischen Peripetalen; — und die Apfelnusser, Apfelnußpflanzen oder Lorschen (Nucariae pomales, — Euphorbiaceae) (S. 1575 — 1610), entsprechend den polygynischen Peripetalen.

Die Zünfte zerfallen in folgende Geschlechter; die Zellennusser in drey: Scleranthus — Illecebrum — Herniaria; — die Adernusser in zehn: Salicornia — Atriplex — Spinacia — Chenopodium — Beta — Blitum — Camphorosma — Salsola — Basella — Anabasis; — die Drosselnusser in sechs: Gomphrena — Iresine — Polycnemum — Amaranthus — Achyranthes — Celosia; — die Rindennusser in vier: Littorella — Plantago — Statice — Plumbago; — die Bastnusser in vier: Petiveria — Phytolacca — Bosea — Rivinia; — die Holznusser in sieben: Eriogonum — Brunnichia — Polygonum — Rumex — Rheum — Triplaris — Coccoloba; — die Wurzelnusser in drey: Mirabilis — Boerhaavia — Pisonia; — die Stengelnusser in zehn: Stellera — Gnidia — Pimelea — Struthiola — Dais — Dirca — Lagetta — Daphne — Hippophaë — Elaeagnus; — die Laubnusser in acht: Thesium — Quinchamalium — Santalum — Myoschilos — Comandra — Osyris — Nyssa — Exocarpus; — die Samennusser in funfzehn: Embothrium — Lomatia — Oreocallis — Dryandra — Banksia — Hakea — Rhopala — Knightia — Aulax — Leucadendron — Protea — Nivenia — Brabeium — Persoonia

Guevina; — die Gröpsnusser in fünf: Penaea — Aquilaria — Gyrocarpus — Hernandia — Inocarpus; — die Blumennusser in zwölf: Virola — Myristica — Cassyta — Cryptocarya — Agathophyllum — Peumus — Laurus — Tomex — Sassafras — Ocotea — Cinnamomum — Persea; — die Nußnusser in zehn: Salix — Populus — Betula — Alnus — Liquidambar — Platanus — Carpinus — Quercus — Corylus — Fagus; — die Pflaumennusser in zehn: Parietaria — Urtica — Boehmeria — Thelygonum — Gunnera — Cannabis — Humulus — Stilago — Ulmus — Celtis; — die Beerennusser in sieben: Dorstenia — Ficus — Morus — Cecropia — Antiaris — Brosimum — Artocarpus; — und die Apfelnusser in sechzehn: Mercurialis — Acalypha — Plukenetia — Tragia — Alchornea — Buxus — Euphorbia — Excaecaria — Siphonia — Croton — Phyllanthus — Cluytia — Omphalea — Cicca — Stillingia — Hura.

Viele Geschlechter werden auch in dieser Klasse in Untergeschlechter geschieden, so wie die ganze Klasse in 2 Abtheilungen, 5 Ordnungen, 16 Zünfte und 130 Geschlechter getheilt ist.

Die vierzehnte Klasse enthält die Pflaumenpflanzen, Pflaumen oder Hülsenpflanzen, d. i. die unregelmäßigen Peripetalen (Drupariae, — Polypetalae perigynae irregulares) (S. 1611 — 1784).

Der Verfasser scheidet sie in zwey Abtheilungen; in unregelmäßige Pflaumenpflanzen, Hülsenpflanzen oder Leguminosen (S. 1617 — 1728) und regelmäßige Pflaumenpflanzen oder Rhamnaceen (S. 1728 — 1784).

Die erstere dieser Abtheilungen bringt er wieder in zwey Gruppen; in Schmetterlingsblumen oder Papilionaceen (S. 1619 — 1680) und ungleiche Hülsenpflanzen oder Leguminosen (S. 1680 — 1728).

Davon enthält die Gruppe der Schmetterlingsblumen drey Ordnungen; die Markpflaumer oder Markpflaumenpflanzen (Drupariae parenchymales) (S. 1619 — 1634), welche den Apetalen parallel stehen; — die Schaftpflaumer oder Schaftpflaumenpflanzen (Drupariae scapales) (S. 1634 — 1651), welche den Monocotyledonen analog sind; — und die Stammpflaumer oder Stammpflaumenpflanzen (Drupariae truncales) (S. 1651 — 1680), welche den Monopetalen entsprechen.

Jede dieser Ordnungen besteht aus drey Zünften; so die Markpflaumer aus den Zünften: Zellenpflaumer, Zellenpflaumenpflanzen oder Questen (Drupariae cellulales, — Hedysareae) (S. 1620 — 1625), analog den Pilzen; — Aderpflaumer, Aderpflaumenpflanzen oder Wäppel (Drupariae vasales, —

Astragaleae) (S. 1625—1629), analog den Moosen; — und Drosselpflaumer, Drosselpflaumenpflanzen oder Grischen (Drupariae tracheales, — Glycineae) (S. 1629—1634), analog den Farren; — die Schaftpflaumer aus den Zünften: Rindenpflaumer, Rindenpflaumenpflanzen oder Klee (Drupariae corticales, — Trifolieae) (S. 1634—1639), parallel den Gräsern; — Bastpflaumer, Bastpflaumenpflanzen oder Brahnen (Drupariae alburnales, — Genisteae) (S. 1640—1645), parallel den Lilien; — und Holzpflaumer, Holzpflaumenpflanzen oder Frehmen (Drupariae lignales, — Galegeae) (S. 1645—1651), parallel den Palmen; — und die Stammpflaumer aus den Zünften: Wurzelpflaumer, Wurzelpflaumenpflanzen, Wiken oder Bohnen (Drupariae radicales, — Vicieae et Phaseoleae) (S. 1652—1671), gleich den epigynischen Monopetalen; — Stengelpflanmer, Stengelpflaumenpflanzen oder Kruppen (Drupariae cauliales, — Dalbergieae) (S. 1671—1676), gleich den perigynischen Monopetalen; — und Laubpflaumer, Laubpflaumenpflanzen oder Kuhnen (Drupariae foliales, — Sophoreac) (S. 1676—1680), gleich den hypogynischen Monopetalen.

Die Gruppe der ungleichen Hülsenpflanzen besteht aber nur aus einer einzigen Ordnung: den Blüthenpflaumern oder Blüthenpflaumenpflanzen (Drupariae florales) (S. 1680—1728), welche den hypogynischen Polypetalen entsprechen.

Auch diese Ordnung hat drey Zünfte: die Samenpflaumer, Samenpflaumenpflanzen oder Burren (Drupariae seminales, — Geoffroeae, Swartzieae et Detarieae) (S. 1681—1688), gleich den Polycarpen; — die Gröpspflaumer, Gröpspflaumenpflanzen oder Schelfen (Drupariae pistillales, — Mimoseae) (S. 1688—1702), gleich den Monocarpen mit Scheidewänden; — und die Blumenpflaumer, Blumenpflaumenpflanzen oder Käfen (Drupariae corollales, — Cassieae) (S. 1702—1728), gleich den Monocarpen mit Hohlkapseln.

Die Abtheilung der regelmäßigen Pflaumenpflanzen enthält gleichfalls nur eine Ordnung: die Fruchtpflaumer oder Fruchtpflaumenpflanzen (Drupariae fructuales) (S. 1728—1784), welche die Apetalen, Diclinisten, epigynischen und perigynischen Polypetalen vorstellen.

Sie zerfällt in vier Zünfte: die Nußpflaumer, Nußpflaumenpflanzen oder Wersen (Drupariae nucales, — Stackhousieae, Empetreae et Chailletieae) (S. 1729—1723), welche den Apetalen und Diclinisten entsprechen; — die Pflaumenpflaumer, Pflaumenpflaumenpflanzen oder Pimpeln (Drupariae drupales, — Staphyleaceae, Celastrineae et Ilicineae) (S. 1732—1739), welche die unregelmäßigen Peripetalen wiederholen; —

die Beerenpflaumer, Beerenpflaumenpflanzen oder Elsen (Drupariae baccales, — Rhamneae) (S. 1740 — 1748), welche den monogynischen Peripetalen gleichstehen; — und die Apfelpflaumer, Apfelpflaumenpflanzen oder Spillen (Drupariae pomales, — Juglandeae et Terebinthaceae) (S. 1748 — 1784), welche den polygynischen Peripetalen analog sind.

Die Zünfte sind in nachstehende Geschlechter geschieden; die Zellenpflaumer in acht: Scorpiurus — Ornithopus — Hippocrepis — Coronilla — Onobrychis — Ebenus — Hedysarum Aeschynomene; — die Aderpflaumer in drey: Phaca — Biserrula — Astragalus; — die Drosselpflaumer in fünf: Pueraria — Clitoria — Neurocarpum — Indigofera — Psoralea; — die Rindenpflaumer in vier: Trifolium — Trigonella — Medicago — Lotus; — die Bastpflaumer in acht: Anthyllis — Ononis — Crotalaria — Ulex — Aspalathus — Spartium — Genista — Cytisus; — die Holzpflaumer in neun: Glycyrrhiza — Galega — Tephrosia — Amorpha — Sesbania — Colutea — Lonchocarpus — Robinia — Piscidia; — die Wurzelpflaumer in sechzehn: Ervum — Vicia — Cicer — Orobus — Lathyrus — Pisum — Apios — Abrus — Lupinus — Phaseolus — Dolichos — Malochia — Negretia — Cajanus — Erythrina — Butea; — die Stengelpflaumer in sechs: Pongamia — Nissolia — Dalbergia — Pterocarpus — Ecastaphyllum — Brya; — die Laubpflaumer in fünf: Baptisia — Sophora — Virgilia — Anagyris — Myrospermum; — die Samenpflaumer in acht: Arachis — Cryptolobus — Geoffroea — Brownea — Dipteryx — Swartzia — Baphia — Detarium; — die Gröpspflaumer in acht: Desmanthus — Adenanthera — Prosopis — Mimosa — Parkia — Entada — Acacia — Inga; — die Blumenpflaumer in sechs und zwanzig: Cercis — Bauhinia — Macrolobium — Hymenaea — Jonesia — Panzera — Coulteria — Amherstia — Afzelia — Gymnocladus — Aloëxylon — Cynometra — Dialium — Intsia — Copaifera — Ceratonia — Theodora — Parkinsonia — Tamarindus — Cassia — Haematoxylon — Poinciana — Caesalpinia — Guilandina — Gleditschia — Hyperanthera; — die Nußpflaumer in fünf: Stackhousia — Empetrum — Corema — Chailletia — Tapura; — die Pflaumenpflaumer in eilf: Staphylea — Turpinia — Evonymus — Catha — Celastrus — Maytenus — Elaeodendron — Myginda — Cassine — Ilex — Prinos; — die Beerenpflaumer in zehn: Phylica — Gouania — Colletia — Ceanothus — Ventilago — Paliurus — Berchemia — Hovenia — Rhamnus — Zizyphus; — und die Apfelpflaumer in achtzehn: Juglans — Engelhardtia

— Pistacia — Amyris — Balsamea — Boswellia — Bursera — Tetragastris — Canarium — Rhus — Schinus — Comocladia — Melanorrhoea — Stagmaria — Holigarna — Spondias — Mangifera — Anacardium.

Auch in dieser Klasse sind manche Geschlechter wieder in Untergeschlechter abgetheilt, und die ganze Klasse zerfällt in 2 Abtheilungen, 5 Ordnungen, 16 Zünfte und 150 Geschlechter.

Die funfzehnte Klasse umfaßt die Beerenpflanzen oder Beerer, nämlich die Dolden und Myrten; d. i. die monogynischen Peripetalen (Baccariae Polypetalae epigynae et perigynae regulares monocarpae seu monogynae) (S. 1785 — 1956).

Diese Klasse ist ebenfalls in zwey Abtheilungen geschieden; in Stockbeerer oder Wenigfädige (S. 1789 — 1888) und Straußbeerer oder Vielfädige (S. 1888 — 1956).

Die erste dieser Abtheilungen besteht aus drey Ordnungen; als: Markbeerer, Markbeerenpflanzen, Doldenpflanzen oder Umbellaten (Baccariae parenchymales) (S. 1789 — 1843), analog den Apetalen; — Schaftbeerer, Schaftbeerenpflanzen, Kletternde oder Caprifoliaceen (Baccariae scapales) (S. 1844 — 1870), analog den Monocotyledonen; — und Stammbeerer, Stammbeerenpflanzen, Weideriche oder Onagrarien (Baccariae truncales) (S. 1870 — 1888), analog den Monopetalen.

Jede von diesen Ordnungen enthält drey Zünfte; — die Markbeerer die Zünfte: Zellenbeerer, Zellenbeerenpflanzen oder Knecken (Baccariae cellulales, — Hydrocotyleae, Mulineae et Saniculeae) (S. 1792 — 1798), gleich den Pilzen; — Aderbeerer, Aderbeerenpflanzen oder Möhren (Baccariae vasales, — Scandicineae, Caucalieae, Daucineae, Thapsieae, Cumineae, Silerineae, Angelicineae et Peucedaneae) (S. 1799 — 1822), gleich den Moosen; — und Drosselbeerer, Drosselbeerenpflanzen oder Merke (Baccariae tracheales, — Seselineae, Ammineae, Smyrneae et Coriandreae) (S. 1822 — 1843), gleich den Farren; — die Schaftbeerer die Zünfte: Rindenbeerer, Rindenbeerenpflanzen oder Glahnen (Baccariae corticales, — Lorantheae et Corneae) (S 1844 — 1848), parallel den Gräsern; — Bastbeerer, Bastbeerenpflanzen oder Holder (Baccariae alburnales, — Caprifolieae) (S 1849 — 1857), parallel den Lilien; — und Holzbeerer, Holzbeerenpflanzen oder Reben (Baccariae lignales, — Aralieae, Hederaceae, Aquilicieae et Viteae) (S. 1857 — 1870), parallel den Palmen; — und die Stammbeerer die Zünfte: Wurzelbeerer, Wurzelbeerenpflanzen oder Muhren (Baccariae radicales, — Halorageae et Trapeae) (S. 1870 — 1872), entsprechend den epigynischen Monopetalen; — Stengelbeerer, Stengelbeerenpflanzen oder Wilchen

(Baccariae cauliales, — Epilobieae) (S. 1873 — 1880), entsprechend den perigynischen Monopetalen; — und Laubbeerer, Laubbeerenpflanzen oder Söden (Baccariae foliales, — Salicarieae) (S. 1880 — 1888), entsprechend den hypogynischen Monopetalen.

Die Abtheilung der Straußbeerer besteht aus zwey Ordnungen; als: Blüthenbeerer, Blüthenbeerenpflanzen oder Melastomaceen (Baccariae florales) (S. 1888 — 1916), welche die hypogynischen Polypetalen wiederholen; — und Fruchtbeerer, Fruchtbeerenpflanzen oder Myrtaceen (Baccariae fructuales) (S. 1916 — 1956), welche die Apetalen, Diclinisten, epigynischen und perigynischen Polypetalen vorstellen.

Davon enthält die Ordnung der Blüthenbeerer drey Zünfte; als: Samenbeerer, Samenbeerenpflanzen oder Elpen (Baccariae seminales, — Rhexieae, Osbeckieae et Lavoisierieae) (S. 1889 — 1892), die Polycarpen wiederholend; — Gröpsbeerer, Gröpsbeerenpflanzen, Beeren-Melastomen oder Gindeln (Baccariae pistillales, — Melastomeae, Miconieae, Chariantheae et Memecyleae) (S. 1893 — 1904), die Monocarpen mit Scheidewänden wiederholend; — und Blumenbeerer, Blumenbeerenpflanzen oder Knören (Baccariae corollales, — Grossularieae et Cacteae) (S. 1905 — 1916), die Monocarpen mit Hohlkapseln wiederholend; — die Ordnung der Fruchtbeerer aber vier Zünfte; als: Nußbeerer, Nußbeerenpflanzen oder Toppen (Baccariae nucales, — Lecythideae) (S. 1917 — 1923), gleich den Apetalen und Diclinisten; — Pflaumenbeerer, Pflaumenbeerenpflanzen oder Schuben (Baccariae drupales, — Barringtonieae) (S. 1923 — 1930), parallel den unregelmäßigen Peripetalen; — Beerenbeerer, Beerenbeerenpflanzen oder Irgeln (Baccariae baccales, — Chamaeleucieae, Leptospermeae et Melaleuceae) (S. 1930 — 1939), analog den monogynischen Peripetalen; — und Apfelbeerer, Apfelbeerenpflanzen oder Myrten (Baccariae pomales, Myrteae) (S. 1940 — 1956), entsprechend den polygynischen Peripetalen.

Diese Zünfte zerfallen in folgende Geschlechter; die Zellenbeerer in eilf: Hydrocotyle — Bolax — Asteriscium — Sanicula — Astrantia — Eryngium — Lagoecia — Echinophora — Arctopus — Bupleurum — Hermas; — die Aderbeerer in ein und zwanzig: Myrrhis — Sphallerocarpus — Scandix — Chaerophyllum — Caucalis — Daucus — Laserpitium — Thapsia — Cuminum — Siler — Tordylium — Levisticum — Selinum — Angelica — Heracleum — Pastinaca — Anethum — Bubon — Peucedanum — Opopanax — Ferula; — die Drosselbeerer in fünf und zwanzig: Crithmum — Meum — Silaus — Athamanta — Seseli — Aethusa — Oenanthe —

Cicuta — Apium — Helosciadium — Ptychotis — Falcaria — Sison — Ammi — Aegopodium — Carum — Bunium — Pimpinella — Sium — Cachrys — Prangos — Conium — Arracacha — Smyrnium — Coriandrum; — die Rindenbeerer in vier: Viscum — Loranthus — Aucuba — Cornus; — die Bastbeerer in sieben: Linnaea — Triosteum — Diervilla — Symphoricarpos — Lonicera — Sambucus — Viburnum; die Holzbeerer in acht: Adoxa — Panax — Aralia — Gastonia — Hedera — Aquilicia — Cissus — Vitis; — die Wurzelbeerer in drey: Proserpinaca — Haloragis — Trapa; — die Stengelbeerer in neun: Isnardia — Jussiaea — Epilobium — Oenothera — Circaea — Lopezia — Gaura — Montinia — Fuchsia; — die Laubbeerer in zehn: Suffrenia — Peplis — Ammania — Lythrum — Cuphea — Pemphis — Ginoria — Lawsonia — Lagerstroemia — Lafoensia; — die Samenbeerer in sechs: Rhexia — Chaetogastra — Osbeckia — Tibouchina — Rhynchanthera — Meriania; — die Gröpsbeerer in siebzehn: Tristemma — Melastoma — Clidemia — Tococa — Medinilla — Ossaea — Heterotrichum — Diplochita — Henriettea — Loreya — Miconia — Cremanium — Blakea — Charianthus — Astronia — Memecylon — Petaloma; — die Blumenbeerer in sieben: Ribes — Rhipsalis — Opuntia — Perescia — Melocactus — Phyllocactus — Cactus; — die Nußbeerer in vier: Bertholletia — Lecythis — Lecythopsis Couroupita; — die Pflaumenbeerer in sechs: Foetidia — Grias — Catinga — Barringtonia — Careya — Gustavia; — die Beerenbeerer in neun: Chamaeleucium — Pileanthus — Baeckia — Leptospermum — Metrosideros — Eucalyptus — Tristania — Melaleuca — Fabricia; — und die Apfelbeerer in dreyzehn: Glaphyria — Myrtus — Jossinia — Pimenta — Myrcia — Calyptranthes — Syzygium — Caryophyllus — Eugenia — Jambosa — Sonneratia — Campomanesia — Psidium.

Von diesen Geschlechtern sind mehrere wieder in Untergeschlechter zerfällt, und die ganze Klasse wird in 2 Abtheilungen, 5 Ordnungen, 16 Zünfte und 160 Geschlechter geschieden.

Die sechzehnte Klasse endlich begreift die Apfelpflanzen oder Aepfler; nämlich die Rosenartigen, d. i. die polygynischen Peripetalen (Pomariae Polypetalae perigynae regulares polycarpae seu polygynae) (S. 1957—2090), welche das letzte Gau oder den dritten Kreis der Organ oder Stockpflanzen, Dicotyledonen, nämlich die Fruchtpflanzen oder Apetalen, Diclinisten, epigynischen und perigynischen Polypetalen oder Blätterblumen beschließen, und somit das ganze Pflanzenreich.

Auch diese Klasse bringt der Verfasser in zwey Haupt-

Abtheilungen: Stockäpfler (Pomariae stipitales) (S. 1960 1999) und Straußäpfler oder Rosaceen (Pomariae thyrsales) (S. 2000 — 2090).

Die Abtheilung der Stockäpfler scheidet er wieder in zwey Gruppen: in Vielbälgige (Crassulaceae et Ficoideae) (S. 1961 — 1977) und Wenigbälgige (Tamariscineae et Saxifragaceae) (S. 1978 — 1999).

Die Gruppe der Vielbälgigen enthält nur eine Ordnung: die Markäpfler, Markapfelpflanzen oder Semperviven (Pomariae parenchymales) (S. 1961 — 1977), welche den Acotyledonen entsprechen.

Sie enthält drey Zünfte; als: Zellenäpfler, Zellenapfelpflanzen oder Heppen (Pomariae cellulares, — Galacineae) (S. 1961 — 1962), analog den Pilzen; — Aderäpfler, Aderapfelpflanzen oder Zumpen (Pomariae vasales, — Crassulaceae) (S. 1962 — 1969), analog den Moosen; — und Drosseläpfler, Drosselapfelpflanzen oder Wäden (Pomariae tracheales, — Ficoideae) (S. 1970 — 1977), analog den Farren.

Die Gruppe der Wenigbälgigen begreift aber zwey Ordnungen: die Schaftäpfler, Schaftapfelpflanzen oder Tamariskenartigen (Pomariae scapales) (S. 1978 — 1985), welche die Monocotyledonen wiederholen; — und die Stammäpfler, Stammapfelpflanzen oder Saxifragaceen (Pomariae truncales) (S. 1986 — 1999), welche den Monopetalen gleich stehen.

Jede dieser Ordnungen hat drey Zünfte; so die Schaftäpfler die Zünfte: Rindenäpfler, Rindenapfelpflanzen oder Kneyen (Pomariae corticales, — Nitrarieae. Reaumurieae et Tamariscineae) (S. 1978 — 1981), parallel den Gräsern; — Bastäpfler, Bastapfelpflanzen oder Schirken (Pomariae alburnales, — Bruniaceae) (S. 1982 — 1984), parallel den Lilien; — und Holzäpfler, Holzapfelpflanzen oder Drumpen (Pomariae lignales, — Hamamelideae) (S. 1984 — 1985), parallel den Palmen; — und die Stammäpfler die Zünfte: Wurzeläpfler, Wurzelapfelpflanzen, Zwieren oder Steinbreche (Pomariae radicales, — Saxifrageae) (S. 1986 — 1993), gleich den epigynischen Monopetalen; — Stengeläpfler, Stengelapfelpflanzen oder Noben (Pomariae cauliales, — Baueraceae et Cunoniaceae) (S. 1993 — 1995), gleich den perigynischen Monopetalen; — und Laubäpfler, Laubapfelpflanzen oder Klammen (Pomariae foliales, — Hydrangeae, Escallonieae et Philadelpheae) (S. 1995 — 1999), gleich den hypogynischen Monopetalen.

Die Abtheilung der Straußäpfler umfaßt deßgleichen zwey Ordnungen: die Blüthenäpfler, Blüthenapfelpflanzen, Roseen oder Rosaceen (Pomariae florales (S. 2000 — 2029), welche

die hypogynischen Polypetalen vorstellen; — und die Fruchtäpfler, Fruchtapfelpflanzen oder Obstpflanzen (Pomariae fructuales) (S. 2029 — 2090), welche die Apetalen, Diclinisten, epigynischen und perigynischen Polypetalen wiederholen.

Davon enthalten die Blüthenäpfler drey Zünfte: die Samenäpfler, Samenapfelpflanzen oder Bromen (Pomariae seminales, — Sanguisorbeae, Potentilleae et Rosaceae) (S. 2001 — 2022), analog den Polycarpen; — die Gröpsäpfler, Gröpsapfelpflanzen oder Sicken (Pomariae pistillales, — Neuradeae) (S. 2022 — 2023), analog den Monocarpen mit Scheidewänden; — und die Blumenäpfler, Blumenapfelpflanzen oder Spieren (Pomariae corollales, — Spiraeaceae) (S. 2023 — 2029), analog den Monocarpen mit Hohlkapseln; — die Fruchtäpfler hingegen vier Zünfte: die Nußäpfler, Nußapfelpflanzen oder Gohren (Pomariae nucales, — Monimiaceae, Calycantheae et Granateae (S. 2030 — 2039), entsprechend den Apetalen und Diclinisten; — die Pflaumenäpfler, Pflaumenapfelpflanzen, Zwetschen oder Drupaceen (Pomariae drupales, — Chrysobalaneae et Amygdaleae) (S. 2040 — 2064), parallel den unregelmäßigen Peripetalen; — die Beerenäpfler, Beerenapfelpflanzen oder Mispeln (Pomariae baccales, — Mespileae) (S. 2064 — 2071), gleich den monogynischen Peripetalen; — und die Apfeläpfler, Apfelapfelpflanzen oder Aepfel (Pomariae pomales, — Pomaceae) (S. 2071 — 2090), analog den polygynischen Peripetalen.

Zu diesen Zünften rechnet der Verfasser nachstehende Geschlechter; zu den Zellenäpflern zwey: Galax — Francoa; — zu den Aderäpflern eilf: Tillaea — Panthorum — Sedum — Rhodiola — Sempervivum — Bryophyllum — Calanchoë — Cotyledon — Umbilicus — Rochea — Crassula; — zu den Drosseläpflern fünf: Glinus — Aizoon — Sesuvium — Tetragonia — Mesembryanthemum; — zu den Rindenäpflern drey: Nitraria — Reaumuria — Tamarix; — zu den Bastäpflern drey: Staavia — Brunia — Berzelia; — zu den Holzäpflern zwey: Fothergilla — Hamamelis; — zu den Wurzeläpflern sechs: Vahlia — Henchera — Chrysosplenium — Tiarella — Mitella — Saxifraga; — zu den Stengeläpflern vier: Bauera — Cunonia — Ceratopetalum — Weinmannia; — zu den Laubäpflern sechs: Hydrangea — Escallonia — Itea — Deutzia — Philadelphus — Decumaria; — zu den Samenäpflern sechzehn: Alchemilla — Sanguisorba — Poterium — Agrimonia — Cliffortia — Margyricarpus — Cercocarpus — Purshia — Geum — Waldsteinia — Dryas — Fragaria — Commarum — Potentilla — Rubus — Rosa; — zu den Gröpsäpflern zwey: Neurada — Grielum; — zu den Blumenäpflern fünf: Gillenia —

Kerria — Spiraea — Smegmaria — Lindleya; — zu den Nußäpflern neun: Laurelia — Atherosperma — Peumus — Citrosma — Mollinedia — Mithridatea — Chimonanthus — Calycanthus — Punica; — zu den Pflaumenäpflern sieben: Hirtella — Hedycrea — Grangeria — Acia — Petrocarya — Chrysobalanus — Prunus; — zu den Beerenäpflern acht: Crataegus — Chamaemespilus — Torminaria — Aria — Cotoneaster — Mespilus — Aronia — Eriobotrya; — und zu den Apfeläpflern eins: Pyrus.

Viele dieser Geschlechter sind in Untergeschlechter gebracht, und die ganze Klasse in 2 Abtheilungen, 5 Ordnungen, 16 Zünfte und 90 Geschlechter.

Nun gibt der Verfasser eine Zusammenstellung der bekannten Geschlechter und Gattungen der Fruchtpflanzen (S. 2091—2094).

Er zählt von Nußpflanzen oder Apetalen und Diclinisten 463 Geschlechter mit beyläufig 4749 Gattungen; von Pflaumenpflanzen oder unregelmäßigen Peripetalen 522 Geschlechter mit etwa 4418 Gattungen; von Beerenpflanzen oder monogynischen Peripetalen 470 Geschlechter mit nahe an 4296 Gattungen; und von Apfelpflanzen oder polygynischen Peripetalen 234 Geschlechter mit ungefähr 2003 Gattungen; zusammen daher von Fruchtpflanzen oder Apetalen, Diclinisten, epigynischen und perigynischen Polypetalen 1679 Geschlechter mit beyläufig 15466 Gattungen.

Aus einer Zusammenstellung der vom Verfasser als bekannt aufgeführten Geschlechter und Gattungen der drey Kreise der Organ- oder Stockpflanzen, Dicotyledonen, ergibt sich folgendes Zahlenresultat für das dritte Land der Pflanzen. Er zählt von Stammpflanzen oder Monopetalen 2249 Geschlechter mit etwa 17087 Gattungen; von Blüthenpflanzen oder hypogynischen Polypetalen 970 Geschlechter mit nahe an 9556 Gattungen; und von Fruchtpflanzen oder Apetalen, Diclinisten, epigynischen und perigynischen Polypetalen 1679 Geschlechter mit ungefähr 15466 Gattungen; mithin zusammen von Dicotyledonen 4898 Geschlechter mit beyläufig 42109 Gattungen.

Soll sich die von ihm vermuthete Gesetzmäßigkeit in der Zahl der Geschlechter und Gattungen bewähren, so kann es nur 2560 Geschlechter mit 40960 Gattungen von Dicotyledonen geben. Es müßten daher jetzt schon von den Autoren um 2338 Geschlechter und 1149 Gattungen bey den Dicotyledonen zu viel aufgestellt worden seyn.

Daß auch bey diesem Pflanzenlande nicht alle Geschlechter vom Verfasser in sein Werk aufgenommen werden konnten, ist durch die Gränzen seines Umfanges begreiflich.

Nun wiederholt er die Summe der Geschlechter und Gattungen aller Pflanzen (S. 2094 — 2096); und zwar die Zahl der Geschlechter nach de Candolle, Sprengel und Endlicher, die der Gattungen nach Kosteletzky, und erhält dadurch ein von seinen früher gegebenen Zählungen ziemlich abweichendes Zahlenresultat; nämlich bey den Acotyledonen statt 521 Geschlechter mit 6250 Gattungen, 521 Geschlechter mit 6150 Gattungen; bey den Monocotyledonen statt 1032 Geschlechter mit 7987 Gattungen, 1013 Geschlechter mit 7889 Gattungen; und bey den Dicotyledonen statt 4898 Geschlechter mit 42109 Gattungen, 4898 Geschlechter mit 45682 Gattungen; zusammen daher von allen Pflanzen statt 6451 Geschlechter mit 56346 Gattungen, 6432 Geschlechter mit 59721 Gattungen.

Da es nach der Ansicht des Verfassers nur 4096 Pflanzengeschlechter mit 65536 Gattungen geben kann, so sind nach der ersteren Zählung um 2355 Geschlechter, und nach der letzteren um 2336 zu viel aufgestellt worden; dagegen müßten nach der früheren Zählung noch 9190 und nach der späteren 5815 neue Gattungen entdeckt werden.

Den Schluß der Dicotyledonen macht der Parallelismus der Zünfte der vier Klassen der Fruchtpflanzen (S. 2097 — 2098) und die Literatur derselben (S. 2099 — 2111).

Alle Klassen mit ihren Abtheilungen sind genau charakterisirt; eben so die Ordnungen, Zünfte, Geschlechter und Untergeschlechter. Bey jedem Geschlechte sind die wichtigsten Gattungen aufgeführt, mit Angabe ihrer Eigenschaften, ihres Vaterlandes und Aufzählung ihrer Kennzeichen, in Form einer bald längeren, bald kürzeren Beschreibung, je nachdem die Gattung von größerem oder geringerem Nutzen oder Interesse ist. Außer den deutschen Benennungen derselben, welche sich größtentheils auf eine eigene, vom Verfasser eingeführte Nomenclatur begründen, die hauptsächlich aus Nemnich's Polyglotten-Lexicon geschöpft ist, findet man hier bey jeder Gattung sowohl den lateinischen systematischen Namen, als die provinziellen Benennungen. Allenthalben ist ihres Nutzens und ihrer Schädlichkeit erwähnt, so wie ihrer Anwendung in der Medicin, Oekonomie und Technik. Ueberall sind sowohl die pharmaceutischen Benennungen der officinellen Pflanzen und ihrer einzelnen Theile, als die Gartennamen der kultivirten Pflanzen angegeben, und die wichtigsten Citate beygefügt, welche die einzelnen Gattungen betreffen, vorzüglich mit Rücksicht auf Abbildungen; so wie man nirgends die mannigfaltigsten und interessantesten Notizen vermißt, welche die eigentliche Naturgeschichte betreffen, und die mit großem Fleiße aus den ältesten wie aus den neuesten Schrift-

stellern zusammengetragen wurden. Bey den wichtigeren Pflanzengattungen sind auch die Varietäten mit großer Vollständigkeit aufgezählt, und auf dieselbe Weise behandelt, wie die Gattungen, zu welchen sie gehören; wobey der Verfasser bisweilen eine eigenthümliche, auf ihre Anwendung im Haushalte gegründete Eintheilung in Vorschlag gebracht hat.

Als Anhang widmet der Verfasser noch ein Kapitel dem Parallelismus aller Pflanzen (S. 2111—2113), worin er die schon bey Darstellung seines Systems ausgesprochene Ansicht wiederholt, daß Thiere und Pflanzen, welche auf gleicher Entwicklungsstufe stehen, specifisch auf einander wirken; oder deutlicher gesagt, daß die den Thieren entsprechenden Pflanzen als specifisch wirkend auf die entsprechenden Organe, und wahrscheinlich wieder auf die entsprechenden pathologischen Zustände derselben betrachtet werden müssen. Obgleich er die Schwierigkeit erkennt, diesen Parallelismus schon dermalen bis auf die einzelnen Geschlechter ausdehnen zu können, so glaubt er doch wenigstens die Parallelen der Klassen, Ordnungen und Zünfte mit wenigen Ausnahmen durch sein System bereits festgestellt zu haben, und sucht dieselben in zwey Tabellen zu versinnlichen, wo er die Pflanzenorgane mit den Thierorganen, dann mit den Pflanzenklassen, Ordnungen und Zünften, und endlich mit den Thierklassen und den Ordnungen und Zünften der Säugethiere parallelisirt.

Hierauf folgt die allgemeine Literatur der Pflanzen, und zwar die ältere nach Haller, die neuere nach Sprengel und die neueste nach Dierbach und Wikström (S. 2114—2135), so wie die Angabe einiger von den vielen, in den botanischen Theil seines Werkes eingeschlichenen Druckfehlern (S. 2136).

Den gänzlichen Schluß der Botanik macht eine Uebersicht der Materien des systematischen Theiles, dann der Eintheilung des Pflanzenreichs in Länder, Gaue, Klassen, Ordnungen, Zünfte und Geschlechter, und ein alphabetisches Verzeichniß der Zünfte (S. I—XXX). Endlich ein alphabetisches Register über die gesammte systematische Abtheilung der Botanik (S. 1—44).

Aus dem umständlichen Auszuge, welchen wir von dem der Botanik gewidmeten Theile des wahrhaft großartigen Oken'schen Werkes liefern zu müssen für nöthig erachteten, theils um die Zweckmäßigkeit in seiner Anlage und seinen reichen Inhalt ersichtlich zu machen, theils um über das Detail der Durchführung des besonderen oder systematischen Theiles und über die Anwendung der Grundsätze des vom Verfasser befolgten Systemes genaue Rechenschaft zu geben, und durch eine möglichst klare Darstellung der Eintheilung ein Bild des ganzen Gebäudes vor Augen

zu legen, kann man die bewunderungswürdige Umsicht des Verfassers erkennen, die sich in allen seinen Schriften unverkennbar ausspricht, so wie dessen originelle Genialität in der Durchführung seiner Ansichten, womit er auch in diesem Werke den ausgedehnten Zweig der Botanik auf eine, dem dermaligen Standpunkte der Wissenschaft vollkommen angemessene, höchst philosophische und zugleich auch leichtfaßliche Weise bearbeitet hat. Der allgemeine oder einleitende Theil, welcher die wichtige Lehre über den Bau, das Leben und die Verrichtungen der Pflanzen enthält, ist mit besonderer Sorgfalt behandelt, und umfaßt Alles, was zur Erklärung der Organe und ihrer Functionen, so wie ihrer Entwicklung und Veränderungen erforderlich ist. Alle wichtigeren Entdeckungen, von der ältesten bis auf die neueste Zeit, sind hier benützt und besprochen, und nicht selten mit eigenen Beobachtungen vermehrt und dem, dem Verfasser eigenthümlichen Scharfsinne beleuchtet. Die genialen Deutungen, deren sowohl der anatomische als physiologische Theil unzählige enthält, beurkunden eben so sehr den großen Kenner der Natur, als den tiefen Denker, und verbreiten oft ein helles Licht über so manche Erscheinungen im Pflanzenleben, die bisher in tiefes Dunkel gehüllt, uns unauflösliche Räthsel dünkten. Nicht minder umfassend sind auch die Kapitel über Pflanzen-Chemie und Physik bearbeitet, mit strenger Berücksichtigung des dermaligen Standes der Wissenschaft.

In dem besonderen Theile sind es vorzüglich die beyden der Pflanzengeographie und Physiognomie gewidmeten Abschnitte, welche in einer detaillirten Darstellungsweise behandelt, von einer besonderen Vorliebe des Verfassers für diesen wichtigen und interessanten Zweig der Wissenschaft zeugen. Kürzer werden die Kulturpflanzen und die angewandte Botanik gehalten; doch vermißt man auch hier nichts, was die Vollständigkeit der Uebersicht beeinträchtigen könnte. Die größte Ausführlichkeit herrscht aber in der Bearbeitung des systematischen Theiles des Werkes. Hier hat der Verfasser die Grundsätze seines Systems vollständig erläutert und durch alle Pflanzenklassen durchgeführt, alle Abtheilungen charakterisirt sammt ihren wichtigsten Geschlechtern, und eine höchst bedeutende Anzahl von Gattungen und ihren Varietäten beschrieben; wobey er vorzüglich auf jene Rücksicht genommen, welche in irgend einer Beziehung das allgemeine Interesse in Anspruch nehmen. Ueberall ist ihres Nutzens und Schadens erwähnt, ihrer besonderen Anwendung und ihrer Eigenschaften, und viele historische Notizen sind bey allen wichtigeren Pflanzengattungen in den Text mit eingeflochten. Ueberhaupt hat es sich der Verfasser zur besonderen Aufgabe gemacht,

ihre eigentliche Naturgeschichte zu behandeln. In dieser Beziehung steht das Oken'sche Werk einzig da, indem gerade dieser, das allgemeine Interesse am meisten in Anspruch nehmende Zweig des Wissens, bey allen Bearbeitungen der Botanik am meisten vernachläßigt und in den Hintergrund gestellt, der systematischen Behandlung weichen mußte, welche nur für den streng wissenschaftlich Gebildeten und den Gelehrten vom Fache berechnet ist. Oken's Arbeit wird dadurch nicht nur für alle Klassen seiner Leser brauchbar und belehrend, sondern zugleich auch anziehend, und dieß um so mehr, als auch der wissenschaftliche Theil in einer Weise behandelt ist, die bey der Leichtfaßlichkeit und Klarheit der Darstellung keinen Zweifel über die Verständlichkeit zuläßt.

Das System, welches der Verfasser seiner Arbeit zum Grunde legt, ist von ihm selbst geschaffen, und beruht auf naturphilosophischen Grundsätzen. Es ist somit ein natürliches genetisches System, da es auf das Bildungs- und Entwicklungsgesetz gegründet ist. Die Mängel des bisherigen, durch Jussieu eingeführten natürlichen Systems durch eine richtige Deutung und Begränzung aller einzelnen Gruppen wesentlich zu verbessern, und dadurch der Wahrheit möglichst nahe zu kommen, war die Hauptaufgabe des Verfassers. Um dieses Ziel zu erreichen, hat er einen Weg eingeschlagen, der von dem aller übrigen Systematiker durchaus verschieden ist. Die Grundsätze, welche ihn hierbey geleitet, sind dieselben, auf welchen seine Klassifikation der Thiere beruht. So wie er das gesammte Thierreich als einen aus einander gelegten Leib betrachtet, dessen Organe bald mehr, bald weniger vollständig ein eigenes Leben führen, und alle größeren Abschnitte in demselben oder die Thierklassen daher als abgegränzte Entwicklungsstufen der einzelnen thierischen Organe; eben so sieht er auch das Pflanzenreich als eine Zerfällung der Pflanze in ihre einzelnen Organe, und die Pflanzenklassen daher als eine selbstständige Darstellung der pflanzlichen Organe an. Es handelte sich daher zuvörderst um die Ermittlung der Organe, und diese sind nach der Ansicht des Verfassers folgende: das Zellengewebe, das Röhren- oder Adergewebe und das Spiralgefäß- oder Drosselgewebe, welche zusammen die pflanzlichen Gewebe oder das Mark bilden; — die Rinde, der Bast und das Holz, welche nichts anderes sind, als die Absonderungen dieser Gewebe im Querschnitte des Stengels, und daher vom Verfasser als die anatomischen Systeme betrachtet werden, die durch den ganzen Pflanzenleib reichen und sich wie Scheiden einschließen; — dann die Wurzel, der Stengel und das Laub, welche er als eine selbstständige Trennung der Rinde, des Bastes und des Holzes nach dem Längendurchschnitte des Stockes ansieht, und

die zusammen den Stamm darstellen; — der Samen, der Gröps (Pistill) und die Blume, welche er für eine Wiederholung der Wurzel, des Stengels und des Laubes annimmt, und die zusammen die Blüthe ausmachen; — ferners die Nuß, die Pflaume und die Beere, welche er für eine Ausbildung des Samens, des Gröpses und der Blume betrachtet; — und endlich der Apfel, in welchem er eine Verschmelzung der Nuß, der Pflaume und der Beere zu einer zusammengesetzten oder synthetischen Frucht erkennt; welche vier letzteren Organe zusammen die Frucht bilden, die nebst der Blüthe und dem Stamme die eigentlichen Organe, oder abgesonderte, aber ganze Theile des Pflanzenleibes darstellen.

Auf diese Weise erhielt der Verfasser dreyerley Abtheilungen von verschiedenem Werthe; eine Abtheilung in drey große Gruppen oder seine Pflanzenländer, welche die Gewebe, die anatomischen Systeme oder Scheiden und die eigentlichen oder abgesonderten Organe vorstellen; — eine Abtheilung in drey kleinere Gruppen oder seine Pflanzengaue, welche auf den drey Hauptabtheilungen der eigentlichen oder abgesonderten Organe, nämlich dem Stamme, der Blüthe und der Frucht beruhen; — und eine Abtheilung in sechzehn noch kleinere Gruppen oder seine Pflanzenklassen, welche alle einzelnen Organe der Pflanzen darstellen. Da er den weiteren Grundsatz aufgestellt, daß auch unter den einzelnen Gliedern jeder Klasse das Streben liege, den Bau aller Pflanzenorgane zu erreichen, ohne es hierin auch immer zur förmlichen Ausbildung zu bringen, so zieht er den Schluß, daß in jeder Klasse eine Nachahmung aller Pflanzenorgane Statt finden müsse, und gründet hierauf seine fernere Abtheilung in Zünfte oder Familien, deren es daher ebenfalls nur sechzehn in jeder Klasse geben könne, welche er nach den fünf Hauptstufen der Pflanzenorgane, als: Mark, Scheiden, Stamm, Blüthe und Frucht, wieder in jeder einzelnen Klasse in fünf Ordnungen vereinigt.

Dieses gesetzmäßige Durchlaufen aller Pflanzenorgane glaubt er sogar auch auf die Geschlechter (Genera) und Gattungen (Species) ausdehnen zu sollen, deren durchgängige Zerfällung sich ebenfalls auf die Zahl sechzehn, d. i. auf die Zahl der Pflanzenorgane nach seiner Ansicht gründen müsse; obgleich er in der Ausführung von diesem Grundsatze abgewichen ist, und häufig bald mehr, bald weniger als sechzehn Geschlechter in einer Zunft vereinigt. Der Verfasser erhält sonach in jeder seiner sechzehn Klassen des gesammten Pflanzenreichs fünf Ordnungen und sechzehn Zünfte oder Familien, für welche er eine eigene, von den einzelnen Organen hergenommene Nomenclatur in Vorschlag

bringt, wie wir aus dem umständlichen Auszuge, den wir gegeben, ersehen haben

Dieß ist der Hauptumriß des Oken'schen Systems in der Botanik, das, so sehr es auch auf den ersten Anblick von dem bereits bestehenden, von Jussieu aufgestellten natürlichen Systeme abzuweichen scheint, doch in seinen Grundzügen die größte Aehnlichkeit mit demselben hat; so daß man unwillkürlich zu der Vermuthung verleitet wird, Oken habe die von Jussieu aufgestellten größeren Abtheilungen nur auf eine neue Weise gedeutet, und indem er denselben Begriff damit verbindet, nur eine besondere, seiner Lehre entsprechende Erklärung ihrer Bedeutung gegeben. So sind seine drey Pflanzenländer: Markpflanzen, Scheidepflanzen und Organpflanzen, nur Jussieu's drey große Pflanzenabtheilungen: Acotyledonen, Monocotyledonen und Dicotyledonen, und seine drey Pflanzengaue: Stammpflanzen, Blüthenpflanzen und Fruchtpflanzen, mit geringer Abänderung Jussieu's Apetalen, Monopetalen und Polypetalen. Auch selbst seine sechzehn Pflanzenklassen sind großentheils auf die von Jussieu aufgestellten Klassen und Ordnungen gestützt; doch hat hier der Verfasser viele, und mitunter mehrere, wesentlich von der herrschenden Ansicht abweichende Abänderungen vorgenommen, welche wir später näher beleuchten wollen.

Bey der Aufstellung seiner Ordnungen hat er zu bezwecken gesucht, in der Regel in der ersten immer Kräuter, in der zweyten Stauden, in der dritten Bäume, in der vierten Blumen und in der fünften Früchte zu vereinigen, und nach einem ganz ähnlichen Grundsatze hat er bey der Vertheilung der einzelnen Pflanzengeschlechter in Zünfte oder Familien vorzüglich darauf Rücksicht genommen, daß alle zu einer und derselben Zunft gezählten Geschlechter durch eine besondere Entwicklung desjenigen Organes charakterisirt sind, welches sich in der Zunft selbst repräsentirt.

Es ist nicht zu läugnen, daß dieses vom Verfasser aufgestellte, eben so scharfsinnige, als in seiner Behandlung originelle System, welches er mit vieler Consequenz durchgeführt hat, auf den ersten Anblick große Wahrscheinlichkeit für sich gewinnt; obgleich es nach der innigsten Ueberzeugung des Referenten auf Grundsätzen beruht, die sich bey einer genauen Prüfung durchaus nicht als haltbar bewähren dürften.

So wahr es ist, daß in allen drey Reichen der Natur eine bestimmte Gesetzmäßigkeit obwaltet, nach welcher sich die einzelnen Glieder derselben hervorbilden und entwickeln, und, daß eine naturgemäße Eintheilung derselben sich nur auf eben diese Gesetzmäßigkeit in ihrer Bildung und Entwicklung gründen könne;

eben so gewiß ist es aber auch, daß sich diese Gesetzmäßigkeit, in sofern sie das allgemeine Bildungs- und Entwicklungsgesetz betrifft, nur auf die größeren Abtheilungen mit Einschluß der Klassen und Ordnungen beschränke, und bey den ferneren Abtheilungen, als Familien, Zünften, Geschlechtern, Untergeschlechtern und Gattungen, an die Stelle des allgemeinen Bildungs- und Entwicklungsgesetzes das Gesetz der Mannigfaltigkeit trete, und daß jeder Versuch, auch hier bey diesen kleineren Abtheilungen ein bestimmtes Zahlengesetz zu verfolgen, in der Ausführung scheitern, und von dem Wege der wahren oder natürlichen Abgränzung auf den der willkürlichen oder künstlichen Zusammenstellung führen müsse. Das allgemeine Bildungs- und Entwicklungsgesetz beruht aber, nach der vollkommenen Ueberzeugung des Berichterstatters, in der organischen Schöpfung keineswegs auf den einzelnen Organen, sondern auf den physiologischen und anatomischen Systemen; daher auch nur auf diese eine natürliche Eintheilung in der Pflanzen- und Thierwelt gegründet werden kann.

Bey den Pflanzen sind es die beyden physiologischen Systeme der Ernährung und Fortpflanzung, welche ihre Trennung in zwey große Hauptabtheilungen bedingen. Wir sehen sie in der Natur auch deutlich vorgezeichnet und scharf und bestimmt von einander gesondert. Es sind Endlicher's Thallophyten oder die geschlechtslosen Pflanzen (Agamae), welche keinen Gegensatz zwischen Wurzel und Stengel darbieten, mithin achsenlos sind, und nur die Entwicklungsstufe des Ernährungssystems darstellen; — und dessen Cormophyten oder die Geschlechtspflanzen (Syngamae), welche einen Gegensatz zwischen Wurzel und Stengel zeigen, mithin Achsenpflanzen sind, und die Entwicklungsstufe des Fortpflanzungssystems repräsentiren.

Da sich bey diesen letzteren das Ernährungssystem mit dem Fortpflanzungssysteme ziemlich gleichmäßig entwickelt, dieses bey den höher organisirten, jenes bey den tiefer organisirten aber vorwaltend entwickelt ist, so scheiden sich die Cormophyten nach eben diesen beyden physiologischen Systemen wieder in zwey Abtheilungen. Zu ersterer gehören jene Pflanzen, bey welchen die Gefäßbildung zuerst auftritt und denen eigentliche Blätter mangeln, größtentheils Cryptogamen, welche nur in ihren höchsten und vollendetsten Formen es zur vollkommenen Blüthe bringen, wie in den Zamien und Coniferen, und welche man als die Stengel- oder Samenpflanzen (Caulophyta), im Gegensatze zu den Thallophyten oder Wurzelpflanzen betrachten kann; — zu letzterer jene, welche mit vollkommenen Gefäßen und wahren Blättern versehen sind; nämlich die Pflanzen mit umhüllten

Samen, wie die Mono- und Dicotyledonen, durchaus Phanerogamen oder Pflanzen mit vollkommen entwickelter Blüthe, die daher als die Blätter- oder Blüthenpflanzen (Phyllophyta) zu betrachten sind.

Jede dieser drey größeren Abtheilungen kann, nach der Ansicht des Berichterstatters, nur wieder in drey kleinere zerfallen, und zwar nach den drey anatomischen Systemen, in welche das Ernährungssystem sich scheidet, nämlich nach dem Verdauungs-, Gefäß- und Athemsystem. Wirklich finden wir in der Natur auch diese drey Abtheilungen durchgängig wieder ausgesprochen, in welchen ein oder das andere dieser anatomischen Systeme vorwaltend entwickelt ist, obgleich dieß nicht überall deutlich erkannt werden kann. Namentlich ist dieß bey den Thallophyten der Fall, welche wahre Zellenpflanzen sind, und denen durchgängig eigene Gefäße mangeln. Doch müssen bey diesen die Zellen nothwendig für die ersten Anfänge von Gefäßen betrachtet werden, da sie die dreyfache Function der Verdauung, Säftebewegung und Athmung auszuüben haben, und bald die eine, bald die andere dieser zur Erhaltung des pflanzlichen Lebens unumgänglich nöthigen Functionen in größerer Vollkommenheit. So spricht sich das Verdauungssystem bey den Schwämmen durch den ungeheuer schnellen Wachsthum, das Gefäßsystem bey den Algen durch ihre röhrenartige Structur, und das Athemsystem bey den Flechten durch ihre blattartige Entwicklung und ihre luftathmende Oberfläche aus. Betrachten wir in dieser Beziehung alle größeren natürlichen Gruppen des Pflanzenreichs, so sehen wir das Vorwalten des Verdauungssystems, unter den Thallophyten bey den Schwämmen, unter den Caulophyten bey den Moosen und unter den Phyllophyten bey den Monocotyledonen; — des Gefäßsystemes, unter den Thallophyten bey den Algen, unter den Caulophyten bey den Farren und unter den Phyllophyten bey den Gamopetalen; — und des Athemsystemes, unter den Thallophyten bey den Flechten, unter den Caulophyten bey den Gymnospermen (Zamien und Coniferen) und unter den Phyllophyten bey den Dialypetalen.

Stellt man diese neun Gruppen, welche nach der Ansicht des Referenten die wahren Pflanzenklassen sind, — indem die von den meisten Botanikern noch als eine besondere Klasse angenommene Abtheilung der Apetalen offenbar nur unvollkommene Bildungen enthält, die nur tiefere Zustände von Dialypetalen, — vielleicht aber auch bisweilen von Gamopetalen darstellen, — in ihre drey natürlichen, auf das Verdauungs-, Gefäß- und Athemsystem gegründeten Reihen über einander, so zeigen sich auf eine auffallende Weise ihre aufsteigenden sowohl als parallelen

Verwandtschaften, und ihre selbst typischen Wiederholungen in den zu einer und derselben Reihe gehörigen Gliedern; ein Beweis für die Richtigkeit ihrer Stellung und Begränzung.

Folgende Tabelle dürfte diese Uebersicht erleichtern und zugleich ein Bild der stufenweisen Entwicklung der Pflanzenformen in ihren großen Abgränzungen geben.

I. Entwicklungsstufe des Ernährungssystems. Agamae seu Thallophyta. Geschlechtslose Pflanzen, achsenlose Pflanzen oder Wurzelpflanzen.

I. Reihe.	II. Reihe.	III. Reihe.
Vorwaltende Entwicklung des Verdauungssystems.	Vorwaltende Entwicklung des Gefäßsystems.	Vorwaltende Entwicklung des Athemsystems.
1. Klasse: Schwämme. Fungi.	2. Klasse: Algen. Algae.	3. Klasse: Flechten. Lichenes.

II. Entwicklungsstufe des Fortpflanzungssystems. Syngamae seu Cormophyta. Geschlechtspflanzen, Achsenpflanzen.

A. Vorwaltende Entwicklung des Ernährungssystems. Caulophyta. Stengelpflanzen, Samenpflanzen.

I. Reihe.	II. Reihe.	III. Reihe.
Vorwaltende Entwicklung des Verdauungssystems.	Vorwaltende Entwicklung des Gefäßsystems.	Vorwaltende Entwicklung des Athemsystems.
4. Klasse: Moose. Musci.	5. Klasse: Farren. Filices.	6. Klasse: Nacktsamer. Gymnospermia.

B. Vorwaltende Entwicklung des Fortpflanzungssystems. Phyllophyta. Blätterpflanzen, Blüthenpflanzen.

I. Reihe.	II. Reihe.	III. Reihe.
Vorwaltende Entwicklung des Verdauungssystems.	Vorwaltende Entwicklung des Gefäßsystems.	Vorwaltende Entwicklung des Athemsystems.
7. Klasse: Monocotyledonen. Monocotyledones.	8. Klasse: Gamopetalen. Gamopetala.	9. Klasse: Dialypetalen. Dialypetala.

Referent theilt die feste Ueberzeugung, daß diese gesetzmäßige Zerfällung nach der Dreyzahl, gegründet auf die drey anatomischen Systeme der Verdauung, der Säftebewegung und der Athmung, sich eben so, wie dieß in der Thierwelt bey den Evertebraten der Fall ist, auch bey den Pflanzen bis auf die Ord-

nungen erstrecke, und daß jede Klasse derselben in drey Parallelreihen und jede dieser Reihen wieder nur in drey Ordnungen zerfalle, welche zugleich drey Höhenstufen in jeder Klasse bezeichnen, eine tiefste, eine mittlere und eine höchste.

Obgleich die Deutung dieser Reihen und Ordnungen mehr gefühlt, als durch unmittelbare Wahrnehmung erkannt werden kann, und die vorwaltende Entwicklung der verschiedenen anatomischen Systeme nur sehr schwer zu erkennen ist, so treten doch dagegen andere Kennzeichen auf, welche mit der Gesammt-Organisation im innigsten Verbande, uns als Leitstern dienen, ihre natürliche Begränzung festzustellen. Ueberhaupt ist die Deutung, welche wir den größeren Gruppen unserer natürlichen Systeme zu geben bemüht sind, um sie dadurch zu Entwicklungs- oder genetischen Systemen zu erheben, nur der Probierstein ihrer natürlichen Stellung und Begränzung, und kann, ohne Zuhülfnahme aller äußeren sowohl als inneren Kennzeichen, uns niemals auf den Weg führen, eine naturgemäße Abgränzung zu erzielen.

Referent will es versuchen, die durchgängige Zerfällung der neun Pflanzenklassen in drey Reihen und jeder Reihe in drey Ordnungen oder Höhenstufen durch eine kurze tabellarische Uebersicht zu versinnlichen, welche auch die aufsteigenden und parallelen Verwandtschaften, so wie die typischen Wiederholungen in aufsteigender Linie deutlicher zur Anschauung bringt; obgleich er die große Schwierigkeit erkennt, welche sich insbesondere bey den höheren Pflanzenbildungen entgegenstellt, ein solches Bild in einiger Vollkommenheit zu geben.

Es möge daher einstweilen nur als ein schwacher Versuch zur Erreichung des zur Zeit noch sehr ferne liegenden Zieles einer natürlichen genetischen Klassifikation des Pflanzenreichs betrachtet werden.

I. Reihe.	II. Reihe.	III. Reihe.
Vorwaltende Entwicklung des Verdauungssystems.	Vorwaltende Entwicklung des Gefäßsystems.	Vorwaltende Entwicklung des Athemsystems.
I. Klasse: Schwämme. Fungi.		
1. Stufe. Gymnomyceten.	1. Stufe. Xylomaceen, Cytisporeen.	1. Stufe. Tremellinen.
2. Stufe. Hyphomyceten.	2. Stufe. Phacidiaceen.	2. Stufe. Clavarieen, Helvellaceen.
3. Stufe. Gastromyceten.	3. Stufe. Sphaeriaceen.	3. Stufe. Pileaten.

II. Klasse: Algen. Algae.

1. Stufe. Nostochineen.	1. Stufe. Oscillatorien.	1. Stufe. Spongien.
2. Stufe. Batrachospermeen.	2. Stufe. Confervaceen.	2. Stufe. Florideen.
3. Stufe. Ulvaceen.	3. Stufe. Characeen.	3. Stufe. Fucaceen.

III. Klasse: Flechten. Lichenes.

1. Stufe. Pulverarien.	1. Stufe. Verrucarieen, Trypetheliaceen.	1. Stufe. Collemaceen.
2. Stufe. Calycieen.	2. Stufe. Endocarpeen.	2. Stufe. Lecidineen, Parmeliaceen.
3. Stufe. Idiothalamen.	3. Stufe. Sphaerophoreen.	3. Stufe. Usneaceen.

IV. Klasse: Moose. Musci.

1. Stufe. Ricciaceen, Anthoceroteen, Targioniaceen.	1. Stufe. Andreaeaceen.	1. Stufe. Splachnaceen.
2. Stufe. Marchantiaceen.	2. Stufe. Sphagnaceen.	2. Stufe. Dicraneen.
3. Stufe. Jungermanniaceen.	3. Stufe. Phasceen.	3. Stufe. Bryaceen.

V. Klasse: Farren. Filices.

1. Stufe. Salviniaceen.	1. Stufe. Equisetaceen.	1. Stufe. Polypodiaceen, Hymenophylleen.
2. Stufe. Marsilaeaceen.	2. Stufe. Lycopodiaceen.	2. Stufe. Gleicheniaceen, Schizaeazeen, Osmundaceen, Marattiaceen.
3. Stufe. Isoëteen.	3. Stufe. Lepidodendreen.	3. Stufe. Ophioglosseen.

VI. Klasse: Nacktsamer. Gymnospermia.

1. Stufe. Cycadeen.	1. Stufe. Abietineen.	1. Stufe. Taxineen.
2. Stufe. Zamieen.	2. Stufe. Araucarieen.	2. Stufe. Podocarpeen.
3. Stufe. Gnetaceen.	3. Stufe. Cupressineen.	3. Stufe. Salisburieen.

VII. Klasse: Monocotyledonen. Monocotyledones.

1. Stufe. Coronarien, Artorhizen, Ensaten.	1. Stufe. Glumaceen.	1. Stufe. Fluvialen, Spadicifloren.

2. Stufe. Gynandren.	2. Stufe. Enantioblasten.	2. Stufe. Palmen.
3. Stufe. Scitamineen.	3. Stufe. Helobien.	3. Stufe. Piperiten.

VIII. Klasse: Gamopetalen. Gamopetala.

1. Stufe. Rhizantheen.	1. Stufe. Plumbagineen.	1. Stufe. Caprifoliaceen.
2. Stufe. Aristolochieen.	2. Stufe. Aggregaten, Campanulinen, Nuculiferen.	2. Stufe. Contorten.
3. Stufe. Nepentheen.	3. Stufe. Bicornen, Petalanthen.	3. Stufe. Tubifloren, Personaten.

IX. Klasse: Dialypetalen. Dialypetala.

1. Stufe. Begoniaceen.	1. Stufe. Julifloren, Terebinthineen, Acerinen, Hesperiden.	1. Stufe. Discantheen, Corniculaten, Polygalinen.
2. Stufe. Peponiferen.	2. Stufe. Callitrichineen, Tricocceen, Thymelaeen, Frangulaceen.	2. Stufe. Oleraceen, Caryophyllinen, Opuntien.
3. Stufe. Parietalen.	3. Stufe. Polycarpen, Rhoeadeen, Nelumbien.	3. Stufe. Gruinalen, Columniferen, Guttiferen, Calycifloren, Myrtifloren, Rosifloren, Leguminosen.

Daß unter den Monocotyledonen auch dicotyledone Pflanzen und unter den Dialypetalen auch gamopetale aufgenommen sind, darf nicht befremden; da weder die Zahl der Samenlappen, noch die Theilung der Corolle als ein durchgreifender Charakter betrachtet werden darf, obgleich sich die Klassennamen darauf gründen. Durchgreifende Kennzeichen für dieselben aufzufinden ist noch der Zukunft aufbehalten, und dann mögen auch die Namen derselben geändert werden.

Diese hier ausgesprochene Ansicht mag als Kritik des Okenschen Systems gelten, und Referent glaubt nur noch beyfügen zu sollen, daß seiner vollen Ueberzeugung nach die Grundsätze, auf welche Oken sein System basirte, vom Wege der Wahrheit mehr abführen als auf ihn hinweisen, und daß ihre konsequente Durchführung den klarsten Beweis gebe, wie oft dadurch das Natürlichste getrennt, das Verschiedenartigste zusammengestellt ist. Auch kann er sich nicht enthalten, die Ansicht auszusprechen, daß er die vom Verfasser angenommenen Organe nicht durchgängig als selbstständige Organe ansehen könne, da mehrere

derselben, wie namentlich die Nuß, die Pflaume, die Beere und der Apfel, nur verschiedene Zustände oder Formen eines und desselben Organs sind; wie denn auch selbst in den natürlichsten Pflanzenfamilien die Frucht bald in dieser, bald in jener Gestalt auftritt.

Um die wesentlichsten Aenderungen ersichtlich zu machen, welche Oken bey Aufstellung seiner sechzehn Pflanzenklassen im Vergleiche mit den Jussieu'schen Klassen und Ordnungen vorgenommen hat, und dadurch zugleich auf die bisweilen nicht natürlichen Stellungen einzelner Pflanzenfamilien und Geschlechter hinzudeuten, wollen wir diese sechzehn Klassen flüchtig durchgehen, und, wo es nöthig scheint, die wesentlichsten Abweichungen von der herrschenden Ansicht der Botaniker neuester Zeit beyfügen.

Oken's Zellenpflanzen oder seine erste Klasse beruht genau auf der Jussieu'schen Ordnung der Pilze (Fungi). — Seine Aderpflanzen oder die zweyte Klasse umfaßt die drey Jussieu'schen Ordnungen der Algen (Algae), Lebermoose (Hepaticae) und Moose (Musci). Hier finden wir unter den Algen noch die beyden Familien der Diatomeen und Desmidieen aufgeführt, die den neuesten Untersuchungen zu Folge zum Thierreiche gehören. — Die Drosselpflanzen oder die dritte Klasse ist aus den drey Jussieu'schen Ordnungen der Farren (Filices), Najaden (Najades) und Coniferen (Coniferae) zusammengesetzt. So gerne wir der Ansicht des Verfassers in Bezug auf die Verwandtschaft der Coniferen und Cycadeen mit den Farren beytreten, ohne jedoch ihre Einreihung in die Klasse der Farren zugeben zu können, so wenig können wir seine Meinung in Ansehung der Stellung der Najaden theilen, welche offenbar zu den Monocotyledonen in die Nähe der Aroiden gehören. Auch die Einschaltung der Halorageen erscheint nicht natürlich, und eben so wenig die Stellung der zu dieser Familie gezogenen Gattungen Callitriche und Ceratophyllum, welche sich eher an die Tricocceen reihen, wie auch nicht minder der vielleicht eben dahin gehörigen Podostemoneen. Unter den Coniferen finden wir die Gattungen Casuarina und Myrica, die keine nackten Samen haben, und daher zu den Julifloren gerechnet werden müssen. — Dessen Rindenpflanzen oder die vierte Klasse besteht aus den vier Jussieu'schen Ordnungen der Gräser (Gramineae), Cyperoiden (Cyperoideae), Binsen (Junci) und Hydrochariden (Hydrocharideae). Diese Klasse enthält sonach hypo-, peri- und epigyne Monocotyledonen und einige hypogyne Dicotyledonen. Die Einreihung der Hydrochariden, welche zu den Ensaten, und der Pontederien, welche zu den Coronarien gehören, kann nicht wohl gebilligt werden; noch weniger aber jene der Hydropeltiden und

Nymphaeaceen, welche die Familie der Nelumbien bilden, und mit den Rhoeadeen die größte Verwandtschaft haben, so wie der nicht natürlich zu den Nymphaeaceen gestellten Gattungen Pistia und Ambrosinia, deren Verwandtschaft mit den Aroiden unverkennbar ist. — Die Bastpflanzen oder die fünfte Klasse umfaßt die sieben Jussieu'schen Ordnungen oder Orchideen (Orchideae), Gewürze (Cannae), Bananen (Musae), Schwerdel (Irides), Narcissen (Narcissi), Lilien (Liliae) und Asphodelen (Asphodeleae). Die zu dieser Klasse gezogenen Pflanzen sind theils epi-, theils perigyne Monocotyledonen, und sehr richtig mit einander vereinigt. — Seine Holzpflanzen oder die sechste Klasse ist auf die fünf Jussieu'schen Ordnungen der Typhoiden (Typhae), Aroiden (Aroideae), Spargeln (Asparagi), Bromelien (Bromeliae) und Palmen (Palmae) gegründet. Diese Klasse besteht mithin aus hypo- und perigynen Monocotyledonen. Hier sind einige Familien und Gattungen offenbar gegen ihre natürliche Verwandtschaft eingereiht; so die Cynomorien, welche von den Cytineen und Rafflesiaceen unzertrennbar sind, und mit ihnen die Ordnung der Rhizantheen bilden, die als eine Vorbildung der Aristolochien betrachtet werden muß; dann die Dioscoreen, welche zu den Artorhizen, die Asparageen, Smilaceen, Parideen und Convallarien, welche zu den Coronarien, und die Bromelien und Agaven, welche zu den Ensaten unter den lilienartigen Pflanzen gehören. — Dessen Wurzelpflanzen oder die siebente Klasse beruht auf der Vereinigung der sieben Jussieu'schen Ordnungen der Aristolochien (Aristolochiae), Campanulaceen (Campanulae), Cichoraceen (Cichoraceae), Cynarocephalen (Cynarocephalae), Corymbiferen (Corymbiferae), Dipsaceen (Dipsaceae) und Cucurbitaceen (Cucurbitaceae). In dieser Klasse, welche nach der gegebenen Charakteristik nur die epigynen Monopetalen enthalten soll, vereinigt der Verfasser auch die apetalen Aristolochien und die perigynen Campanulaceen und Cucurbitaceen. Mehrere Familien sind auch hier nicht ganz natürlich eingereiht; so die Taceen, die zu den monocotyledonen Artorhizen gehören; die Loaseen, Turneraceen, Homalinen, Samydeen, Malesherbien, Passifloren und Papayaceen, welche die Ordnung der Parietalen bilden, und eben so wie die Cucurbitaceen, Nhandiroben und Begonien zu den dialypetalen Pflanzen gerechnet werden müssen. Die Globularien, deren Stellung wir in dieser Klasse gerne zugeben, sind von den übrigen Nuculiferen, welche der Verfasser in seine neunte Klasse bringt, ohne Störung des natürlichen Zusammenhanges nicht zu trennen. — Die Stengelpflanzen oder die achte Klasse begreift die fünf Jussieu'schen Ordnungen der Sapoteen (Sapotae), Guajacanen

(Guajacanae), Rhododendren (Rhododendra), Ericeen (Ericae) und Rubiaceen (Rubiaceae). Der Verfasser zieht zu dieser Klasse, welche nach dem gegebenen Charakter nur die perigynen Monopetalen begreifen soll, auch die hypogynen Sapoteen und die epigynen Rubiaceen. Daß auch hier manche Familien nicht naturgemäß eingeschaltet sind, kann nicht wohl einem Zweifel unterliegen. So gehören die Alangien, Rhizophoren und Myrobalanen offenbar zu den Calycifloren, die Balaniten und Olacinen zu den Hesperiden, die beyde in die Reihe der dialypetalen Pflanzen gestellt werden müssen. Noch andere Familien würden sich besser an die siebente Klasse des Verfassers anschließen; so die Avicennien, welche zur Gruppe der Nuculiferen gehören; die Sapoten, Diospyren, Belvisien und Styracinen, welche die neuesten Botaniker unter der Gruppe der Petalanthen vereinigen; und die Ericoiden oder Bicornen. — Seine Laubpflanzen oder die neunte Klasse enthält die vierzehn Jussieu'schen Ordnungen der Lysimachien (Lysimachiae), Pedicularien (Veronicae), Acanthen (Acanthi), Jasmine (Jasmineae), Viticeen (Viticeae), Labiaten (Labiatae), Scrophularien (Personatae), Solaneen (Solaneae), Borragineen (Borragineae), Convolvulaceen (Convolvuli), Polemonien (Polemonia), Bignonien (Bignoniae), Gentianen (Gentianae) und Apocyneen (Apocyneae). Diese Klasse enthält sonach durchaus nur hypogynische Monopetalen; doch sind in derselben viele Familien begriffen, welche natürlicher mit des Verfassers siebenter Klasse zu vereinigen wären; als die Salvadoreen, welche zu den Plumbagineen gehören, und von den Aggregaten nicht zu trennen sind; die Labiaten, Asperifolien, Ehretien, Cordiaceen, Selagineen, Myoporinen, Stilbinen und Verbenaceen, welche die Gruppe der Nuculiferen bilden; und die Primulaceen und Ardisien, die zu den Petalanthen gezählt werden müssen. — Die Samenpflanzen oder die zehnte Klasse umfaßt die sieben Jussieu'schen Ordnungen der Ranunculaceen (Ranunculaceae), Geranien (Gerania), Malvaceen (Malvaceae), Magnolien (Magnoliae), Anonen (Anonae), Menispermen (Menisperma) und Tiliaceen (Tiliacea). Alle in dieser Klasse vereinigten Pflanzen sind hypogyne Polypetalen. Ihre Zusammenstellung ist aber durchaus nicht natürlich; denn die Balsaminen, Tropaeolen, Geranien, Linoiden und Oxaliden, welche die Gruppe der Gruinalen bilden; die Tiliaceen, Elaeocarpen, Hermannien, Dombeyaceen, Büttnerien, Sterculien, Malveen, Hibisken und Bombaceen, welche in der Gruppe der Columniferen zu vereinigen sind; und die Chlaenaceen, Theaceen und Ternstroemien, welche zu den Guttiferen gehören, stehen mit den Polycarpen in keiner näheren

Verwandtschaft. — Dessen Gröpspflanzen oder die eilfte Klasse beruht auf der Zusammenstellung der sechs Jussieu'schen Ordnungen der Sapinden (Sapindi), Ahorne (Acera), Malpighien (Malpighiae), Meliaceen (Meliae), Aurantien (Aurantia) und Rutaceen (Rutaceae). In dieser Klasse sind ebenfalls durchgehends nur hypogyne Polypetalen vereinigt. Die Stellung der Polygaleen und Tremandren, welche eine eigene Gruppe bilden, und größere Verwandtschaft mit den Corniculaten haben, so wie der Vochysien, die zu den Calycifloren gehören, scheint keineswegs eine natürliche zu seyn; so wie die Pittosporen von den Frangulaceen nicht zu trennen sind, die der Verfasser in seiner vierzehnten Klasse vereinigt, und eben so auch die Hippocrateaceen. — Seine Blumenpflanzen oder die zwölfte Klasse ist auf die neun Jussieu'schen Ordnungen der Portulaceen (Portulaceae), Papaveraceen (Papaveraceae), Cruciferen (Cruciferae), Capypariden (Capparides), Hypericinen (Hyperica), Guttiferen (Guttiferae), Berberiden (Berberides), Cisten (Cisti) und Caryophylleen (Caryophylleae) gegründet. Obgleich der gegebenen Charakteristik zu Folge in dieser Klasse nur hypogyne Polypetalen ihren Platz finden sollen, so zieht der Verfasser doch auch die perigynen Portulaceen hieher. Ueber die Zusammenstellung der Caryophylleen mit den Guttiferen kann in sofern keine Einwendung gemacht werden, als diese Gruppen zu einer und derselben großen Pflanzenreihe gehören, und in mancherley Beziehungen mit einander verwandt sind; wie denn auch der Verfasser die von den neuesten Botanikern zu den Guttiferen gerechneten Elatinen zu den Caryophylleen zieht; doch würden sie natürlicher in seiner funfzehnten Klasse stehen. Eben so wenig kann man der Einreihung vieler anderer Pflanzenfamilien in diese Klasse beystimmen; so der Einbeziehung der Nepenthen, deren Verwandtschaft mit den Aristolochien unverkennbar ist; dann der Frankeniaceen, Sauvagesien, Droseraceen, Parnassien, Violeen, Cistinen, Biraceen und Flacourtien, welche die mit den Peponiferen verwandte Ordnung der Parietalen bilden. Eher könnte man die Einschaltung der Sarracenien, welche zu den Nelumbien, wie der Berberiden und Podophylleen, welche zu den Polycarpen gehören, billigen. — Die Nußpflanzen oder die dreyzehnte Klasse besteht aus den dreyzehn Jussieu'schen Ordnungen der Atripliceen (Chenopodia), Amaranthen (Amaranthi), Plantagineen (Plantagines), Plumbagineen (Plumbagines), Nyctagineen (Nyctagines), Polygoneen (Polygoneae), Thymelaeen (Thymelaeae), Elaeagnen (Elaeagni), Proteen (Proteae), Laureen (Lauri), Euphorbien (Euphorbiae), Urticeen (Urticeae) und Amentaceen (Amentaceae). Diese Klasse

besteht bloß aus perigynischen und hypogynischen Apetalen, und ist unter allen Oken'schen Klassen die am wenigsten natürliche. Will man sie für die Julifloren, Tricocceen und Thymelaeen gelten lassen, so müssen viele Familien davon ausgeschieden werden; so die Plantagineen und Plumbagineen, welche eine eigene Gruppe in der Nähe der Aggregaten bilden; — die Myristiceen, welche zu den Polycarpen gehören; — die Chenopodiaceen, Amaranthen, Eriogoneen, Polygoneen und Nyctagineen, welche die Gruppe der Oleraceen bilden; — und die Sclerantheen, Illecebreen, Petiverieen und Phytolacceen, welche zu den mit den Oleraceen zunächst verwandten Caryophyllinen gezählt werden müssen. — Des Verfassers Pflaumenpflanzen oder die vierzehnte Klasse beruht auf den drey Jussieu'schen Ordnungen der Leguminosen (Leguminosae), Rhamneen (Rhamni) und Terebinthaceen (Terebinthaceae). In dieser Klasse sind bloß perigynische Polypetalen vereinigt; ihre Zusammenstellung ist aber künstlich. Denn die Juglandeen und Terebinthaceen sind von den Rutaceen nicht zu trennen, die der Verfasser in seine eilfte Klasse stellt; die Stackhousien und Empetren nicht von den in der dreyzehnten Klasse enthaltenen Euphorbien, mit denen sie die Gruppe der Tricocceen bilden, und die Chailletien, Staphyleaceen, Celastrinen, Ilicineen und Rhamneen nicht von den Pittosporen und Hippocrateaceen, die zusammen die Gruppe der Frangulaceen darstellen, welche der Verfasser theils in dieser, theils in seiner eilften Klasse aufführt, und die sich am schicklichsten mit den Tricocceen und Thymelaeen zusammenstellen ließe. — Die Beerenpflanzen oder seine funfzehnte Klasse begreift die neun Jussieu'schen Ordnungen der Caprifolien (Caprifolia), Aralien (Aralia), Umbelliferen (Umbellatae), Cacteen (Cacti), Onagrarien (Onagrae), Myrten (Myrti), Melastomen (Melastomae), Salicarien (Salicariae) und Reben (Vites). Obgleich diese Klasse nach dem gegebenen Charakter nur aus epi- und perigynischen Polypetalen bestehen soll, so finden wir hier auch die epigynischen und gamopetalen Caprifolien und die hypogynischen Viteen beygezogen. — Was die Caprifolien betrifft, so sind sie offenbar nur künstlich eingeschaltet, da sie nicht wohl von den Rubiaceen zu trennen sind, und daher in die achte Klasse des Verfassers zu stehen kommen sollten. Die hierher gezogenen übrigen Familien, welche die größeren Gruppen der Discantheen, Corniculaten, Opuntien, Calycifloren und Myrtifloren bilden, mögen in soferne als natürlich gereiht betrachtet werden, als sie alle zu einer und derselben großen Pflanzenreihe gehören; doch würden die Calycifloren, welche die Familien der Halorageen, Trapeen, Epilobien und Salicarien

begreifen, und die Myrtifloren, welche die Familien der Rhexien, Osbeckien, Lavoisierien, Melastomen, Miconien, Charianthen, Memecyleen, Lecythideen, Barringtonien, Chamaeleucien, Leptospermen und Myrteen umfassen, besser in der sechzehnten Klasse des Verfassers ihren Platz finden. Die vom Verfasser zu den Melastomen gezogene Familie der Grossularien gehört offenbar zu den Corniculaten, so wie auch die Vereinigung der Cacteen mit den Melastomen nicht zu billigen ist. — Seine Apfelpflanzen oder die sechzehnte Klasse endlich ist auf die vier Jussieu'schen Ordnungen der Semperviven (Sempervivae), Saxifragen (Saxifragae), Ficoiden (Ficoideae) und Rosaceen (Rosaceae) gegründet. Hier stehen die verschiedenartigsten Pflanzen beysammen, von denen manche auf eine durchaus unnatürliche Weise gestellt sind. So gehören die Monimien zu den Thymelaeen, die Nitrarien zu den Frangulaceen und die Galacinen mit Ausnahme der zur Abtheilung der Corniculaten zu zählenden Gattung Francoa gar zu den gamopetalen Bicornen. Die Reaumurien und Tamariscinen sind von den Guttiferen nicht zu trennen, die Granaten nicht von den Myrtifloren, die Ficoiden nicht von den Caryophyllinen und die Philadelphen nicht von den Calycifloren. Auch die Bruniaceen und Hamameliden, welche zu den Discanthen gezählt werden müssen, stehen unnatürlich gereiht, und würden sich besser in der funfzehnten Klasse des Verfassers ausnehmen, so wie nicht minder die Crassulaceen, Saxifrageen, Baueraceen, Cunonien, Hydrangeen und Escallonien, welche die Gruppe der Corniculaten bilden, und von den Grossularien nicht zu trennen sind.

Alle diese gemachten Einwürfe betreffen aber nur das System, und beruhen eben so auf individuellen Ansichten, wie dieses. Sie können daher die Arbeit des Verfassers nicht im geringsten beeinträchtigen, noch ihren Werth vermindern, da der Hauptzweck seines Werkes darin bestand, eine populäre Naturgeschichte des Pflanzenreiches zu liefern, welche den Leser mit der eigentlichen Naturgeschichte der Pflanzen, mit ihren Eigenschaften, Vorkommungsverhältnissen, ihrem Nutzen und Schaden und ihrer Anwendung auf das Genaueste bekannt machen sollte; und dieser Zweck ist vom Verfasser auf das Vollkommenste erreicht worden, indem seinem Werke in dieser Beziehung keines an die Seite gestellt werden kann, und der Nutzen, den er dadurch gestiftet, unverkennbar und eben so groß ist, als das Verdienst, das er sich dadurch erworben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Art. III. Ueberficht von neunzig Werken orientalischer Literatur.
(Fortsetzung.)

XII. Biographie.

Ein einziger Name strahlt allen anderen arabischer Biographie vor, und genügt allein diesen Abschnitt auszufüllen, nämlich der Ibn Challikan's, seit lange von den Orientalisten mit Recht der arabische Plutarch genannt, dessen, alle anderen Biographen der Araber, Perser und Türken bey weitem überragendes Verdienst schon Jones [1]) und Scheidius [2]) ins gehörige Licht gestellt, und dessen Inhalt mit den Titeln der neunthalbhundert Lebensbeschreibungen Tydeman [3]) vor dreyßig Jahren zuerst bekannt gemacht, dessen Leben noch jüngst Quatremère [4]) nach den Quellen auf das ausführlichste beschrieben, und dessen Inhalt Herbelot bisher am fleißigsten benützt hat. Der längst nicht nur von Orientalisten, sondern auch von allen Freunden der Geschichte gehegte Wunsch, daß dieses Quellenwerk der Geschichte der ersten sieben Jahrhunderte der Hidschret durch Herausgabe und Uebersetzung ein Gemeingut europäischer Literatur werde, ist endlich in dem Verlaufe von sieben Jahren in glänzende Erfüllung gegangen. Schon im J. 1835 trat Hr. Dr. Wüstenfeld (Nr. 36) mit dem ersten Fascikel der von ihm lithographirten Biographien Ibn Challikan's auf, dessen eilfter Fascikel, welcher das ganze Werk beschließt, uns so eben zu Handen gekommen ist. In dem kurzen Vorworte des ersten Fascikels berichtet der Herausgeber, daß ihm fünf Handschriften zu Gebote standen: 1) die von Lorsbach abgeschriebene der Leydner Bibliothek, über deren Original Tydeman Auskunft gegeben; 2) und 3) zwey von Gotha (in Möller's Katalog Nr. 268 und 414—416); dann 4) und 5) zwey Berliner, und außerdem noch Auszüge, welche Köhler aus zwey Pariser Handschriften gemacht. Drey Jahre später erschien das erste Heft des arabischen Textes Ibn Challikan's vom Freyherrn Mac Guckin de Slane ohne alles Vorwort, in der arabischen Schrift Didot's, nicht, wie man zu erwarten berechtigt gewesen wäre, auf Kosten der asiatischen Gesellschaft von Paris oder London, sondern auf die des Herausgebers. Indessen ist in dem letzten Verzeichnisse der unter der Presse des Uebersetzungsausschusses befindlichen Werke die englische Uebersetzung Freyh. Mac Guckin's

---

[1]) Comment. poes. as. p. 356.

[2]) Orat. de fontibus literat. arab.

[3]) Specimen philologicum 1809.

[4]) Im Anhange der Histoire des Sultans Mamlouks.

de Slane angekündigt, welche ein besonderes Werk, und als ein noch nicht erschienenes hier nicht beurtheilt werden kann, für dessen Trefflichkeit aber schon des Herausgebers erstes orientalisches Werk, nämlich die in dieser Anzeige *) beurtheilte Herausgabe und Uebersetzung des Diwans von Amrolkai's, vollkommen gut sagt. Außer dem ungeheuren Vorsprunge, welchen diese Uebersetzung vor dem übersetzungslosen Texte Dr. Wüstenfeld's gibt, hat des Freyherrn arabische Ausgabe nicht nur das glänzende Aeußere größeren Formates, weißeren Papiers und schönerer Schrift, sondern auch den größeren Apparat von Handschriften voraus, unter welchen sich auch der in England in Vorschein gekommene Autograph Ibn Challikan's befindet, über welchen dessen Besitzer, der ehrwürdige Herr Cureton, im sechsten Bande der Zeitschrift der k. asiatischen Gesellschaft von Großbritanien und Irland umständlichen Bericht erstattet hat. Aus diesem Berichte erhellt, daß es schon bey Ibn Challikan's Lebenszeit eine doppelte Ausgabe seiner Biographien gegeben, deren zweyte (wovon der Autograph vorhanden), funfzehn oder zwanzig Jahre später als die erste, Zusätze und Verbesserungen enthält. Mehrere Ausgaben mit Aenderungen, Zusätzen und Auslassungen hatten nach dem Tode Ibn Challikan's Statt; die erste und vorzüglichste derselben, die Tadscheddin Abdolbaki el-Mahrumi's, gest. 743 (1342), welcher dreyßig Biographien hinzugefügt, dann von Seid Hasan Ben Aibek, vom Scheich Bedreddin es-serkeschi unter dem Titel: Korallenknoten, und vom Scheich Seineddin Abderrahim Ben el-Husein el-Wafi, gest. i. J. 809 (1406). Da keine von diesen späteren Ausgaben dem Rec. bekannt, so ist er auch nicht im Stande, über ihren Werth irgend ein Urtheil zu fällen, er glaubt aber, daß die von Tadscheddin el-Mahrumi ein halbes Jahrhundert nach dem Tode Ibn Challikan's gelieferten dreyßig Biographien in jedem Falle ein Gewinn, und daß dieselben, wenn sich auch Hr. von Slane bloß an die zweyte verbesserte Ausgabe Ibn Challikan's hielt, doch als Anhang angeschlossen werden sollten. Tydeman's Verzeichniß enthält 865 Biographien, Wüstenfeld's Ausgabe behält dieselbe Zahlenfolge; wie viel Hr. v. Slane's Ausgabe enthalten werde, wird sich erst am Schlusse derselben zeigen. Es ist Schade, daß Hr. v. S. seinen Biographien weder Zahlen, noch die Namen, unter welchen dieselben insgemein bekannt, vorgesetzt hat, was schon Hr. Cureton mit Recht gerügt. Der Vulgarname, unter welchem große Schriftsteller insgemein in der morgenländischen Literatur-

*) Bd. XCVII. S. 112.

geschichte berühmt, ist nie ihr eigener moslimischer Name (Alem), sondern entweder ihr Vorname (Künajet), wie Ebul Mehasin, Ebul Maali u. s. w., oder ihr Beyname (Lakab), welcher fast immer von der Religion (Din) oder dem Hofe (Dewlet) hergenommen ist, wie Schemseddin, Dschelaleddin, Adhadeddewlet, Muejideddewlet u. s. w., oder endlich einer ihrer Zunamen (Ensab), welcher entweder vom Stamme, der Familie, der Secte, dem Gewerbe, dem Geburtsorte, Wohnorte oder sonst von irgend einer persönlichen Eigenschaft hergenommen ist. Dem fünften Hefte (die des zweyten Bandes sind dem Rec. noch nicht zu Händen gekommen) ist das Namenregister von Personen nicht nur der Namen, unter welchen die achthundert Männer, deren Biographien der erste Band gibt, berühmt geworden, sondern auch der im Texte des Werks genannten berühmten Männer. Es hätte das Aufsuchen sehr erleichtert, wenn die Namen derer, welche der Gegenstand der Biographien, überstrichen oder auf eine andere Weise hervorgehoben worden wären, weil man so drey-, viermal nachschlagen muß, wenn nicht der Zufall gleich das erstemal dem Suchenden aushilft. Diese Namen, unter welchen einer gewöhnlich bekannt, benannt, berühmt (Maaruf, menuut, meschhur), hätten jedem Artikel vorausgestellt werden sollen, nach dem Beyspiele Hadschi Chalfa's, welcher unter dem Artikel: Diwan (unter denen sich auch die Diwane aller von Ibn Challikan aufgeführten Dichter befinden) den volksthümlichen Namen der Berühmtheit immer voraus stellt. Es ist zu wünschen, daß der Herausgeber hierauf in der französischen Uebersetzung Rücksicht nehme, und in derselben, außer dem Namenregister der Personen, auch ein Titelregister der in Ibn Challikan vorkommenden Werke aufnehme. Mängel des Personenregisters sind dem Rec. beym Nachschlagen nur wenige aufgestoßen; so fehlt z. B. unter Tenuchi der Rechtsgelehrte Ebu Said, der S. 406; S. 762 erste Zeile ist Sejadol-Aadschem nach der gegebenen Zahl nicht zu finden; unter Rifae fehlt der Dichter dieses Namens S. 485; es fehlt Ibn Modschije, unter dessen Diwan sich Hadschi Chalfa auf Ibn Challikan's über denselben gefälltes Urtheil beruft; deßgleichen beruft sich Hadschi Chalfa unter Diwanol-Berki auf die denselben betreffende Stelle Ibnol-Challikan's, Berki steht aber im Register nicht; unter Merwan B. Ebi Haffsa fehlt die Zahl 726; in der letzten Zeile ist Ibn Junis eß-ßadefi ein Fehler, da Ssadefi S. 389 stehen sollte, und in jedem Falle von den beyden Ibn Junis einer fehlt. Endlich ist es Schade, daß nicht der ganze Ibn Challikan in einem einzigen Bande gegeben worden, indem der zweyte, welcher

nur eine halbe Centurie von Biographien enthält, verhältnißmäßig zu dem ersten ungemein dünn ausfallen muß, und außerdem ein doppeltes Register fordert, wodurch die Mühe des Nachschlagens verdoppelt wird. Doch sind dieß nur sehr leichte Mängel eines durchaus wegen so großer Correctheit höchst schätzbaren Werkes, dessen Ausgabe und erwartete Uebersetzung allein genügen würde, Frhrn. Mac Guckin v. Slane für immer einen vorzüglichen Rang unter den Orientalisten anzuweisen. Ueber die Namenfolge, welche Ibn Challikan beobachtet, hat Hr. W. in einem Artikel der Göttinger Gelehrten-Anzeigen (1840, Nr. 154) besondere Rechenschaft gegeben, und auf diesen Artikel bezieht sich auch das Vorwort seines achten und neunten Fascikels; aber schon drey Jahre früher gab er in der unter Nr. 31 aufgeführten, aus den Göttinger Gelehrten-Anzeigen besonders abgedruckten Flugschrift über die von Ibn Challikan benützten Quellen Rechenschaft, von denen er die folgenden vier und zwanzig aufzählt: 1) Ibnol-Kelbi Hischam, der Verfasser des Dschemhereton-neseb, eines großen genealogischen Werkes. 2) Der Dichter Dibil, welcher über die Namen und Klassen der Dichter geschrieben. 3) Omar Ben Schebbe, der Geschichtschreiber Baßra's, Verfasser einer Poetik. 4) Ibn Koteibe's Geschichte und seine Klassen der Dichter. 5) Moberrid's Kjamil, d. i. der Vollkommene. 6) Ibnol-Monedschim's Anthologie el-Barii, d. i. der Ausgezeichnete. 7) Ibn Bessam's Sachiret, d. i. der Mundvorrath, ebenfalls eine Blumenlese von Dichtern. 8) Das Ikd, d. i. der Korallenknoten Ibn Abd Rebbihi's. 9) Die goldenen Wiesen und andere Werke Mesudi's. 10) Das große Buch der Gesänge (Aghani, richtiger Oghghani) Ebul Feredsch-Ißfahani's. 11) Ebu-Ali el-Kali's grammatische Werke. 12) Ssabi's Geschichte, welche den Titel der Krone führt; dann seine Kunden der Vornehmen, der Wesire und der Grammatiker. 13) Des Wesirs el-Maghrebi Edebol-chawaß, d. i. die Bildung der Innigsten. 14) Des Wesirs Mosebbihi Geschichte Aegyptens; dieser sowohl als der vorhergehende verfertigten einen Auszug des Aghani. 15) Des großen Philologen Seaalebi unter dem Titel: Jetimet, d. i. die einzige Perle, berühmte Anthologie. 16) Ebu Naim el-Ißfahani's Geschichte von Ißfahan. 17) El-Kodhaai's Wörterbuch der Scheiche, seine Klassen der Rechtsgelehrten und seine Geschichte Aegyptens. 18) Ebu Ishak Schirasi's Klassen der Rechtsgelehrten. 19) Des Imamol-Haremein Nihaijetol-mathleb über die Lehre Schafii's. 20) Ghafali's Moschkatol-enwar, d. i. die Lampe der Lichter; zweytens das Basith, d. i. das Ausgedehnte; und drittens das Wasith, d. i.

das Mittlere über die Lehre Schafii's. 21) Semachschari's Rebiul-ebrar, d. i. der Frühling der Gerechten, und sein Buch der Berge und Wohnungen. 22) Imad's, des Sekretärs Salaheddin's, Charidetol-kaßr, d. i. die Juwele des Pallastes, eine Anthologie wie die Jetimet Seaalebi's. 23) Ibnol-Dschewsi's Leben der Vornehmen, sein Buch der Zunamen, seine wohlgeordnete Geschichte. 24) Sibth Ibnol Dschewsi, ein Sippe des vorigen, Verfasser der Universalgeschichte, welche den Titel: Spiegel der Zeit in den Thaten der Vornehmen, trägt. Hr. W. hat in der hier angezeigten kleinen Schrift nicht nur die oben genannten Werke, aus denen Ibn Challikan geschöpft, sondern auch die Titel aller ihrer übrigen Werke (auch im arabischen Texte) mit den Daten ihres Sterbejahres und mit bibliographischen Notizen über die aus den Katalogen europäischer Bibliotheken bekannten zusammengestellt. Daß die Aufzählung der Quellen nicht vollständig, hat Hr. W. später selbst gefühlt, indem er in dem oben erwähnten Artikel der Göttinger Gelehrten-Anzeigen noch die Thabakat nachträgt, aus welchen Ibn Challikan geschöpft, nämlich: 1) die der Rechtsgelehrten Ebu Ishak Ibrahim esch-schirasi's; 2) die der Grammatiker Ebubekr Mohammed es-sebidi's; 3) die der Dichter von Abdallah Ibnol-Mootes; und 4) die der Aerzte von Ibn Ebu Oßaibiaa. Aber selbst mit diesen acht und zwanzig ist die Zahl der Quellen, aus welchen Ibn Challikan geschöpft hat, noch nicht erschöpft, indem derselbe auch andere historische Werke als seine Quellen nennt, namentlich den Kjamil, d. i. den Vollkommenen, die Universalgeschichte Esir el-Dscheferi's und die Geschichte Irbil's von Ebul-Berekjat, deren Verfasser sein Zeitgenosse. Von allen diesen dreyßig Schriftstellern, aus deren Werken Ibn Challikan das seinige zusammengetragen, ist jedoch als Biograph, Topograph und Geschichtschreiber keiner so merkwürdig, als ein Zeitgenosse Ibn Challikan's, welcher zwey Jahre nach ihm starb, nämlich Ali Ibn Endscheb von Bagdad, berühmt als Ibnos-Saaiji, d. i. der Sohn des Couriers, gest. i. J. 674 (1275); derselbe ist nicht nur allein der Verfasser einer Universalgeschichte von dreyßig Bänden, sondern auch von einem Dutzend von Specialgeschichten und biographischen Werken, nämlich: 1) die Kunden der Chalifen; 2) die Kunden der Schriftsteller; 3) die Kunden von Halladsch, dem hingerichteten Mystiker; 4) die Kunden der Karawanseraien und Medreseen; 5) der Richter von Bagdad; 6) der Wesire; 7) einer Fortsetzung der Geschichte Bagdads; 8) des abgekürzten Sammlers; 9) die Lobeserhebungen der Chalifen; 10) der atabegische Meister;

11) der berühmten Gräber; 12) der Klassen der Rechtsgelehrten [1]). Man sieht hieraus, daß Ibnos-Saaiji, der Zeitgenosse Ibn Challikan's, auch dessen Nebenbuhler um die Palme der Geschichte und Biographie, und daß das siebente Jahrhundert der Hidschret das des ersten großen Biographen, nämlich Ibn Challikan's, dessen Fortsetzer Kemaleddin Dschaafer von Edfu in seinem wandelnden Vollmond [2]), die Biographien der zweyten Hälfte des siebenten Jahrhunderts lieferte, wie die des achten Ibnol-Hadschr in seinem Werke der verborgenen Perlen [3]) und der berühmten Männer, die des neunten Jahrhunderts Sachawi in dem glänzenden Lichte über die berühmten Männer des neunten Jahrhunderts [4]), die des zehnten Abdolkadir Ben el-Aiderus in seinem wandelnden Lichte in den Nachrichten des zehnten Jahrhunderts [5]), die des eilften Mohammed el-Emin in seinem Ausbund des Denkmals der Vornehmen des eilften Jahrhunderts [6]), und die des zwölften Chalif Efendi aus Damaskus in seiner Perlenschnur des zwölften Jahrhunderts [7]). Man sieht, daß Ibn Challikan die Biographien der ersten siebenthalb Jahrhunderte des Islams geliefert, und daß jedes der sechsthalb folgenden Jahrhunderte einen Fortsetzer gefunden. Außer diesen Fortsetzern Ibn Challikan's, diesen Biographen der berühmten Männer des siebenten, achten, neunten, zehnten, eilften und zwölften Jahrhunderts der Hidschret, sind nach Ibn Challikan noch andere große Biographen aufgestanden, nämlich: 1) Aibek eß-ßafedi, der Verfasser des Genügenden in den Sterbefällen [8]); 2) Ebul mehasin Jusuf Ben Taghriberdi, der Verfasser der reinen Tränke [9]); 3) der Geschichtschreiber Sehebi, Verfasser der Lebensbeschreibungen der Edlen [10]) und der Anzeige der Sterbefälle; 4) Schemseddin Ebul mehasin, der Schüler und Fortsetzer Sehebi's,

[1]) Flügel's Hadschi Chalfa II. 103, wo aber alle diese Titel unübersetzt geblieben sind.

[2]) El-Bedr es-Safir we tohfetol mosafir.

[3]) Dürrerol kjaminet fi ajanil mijet es-saminet.

[4]) Dhul-lami fi ajan el karn et-tasi.

[5]) Nur es-safir fi achbaril karnil-aasebir.

[6]) Chulafsatol-eser fi ajanil karnil ihda aascher.

[7]) Silked-dürrer fi ajanil harnis-sani aascher.

[8]) El: wafi fil-wefiat.

[9]) Menhel-efs-fsafi.

[10]) Seireton-nobela.

Verfasser des Uebergangs der Kunden derer, die aus dem Leben verschwunden [1]); 5) Sojuti, Verfasser der Biographien seiner Zeitgenossen unter dem Titel der Beaugenscheinigung der Vornehmen [2]). Dieses Dutzend von Schriftstellern umfaßt die allgemeine Biographie der ersten zwölf Jahrhunderte der Hidschret. Die Erwähnung derer von einzelnen Ländern, Städten oder Klassen der Gelehrten, wie die der Dichter, Richter, Gesetzgelehrten, Ueberlieferer, Exegeten, Philosophen und Aerzte, würde hier zu weit führen, da es sich bloß um die allgemeine Biographie Ibn Challikan's handelt. Vorzüglich ward das Feld der Biographie in Andalus bebaut, wo fast jede berühmte Stadt Biographien ihrer Gelehrten aufzuweisen hat. Die vorliegende doppelte Ausgabe des Textes des größten Biographen des Islams ist also wahrer Gewinn nicht nur zunächst für die orientalische Literatur, sondern überhaupt für die Geschichte. Die Ausgabe des Freyherrn von Slane hat nebst den oben gerühmten Vorzügen das Gefälligere des Druckes vor dem nichtorientalischen Schriftzuge der Ausgabe Dr. Wüstenfeld's voraus; auch ist die Schrift des letzten sich nicht gleich geblieben, indem die größere und fettere Schrift der ersten Hefte bey weitem leichter zu lesen, als die kleinere und magerere der letzten Hefte, welche noch überdieß den Fehler der meisten orientalischen Handschriften theilt, daß die Wörter nicht gehörig von einander getrennt sind. Da der arabische Text Ibn Challikan's in der alphabetischen Ordnung des Originals vorliegt, so würde Freyherr von Slane den Geschichtsforschern einen wesentlichen Dienst erweisen, wenn er die Uebersetzung der Biographien nicht nach der zufälligen Ordnung des Alphabets, sondern chronologisch ordnete; ein vollständiges Register, worin aber jeder einzelne Artikel wenigstens zweymal, nämlich mit dem eigenen Namen und dem vulgaren Beynamen aufgeführt seyn muß, kann dann zugleich auf die Stelle, wo die Biographie im arabischen Texte zu finden ist, zurückweisen. Bey diesem Register wird sich am besten herausstellen, wie ersprießlich die Nummerirung der einzelnen Artikel gewesen wäre. Von einer Vergleichung der Varianten zwischen den beyden Ausgaben (deren correctere die des Frh. v. Slane) kann hier natürlich die Rede nicht seyn [3]),

---

[1]) El-aaber fi chaber men aaber.

[2]) El-Ijan fil aijan.

[3]) Die Ausgabe Hrn. W.'s ist in jedem Falle eine vollständigere, als die des Frhrn. M. G. S., und es ist zu bedauern, daß dieser nicht auch die in den vollständigsten Handschriften Ibn Challikan's befindlichen Biographien, wenn sie auch später eingeschaltet worden

auch müßten dazu noch andere Handschriften zu Rathe gezogen werden, von denen in Wien nur zwey befindlich, die eine die der kais. Hofbibliothek und die andere die des Rec., welche aber nur die erste Hälfte des Werks enthält, so wie er von den zwey ältesten Quellen morgenländischer Literaturgeschichte, vom Aghani und Fihrist, nur die zweyte Hälfte besitzt; um jedoch wenigstens durch die Vergleichung eines einzigen Artikels in den beyden vorliegenden Ausgaben mit den beyden hiesigen Handschriften der kritischen Pflicht genug zu thun, so wählt Rec. aus dem ersten Fascikel Frhn. v. Slane's (S. 130) und dem zweyten Dr. Wüstenfeld's (S. 6) eine der kürzesten Biographien, und zwar die des Dichters Beschschar, noch aus dem besonderen Grunde, weil Rec. durch die Liberalität, womit die großherzogliche gothaische Regierung Orientalisten den die Literatur förderndenn Gebrauch ihrer orientalischen Schätze gestattet, in Stand gesetzt ist, den Artikel Ibn Challikan's über den Dichter Beschschar mit dem über denselben Dichter in dem höchst schätzbaren alphabetisch geordneten Compendium des Aghani, welches sich auf der Bibliothek von Gotha (Nr. 532) befindet, zu vergleichen. In Möller's Katalog ist der Name des Epitomators nicht angegeben, derselbe nennt sich jedoch mehr als einmal im Laufe des Werks, wie z. B. gleich Eingangs des Artikels 94, welcher die Lebensbeschreibung des großen Dichters Hasan Ebu Nuwas (nicht Navas) [1]) enthält; der Epitomator nennt sich Abdallah Mohammed Ben el-Mokerrem, dessen Hadschi Chalfa [2]) als Dschemaleddin Mohammed Ben el-Mokerrem el-Anßari, gest. 711 (1311), erwähnt, und dazu ausdrücklich sagt, daß Ibnol-Mokerrem seine Auswahl alphabetisch geordnet, und den Titel derselben angibt, welchen Flügel unübersetzt gelassen, nämlich: Auswahl des Aghani in den Kunden und Ergötzungen. Der Artikel des Dichters Ebu

seyn sollten, mit aufgenommen, und alle nach dem von Tydeman gegebenen Verzeichnisse nummerirt hat; in den uns bisher vorliegenden fünf Heften fehlen die Nummern 76, 78, 133, 147, 150, 155, 186, 199, 201, 202, 213, 214, 217, 221, 224, 227, 235, 244, 252, 259, 277, 278, 288, 290, 292, 293, 294, 302, 303, 317, 318, 337, 338, 339, 340, 341, 342, 343, 344, 345, 346, 347, 364, 405, 450, 490, 568, 584; also mit denen, die noch im folgenden Hefte ausgelassen seyn mögen, über ein halbes Hundert von Biographien, welche W.'s Ausgabe mit der Beybehaltung der Zahlen des Tydemann'schen Inhaltsverzeichnisses Ibn Challikan's voraus hat.

[1]) Kamus Konstantinopolitaner Ausgabe, II. Bd. S. 302 Ghorab wefninde.

[2]) Flügel, Bd. I. S. 367.

Nuwas ist aber keineswegs ein aus dem Aghani abgekürzter, sondern vielmehr eine von Ibnol-Mokerrem verfaßte höchst ausführliche Biographie dieses großen Dichters zur Zeit des Flors des Chalifenthums, nicht weniger als funfzig Folioblätter stark. Ibnol-Mokerrem kann seine Verwunderung nicht bergen, daß er den Ebu Nuwas im Aghani nicht gefunden, sey es, daß der Verfasser denselben wirklich mit Stillschweigen übergangen, oder daß der Artikel aus der Handschrift herausgefallen und verloren gegangen sey. Wie dem nun auch seyn möge, so ist zu wünschen, daß diese wichtige Lebensbeschreibung des größten Dichters der Zeit Harun's von Hrn. Professor Kosegarten seiner Ausgabe des Aghani eingeschaltet oder angehängt werden möge. Beschschar Ben Berd nicht Beschschar Ben Bord ist die richtige Aussprache des Namens des Dichters, richtig bey Wüstenfeld vocalisirt, wie im Aghani und der Handschrift der Hofbibliothek, bey Slane ohne Verdopplungszeichen und Vocalen Ben Berdschuh (nach dem Aghani und dem Manuscripte der Hofbibliothek, nach dem meinen aber, so wie in den beyden gedruckten Ausgaben, richtig Berdschuch). Ibn Challikan bemerkt gleich Eingangs, daß der Verfasser des Aghani sechs und zwanzig Ahnen desselben aufführe, die mit Stillschweigen übergangen würden, theils der Länge willen, theils weil mehrere falsch und irrig geschrieben seyn dürften, und solche Weitschweifigkeit nutzlos. Eine treffliche Lehre für alle künftigen Schreiber arabischer Literaturgeschichte, dieselbe nicht mit der Genealogie der Dichter oder Gelehrten unnützer Weise anzuschwellen. Diese Genealogie muß wohl in der Uebersetzung des Aghani beybehalten werden, ist aber in einem biographischen Werke, wie Ibn Challikan geliefert, wahrhaftig ohne Nutzen. Ueberhaupt kann dieser Artikel künftigen Schreibern der Geschichte arabischer Literatur noch in seiner Kürze und Bündigkeit zum Muster dienen. Ibn Challikan schöpfte denselben, wie er ausdrücklich erwähnt, aus dem Aghani; in diesem beträgt er zwölf Folioblätter *), welche Ibn Challikan auf ein einziges Blatt eingeschmolzen hat. Beschschar führte den Beynamen el-Moraas, d. i. der mit Ohrgehängen Geschmückte: diesen schreiben W. und S. mit einem Verdopplungszeichen auf dem Ain, welches in den beyden Wiener Handschriften fehlt. Er war in Tocharistan geboren, ein Kriegsgefangener (Sebij) el-Mohellib's Ben Ebi Ssofre. Sebi scheint richtiger zu seyn, als das Beni der beyden hiesigen Handschriften. Ueber Rakk (Kriegsgefangenschaft) fehlt bey W. das Verdopplungszeichen,

*) Handschrift der Bibliothek von Gotha, Bl. 101 — 113.

was überflüssig über Teghascha steht. In den Versen des Raths bey W. irrig Aadhadhat statt Gadhadhat. In der letzten Zeile derselben Verse fehlt bey W. über Jueijed sowohl das Hemse als das Teschdid. Ob bey einer der folgenden Citationen wie bey W. Lehu eidhen oder wie bey S. We min scherihi eidhen steht, läuft auf eins hinaus. Ober Haij fehlt bey W. wieder das Verdopplungszeichen. Nach dem Namen Ssalaheddin's fehlt bey W. der Beysatz: Gott erbarme sich seiner! Beschschar, der Freygeisterey verdächtigt, wurde mit siebzig Streichen zu Tode geprügelt, und in einen Sumpf in der Nähe von Baßra geworfen. W. und meine Handschrift haben bil-Bathihat, S. und die Handschrift der Hofbibliothek fil-Bathihat. In dem letzten satyrischen Verse Beschschar's, welcher die eigentliche Ursache der Hinrichtung Mehdi's, fehlt bey W. auf desse das Verdopplungszeichen; bey S. ist unter Hir das Kesr zur Vermeidung alles Mißverständnisses beygesetzt. Bis hieher stimmen die beyden vorliegenden Ausgaben unter sich und mit meiner Handschrift überein; zu Ende aber, wo Ibn Challikan die richtige Vocalisirung der eigenen Namen angibt, steht Hrn. W.'s Ausgabe bey weitem im Nachtheile, indem in den von ihm benützten Handschriften nur ein Theil der Vocalisirung angegeben und der andere ausgelassen ist, was dann sehr oft, wie gleich hier der Fall ist, unrichtige Vocalisirung veranlaßt. So vocalisirt Hr. W. den Großvater Beschschar's als Bordschuch, während derselbe Berdschuch gelesen werden muß, denn bey S. so wie in den beyden hiesigen Handschriften steht, was in den von W. benützten fehlt, daß der erste Vocal E sey *). Okaili ist zwar von W. richtig vocalisirt, aber die Beglaubigung des Textes fehlt, welche sich bey S. so wie in den beyden hiesigen Handschriften findet; dasselbe ist der Fall mit Tocharistan, welches im Aghani der Bibliothek von Gotha (Bl. 101) Ssacharistan geschrieben ist. Die umständliche Vocalisirung, welche Hr. S. übereinstimmend mit den beyden hiesigen Handschriften hat, gibt schon allein seiner Ausgabe einen wichtigen Vorzug vor der Hrn. W.'s, ohne der Schreibfehler der letzten zu erwähnen, welche jedoch in den späteren Heften minder als in den ersten. Beschschar ist bey W. so wie bey Tydeman die hundert zwölfte Biographie; bis auf Nr. 76 stimmen die Biographien der beyden Ausgaben überein, dann fehlt aber bey S. Nr. 76 Ibn Abdol Hamid el-Dschordschani; dann wieder Nr. 78 W.'s der Scheich Ahmed Ben Ali el-Kastelani; dann folgen sich die Lebensbeschreibungen

*) Bi fethil Ba el-mosennat min tahtiha.

wieder parallel, so daß also in der ersten Centurie bey W. um zwey mehr als bey S.; um wie viel die Ausgabe W.'s mehr als die S.'s enthalte, wird sich erst, wenn beyde vollendet seyn werden, herausstellen. Wenn Hr. v. S. diese Lebensbeschreibungen auch nicht aufnehmen wollte, weil er sie nicht für ächt hielt, so hätte er doch die Nummern Tydeman's beybehalten, oder wenigstens die bey ihm fehlenden bemerken sollen; in dieser Hinsicht hat Hrn. W.'s Ausgabe das Verdienst größerer Vollständigkeit in der Uebereinstimmung seiner Nummern mit denen des Tydeman'schen Verzeichnisses zur Bequemlichkeit der Nachschlagenden voraus; Hrn. W.'s Ausgabe dient wenigstens dazu, die bisher versiegelte Quelle der Lebensbeschreibungen Ibn Challikan's in Deutschland zu öffnen, und Orientalisten die berühmtesten Männer der ersten siebenthalb Jahrhunderte der Hidschret kennen zu lernen; für Nichtorientalisten aber wird dieser historische Lebensquell erst durch des Freyherrn v. Slane englische Uebersetzung entsiegelt werden. Ueber den Inhalt der neunthalbhundert Biographien Ibn Challikan's berühmter Männer der ersten sieben Jahrhunderte der Hidschret hier nur so viel als übersichtliche Bemerkung. Die vier ersten Chalifen sowohl, als die der Beni Omeije und Beni Abbas gehen leer aus; dafür gibt er die der zwölf Imame der berühmten Herrscher der Fatimiten, Ejubiden, Ortokiden, Seldschuken, Atabegen und Bujiden, und einige weniger bekannter Dynastien, beyläufig Hundert, ein halbes berühmter Wesire und ein halbes großer Feldherren und Machthaber, ein halbes frommer Männer und Mystiker und eine Centurie von Dichtern, so daß beyläufig dreyhundert Biographien für die Rechtsgelehrten der vier orthodoxen Ritus übrig bleiben; von Ketzern und Freygeistern nur einige.

XIII. Literaturgeschichte.

Ein großer Theil der Literaturgeschichte der sieben ersten Jahrhunderte d. H. findet sich schon in den allgemeinen biographischen Werken, und also vorzüglich in dem Ibn Challikan's. Die Werke, welche die Biographien der Dichter oder Gelehrten eines besonderen Faches enthalten, führen den Titel Thabakat, d. i. Klassen, oder Teskiret, d. i. Denkwürdigkeiten. Hieher gehören aber auch die Ensab betitelten Werke, welche lange für bloß genealogische gehalten worden, die aber meistens nur die Beynamen berühmter Männer erklären und ihre Aussprache berichtigen. Keine von diesen drey Gattungen geht hier leer aus; Nr. 63 ist eine Probe des Teskiret Dewletschah's, d. i. der Biographien persischer Poeten; aus den Thabakat der Aerzte von Ibn Ebu Oßaibiaa sind die beyden im Jahre 1840

erschienenen Werke (Nr. 76 und 77) geschöpft, welche sich mit den arabischen Aerzten beschäftigen, und Nr. 54 die Uebersetzung der Klassen der Koransausleger von Sojuti; denselben hat auch das unter Nr. 85 aufgeführte Werk der Mark der Marke zum Verfasser; und endlich ist unter Nr. 30 eine besondere Geschichte der Akademien der Araber und ihrer Lehrer nach Auszügen aus Ibn Schohbe's Klassen der Schafiiten erschienen, also in Allem ein halbes Dutzend literarhistorischer Werke, die nun in dieser Ordnung die Musterung passiren sollen.

Die von Hrn. Professor Vullers aus Dewletschahs Teskiret im persischen Texte und lateinischer Uebersetzung gegebene Probe enthält nur das Leben des großen Dichters Hafis mit den nöthigsten Erklärungen, und erregt den Wunsch, daß diesem ersten Hefte bald andere folgen, und der ganze Teskiret Dewletschahs auf diese Weise von ihm herausgegeben werden möge. Die Klassen der Aerzte Ibn Ebu Oßaibiaa's sind von Hrn. Sprenger zu einer sehr mageren, nur dreyßig Seiten starken Inauguraldissertation, von Hrn. Wüstenfeld aber zu einer sehr schätzbaren ausführlicheren Geschichte der arabischen Aerzte und Naturforscher von 167 Seiten deutschen, mit Zugabe von 12 S. arabischen Textes benützt worden. Das Werkchen Dr. Sprenger's handelt in drey Abschnitten erstens von der arabischen Arzneykunde vor dem Islam, zweytens von deu aus dem Persischen und dem Indischen ins Arabische übersetzten medicinischen Büchern, und drittens von den aus dem Griechischen übersetzten. Gleich auf der ersten Seite wird das Schahnáme im lateinischen Ablativ: in Schaonamo! construirt, und auf der folgenden Seite der alte homeiritische Schriftzug el-Mosned ganz irrig der Wurzel nach auf die Landschaft Sind zurückgeleitet, indem el-Mosned nur die stehende Schrift, oder, wie Andere wollen, die Schrift mit von einander abstehenden Buchstaben [1]) heißt, indem die von Wellsted bekannt gemachten homeiritischen Inschriften wirklich diesen Charakter an sich tragen. Die Namen der indischen Aerzte sind besser und ausführlicher von Hrn. Professor Wilson in der englischen asiatischen Zeitschrift berichtigt worden [2]). Gleichzeitig mit denselben erschien Hrn. Professor Gustav Flügel's tüchtige Abhandlung über die arabischen Dolmetsche griechischer Schriftsteller [3]), von welcher hier aus-

[1]) S de Sacy, Mémoire sur l'origine et les anciens monumens de la littérature parmi les Arabes, im L. Bande der Mém. de l'acad. des inscript. et belles lettres.

[2]) Bd. VI. S. 105.

[3]) De Arabicis scriptorum graecorum interpretibus. Misenae 1841.

führlicher zu reden der Ort wäre, wenn sie nicht durch das Datum ihrer Erscheinung über die dieser Anzeige gesteckte Gränze hinaus läge. S. 15 wird in der Note das Sterbejahr des Verfassers des Fihrist 385 angegeben, was wohl möglich, aber ohne Beglaubigung aus irgend einer Quelle hier angesetzt ist. Von ganz anderem Werthe ist Hrn. Professor Wüstenfeld's Werk, welches um ein Jahr früher als Wilson's eben angeführter Artikel erschien; daß Hr. W. auch die Naturforscher aufgenommen, ist löblich, aber Ibnol-Mokaffaa, der bloß Philosoph und Schöngeist war, hinterließ weder ein medicinisches, noch ein naturhistorisches Werk. Die zehn Aerzte der Familie Bachtischuaa sind zweckmäßig unter Einen Artikel zusammengestellt, wiewohl der erste und letzte derselben dreyhundert Jahre aus einander liegen. Der mystische Scheich Sulnun wird auch vom Fihrist als Alchemiker aufgeführt mit den zwey Werken: 1) Das Buch der großen Säule (Roknol-ekber), 2) das Buch der Zuverläßigkeit (es-Sikkat) in der Alchemie. Von einem der ersten Alchemiker des Islams, Chalid Ben Jesid Ben Moawije Ben Ebu Sofjan, welchen Hr. W. unter Nr. 17 kurz aufführt, kennt das Fihrist vier Werke, nämlich: Das Buch der Hitze (Kitabol-hararet); 2) das große Buch des Blattes (eß-ßahifa); 3) das kleine Buch des Blattes; 4) das Buch des Vermächtnisses (Waßijet) an seinen Vater über die Alchemie. Das Werk der Thiere vom großen Grammatiker Dschahif (S. 26), welches sich, laut der Note, auf der Hamburger Bibliothek befindet, besitzt auch Rec. *); dasselbe ist aber eben so wenig, als das gleichen Titel führende Werk Demiri's, ein naturhistorisches, sondern nur ein philologisches, mit Apologen durchspicktes, in welchem nur, was von Rednern und Dichtern über Thiere in Prosa und Versen gesagt worden, gesammelt und zusammengestellt ist. In dieselbe Kathegorie gehören auch die verschiedenen Bücher des Pferdes, des Kamehles und anderer Thiere, welche die großen Philologen Aßmaai und Ebu Obeide und andere, die in ihre Stufen traten, hinterlassen haben. Des Philosophen Medschrithi Sterbejahr wird von Hadschi Chalfa nach Ibn Baschkwal und el-Heisemi ins J. 353 und nicht 398 gesetzt; sein Name ist nicht Moslima, sondern Mesleme zu vocalisiren; sein Werk in vier Büchern: Ueber die Magie nach der Anleitung der Griechen, welches sich auf mehreren Bibliotheken Konstantinopels befindet, ist wohl eines der kennenswerthesten, da er es, wie er in der Einleitung sagt, aus zwey-

*) Im Kataloge meiner morgenländischen Handschriften Nr. 151.

hundert vier und zwanzig Büchern über diese Materie zusammengetragen. Wiewohl er irrig für einen der Verfasser der Abhandlungen der Brüder der Reinheit gilt, so hat er doch einer der ersten diese philosophische Encyklopädie in seinem Vaterlande Andalus verbreitet. Unter den Schriften Jahja Ben Meseweih's kömmt ein Akrabedin betiteltes Werk vor; dieses Wort, welches sich im Kamus nicht findet, und von Golius als Antidotarium übersetzt wird, entspricht, wie aus der zu Konstantinopel gedruckten Uebersetzung des Werkes Stürgk's erhellt, ganz und gar dem Dispensatorium unserer Aerzte und Apotheker; warum Hr. W. das Elif vor dem härtesten Buchstaben, dem K, als E ausspricht, und Ecrâbâdin statt Akrabadin schreibt, ist nicht abzusehen; da noch Niemand über den eigentlichen Ursprung dieses fremden Wortes unbekannter Abkunft eine Vermuthung gewagt, so erlaubt sich Rec. die seine vorzutragen, daß Akrabedin aus dem griechischen ἀκρίβεια δίαιτα verderbt sey. S. 64 soll Sonhadschi Ssinhadschi lauten; eben so S. 33 Serchasi statt Serachsi, denn die Stadt heißt Serchas, im Meraßid steht sie ausdrücklich so vocalisirt [1]). Sehr schätzbar ist der Katalog der Werke Avicena's, von denen bisher nur einige und dreyßig bekannt waren, hier aber aus Ibn Ebu Ossaibiaa hundert fünf aufgeführt sind; es wäre nur zu wünschen, daß sie der Verfasser nach Materien geordnet hätte. S. 87 ist's ein Kanzleyverstoß, wenn gesagt wird, daß der Toghraiji den verschlungenen Namen des Fürsten unter die Dekrete schreibt, indem derselbe immer oben aufgesetzt wird; selbst die Fertigung der Statthalter wird nicht unten, sondern zur Seite angesetzt. Der Zuname Toghraiji's, welcher wohl unter die Wesire oder Dichter, aber weder unter die Aerzte noch Naturforscher gehört, ist Mueijededdin und nicht Muwajjid ed-Din zu lesen [2]); denn erstens hat hier das Waf keinen W-Laut, indem das Hemse gehört wird, und zweytens ist es die Form Moferrah und nicht Moferrih, d. i. der von der Religion Begünstigte, und nicht der die Religion Begünstigende; so wird auch das Hemse im Worte Heibet gehört, wornach also (I. 94) Heibetollah und nicht Hibetallah zu lesen. Die Kunde über die Familie der Aerzte Ibn Sohr ist aus der von Gayangos gegebenen Stammtafel derselben zu vervollständigen. S. 102 Schehab ed-Din ist Schihabeddin auszusprechen; zu Ibnet-Thofeil ist zu bemerken, daß schon Avicena eine philosophische Abhandlung unter dem Titel Haiji Jokthan

[1]) Bil fethil-Cha.

[2]) In de Sacy's Chrestomathie II. 9, 59, 163 Mouayyad.

geschrieben *). Ein Seitenstück zu diesem philosophischen Romane scheint Avicena's Absal u Selaman zu seyn, welches in der Liste Ibn Ebu Oßaibiaa's fehlt, aber in Hadschi Chalfa vorkömmt. So fehlt auch unter den Werken des großen Astronomen und Naturforschers Biruni dessen Uebersetzung der indischen Encyklopädie, deren der Geschichtschreiber Binaketi erwähnt. Da Hr. Dr. W. das Fihrist nicht benützt hat, so trägt hier Rec. aus dem letzten Hauptstücke desselben die folgenden Alchemiker zur Vervollständigung des vorliegenden Werkes bey. Von Dschabir, dem Schüler des Imams Dschaafer, gibt Hr. W. nur die Titel von neun, und die verschiedenen Ausgaben der unter seinem Namen in Europa erschienenen geberischen Schriften; das Fihrist enthält aber die Titel von hundert zwölf seiner Werke, denen dann die siebzig, dann die vierzig Bücher, dann die zwanzig Bücher, denen mehrere andere folgen. Nach seiner eigenen, im Fihrist angeführten Angabe soll er dreyhundert philosophische Werke, dreyhundert technische, dreyhundert militärische, fünfhundert medicinische und eben so viele astronomische, also nicht weniger als ein Paar Tausend geschrieben haben, credat Judaeus Apella! Der wichtigste der von Hrn. W. übergangenen Schriftsteller ist: 1) Ibn Wahschije, der im Fihrist sogleich nach Mohammed Ben Sekeria er-Rasi in dem Verzeichnisse seiner Werke folgt; 2) ob Stephan der Mönch einer der beyden von Hrn. W. als Uebersetzer aufgeführten Stephan, oder ein anderer, bleibe dahin gestellt; jene beyden kommen bey Hrn. W. nur als Uebersetzer vor, das Fihrist gibt aber die Titel eines halben Dutzends alchemischer Werke Stephans des Mönchs; 3) es-Saih el-Aalewi (Ebubekr Ali Ben Mohammed el-Chorasani) der Ssofi, Verfasser eines halben Dutzends alchemischer Werke, deren Titel das Fihrist nennt; 4) Denis (Dionysius?), der Schüler (Telmis) el-Kindi's, mit den Titeln dreyer seiner Werke; 5) Ibn Suleiman (Ebul-Abbas Ahmed Ben Mohammed Ben Suleiman), mit den Titeln eines halben Dutzends seiner Werke; 6) Ishak Ben Nossair (Ebu Ibrahim), berühmt durch seine Kunst Glas zu machen, worüber er sowohl, als über die Kunst falsche Perlen zu machen, ein Buch hinterlassen; 7) Ibn Ebul Aasakir (Ebu Dschaafer Mohammed Ben Ali es-Selmaghani), der Lehrer der Schii, Verfasser fünf alchemischer Bücher; 8) el-Haschlil (Ebul Hasan Ahmed), mit den Titeln fünf seiner alchemischen Werke. Dieß sind die arabischen Alchemiker, deren letzter berühmtester, Eidemer Dschildeki,

*) Dessen Werk S. 74, Nr. 62.

im Fihrist keinen Platz finden konnte, da er fünfhundert Jahre später als der Verfasser desselben gelebt.. Die von Hrn. W. gegebenen Kunden und die hier angezeigten des Fihrist sind ein wesentlicher Beytrag zur Geschichte der Alchemie Herrn Schmieder's, welcher auch sehr unnöthiger Weise den Dschabir verdoppelt. Nach den Vorarbeiten, welche Reiske, Sprengel, Dietz zur Geschichte der arabischen Arzneykunde geliefert, ist Hrn. W.'s Werk das dem Historiker und Bibliographen genügendste Verzeichniß arabischer Aerzte und Naturforscher (in Allem dreyhundert), und aus den hier zur Kenntniß gebrachten Werken bleibt einem künftigen Arzte Orientalisten eine vollständige Geschichte der arabischen Medicin zu liefern übrig. Daß gegenüber des Werkes Hrn. W. der über denselben Gegenstand zu Anfang dieses Jahrhunderts gelieferte Versuch des französischen Arztes Amoreux, welcher nur ein Auszug aus Herbelot und Abulferadsch, sehr in den Hintergrund trete, ist wohl zu bemerken überflüssig *).

Außer der Probe von Dewletschah's Biographien der Poeten, liegt uns noch in Nr. 54 ein Werk der Klassen, und zwar das der Klassen der Ausleger oder vielmehr Commentatoren des Korans von Sojuti vor. Die Gelehrten des Islams, welche sich mit dem Koran beschäftigt, zerfallen in dreyerley: die Leser (el-Kora), die Bewahrer (Hofaf), welche denselben auswendig gelernt, und die Commentatoren oder Exegeten desselben (Mofessirin); Sojuti führt in seinem Vorworte die Exegeten, welche der Erläuterung (Tefsir) die Exegese (Teewil) beyfügen, als die dritte Art der Mofessirin auf. Tefsir ist bloß der dem Koran angeeignete Name der Commentare desselben, welche bey anderen Werken Scherh heißen; nie wird ein Commentar eines anderen Werkes Tefsir und nie einer des Korans Scherh genannt; so wie der Titel Mofessir in der weitesten Ausdehnung sowohl den Commentator als den Exegeten in sich begreift, eben so bedeutet Hafif nicht nur einen der den Koran, sondern auch andere geschichtliche Ueberlieferungen auswendig weiß. Von diesen drey Klassen moslimischer Gelehrten, deren Studien-Object der Koran, sind die Leser und die denselben auswendig Wissenden wohl weit weniger interessant, als die Commentatoren und Exegeten desselben. Hadschi Chalfa gibt ein halbes Dutzend von Werken, welche die Klassen der Koransleser enthalten, dann vier von den Klassen der Hafise und drey von den Klassen der Com-

*) Essai historique et littéraire sur la médecine des Arabes. Montpellier 1805.

mentatoren. Mit den Koranslesern hat sich noch kein europäischer Orientalist beschäftigt; fast ein Tausend von Hafisen hat Hr. Wüstenfeld durch die Herausgabe der Klassen Sehebi's bekannt gemacht; dieselben sind bereits in diesen Jahrbüchern [1]) angezeigt, und dabey der Wunsch geäußert worden, daß Hr. W. vielmehr den Auszug Ibnol-Esir's aus dem Ensab Semaani's fortgesetzt hätte. Statt einem Tausend von Artikeln, wie jenes von Hrn. W. herausgegebene Werk Sehebi's, enthält das vorliegende nur hundert sechs und dreyßig, und also bey weitem nicht alle Commentatoren des Korans, sondern nur die berühmtesten derselben, was der europäischen Literaturgeschichte nicht nur vor der Hand, sondern für immer genügen mag. Was Sojuti in seinem Vorworte sagt, daß Niemand vor ihm ein Werk über die Klassen der Commentatoren verfaßt [2]), scheint so zu verstehen zu seyn, daß Niemand vor ihm die merkwürdigsten derselben herausgehoben, indem auch früher schon solche Klassen der Korans-Commentatoren bestanden haben, deren eines von Ebu Mohammed Ben Chafredschi aus Seviglia [3]). Der Herausgeber gibt in der Einleitung zwey Lebensbeschreibungen Sojuti's, die eine Sojuti's Autographie aus dessen Geschichte Kairo's (Hosnol-Mohadharet), mit der Liste seiner, nach den sechs Fächern der Koranswissenschaften, der Ueberlieferungswissenschaften, der juridischen, grammatischen, rhetorischen und historischen Wissenschaften geordneten Werke, deren Verzeichniß in diesen Jahrbüchern von Hrn. Professor Flügel [4]) geliefert worden. Hr. Meursinge gibt die Uebersetzung der Lebensbeschreibung mit Verweisung der übersetzten Büchertitel auf Flügel's Verzeichniß, — und dann eine zweyte, bisher unbekannte Biographie Sojuti's aus dem Bedroth-thalii, einem Auszuge des biographischen Werkes Sachawi's über die berühmten Männer des neunten Jahrhunderts d. H.; diesem gehört der größte Theil des Lebens Sojuti's an, wiewohl er erst im Beginne des zehnten, im J. 911, gestorben ist. Die europäischen Literatoren Nichtorientalisten sind also durch Hrn. M. über die Lebensschicksale Sojuti's, dieses großen Polyhistors und Polygraphen, eben so hinlänglich unterrichtet, als sie durch Hrn. Quatremère über das Leben Makrisi's, des historischen Kolossen arabischer Gelehrsamkeit im achten Jahrhundert, unterrichtet worden sind;

[1]) Bd. LXXVI, S. 225.

[2]) Quod neminem inveni, qui dedita opera seorsim de iis egerit, p. 51.

[3]) Casirius II. p. 150 I, 3.

[4]) Bd. LVIII, LIX, LX.

aber denselben kann ohne Kenntniß des Arabischen das vorliegende Werk von keinem Gebrauche seyn, da der Verfasser wohl erklärende Noten zur Genüge, aber keine Uebersetzung beygefügt hat; nur das Vorwort hat er übersetzt, in welchem Sojuti die vier Arten von Commentatoren unterscheidet, nämlich erstens die ältesten der Genossen, und Jünger des Propheten, d. i. die des ersten Jahrhunderts d. H., indem der letzte Genosse des Propheten im letzten Jahre des ersten Jahrhunderts d. H. starb; zweytens die späteren Commentatoren der orthodoxen Secten; drittens die der Commentatoren, welche zugleich Exegeten; viertens die der Neuerer und Ketzer, wie die der Schismatiker, Schii und Dissidenten (Motesile), deren vorzüglichste Semachschari, Rommani und Dschobbaji. Daß das vorliegende Werk von einer Anzahl von Commentatoren des Korans, deren Hadschi Chalfa erwähnt, keine Meldung macht, und sogar den Beidhawi mit Stillschweigen übergeht, hat der Herausgeber in dem zweyten Abschnitte seiner Prolegomenen, welcher von der benützten Handschrift der Leydner Bibliothek handelt, selbst bemerkt. Dieses findet sich in Einem Bande zusammengebunden mit einem anderen biographischen Werke Sojuti's, welches den Titel: Ijanol-ajan fi Ebnais-feman, d. i. Beaugenscheinigung der Vornehmen in den Söhnen der Zeit, führt; die Uebersetzung Flügel's: Recensio virorum spectatorum, ist daher richtiger, als die Hrn. M.'s: Excellentissimi inter Proceres. Da dieses Werk Biographien der Zeitgenossen Sojuti's behandelt, so muß es im Ganzen mehr Neues enthalten, als selbst das vorliegende, und es ist zu wünschen, daß Hr. M. durch die Herausgabe desselben, welches eben so wenig als das bereits herausgegebene auf irgend einer europäischen Bibliothek befindlich, die Kenntniß europäischer Literatoren von der Literaturgeschichte der Araber um ein Namhaftes bereichern möge. Die dem vorliegenden Werke vorgesetzte arabische Zueignung an Hrn. Weijers ist ein doppeltes löbliches Denkmal der arabischen Sprachkenntniß und Dankbarkeit des Herausgebers.

Die dritte Art der in die Biographie überhaupt und in die der Gelehrten insbesondere einschlagenden Werke sind die, welche sich mit der richtigen Aussprache der Beynamen oder Bezugsnamen beschäftigen, und welche zum Theil den Titel Ensab führen, wiewohl unter diesem Namen eigentlich die genealogischen Werke verstanden werden, indem Ilmol-ensab die Genealogie. Die Zahl der genealogischen Werke, welche Hadschi Chalfa kennt, kann um ein Beträchtliches aus dem Fihrist

*) Hadschi Chalfa I. 365.

vermehrt werden. Nach den fünf ältesten genealogischen Werken [1]) Hischam's, gest. 204 (819), ist das berühmteste das große Semaani's, gest. 562 (1166), in acht Bänden; daraus machte ein Jahrhundert später Ibn Esir einen Auszug unter dem Titel Lobab, was gleichbedeutend mit Lobb, das Mark. Eine Probe des Lobab, welche den Buchstaben Elif enthält, hat vor sieben Jahren Hr. Professor Wüstenfeld [2]) gegeben; wenn er dieselbe fortgesetzt hätte, würde jener Auszug Ibn Esir's die Erscheinung des späteren, unter dem Titel: Lobbol-Lobab, d. i. das Mark des Markes, von Sojuti verfertigten Auszugs, welchen Hr. Peter Johann Veth unter Nr. 85 herauszugeben begonnen, überflüssig gemacht haben; so aber bleibt diese Herausgabe des Textes, wenn auch ohne Uebersetzung, ein höchst dankenswerthes Unternehmen, welchem der baldigste Beschluß zu wünschen ist, indem der vorliegende Band nur beyläufig die Hälfte, nämlich bis in den Buchstaben Ain, enthält. Dieser Auszug Sojuti's sowohl, als der Ibn Esir's gibt nichts, als die richtige Aussprache der dem Vornamen (Künajet), dem Namen (Aalem) und dem Zunamen oder Ehrennamen (Lakab) folgenden Beynamen oder Bezugsnamen (Ensab). Eben so wenig, als von den Vornamen, Namen und Zunamen, ist hier die Rede von den Herrschernamen, wie Melik el-Aadil, el-Kjamil, eß-ßalih, en-Naßir, el-Manßur, el-Eschref, es-sahir, d. i. der gerechte, der vollkommene, der rechtliche, der siegende, der siegreiche, der edelste, der offenbare König, oder von Dichternamen (Machlaß), welchen Dichter bloß in ihren Diwanen annehmen, sondern bloß von den Beynamen oder Bezugsnamen Ensab. Was die beyden genannten Epitomatoren Semaani's in Betreff der Beynamen geleistet, gewährt Newewi's Läuterung der Namen für die eigenen Namen (Aalem). Hr. Wüstenfeld hat ebenfalls vor zehn Jahren eine Probe davon gegeben, welche in diesen Jahrbüchern [3]) angezeigt worden; die höchst wünschenswerthe Vollendung dieses höchst nützlichen Werkes steht, dem Vernehmen nach, nächstens zu erwarten. Ein bisher ganz unbekanntes Werk von Ensab ist das Medschelleton-nißab, d. i. die Geheimschrift des Ursprungs, welches den im Beginne des vorigen Jahrhunderts verstorbenen und durch mehrere Werke bekannten osmanischen Gelehrten Mustakimsade zum Verfasser hat, und dessen bisher noch nicht herausgegebener Autograph im Besitze des dermaligen

---

[1]) Flügel's Hadschi Chalfa I. 455.

[2]) Specimen el-Lobabi. Gottingae 1835.

[3]) Bd. LXXVI, S. 225.

Nakibul-Eschraf und osmanischen Reichshistoriographen, des hochgelahrten Esaad Efendi. Nach der dem Rec. von Esaad Efendi mitgetheilten, ihm vorliegenden Probe ist es nicht sowohl der früheren, schon von Sehebi, Newewi, Ibn Esir und Sojuti behandelten Artikel willen, als wegen der späteren, nämlich der in die letzten drey Jahrhunderte d. H. fallenden, schätzenswerth, und die Herausgabe desselben sehr zu wünschen; bis dahin werden alle Orientalisten, denen an der richtigen Aussprache arabischer Beynamen etwas gelegen, die Erscheinung des von Hrn. Veth herausgegebenen Werkes mit dem größten Danke anerkennen; da bloß der arabische Text ohne Uebersetzung gegeben ist, so ist es um so mehr nöthig, hier Nichtorientalisten mit dem großen Werthe dieses Werkes bekannt zu machen. Die in demselben alphabetisch geordneten Beynamen oder Bezugsnamen zerfallen in sieben Klassen, je nachdem dieselben von Personen, Oertern, Secten, Beschäftigungen oder Beschaffenheiten hergenommen sind, nämlich: 1) Von dem Stamme; 2) von der Familie oder den Ahnen; 3) von dem Lande oder Orte, entweder dem der Geburt oder des Aufenthalts; 4) von der Secte oder dem Ritus der Religion; 5) von dem Gewerbe oder der Beschäftigung; 6) von körperlichen Eigenschaften; 7) von Gewohnheiten oder anderen Zufälligkeiten, die letzten die eigentlichen Spitznamen. Der vorliegende Band enthält deren gegen dritthalbtausend, wovon vierhundert der Familie oder den Ahnen, über dreyhundert den Stämmen, anderthalbhundert Gewerben oder Beschäftigungen, die meisten den Oertern angehören. Die von den Oertern hergenommenen sind ein schätzbarer Beytrag zur Geographie und Topographie, indem hier so viele Namen von Oertern und Dörfern auftauchen, welche bisher europäischen Geographen ganz unbekannt geblieben; ohne uns hier auf die Aufzählung derselben einlassen zu können, wollen wir zum Belege des Gesagten nur die einzigen auf Bagdad's Oertlichkeit sich beziehenden Namen ausheben, um zu zeigen, welches Licht dieselben über die Topographie Bagdad's verbreiten. El-Efedschi, von Efedsch, einem Viertel Bagdad's; el-Oskjafi, von Oskjaf, einem Districte B.'s; el-Eschnani, von der Brücke Eschnan zu B.; el-Badschedbaiji, von Badschedda, einem Dorfe bey B.; el-Badweri, von Badwerija, einem Pallaste bey B.; el-Baresi, von Ebres, einem Viertel B.'s; el-Bedrij, von Bedrije, einem Viertel B.'s; el-Berasi, von Beras, einem Viertel B.'s; el-Bermeki, von Bermek, dem Viertel B.'s, wo wahrscheinlich die Bermegiden wohnten; el-Bosughani, von Bosugha, einem Dorfe B.'s; el-Baßalani, von Baßalijet, einem Viertel B.'s;

el-Bakabusi, von Bakabus, einem Dorfe B.'s; el-Bakkschelami, vom Dorfe Schelam bey B., welcher seiner häufigen Mücken (Bakk) wegen berühmt; el-Bendenidschi, von Bendenidschin bey B.; el-Binni, von Binnet, einem Dorfe bey B.; el-Bußarai, von Bußara, einem Dorfe bey B.; et-Tosteri, von Tosterijin, einem Viertel B.'s; es-Sewabi, von Sewabe, einer Straße B.'s; el-Dschibabini, von Dschibabin, einem Dorfe B.'s; el-Dschidari, von Dschidar, einem Dorfe B.'s; el-Dschemeli, von Dschemel, einem Dorfe B.'s; el-Harimi, von Harim, dem Viertel B.'s; el-Hadhiri, von Hadhiret, dem Viertel B.'s; el-Hasiri, vnn Hasiret, einem Orte ober B.; el-Charabi, von Charabol-Motaßim, dem Orte bey B.; el-Chorsi, von Chors, dem Viertel B.'s; el-Chasefi, von Sabathol-Chasef zu B.; el-Choldi, von Chold, dem Viertel B.'s; ed-Darkasi oder ed-Derkasi, von Darol-Kas, d. i. Seidenhaus, ein Viertel B.'s: ed-Darkothni, von Darol-Kothn, d. i. Haus der Baumwolle, ein Viertel B.'s, jenes wahrscheinlich von Seidenfabriken und dieses von Baumwollfabriken so benannt; ed-Dibsawi, von Dibsa, einem Dorfe bey B.; ed-Derbi, von Derb, einem Orte B.'s; ed-Dordaji, von Dorda, einem Dorfe bey B.; ed-Deskeri, von Deskeret, einem Dorfe bey B.; ed-Dimemmi, von Dimemma, einem Dorfe bey B.; ed-Duri, von Dur, einem Viertel B.'s; ed-Duweiri, von Duweiret, einem Orte B.'s; ed-Deiraakuli, von Deirolaakul, einem Dorfe bey B.; er-Rasani, von Rasan, einem Dorfe bey B.; erRaschidi, von Raschidijet, einem Dorfe bey B.; er-Rabadhi, von Rabadh, eine Vorstadt B.'s wie Cordova's; er-Rochchdschi, von Rochchdschijet, einem Dorfe B.'s; er-Roßafet, von Roßafe, einem Viertel B.'s; er-Rakiki, von Dar er-rakik, einem Viertel B.'s; er-Rubaji, von Ruba, einem Dorfe bey B.; es-Saghuni, von Saghuna, einem Dorfe B.'s; es-Saafrani, von Saaferanijet, einem Dorfe bey B.; es-Sendewerdi, von Sendewerd, einem Dorfe bey B.; es-Seidi, von Seidije, einem Dorfe bey B.; es-Salhini, von Salhin, einem Dorfe bey B.; es-Silki, von Derbes-silk zu B.; es-Selimi, von Selim, einer Straße (Derb) B.'s; es-Sindewani, von Sindije, einem Dorfe bey B.; es-Susendscherdi, von Susendscherd, einem Dorfe bey B.; es-Silahi, von Sukes-silah, d. i. dem Waffenmarkt zu B.; esch-Scherki, von Scherkijet, einem Dorfe bey B.; esch-Schemmasi, von Schemmasijet, dem Thore B.'s; esch-Schuneisi, von Schuneisijet, der Begräbnißstätte B.'s; eß-Ssarifini, von

Ssarifin, einem Dorfe bey B.: eß-Ssurani, von Ssura, dem Dorfe zwischen B. und Kufa; edh-Dhafadii, von Derbedh-Dhafadi, d. i. Fröschestraße, einem Viertel B.'s; eth-Thabiki, von Thabik, einem Viertel B.'s; eth-Thanfi, von Schariieth-thanf zu B.; es-Saferi, von Saferijet, einem Viertel B.'s. Hier sind also nicht weniger als einige und sechzig Beynamen, welche nur von Bagdad und den umliegenden Dörfern hergenommen sind, und wahrscheinlich enthält die noch nicht erschienene Hälfte eben so viel; mehr braucht es nicht, um zu zeigen, welche ergiebige Ader in diesem Werke zur Bereicherung asiatischer Geographie geöffnet ist, und nicht nur asiatischer, sondern auch andalusischer; von den fünftausend Bezugnamen, welche das Ganze beyläufig enthalten wird, ist mehr als die Hälfte rein geographisch; einige derselben geben ganz neue Aufschlüsse, so z. B. esch-Schomonni, bisher von Orientalisten Schemeni ausgesprochen, ohne daß sie wußten, woher dieser Beyname abzuleiten sey; Schomonni, heißt es hier, kömmt von Schomonnet, dem Saatfelde vor dem Thore Konstantinopels; diese Benennung scheint sich also noch von der Zeit her zu datiren, wo die Araber sieben Jahre lang Konstantinopel belagerten, und vor den Thoren desselben säeten und ernteten; vielleicht steht damit der Name der Stadt Schumna in Verbindung; einer der berühmtesten neuen Grammatiker und Rechtsgelehrten ist Ahmed Ben Mohammed Takijeddin esch-Schomonni el-Kostantini, gest. i. J. 872 (1467); der zweyte Beyname bezieht sich auf Konstantinopel, und bestätigt also die Angabe, daß Schomonnet unmittelbar zu Konstantinopel gehöre; woher aber dieser berühmte Schriftsteller diesen Beynamen erhalten habe, erhellt aus der Lebensbeschreibung desselben (in Sojuti's Klassen der Grammatiker die 709te) keineswegs, wiewohl dieselbe zwey Folioblätter füllt; er war in Alexandrien geboren, und lebte und starb zu Kairo. Die von Stämmen hergenommenen dreyhundert Bezugsnamen enthalten manche Bereicherung zu den im XCV. Bande dieser Jahrbücher enthaltenen genealogischen Tafeln arabischer Stämme, welche, wenn das Lobbal-Lobab erst ganz erschienen seyn wird, mit Bereicherung aus diesem einer vermehrten Ausgabe entgegen sieht. Die von den Secten der Religion hergenommenen Beynamen übergehen wir hier mit Stillschweigen, weil wir auf dieselben in dem Abschnitte der Theologie zurückkommen müssen. Von Gewerben, Handwerken und anderen Beschäftigungen hergenommene Beynamen sind: el-Abenusi, d. i. der Ebenholzige, vom Verkaufe oder Bearbeitung des Ebenholzes; el-Odscheri, der Ziegelschläger; el-Abar, der Nadelmacher; el-Achbari,

der Kundenbewahrer, wie er-Rawi, der Kundenerzähler; el-Erosi, der Reisverkäufer; el-Jskjafi, der Schuster; el-Emnathi, der Satteldeckenverkäufer; el-Badindschani, der Melongenenverkäufer; el-Bostanbani, der Gartenwächter; el-Bathaini, der Tintenfischverkäufer; el-Batichi, der Melonenverkäufer; el-Bathi, der Gänseverkäufer; el-Bakali, der Gemüseverkäufer; et-Tanij, der Grundpächter; et-Tebani, der Strohverkäufer; et-Tikkeki, der Unterhosengürtelverkäufer; el-Dschibabi, der Palmenmarkverkäufer; el-Dschobni, der Käseverkäufer; el-Dschesuri, der Schlachtviehverkäufer; el-Dschenaisi, der Leichenbestatter; el-Dschewaribi, der Strumpfwirker; el-Dschewaliki, der Verfertiger oder Verkäufer von Säcken; el-Dschewheri, der Juwelier; el-Hidschari, der Steinmetz; el-Hasau, der Sohlenmacher; el-Haffar, der Todtengräber; el-Hammar, der Eseltreiber; el-Halebi, der Milchverkäufer; el-Hamami, der Badewärter; el-Hannathi, der Mehlverkäufer; el-Hinnaji, der Hennaverkäufer; el-Hanuthi, der Gewürzverkäufer: el-Haudhi, der zum Wasserbecken Gehörige; el-Halladsch, der Wollkrämpler; el-Halewi, der Confectverkäufer; el-Chankahi, der zum Kloster Gehörige; el-Chabbasi, der Bäcker; el-Charrath, der Drechsler; el-Chardali, der Senfverkäufer; el-Charesi, der Verkäufer der sogenannten pastilles de Serail; el-Chasafi, der Lanzenspitzenmacher; el-Chaschschab, der Holzhändler; el-Chothabi, der Kanzelrednerische; el-Chaffafi, der Pantoffelmacher; el-Chalaai, der Gallakleiderverkäufer; el-Chanasiri, der Schweinverkäufer; el-Channak, der Fischverkäufer in Andalus; el-Chawatimi, der Siegelringstecher; el-Challal, der Essigverkäufer; el-Chaijathi, der Schneiderische; el-Chaijam, der Zeltaufschlager; ed-Darisi, der zum Collegium der Wissenschaft Gehörige; ed-Debbagh, der Gärber; ed-Dedschadschi, der Hühnerverkäufer; el-Daghuli scheint dasselbe zu seyn mit ed-Daghuni, Gerstenbrotverkäufer zu Merw und zu Serchas; ed-Dakkak, der Mehlverkäufer; ed-Duschabi, der Verkäufer einer Art Syrups; ed-Dughi, der Verkäufer saurer Milch, auf persisch Dugh (das engl. dough); ed-Dehan, der Oelerer; ed-Dibadschi, der Wirker reichen Stoffes; Es-sehebi, der Goldplattenschläger; er-Raidhi, der Bereiter; er-Rahhal, der zur Karawane Gehörige; er-Rasaf, der Reishändler; er-Resuli, der von einem Gesandten Abstammende; er-Rakkam, der Sticker; er-Remmah, der Lanzenschifter; er-Rewasi, der Verkäufer von Köpfen geschlachteten Viehes; er-Rusdschari, der bey Tag Arbeitende;

Es-sebibi, der Zibebenverkäufer; Es-sedschadsch, der Glasschleifer, nicht zu verwechseln mit Es-sedschadschi, dem großen Grammatiker, Verfasser des Dschomel, welcher seinen Namen von seinem Scheich Sedschadsch hat, beyde waren Grammatiker; Ibrahim Ibnes-Sera Ebu Ishak es-sedschadsch starb i. J. 311 [1]) und Sedschadschi i. J. 339 [2]), so daß jener nicht von diesem, sondern von einem anderen Sedschadsch, oder von Sedschadschet, einem Dorfe in Oberägypten, seinen Namen erhalten haben muß; Sedschadschi, Verfasser des Dschomel, ist wieder zu unterscheiden von Sodschadschi, einem dritten Grammatiker [3]), gest. i. J. 415, Verfasser eines Commentars des Faßih und anderer Werke; Es-sifti, der Pechverkäufer; Es-senbaki, der Verkäufer wohlriechenden Lilienöls; Es-sendschefri, der Zinoberverkäufer; Es-sejat, der Olivenverkäufer; Es-sibaki, der Quecksilberverkäufer; es-Sarban, Hüter der Kamehle, daher das franz. Sarabande; es-Sebbak, der Plattenschläger; es-Sitri, der den Ueberzug des heiligen Hauses zu Mekka Dahinführende oder Tragende; es-Sachtiani, der Saffianverkäufer; es-Serradsch, der Sattler und auch Sattelknecht; es-Saateri, der Satureyverkäufer; es-Sakka, der Wasserträger, nicht zu vermengen mit dem Schenken es-Saki (der σακας der Cyropädie); es-Sakathi, der Verkäufer des Abwurfs oder Auswurfs; es-Sukkjeri, der Zuckerverkäufer; es-Sekjakji, der Münzer von Sikkjet (das ital Zecca); es-Semmakj, der Fischhändler; es-Semman, der Butterhändler; es-Simmisi, der Semmelverkäufer (Semmis oder Simmis ist weißes Brot); es-Simsimi, der Sesamverkäufer; es-Sewwak, der Polentakoch; es-Suthi, der Peitschenverkäufer; es-Sellal, der Korbverkäufer; el-Sojuri, der Gärber des Sojur genannten Leders; esch-Schafguni, vom persischen Schafgune oder Schagune, ein musikalisches Instrument zum Schlagen; esch-Scharibi, der Wasserträger zu Bagdad; esch-Schalendschi, der Verkäufer kamehlhärener geflochtener Stricke oder Decken; esch-Schaab, der Ausbesserer von Geschirren; esch-Schikkak, der Holzspalter; esch-Schemii, der Kerzenverkäufer; Eß-ßabuni, der Seifenverkäufer; Eß-ßaighi, der Falschmünzer; Eß-ßabaghi, der Färber; Eß-ßarram, der Bereiter des Leders zu Riemen und Sohlen der Schuhe; Eß-ßaffar, der Erzarbeiter; Eß-ßanduki, der Kistenmacher; eß-ßawwaf, der Wollenhändler; Eß-ßuli, zu Harran der Schuster; eß-

[1]) Sojuti's Klassen der Grammatiker Nr. 793.
[2]) Ebenda Nr. 1428. [3]) Ebenda Nr. 2110.

ßaikal, der Schwertfeger; eth-Thathari, der Verkäufer weißer Kleider zu Kairo und Damaskus; eth-Thabaa, der Schwertfeger; eth-Thahan, der Mehlverkäufer, wofür aber schon el-Hanati und ed-Dakkat da gewesen, indem Hintha, Dakik und Thahn alle drey Mehl heißen, jedoch mit verschiedenen Abstufungen der Feinheit und Weiße; eth-Tharaifi, der Verfertiger oder Verkäufer artiger Holzwaaren (wie die von Berchtesgaden); eth-Thassas, der Tassenmacher; eth-Thaffal, der Verkäufer trockenen Lehms; eth-Thanafisi, der Verkäufer der Thinfiset genannten Kleider und Decken; eth-Thajalisi, der Verkäufer von Teilesan, d. i. der Ueberwurfstücher, welche gewöhnlich auf den Schultern getragen werden; eth-Thini, der Thonverkäufer (das arab. Thin und das deutsche Thon sind ganz dasselbe); el-Aadschi, der Elfenbeinverkäufer, schließt dieses Verzeichniß, das mit dem Abenusi, d. i. mit dem Ebenholzverkäufer, begonnen hat. Bey Vergleichung des vorliegenden Auszugs des Ensab Semaani's mit dem Ibnol-Esir's, von welchem Hr. Dr. Wüstenfeld den Buchstaben Elif bekannt gemacht, erhellt, daß Ibn Esir weitläuffiger als Sojuti, wie dieß sogleich aus der Gegeneinanderstellung des ersten Artikels erhellt; bey Sojuti: el-Abedschdschi, von Abedschdsch, einem Orte in Persien; bey Ibn Esir dasselbe, jedoch mit dem ferneren Beysatze: diesen Beynamen führt Ebu Abdallah Mohammed B. Medschmeweih *) el-Abedschdschi, der nach seinem Vater und

*) Wenn dieses Medschmeweih nicht ein Schreibfehler für Mendscheweih, so fehlt es in der folgenden, von Hrn. Dr. Wüstenfeld dem Rec. mitgetheilten Liste der jenem bekannten Wörter, welche in weih enden, nämlich: Badeweih, Bakjeweih, Baleweih, Bahreweih, Berseweih, Berakjeweih, Berreweih, Buweih, Tireweih, Dschewghaweih, Dschebeweih, Harbeweih, Hasneweih, Haßaweih, Hameweih, Heijeweih, Chaleweih, Chadeweih, Chomareweih, Daseweih, Dorosteweih, Deleweih, Naheweih, Serkaweih, Sekjreweih, Sendscheweih. Saadeweih, Semeweih, Sehkjeweih, Sibeweih, Schaheweih, Schebreweih, Schebeweih, Schescheweih, Schemseweih, Schewseweih, Schireweih, Aabdkjeweih, Aabdeweih, Aamreweih, Aammeweih, Fadhleweih, Fendscheweih, Kjakjeweih, Kjeleweih, Maserkjeweih, Maseweih, Maheweih, Medleweih, Merdeweih, Mesreweih, Miskjeweih, Mendscheweih, Naßrweih, Nafthaweih. Hier fehlen noch die von Sojuti in seinen Klassen der Grammatiker aufgeführten Batheweih (Nr. 1059), Selemeweih (Nr. 1217), Haijeweih (Nr. 151), Chaskeweih, Aaskeweih (Nr. 1626), Schaseweih (Nr. 359) u. Aaleweih.

Anderen überlieferte, und nach ihm Ebu Nadhr (Naßr?) Mohammed Ben Mohammed Ben Jusuf der Rechtsgelehrte, dessen Ueberlieferungen el-Hakim Ebu Abdallah in seinen Amali (Schuldictaten) herausgegeben.

So schätzbar und einzig bisher in der europäischen orientalischen Literatur dieses Wörterbuch von Bezugsnamen, so ist dasselbe doch keineswegs vollständig, was auch nicht anders zu erwarten, da in den seit dem Tode Sojuti's verflossenen vierthalbhundert Jahren viele neue solcher historischer Namen aufgetaucht sind; schon in den Klassen der hanefitischen Rechtsgelehrten, deren Verfasser der Richter Takijeddin Ben Abdolkadir et-temimi, welcher ein Jahrhundert nach Sojuti lebte und starb (gest. 1005, d. i. 1596), finden sich zu Ende zwey Hauptstücke, deren eines die Vornamen (Kjuna), das andere die Bezugsnamen (Ensab), unter welchen mehrere dieser Rechtsgelehrten berühmt geworden, enthalten. Mit den Vornamen haben wir hier nichts zu thun, wiewohl die unter denen einzelne Gelehrten, wie z. B. Abul-Mehasin, der Fortsetzer der Lebensbeschreibungen Ibn Challikan's, bekannt geworden, in ein vollständiges Onomasticon der Gelehrtengeschichte gehören, und daher auch vom Verfasser des Medschellet mit den Bezugsnamen in Einem alphabetisch geordnet worden sind. Da uns bisher bloß die Hälfte des Werkes Sojuti's vorliegt, welches die ersten siebzehn Buchstaben des arabischen Alphabets enthält, so fügen wir für diese die in Sojuti fehlenden Bezugsnamen aus dem auf der Hofbibliothek befindlichen Manuscripte*) der Lebensbeschreibungen Takijeddin Temimi's an. Es fehlen in Sojuti die folgenden: el-Eberkuhi, von dem zwanzig Farasangen von Ißfahan gelegenen Schlosse Eberkuh; el-Amidi, d. i. der von Diarbekr; el-Erindschi, von Erindschin, einem Districte Samarkand's; el-Erdschuni, von einem Districte in Andalus; el-Osori, Plural von Asar, Unterhose; el-Esireteki, wobey bemerkt wird, daß es im Semaani fehle, aber im Dschewahir (den Biographien der hanefitischen Rechtsgelehrten) sich befinde; el-Esbidschani, von der transoranischen Stadt Esbidschan; el-Eschforkani, von Eschforkan, einem Dorfe bey Merwrud; el-Endscherduwani, von einem Dorfe bey Bochara; el-Anßari, von den Gehülfen oder Verbündeten des Propheten abstammend; el-Anthali, der von Satalia; el-Enguri, der von Angora;

*) Der Titel desselben ist nicht ganz der in Flügel's Hadschi Chalfa (S. 173) angegebene, indem et-Theraim es-Senijet fi teradschimil-Hanefijet lautet.

el-Ewbi, von einem Dorfe bey Herat; el-Babeli, der von Babylon; el-Barabi, von Barab, dem großen Distrikte Transoxana's; el-Barii, d. i. der Ausgezeichnete; el-Barkini, fehlt auch im Teradschim; el-Baschkardi und Baschghardi, d. i. der Baschkire; el-Borghasi, von dem Orte Borghas (Pyrgos); el-Birkewi, von Birke; el-Berdewi, von einem festen, sechs Farasangen von Nesef gelegenen Schlosse; el-Berdiferi, von Berdifer, einem Dorfe bey Nischabur; el-Bistami, also weder Bestami noch Bostami, von der in der Nähe von Damaghan gelegenen Stadt, Sojuti hat dasselbe als Bestami; el-Buschtenkani, von einem Dorfe bey Nischabur; el-Bakali, der Gemüseverkäufer; el-Bijari, von Bijar, einer zwischen Bistam und Beihak gelegenen Stadt; el-Beijaai, von Beijaa, einem der großen Scheiche der Motesiliten; et-Tadschi, von dem Pallaste Tadsch zu Bagdad, welcher den Barmegiden gehörte, oder von der Medrese Tadschije, welche der Wesir Tadschol-Mülk Ebul-Ghanaim in dem nach ihm genannten Stadtviertel errichtete; et-Tomortaschi, von einem Dorfe in Chuaresm; et-Temimi, von der Familie Temimdari's; el-Dschusdschani, von der Stadt in Chorasan; el-Dscholabadi, von einem Stadtviertel Nischabur's; el-Dschellabi, der Sclavenhändler; el-Haresti, von einem zwischen Gärten Damask's auf der Straße nach Himß gelegenen Dorfe; el-Haßiri, von einem Viertel Bochara's; el-Haufi, vom gleichnamigen Dorfe; el-Hiri, von der Stadt Hira; el-Chartborti, von Chartbort, was zwey Tage von Malatia liegt; el-Chini, von einem Dorfe bey Tarsus; ed-Dehlewi, von Dehli in Indien; ed-Diwrigi, von der Stadt dieses Namens in Anatolien; er-Rischdani, vom gleichnamigen Orte in Ferghana; er-Rikjabi, der Name eines Seids, der im Besitze des Steigbügels des Propheten war; er-Rumi, der Grieche; es-serendi, von Serend, einer Stadt in Kerman; es-sernudschi, von Sernudsch, einem Orte in Transoxana; es-sendosti, der Weiberfreund; es-sewawi, vom afrikanischen Stamme dieses Namens; es-Samir, von der Stadt Sorremenrai; es-Sachawi, von einem Orte dieses Namens; es-Sewadi, von Sewad, einem Distrikte in der Nähe Balka's, oder der in der bebauten Gegend Irak's; esch-Schoroscheni, von der Stadt Osroscheni in Transoxana; esch-Schikjani, von einem Dorfe Bochara's; esch-Schehristani, vom Namen mehrerer Oerter in Fars; eß-ßaidi, Familienname; eß-ßandali, der Stifter einer Medrese zu Nischabur. Auf ähnliche Weise wird die zweyte Hälfte, wenn

sie erschienen seyn wird, vervollständigt werden können; eben so kann Sojuti's Werk aus dem Medschellet bereichert werden, von dessen uns vorliegendem Probehefte, welches aber nur einen kleinen Theil des Elif enthält, wir mit Uebergehung der Künijat (Vornamen), der Elkab (Zunamen) und Machlaß (Dichternamen) bloß die hieher gehörigen Ensab (Bezugsnamen) aufführen wollen; die Dichternamen (Machlaß) bilden, wie bekannt, eine besondere Klasse; sie haben mit dem Vornamen, Namen, Beynamen und Zunamen nichts gemein, und sind nur den Poeten eigen, deren jeder sich einen solchen nach Belieben wählt; eine Sitte, die in jüngster Zeit in Deutschland häufig nachgeahmt worden; sie sind immer bedeutsam, wie z. B. Hafis der Bewahrende, Lamii der Glänzende u. s. w. Die in dem vorliegenden Probehefte des Medschellet befindlichen Bezugsnamen, welche weder im Lobbol Lebab noch im Teradschim vorkommen, sind die folgenden: el-Kasabadi, vom anatolischen Orte dieses Namens; el-Arijeni, vom Dorfe dieses Namens in Tocharistan; el-Asadwari, von dem im Distrikte Dschuwein gelegenen Dorfe; Akkjermani, von Akkerman; Akchaftan, d. i. der weiße Kaftan; Akbiik, d. i. der weiße Schnurbart; el-Akschari, von Akschar in Kermaian; el-Akschehri, el-Akserai, el-Akhißari, el-Akbasari, von den gleichnamigen anatolischen Städten; el-Obori, vom Dorfe Obor in Sedschistan; el-Abisi, von Abis, einem Orte in Transorana; el-Abgermi, d. i. der vom warmen Bade; el-Abeli, es gibt vier Oerter Abel, eines bey Damaskus, eines am Jordan, eines bey Banias und eines bey Himß; el-Abisguni, vom gleichnamigen Orte; el-Asari, von den Fußstapfen des Propheten; Adschikbasch, der mit bloßem Kopfe; Adschischorba, der von der bitteren Suppe; el-Odschorri, der um Lohn Dienende; el-Achori, von einem Dorfe Dehastan's; el-Arani, von einem Dorfe bey Kjaschan; el-Afirdschani, von einem Dorfe bey Nehawend; el-Aseri, von einem Idole; el-Aremi, von einem Orte in Masenderan; el-Asi, vom Dorfe As; el-Ali, d. i. der zur Familie (des Propheten) Gehörige; el-Alani, von einem Orte in Türkistan; el-Obeddi, von einer Stadt in Andalus; el-Ebraki, von einem Dorfe bey Ramhormus; el-Ibrischimi, dasselbe im Türkischen und Persischen, was im Arabischen Hariri; el-Ebrniki, von einem Dorfe bey Merw; el-Ibschithi, vom Dorfe bey Menuf; el-Ebthai, von den Sümpfen (Bathaih) Mekka's oder Baßra's; el-Abolostini, von Abolostan (sonst Elbistan) bey Meraasch; el-Jaasi, von einem Dorfe am ägyptischen Gestade; el-Ebnawi, einer der in Jemen geboren, Nachkommen der Perser; el-Abe-

dunk, von einem Orte bey Dschordschan. Alle diese sind von Oertern hergenommene Bezugsnamen; unter dem Worte Ibn gibt das Medschellet aber ein Paarhundert Patronyme, und unter dem Worte Al dreyßig Familien, deren einigen ein Stammbaum beygegeben ist, wie den Familien Ebu Hamsa, Emineddewlet, Hasandschah (aus der letzten der große Geschichtschreiber Seaadeddin) und der Abkömmlinge des aus der Lebensgeschichte Dschelaleddin Rumi's hinlänglich bekannten Schemseddin Tebrisi. Man sieht, daß dem Verfasser Mustakimsade ein weitumfassender Plan vorgeschwebt, daß er aber bey weitem von der Ausführung desselben zurückgeblieben, indem es überall nicht nur an Vollständigkeit mangelt, sondern oft auch an dem, was man am ersten zu erwarten berechtigt gewesen wäre, gebricht; so z. B. fehlen unter den Familien die berühmten der Aerzte und Uebersetzer; manche Artikel gehören gar nicht in ein Wörterbuch von Bezugsnamen, wie z. B. der Artikel Iblis, womit der Verfasser dem Teufel eine Kerze anzuzünden gewollt zu haben scheint; wir theilen denselben als eine philologische Seltenheit um so mehr mit, als die mit dem Worte Ebu, d. i. Vater, zusammengesetzten Vornamen desselben in den Wörterbüchern (das Freytag's nicht ausgeschlossen) fehlen; die Vornamen des Teufels sind: Ebu Kerdus, der Vater der Heerschaaren; Ebu Fitret, der Vater des Zwistes; Ebu Nar, der Vater des Feuers; Ebu Chiraf, der Vater der Opposition; Ebu Lebinet, der Vater des Hemdsaums (?); Ebu Jahja, der Vater des Joannes; Ebul-Dschani, der Vater des Sünders. Der Teufel heißt, wie bekannt, Scheitan (Satan), aber auch el-Fettan, d. i. der Unruhe stiftet an, und Abulia (Apolyon); er hat fünf Söhne, der erste, Selinur, ist beauftragt, Hader zwischen Eheleuten herbeyzuführen; der zweyte, Delhan, stört die Frommen im Gebete durch Einflüsterungen, Einige nennen diesen Einflüsterer Chanseb; der dritte, Merret, steht den musikalischen Instrumenten und der Kuppeley vor; der vierte, Aawan, ist der Freund von Sultanen, und der fünfte, Wetin, der Anstifter von Sünden. Namen besonderer Teufel sind: Heffaf, der Trinkteufel; Lakus, der Kerkerteufel; Lakis, der Neuigkeitsteufel u. s. w. Daß der Teufel der Scheich von Nedschd, ist aus der Geschichte des Propheten allbekannt, nicht so, daß jenem Omar eine Ohrfeige gegeben, und ihm dabey ein Auge ausgeschlagen. Eine der sonderbarsten Ueberlieferungen ist die, welche einen Urenkel des Teufels ins Paradies setzt, Hamet Ben Heim Ben Lakis, der ins Paradies eingeht, ist Klopstock's Abadona. Außer solchen Kuriositäten gibt das Medschellet auch noch Vornamen

und Zunamen geschichtlicher berühmter Männer, dann die Sade, welche im Persischen und Türkischen dasselbe, wie Ibn im Arabischen, und auch Dichterbeynamen, so z. B. Aschdschisade, d. i. der Sohn des Kochs; unter diesem Namen wird Hosameddin Hasan, der Richter von Kallipolis, bezeichnet, welcher i. J. 942 (1535) starb; Asi, von der Myrte As so beygenannt, ist der Dichtername eines Poeten von Chorasan, welcher durch einen Fünfer romantischer Gedichte mit dem Nisami's wetteiferte, und noch außerdem ein Gedicht Chial u Wißal, d. i. Phantasie und Genuß, hinterließ. Die historischen Angaben des Medschellet sind übrigens nicht immer die richtigsten; so z. B. heißt es im Artikel Akilolmorar's, d. i. des Fressers der Bitterkeiten, des Herrn der Beni Kjinde, daß er diesen Namen von seinem Weibe erhalten habe, die ihn verabscheute, und von ihm sagte, daß er einem Kamehle gleiche, welches bittere Kräuter frißt. Ganz anders wird der Ursprung dieses Namens im Aghani *) erzählt; Sedus, der Kundschafter Hodschr's, des Herrn der Beni Kjinde, berichtete ihm, wie er die gefangene Hind (Gemahlin Hodschr's) in den Armen ihres Siegers gesehen; Hodschr saß, als er diese Nachricht hörte, an einem Orte, wo viele bittere Pflanzen wuchsen, die er während der unangenehmen Erzählung aus Verdruß kaute und fraß.

Wir haben nun noch von der Geschichte literarischer Anstalten zu sprechen, wovon unter Nr. 30 eine einzige Probe vorliegt, nämlich Hrn. Dr. Wüstenfeld's Uebersicht der Akademie der Araber und ihrer Lehrer, nach Auszügen aus Ibn Schohbe's Klassen der Schafii. Da Hr. W. aus dem genannten Werke bloß eine kurze Notiz der Professoren gibt, welche an den Medreseen zu Bagdad, Nischabur, Damaskus, Jerusalem und Kairo gestanden, und die spanischen sowohl als transoranischen Medreseen mit Stillschweigen übergeht, so ist der Titel ein zu allgemeiner. Hr. W. hat für die genannten fünf Städte geleistet, was Dr. Middeldorpf in seiner schon vor einem halben Jahrhundert erschienenen Abhandlung für die Akademien von Cordova, Granada, Toledo, Xativa, Valencia, Silva, Ceuta, Jaen, Murcia, Almeria, Malaga, Velez, Villena, Quesada und Callosa, mit einem Anhange über die spanischen Bibliotheken und die literarischen Reisen spanischer Gelehrten. Hr. W. hat die beyden letzten Abschnitte nicht berücksichtigt, aber dafür ein weit ausführlicheres Verzeichniß von 254 Professoren gegeben, welche an sieben und

*) Im Manuscript der großherzoglichen Bibliothek zu Gotha Bl. 249.

Araber und ihrer Lehrer, statt: Ueber die wissenschaftlichen Vorlesungen der Araber und ihrer Vorleser, betitelt hat. Eines Hauses der Leser des Korans wird schon in der Geschichte Wakidi's erwähnt, welcher erzählt, daß Abdallah Ben Ommol-Mektum, als er mit Moßaab Ben Omeir von Medina nach Mekka auswanderte, im Hause der Leser abstieg. Der Chalife Motedhadbillah (gest. 289) baute in seinem Pallaste Schemasije zu Bagdad Gemächer für Künstler und Gelehrte, in welchen er dieselben aufnehmen wollte[1]). Am 10. Dschemasiulachir des Jahres 395 d. H., d. i. den 24. May 1005, wurde zu Kairo das Haus der Weisheit Darol Hikmet, d. i. die älteste Universität, eröffnet, an welcher Schulen für Koransleser, Rechtsgelehrte, Astronomen, Grammatiker, Logiker, Geometer und Aerzte eingerichtet, die Schreibmaterialien den Studierenden unentgeltlich geliefert wurden[2]). Gleichzeitig mit diesem Hause der Weisheit in Aegypten hatte Emir Naßr Ben Sebuktekin die Medreseen Seidijet und Rabiaa gestiftet. Wenn die i. J. 457 (1082) erbaute, um zwey Jahre später eröffnete Medrese Nisamije des großen Wesirs Nisamolmülk insgemein für die älteste des Islams gilt, so ist dieß nur so zu verstehen, daß an derselben zuerst Lehrstühle und Stellen für die Rechtsgelehrten (Fokaha) gestiftet wurden[3]). Hr. W. gibt die Namen der Muderriße der sieben und dreyßig von ihm zusammengestellten Medreseen meistens aus Ibn Challikan, die vollständigsten die der Nisamije, von welcher allein sechs und dreyßig in chronologischer Ordnung aufgeführt sind; aber die Liste derselben hätte selbst aus Ibn Challikan noch vermehrt werden können, wie z. B. Mohammed el-Kemaleddin es-Sohrewerdi, gest. 586 (1190), mit Ibn Junis, dem Schüler Sedid es-Selmasi's, gest. 574 (1178). In Aegypten hatte schon der fünfte Chalife der Fatimiten, Asisbillah, an der Moschee Esher eine Lehranstalt eröffnet, und wissenschaftliche Versammlungen hatten in dem Hause des Wesirs Jakob Ibn Kjels zu Kairo, dann in der Moschee Amru's zu Fostat Statt, welche aber nur die Verbreitung der Lehre der Ismailiten zum Zwecke hatten, wie die von Hakimbiemrillah unter dem Namen des Hauses der Wissenschaft gestiftete Loge des Unglaubens und revolutionärer Grundsätze, welche mit dem Hause der Weisheit nicht zu vermengen ist. Unter der Regierung der übrigen Chalifen Fatimiten geschah weiter

[1]) Makrisi II. S. 559.

[2]) Gemäldesaal, Bd. III. S. 235.

[3]) Makrisi II. S. 560.

nichts für öffentliche wissenschaftliche Anstalten, und großes Verdienst um dieselben erwarben sich erst die Sultane des Hauses Ejub, deren erster im J. 566 (1170) die erste Medrese zu Kairo gründete, welche nach seinem Herrschernamen (Melik en-Naßir) die Naßirische, und auch später die Scherifische (el-Scherifijet) hieß. Hr. Wüstenfeld nennt vier Gelehrte, welche an derselben lehrten; der erste war aber nicht, wie er sagt, Mohammed Ibnol-Wekil, sondern Behaeddin Ben Seineddin en-Nedschar, der zweyte Ibn Kathitha Ibnol-Wesan, der dritte Kemaleddin Ahmed, der vierte der Scheich Richter Schemseddin Ebu Abdallah Mohammed von Ormia, nach welchem dieselbe die scherifische beygenannt wird; es fehlen also bey Hrn. W. gerade die vier ersten von Makrisi angegebenen Lehrer. 2) Die Komhijet in der Nachbarschaft der alten Moschee von Mißr, auf dem Markte des gesponnenen Garns (Ghasel), i. J. 566 wie die vorige von Ssalaheddin für die Rechtsgelehrten des Ritus Malik gestiftet; sie hieß Komhijet von dem zu ihrem Unterhalte angewiesenen Korn (Komh). 3) Die M. Baskudsch, ebenfalls auf dem Wollenmarkte. 4) Die M. Arsufije, von Ibnol Arsufi, einem Kaufmanne aus Askalon, i. J. 570 (1174) erbaut. 5) Die M. der Station der Ghusen am Ufer des Nils; Takijeddin Omer Ben Schehinschah, der Neffe Ssalaheddin's, bewohnte die Stätte der Ghusen, kaufte sammt dem benachbarten Bade und Stalle auch die Insel Raudha, und stiftete i. J. 566 (also im selben wie sein Oheim), ehe er nach Syrien ging, eine Medrese für die Rechtsgelehrten des Ritus Schafii. 6) Die Aadilije im aadilischen Viertel von Mißr, von Ebubekr Ben Ejub Melik el-Aadil, Bruder Ssalaheddin's, nach dem von ihm und seinem Neffen gegebenen Beyspiele für den Ritus Malik gestiftet. 7) Die Medrese Ibn Reschik's zu Mißr (Altkairo) i. J. 640 (1242) vom Richter Ibn Reschik, der selbst daran lehrte, für die Rechtsgelehrten des Ritus Malik, und insbesonders für die der Tekruren gestiftet. 8) Die M. Faisije, van Scherefeddin Abdallah Ben Saaid el-Faisi dem Wesire i. J. 636 (1238) für die Schafiiten gestiftet. 9) Die M. Kuthbije zu Kairo innerhalb der Straße der Seidenhändler vom Emir Kutbeddin Chosrew Ibn Bülbül, einem der Emire Ssalaheddin's, i. J. 570 (1174) für die Schafiiten gestiftet. 10) Die M. Sojufijet zu Kairo im ehemaligen Hause des Wesirs Mamun el-Bathai von Ssalaheddin i. J. 572 (1176) gestiftet, welche später den Hanefiten angehörte. 11) Die M. Fadhilije, von welcher Hr. W. zwar vier Lehrer aufführt, aber nichts von

ihrer Gründung weiß; sie wurde an der Straße Meluchije zu Kairo vom Richter el-Fadhil Abderrahim Ben Ali el-Beisani i. J. 580 (1184) in der Nähe seines Hauses für die Rechtsgelehrten der beyden Ritus Schafii und Malik, mit einem Saale für die Lesung des Korans gebaut; in demselben lasen der Verfasser der Schathibije, sein Schüler Ebu Abdallah Mohammed Ben Omer el-Korthobi, der Scheich Ali Ben Musa ed-Dehan und andere große Koransleser; an derselben war eine große Bibliothek in allen Fächern der Wissenschaften von hunderttausend Bänden, welche aber i. J. 694 (1294) zu Grunde ging, als in der Hungersnoth dieses Jahres die Studenten, vom Sultan Ketbogha el-Manßuri hiezu befugt, die Bücher für Brot verkauften, so daß zur Zeit Makrisi's nur wenige Bücher mehr vorhanden waren, darunter ein großer Koran mit kufischer Schrift, welcher für den Osman's galt, und vom Stifter um dreyßigtausend Dirhem gekauft worden war; eine der schönsten und größten Medreseen Kairo's. Makrisi gibt nach Ibn Challikan die Biographie des trefflichen Richters, Stifters dieser Medrese, des Wesirs Ssalaheddin's, welcher den Ehrennamen Mohieddin, d. i. des Wiedererweckers der Religion, führte*). Dieser hätte der Aufmerksamkeit Hrn. W.'s nicht entgehen sollen, da Ibn Challikan in dessen Lebensbeschreibung (Nr. 384) meldet, daß er Sonnabend den 1. Moharrem 580 (14. April 1184) die von ihm an der Straße Meluchije erbaute Medrese durch eine Vorlesung eröffnete. 12) Die Afkudschije zu Kairo, vom Emir Seifeddin Ajaskudsch el-Esedi, einem der Mamluken Esededdin Schirkjuh's, des Oheims Ssalaheddin's, i. J. 599 (1202) für die Hanefiten gestiftet. 13) Die Fachrije; Hr. W. vermuthet bloß, daß sie von einem Fürsten, dessen Ehrenname Fachreddin, errichtet worden sey; sie wurde zu Kairo vom Emirol-Kebir Fachreddin Ebul Feth Osman Ben Kisil el-Barumi, dem Oberſthofmeister (Ustadar) Melik el-Kjamil's, i. J. 622 (1224) gestiftet, mit einer dazu gehörigen Moschee, einer Fontaine und zwey Karawanserai (Robath), das eine an der Grabstätte Karafa, das andere zu Mekka. 14) Die Seifije, zwischen dem Quartiere der Bogenschifter (Bondokanin) und dem der Salzverkäufer (Melahin), vom Scheich der Scheiche Ssadreddin Mohammed B. Ameweih unter der Wesirschaft Ssafieddin Abdallah B. Ali B. Schokran Seifol Islam's erbaut; Seifol Islam ist der Zuname Taghtegin's, des Sohnes Ejub's. 15) Die Aschurije, vom Quartiere Suweile in der Nähe der kuthbischen Medrese in dem

*) Makrisi II. 565 und Gemäldesaal VI. 149.

Hause eines jüdischen Arztes, Schreibers des Karakusch, welcher es von der Frau Aaschura, der Gemahlin des oben erwähnten Emir Ajaskudsch el-Esedi, gekauft hatte; diese Medrese wurde wenig besucht, weil sie in einer meistens von Juden bewohnten Straße gelegen. 16) Die Kuthbije, gleich Anfangs des Quartieres Suweile, von der großen Frau Ißmeteddin Mueniset, der Tochter Melik el-Aadil's, welche Ikbalol-Alaiji hieß, gestiftet, mit einer Kanzel für die Schafiiten und einer anderen für die Hanefiten. 17) Die Charrubije, am Ufer des Nils zu Altkairo, von Tadscheddin Mohammed B. Ssalaheddin Ahmed B. Mohammed B. Ali el-Charrubi gegenüber der unten vorkommenden Medrese seines Bruders gestiftet; der Stifter starb i. J. 785 (1333). 18) Die Mahalli, am Ufer des Nils, innerhalb von Ssanaat et-Temr, außerhalb Altkairo (Mißr), vom Vorsteher der Kaufleute, Burhaneddin Ibrahim B. Omer B. Ali el-Mahalli mit dem Kostenaufwande von fünfzigtausend Dukaten i. J. 806 (1403) erbaut. 19) Die Farkanije, auf dem Markte des westirischen Quartiers zu Kairo i. J. 676 (1277) für die Schafiiten und Hanefiten vom Emir Aksonkar Farkani, dem Waffenträger Sultan Beibar's, eröffnet. 20) Die Mohesibije, außer dem Thore Soweile in der Nähe des Bades Komari's, vom Doctor Mohesibeddin Ebu Saai Moh. B. Aalameddin erbaut, dessen Großvater, Reschid Ebul Wahsch, ein christlicher Arzt gewesen; Reschid war i. J. 676 (1277) gestorben. 21) Die Charrubije (zweyte dieses Namens), außer Altkairo (Mißr), von Bedreddin Mohammed B. Mohammed B. Ali el-Charrubi erbaut, der den Scheich Behaeddin Abdallah B. Abderrahman zum Moderris einsetzte, und i. J. 772 (1370) starb. 22) Die dritte Charrubije im Stadttheile (Chithth) der Scheunen (Schune), außer Altkairo vom Neffen des vorhergehenden, Iseddin Mohammed B. Ssalaheddin B. Mohammed B. Ali el-Charrubi, gest. 776 (1374), gestiftet; größer und schöner als die vorhergehende seines Oheims. 23) Die Ssahibije Behaije, in der Gasse der Lampen Altkairo's, in der Nähe der alten Moschee vom Wesir Ssahib Bedreddin Ali B. Mohammed B. Selim B. Hana i. J. 654 (1256) erbaut; die Straße hieß die der Lampen, weil sie allnächtlich beleuchtet ward; der Stifter war der Wesir Sultan Beibar's, Bondokdari; eine der am zahlreichsten besuchten Medreseen, so zahlreich, daß in einem der dazu gehörigen Häuser allein zwey und dreyßig Studenten wohnten. 24) Die Ssahibije, auf dem Markte (Suweike) zu Kairo; ehemals das Haus des Wesir Jakub B. Keles, vom Ssahib Safijeddin Abdallah B. Ali B. Schukr in eine Lehranstalt für die Malikiten umgewandelt, mit einer dazu

gehörigen Bibliothek i. J 785 (1383) erneuert. 25) die Scherifije, auf der Straße (Derb) Kjerkjame, Anfangs des dschuderischen Quartiers zu Kairo, vom großen Emir Scherif Fachreddin Ebu Naßr Ismail i. J. 612 (1215) vollendet, eine der größten Medreseen für schafiitische Rechtsgelehrte. 26) Die Ssalihije, im Viertel (Chithth) zwischen den beyden Pallästen Kairo's von Melik eß-ßalih Nedschmeddin Ejub B. Kjamil Mohammed B. el-Aadil i. J. 639 (1241) erbaut, und im folgenden Jahre für alle vier Ritus eröffnet; das erste Beyspiel dieser Art zu Kairo; wenn Hr. W. also sagt, daß der erste Professor an derselben Abdolasis Ibn Abdes-selam gewesen, so ist dieß nur von Einem Ritus richtig, indem vier Professoren von allen vier Ritus zugleich auftraten, von denen Makrisi den Ibrahim Abdol-Wahid B. Ali B. Surur el-Mokadesi als den ersten des Ritus Hanbeli nennt; die in der Nähe der Medrese gelegene Kuppel (Kubbet) Ssalih's wurde von Ißmeteddin, der Mutter Chalil Schedschred-dorr's, für ihren Herrn, Melik eß-ßalih Nedschmeddin, dem letzten der Herrscher Aegyptens aus der Familie Ejub, erbaut. 27) Die Kjamilije, zwischen den beyden Pallästen Kairo's, auch unter dem Namen des Hauses der Ueberlieferung bekannt, von Melik el-Kjamil Naßireddin Mohammed B. el-Aadil i. J. 622 (1225) erbaut; die zweyte Ueberlieferungsschule im Islam, deren erste von Nureddin Mahmud B. Sengi zu Damaskus gestiftet worden war; Kjamil war ein großer Freund der Ueberlieferer und Rechtsgelehrten, deren Disputationen er beywohnte, und deren einige immer im Schlosse von Kairo gegenwärtig seyn mußten (wie Dichter und Erzähler am Hofe Reschid's und Mamun's), um in schlaflosen Nächten sich die Zeit durch Gespräch mit ihnen zu kürzen. 28) Die Ssairimije, einer des Thores Hamlun, in der Nähe des Marktes des Emirs der Truppen, zwischen demselben und zwischen der Moschee Hakim's, vom Emir Dschemaleddin B. Sewindsch B. Ssairem, gest. i. J. 636 (1235), einem der Emire Melik el-Kjamil's erbaut. 29) Die Mesurije, zu Kairo inner der Straße Schemseddewlet's, durch das Testament Mesrur's, eines Dieners des Pallastes zur Zeit Ssalaheddin's, aus seinem Hause in eine Medrese umgewandelt. 30) Die Kußije, zu Kairo auf der Straße Seifeddewlet's in der Nähe der Straße Meluchije, vom Emir el-Kerdi, dem Statthalter von Kuß, gestiftet. 31) Die Sahirije, zu Kairo zwischen den beyden Pallästen, zu der man durch das goldene Thor einging, von Melik es-sahir Beibar's el-Bondokdari i. J. 662 (1263) für Professoren von allen vier Ritus gestiftet; die Schafiiten lasen an der südlichen Halle (Aiwan), die Hanefiten an der nördlichen,

die Koranslefer an der westlichen; die Philologen Ebu Husein, el-Dschesar, es-Serradsch el-Werrak und der Scheich Dschemaleddin Jusuf Ibnol-Chaschab recitirten Kaßidete, von denen Makrisi Bruchstücke mittheilt, und wofür sie mit Ehrenkleidern belohnt wurden; die Bibliothek enthielt die klassischen Werke arabischer Literatur, die man die Mutter der Bücher nennt; hart daran war eine Knabenschule für Waisen. 32) Die Manßurije; die Vermuthung Hrn. W.'s, daß der Stifter derselben Sultan Kulawun (Kilawin) gewesen, hat seine Richtigkeit; sie lag innerhalb des Thores des großen manßurischen Spitals, mit demselben und mit dem benachbarten manßurischen Dome von Sultan Kilawin für die Rechtsgelehrten aller vier Ritus mit einer mediciuischen Kanzel und einer für die Ueberlieferung; der manßurische Dom war den Verschnittenen, Wächtern der Gräber der Familie Kilawin, eingeräumt, und am selben war von Sultan Kilawin eine zahlreiche Bibliothek gestiftet. 33) Die Naßirije, in der Nähe des manßurischen Grabdoms auf der östlichen Seite desselben, vom Sultan Seineddin Ketbugha gegründet, vom Sultan Kilawin weiter geführt und i. J. 703 (1303) vollendet; eines der schönsten Gebäude Kairo's; das aus weißem Marmor künstlich gemeißelte Thor wurde von Akka nach Kairo gebracht; der mit der Zerstörung der Mauern Akka's beauftragte Emir Aalemeddin Sindschar Schudschaai hatte dasselbe von einer Kirche Akka's mit den umgebenden Säulen nach Kairo geschafft; die Professoren der vier Ritus lehrten in den vier Hallen, ein Imam stand dem fünfmaligen Gebete vor, eine zahlreiche Bibliothek befriedigte die Wißbegierde der zahlreichen Studenten; Verschnittene hielten hier wie am manßurischen Dome strenge Wache, und verwehrten den Fremden den Eingang. 34) Die Hidschasije, am Festthore (Babol-id) in der Nähe des hidschasischen Pallastes, ehemals am Thore des Pallastes, welches das smaragdene hieß, von der großen Frau Chund Tabar el-Hidschasije, der Tochter Sultan Melikon-Naßir Mohammed Ben Kilawin, der Gemahlin des Emirs Melektemir el-Hidschasi, für Schafiiten und Malikiten gestiftet, mit einem Imame, einer Bibliothek und einer Schule für Waisen, welche hier unterrichtet, gespeiset und gebildet wurden; das Grab der Stifterin bewachten Verschnittene, die auch nach dem Tode ihrer Gebieterin so eifersüchtig auf die ihr schuldige Ehrfurcht, daß sie einen der Koranslefer der Medrese prügelten und seines Gehaltes beraubten, weil er sich dem Grabe der Stifterin hosenlos genaht. 35) Die Thaibersije, in der Nähe der Moschee Esher, vom Emir Alaeddin el-Chasnedari für schafiitische Rechtsgelehrte gestiftet; mit einem Wasserbecken in der Nähe, das als Viehtränke

diente; i. J. 707 (1307) mit Säulen und vergoldetem Dache vollendet. 36) Die Akbughawije, in der Nähe der Moschee Eshar, gegenüber der vorigen, vom Emir Alaeddin Akbugha, dem Oberstthofmeister Sultan Kilawin's, mit Dom und Minaret aus Stein ohne Raub und Erpressung, ohne Gewaltthätigkeit und Frohnarbeit erbaut, mit Kanzeln für die Schafiiten und Hanefiten, mit einem Koransleser, Imam, Muesin, Küster und Tapetenausspreiter gestiftet; ihre Einkünfte bezog sie von Waarenlagern (Hawanit) außer dem Thore Suweile und einem Dorfe auf der Südseite; sie war, als Makrisi schrieb, noch im blühenden Zustande. 37) Die Hosamije, in der Nähe des wesirischen Quartiers, vom Emir Hosameddin Tharantai el-Manßuri, dem Naibes-saltanet, auf der Seite seines Hauses für schafiitische Rechtsgelehrte gestiftet. 38) Die Mengutimurije, im Quartiere Behaeddin's, vom Emir Seifeddin Mengutimur el-Hosami, dem Naibes-saltanet (Großwesir), i. J. 698 (1298), d. i. im selben Jahre, wo er erschlagen ward, mit Kanzeln für Malikiten und Hanefiten und einer Bibliothek gestiftet. 39) Die Karasonkarije, gegenüber des von Salaheddin gestifteten Klosters, welche Saaid es-soada, d. i. der Glückliche der Glücklichen, heißt, zwischen dem Festthore und dem Siegerthore auf der westlichen Seite bis zum Bade Aaser und dem Thore Dschuwanijet; alles dieses gehörte zum großen Pallaste der Wesirschaft, welchen der Emir Schemseddin Karasonkar Manßuri der Naibes-saltanet i. J. 700 (1300) mit einer Moschee und einer Waisenschule gebaut; alles dieses blieb in den Händen der Familie des Stifters bis ins J. 815 (1412), wo dieselbe ausstarb; diese Medrese war der Absteigeort der syrischen Couriere, welche hier mit Bedürfnissen ihrer Reise versorgt wurden, bis ins J. 790 (1388), wo dieser Brauch abkam. 40) Die Ghasnewije, am Markte des Emirol Dschojusch, d. i. des Heeresfürsten, gegenüber der Medrese Jarghudschije, vom Emir Hosameddin Kaimas, dem Mamluken Nedschmeddin Ejub's, gestiftet; ihren Namen erhielt sie vom Scheich Schihabeddin Ebul-Fadhl Mohammed B. Jusuf B. Ali B. Mohammed el-Ghasnewi dem Koranleser, dem hanefitischen Rechtsgelehrten, welcher an derselben las. 41) Die Bubekrije, in der Nähe der abbasischen Straße (Derb) und des wesirischen Quartiers (Haret) zu Kairo, vom Emir Seifeddin Eisenbugha, dem Sohne des Emirs Seifeddin Beiktimur el-Bubekri, für hanefitische Rechtsgelehrte, mit einem Wasserbecken, einer Fontaine, einer Waisenschule und einer gegenüber gelegenen Moschee, i. J. 773 (1370) erbaut, vor deren Vollendung er aber starb. 42) Die Bakarije, in der Gasse (Sokak)

gegenüber der Moschee Hakim, vom Reis Schemseddin Schakir Ben Ghoseil, bekannt als Ibnol-Bakari, dem Kopten Aufseher des Mundvorraths zur Zeit Melikon-naßir Hasan B Moh. B. Kilawin, erbaut; er war aus dem Dorfe Darol-Bakar als Christ geboren, später aber Musulman geworden, mit der Aufsicht frommer Stiftungen beauftragt; ein Freund der Gelehrten, stiftete er diese Medrese für die Rechtsgelehrten des Ritus Schafii, und stellte an derselben den großen Rechtsgelehrten Ibn Molakkan als Professor sammt einem Imam an. 43) Die Beidemirije, an der offenen Fläche (Rahbe) des Emir Beidemir in der Nähe des Thores des Pallastes Schewkj, zwischen demselben und der Grabstätte Husein's vom genannten Emir erbaut. 44) Die Ibnol-Maghribi's, am Ende der Straße der Slaven, zwischen dem mesudischen Markte und dem suweilischen Quartiere, von Ssalaheddin Jusuf Ibnol-Maghrebi, dem Vorsteher der Aerzte, der vor Vollendung des Baues starb, und unter dem Dome am naßirischen Kanale in der Nähe des karmuthischen Teiches (Birket) begraben ward; i. J. 814 (1411) von einigen seiner Nachkommen zerstört. 45) Die Aidemirije, in der Nähe der ßalihischen Medrese, von einem gewissen Naßireddin B. Mohammed B. Aidemir el-Abbasi i. J. 758 (1356) für die Rechtsgelehrten Schafii erbaut; an derselben lehrte der Lehrer Makrisi's, Siradscheddin el-Balkaini. 46) Die Melikije, im Stadttheile (Chithth) der huseinischen Grabstätte zu Kairo, vom Emirolhadsch Seifeddin, von der Familie Melikol-Dschewkendar's (des Trägers des Csakan), gegenüber seines Hauses für die schafiitischen Rechtsgelehrten, mit einer ansehnlichen Bibliothek. 47) Die Dschemalije, in der Nähe der Straße Raschid zu Kairo, am Thore der vormals nach Seifeddewlet genannten Straße, vom Emir Wesir Alaeddin Maghalathai el-Dschemali für die Hanefiten und mit einem Kloster für die Ssofi i. J. 730 (1329) erbaut; eine der angesehensten und reichbegabtesten Medreseen, welche aber schon zur Zeit Makrisi's durch schlechte Verwaltung dem Verfalle nahe; Makrisi gibt hier, wie bey mehreren anderen Medreseen, die Lebensgeschichte des Stifters. 48) Die Farisije, im Stadttheile Fehadin zu Kairo, wo ehemals die Kirche gleichen Namens, i. J. 756 (1355) vom Emir Fariseddin elBeki in der Nähe der Melikije gestiftet. 49) Die Sabikije, innerhalb des Pallastes der Chalifen Fatimiten, ein Theil des großen Pallastes, welcher die eigentliche Residenz derselben, vom Emir der Verschnittenen, Sabikeddin Miskal el-Eunkji, dem Vorsteher der Mamluken Sultan Eschref's, für die Rechtsgelehrten des Ritus Schafii gestiftet: der Meister Makrisi's, der Scheich Ibn Malakkan, eröffnete an derselben den Lehrkurs; sie

war mit einer Kanzel für Koransleser, einer Bibliothek und einer Waisenschule begabt. 50) Die Kaisaranije, in der Nähe der Medrese Ssahibije am Markte des Ssahib, vom Richter Schemseddin Mohammed B. Ibrahim el-Kaisarani i. J. 751 (1350) aus seinem Hause in eine Moschee verwandelt. 51) Die Simanije, im Stadttheile der Bogenschifter zu Kairo, vom Emir der Verschnittenen, Seineddin, dem Vorsteher der Zaumhalter (Simamdar), zur Zeit Sultan Berkuk's i. J. 797 (1394) mit einer Anstalt für die Ssofi und einer Kanzel für das Chuthbe gestiftet; da die Medrese Ssahibije so nahe, so hörten die an beyden Orten Betenden das gegenseitige: Allah Ekber! (Gott ist groß!), was Makrisi als eine schändliche Neuerung tadelt. 52) Die kleine Medrese zwischen den Bogenschiftern und den Müllern, von der Frau Aidegin, der Gemahlin des Emirs Tekjdscha, i. J. 751 (1350) erbaut. 53) Die Medrese des Grabmahls der Mutter Ssalih's in der Nähe der eschrefischen Moschee an der Grabstätte Nefise's, vom Sultan el-Melik el-Manßur Kilawin i. J. 682 (1283) zu Ehren der Mutter Melik eß-ßalih Alaeddin Ali's, des Sohnes Kilawin's, gestiftet. 54) Die Medrese Ibn Aram's, in der Nähe der Moschee Emir Husein Jahker auf der Seite des westlichen Kanals außer Kairo, vom Emir Ssalaheddin Chalil B. Aram, dem Statthalter Alexandria's, dem gelehrten Geschichtschreiber, i. J. 718 (1318) gestiftet; nach dem Tode Berke's wurde er von dessen Mamluken in Stücken zerhauen, und seine Glieder am Thore Suweile aufgehangen; hierauf sagte Schihabeddin Ahmed Ibnol Attar:

Zerstücket sind die Glieder von Chalil
Durch schweren Fuß*), der auf denselben fiel.
Bey blutiger Cäsur was braucht es viel
Noch der Cäsuren, welche hat Chalil.

55) Die Mahmudije, außer dem Thore Suweile, vormals zum Quartiere Manßurije gehörig, vom Emir Dschemaleddin Mahmud, dem Oberſthofmeister, i. J. 797 (1394), mit einer Bibliothek, welche Makrisi als eine unvergleichliche preiset, und in welcher sich die Bücher so gut erhielten, weil sie außer der Medrese nicht verliehen wurden. 56) Die Mohesibije, im Quartiere der Halebiner außerhalb Kairo's beym Bade Komari, vom Doctor Mohesibeddin Mohammed B. Ebul Wahsch, bekannt

*) Ein dreyfaches prosodisches Wortspiel mit Dharbes-sakil, welches sowohl der schwere Schlag als der schwere Fuß heißt, mit Taktii, was sowohl Zerstückelung als Cäsur, und mit Chalil, was sowohl der Name des Erschlagenen als des Gesetzgebers der arabischen Prosodie.

alh Ibn Ebi Chalife, dem Vorsteher der Aerzte Kairo's (dem Stifter der Medrese am manßurischen Spitale), erbaut. 57) Die Saadijet, außer Kairo in der Nähe der Kuhtrift (Dschedretol-Bakar), vom Emir Schemseddin Sonkar es-Sadi, dem Vorsteher (Nakib) der sultanischen Mamluken, i. J. 715 (1315) gestiftet. 58) Die Thaghadschije, im Stadttheile der Kuhtrift wie die vorige, vom Emir Seifeddin Thaghadschi el-Eschrefi, welcher i. J 698 (1298) hingerichtet, an seiner Medrese begraben ward. 59) Die Dschawelije, in der Nähe des Stadttheiles Kebsch, zwischen Kairo und Altkairo, vom Emir Alemeddin Sindschar el-Dschaweli i. J. 723 (1323) gestiftet, mit einer Anstalt für Ssofi. 60) Die zweyte Farkanije, außerhalb des Thores Suweile, zwischen der Kuhtrift und der Moschee Ibn Thulun's, gegenüber der Bondokdarije, gestiftet vom Emir Rokneddin Beibers el-Farkani, welcher ein anderer als der Stifter der ersten Farkanije. 61) Die Beschirije, außer Kairo am Hakjarol Chasim, nahe dem Birketol fil, vom Emir der Verschnittenen, Seadeddin Beschir el-Dschemdar (Garderobemeister), i. J. 761 (1359) mit einer Bibliothek. 62) Die Mihmandarije, außer dem Thore Suweile, zwischen der Moschee Ssalih's und dem Bergschlosse, in dem Stadttheile Dschamii el-Maridani, außerhalb der rothen Straße, gegenüber des Betortes (Moßella) für die Todten, vom Emir Schihabeddin Ahmed B. Karakusch el-Asisi dem Mihmandar, d. i. dem Begleiter und Einführer der Fremden, welcher zugleich Aufseher der Truppen (Nakibol-Dschujusch), i. J. 725 (1324) für die Hanefiten und einem Waarenlager (Kaißarije) erbaut. 63) Die Medrese Oldschai's, außer dem Thore Soweile, in der Nähe des Bergschlosses auf dem Orte, welcher vormals der Markt Usa's hieß, vom Großfürsten Seifeddin Oldschai i. J. 768 (1366) erbaut, mit einer Kanzel für die Hanefiten, einer für die Schafiiten, einer Bibliothek und einem Rednerpulte (Minber), von welchem am Freytage die Chuthbet abgelesen ward. 64) Die Medrese von Omm Sultan, d. i. der Sultanin Mutter, außer dem Thore Suweile, in der Nähe des Bergschlosses, wo vormals die Grabstätte der Bewohner Kairo's, von der großen Frau Berke, der Mutter Sultan Melikol-Eschref's Schaaban Ibn Husein's, i. J. 771 (1369) mit einer Kanzel für die Hanefiten und einer für die Schafiiten erbaut; an derselben wurde ihr Sohn nach seinem gewaltsamen Tode i. J. 778 (1377) begraben. 65) Die Aitmischije, außerhalb Kairo innerhalb des Thores des Wesirs unter dem Bergschlosse, vom Emirol-Kebir (Großfürsten) Seifeddin Aitmisch el-Bahasi i. J. 785 (1383) erbaut, mit einem

war mit einer Kanzel für Koransleser, einer Bibliothek und einer Waisenschule begabt. 50) Die Kaisaranije, in der Nähe der Medrese Ssahibije am Markte des Ssahib, vom Richter Schemseddin Mohammed B. Ibrahim el-Kaisarani i. J. 751 (1350) aus seinem Hause in eine Moschee verwandelt. 51) Die Simanije, im Stadttheile der Bogenschifter zu Kairo, vom Emir der Verschnittenen, Seineddin, dem Vorsteher der Zaumhalter (Simamdar), zur Zeit Sultan Berkuk's i. J. 797 (1394) mit einer Anstalt für die Ssofi und einer Kanzel für das Chuthbe gestiftet; da die Medrese Ssahibije so nahe, so hörten die an beyden Orten Betenden das gegenseitige: Allah Ekber! (Gott ist groß!), was Makrisi als eine schändliche Neuerung tadelt. 52) Die kleine Medrese zwischen den Bogenschiftern und den Müllern, von der Frau Aidegin, der Gemahlin des Emirs Tekjdscha, i. J. 751 (1350) erbaut. 53) Die Medrese des Grabmahls der Mutter Ssalih's in der Nähe der eschrefischen Moschee an der Grabstätte Nefise's, vom Sultan el-Melik el-Manßur Kilawin i. J. 682 (1283) zu Ehren der Mutter Melik eß-ßalih Alaeddin Ali's, des Sohnes Kilawin's, gestiftet. 54) Die Medrese Ibn Aram's, in der Nähe der Moschee Emir Husein Jahker auf der Seite des westlichen Kanals außer Kairo, vom Emir Ssalaheddin Chalil B. Aram, dem Statthalter Alexandria's, dem gelehrten Geschichtschreiber, i. J. 718 (1318) gestiftet; nach dem Tode Berke's wurde er von dessen Mamluken in Stücken zerhauen, und seine Glieder am Thore Suweile aufgehangen; hierauf sagte Schihabeddin Ahmed Ibnol Attar:

Zerstücket sind die Glieder von Chalil
Durch schweren Fuß *), der auf denselben fiel.
Bey blutiger Cäsur was braucht es viel
Noch der Cäsuren, welche hat Chalil.

55) Die Mahmudije, außer dem Thore Suweile, vormals zum Quartiere Manßurije gehörig, vom Emir Dschemaleddin Mahmud, dem Obersthofmeister, i. J. 797 (1394), mit einer Bibliothek, welche Makrisi als eine unvergleichliche preiset, und in welcher sich die Bücher so gut erhielten, weil sie außer der Medrese nicht verliehen wurden. 56) Die Mohesibije, im Quartiere der Halebiner außerhalb Kairo's beym Bade Komari, vom Doctor Mohesibeddin Mohammed B. Ebul Wahsch, bekannt

*) Ein dreyfaches prosodisches Wortspiel mit Dharbes-sakil, welches sowohl der schwere Schlag als der schwere Fuß heißt, mit Taktii, was sowohl Zerstückelung als Cäsur, und mit Chalil, was sowohl der Name des Erschlagenen als des Gesetzgebers der arabischen Prosodie.

war ein Imam (Muesin) mit Küstern, Teppichausspreitern und Commissionären (Mobaschirin) angestellt; sie hieß später statt der Dschemalischen auch die Naßirische, also die vierte dieses Namens. 71) Die Ssarghatmischije, außer Kairo in der Nähe der Moschee Ibn Taulun's, auf dem Platze zwischen derselben und dem Bergschlosse, welches vormals zu dem Katii, d. i. den militärischen Lehen Ibn Taulun's gehörte. Der Emir Seifeddin Ssarghatmisch der naßirische (Mamluk), der Vorsteher des Nobet (der fünfmaligen Heermusik), legte hier i. J. 756 (1355) den Grund der nach ihm genannten Medrese, welche zwey Jahre später vollendet ward; die Eröffnung geschah, wie die der vorigen, mit feyerlichem Gastmahle, wobey, wie bey der Eröffnung der Dschemalije, das Wasserbecken mit gezuckertem Citronensaft gefüllt ward; der gelehrte Schemseddin Mohammed B. Abderrahman B. Abderrahman Ibneß-ßaigh, welcher dieselbe in einem Lobgedichte pries, wurde dafür mit zehntausend Dirhem belohnt. 72) Die Medreseen an der Moschee Eshher für alle vier Ritus, und unter anderen auch eine Medrese für Blinde, also eine Blindenanstalt, die noch heute besteht, und deren in mehreren neueren Werken über Aegypten, und namentlich in Marcel's Contes du Cheykh el-Mohdi erwähnt wird. Hier sind also statt des von Hrn. W. gegebenen Dutzends von kairinischen Medreseen, deren allein sieben Dutzend zu Kairo mit ihren Stiftern und der Zeit, wo sie gestiftet worden, historisch beglaubigt; an denselben bestand ein Dutzend ansehnlicher Bibliotheken, nämlich an der Ssahibije (Scherifije), Fadhilije, Manßurije, Naßirije (Ketbugha's), Hidschasije, Mengutimurije, Melikije, Sabikije, Mahmudije, Beschirije, an der Medrese Oldschai's, an der Dschemaleddin's und an der Moschee Eshher. Hr. Quatremère hat in seinem Mémoire sur le goût des livres chez les Orientaux *) zwar ein Dutzend moslimischer Bibliotheken aufgeführt, von diesem Dutzend aber, die sich an den Medreseen Kairo's befanden, keine Kunde genommen.

Ehe wir zum nächsten Abschnitte übergehen, findet am besten zum Schlusse der historischen das graphische Werk des Abbate Lanci seine Stelle, welches seinem Inhalte nach schon in dem ersten philologischen Abschnitte hätte erscheinen sollen, welches aber, als jener in die Druckerey ging, noch nicht nach Wien gekommen war, und daher an der gehörigen Stelle nicht vorgenommen werden konnte; die Anzeige desselben reiht sich am besten den historischen Werken an, weil, wenn gleich die Paläographie

*) Journal asiatique, III. Série, T. VII, p. 36.

großen Fonduk (fondaco) und einer Fontaine. 66) Die Chalilije, an der Straße Bilad, vom Scheich Imam Medschdeddin Ebu Mohammed Abdolasif, dem Sohne des Scheichs Imam Emineddin Ebu Ali el-Hosein B. el-Hasan B. Ibrahim el-Chalili i. J 663 (1264) für die Schafiiten erbaut; mit einem Lehrer (Moderris) und zwey Correpetitoren (Muid) für zwanzig Studenten (Thalebe), einem Imam, Muesin, Küster (Kaim), Tapetenausspreiter (Ferrasch), Lampenanzünder und Wasservertheiler gestiftet. 67) Die Naßirije, in der Nähe des Grabmals des Imams Schafii, von Ssalaheddin gestiftet, mit einem Professor des Ritus Schafii, welcher monatlich mit vierzig Dukaten besoldet war (der Dukaten zu dreyzehn ein Drittel Dirhem gerechnet), dazu erhielt er täglich ein Brot von sechzig Rothl ägyptischen Gewichts und zwey Schläuche Nilwasser; dieß ist also die dritte Naßirije, Hr. W. kennt deren nur zwey. 68) Die Mosellemije, zu Altkairo, vom Vorsteher der Kaufleute, Naßireddin Mohammed B. Mosellem el-Balisi, gest. i. J. 776 (1374), erbaut, mit zwey Moderris, der eine für die Schafiiten, der andere für die Hanefiten, und einem Schulmeister für die Knabenschule. 69) Die Medrese Inal's, außer dem Thore Suweile, in der Nähe des inalischen Quartiers, im Stadttheile der Kornverkäufer (Kommahin), erbaut i. J. 794 (1392) vom Emirol-Kebir Seifeddin Inal el-Jusufi; er starb während des Baues, und ward das Jahr darauf an seiner Moschee bestattet. 70) Die Medrese des Emir Dschemaleddin des Oberſthofmeisters, in der Fläche (Rahbe) des Festthores, i. J. 810 (1407) ward der Bau begonnen, dazu wurden die Säulen, das Holz, das Erz von der Medrese Melikol-Eschref Schaaban B. Husein, welche gegenüber des Trommelhauses des Bergschlosses gestanden, verwendet; die Bücher wurden vom Melik eß-ßalih el-Manßur B. Hadschi Ibnol Eschref um sechshundert Dukaten gekauft, während sie das Zehnfache werth; darunter befanden sich allein zehn große Korane, jeder vier bis fünf Spannen breit, einer von der Hand Jakut's, einer von der Hand Ibnol-Bewwab's (die beyden größten arabischen Kalligraphen), die anderen von ebenfalls schöner Schrift, in Leder oder Seide gebunden, in Allem zehn Kamehlladungen der kostbarsten Bücher, deren jedem eingeschrieben war, daß es zur Stiftung Melikol-Eschref's gehöre. Außer den vier Professoren der vier Ritus für die Rechtsgelehrsamkeit war einer der Exegese und einer der Ueberlieferung angestellt; jeder derselben hatte sechs Stiftlinge unter sich, welche täglich drey Rothl Brot und monatlich dreyßig Dirhem erhielten; die Besoldung der Professoren war das Zehnfache; nebst denselben

war ein Imam (Muesin) mit Küstern, Teppichausspreitern und Commissionären (Mobaschirin) angestellt; sie hieß später statt der Dschemalischen auch die Naßirische, also die vierte dieses Namens. 71) Die Ssarghatmischije, außer Kairo in der Nähe der Moschee Ibn Taulun's, auf dem Platze zwischen derselben und dem Bergschlosse, welches vormals zu dem Katii, d. i. den militärischen Lehen Ibn Taulun's gehörte. Der Emir Seifeddin Ssarghatmisch der naßirische (Mamluk), der Vorsteher des Nobet (der fünfmaligen Heermusik), legte hier i. J. 756 (1355) den Grund der nach ihm genannten Medrese, welche zwey Jahre später vollendet ward; die Eröffnung geschah, wie die der vorigen, mit feyerlichem Gastmahle, wobey, wie bey der Eröffnung der Dschemalije, das Wasserbecken mit gezuckertem Citronensaft gefüllt ward; der gelehrte Schemseddin Mohammed B. Abderrahman B. Abderrahman Ibneß-ßaigh, welcher dieselbe in einem Lobgedichte pries, wurde dafür mit zehntausend Dirhem belohnt. 72) Die Medreseen an der Moschee Esher für alle vier Ritus, und unter anderen auch eine Medrese für Blinde, also eine Blindenanstalt, die noch heute besteht, und deren in mehreren neueren Werken über Aegypten, und namentlich in Marcel's Contes du Cheykh el-Mohdi erwähnt wird. Hier sind also statt des von Hrn. W. gegebenen Dutzends von kairinischen Medreseen, deren allein sieben Dutzend zu Kairo mit ihren Stiftern und der Zeit, wo sie gestiftet worden, historisch beglaubigt; an denselben bestand ein Dutzend ansehnlicher Bibliotheken, nämlich an der Ssahibije (Scherifije), Fadhilije, Manßurije, Naßirije (Ketbugha's), Hidschasije, Mengutimurije, Melikije, Sabikije, Mahmudije, Beschirije, an der Medrese Oldschai's, an der Dschemaleddin's und an der Moschee Esher. Hr. Quatremère hat in seinem Mémoire sur le goût des livres chez les Orientaux *) zwar ein Dutzend moslimischer Bibliotheken aufgeführt, von diesem Dutzend aber, die sich an den Medreseen Kairo's befanden, keine Kunde genommen.

Ehe wir zum nächsten Abschnitte übergehen, findet am besten zum Schlusse der historischen das graphische Werk des Abbate Lanci seine Stelle, welches seinem Inhalte nach schon in dem ersten philologischen Abschnitte hätte erscheinen sollen, welches aber, als jener in die Druckerey ging, noch nicht nach Wien gekommen war, und daher an der gehörigen Stelle nicht vorgenommen werden konnte; die Anzeige desselben reiht sich am besten den historischen Werken an, weil, wenn gleich die Paläographie

*) Journal asiatique, III. Série, T. VII, p. 36.

ein Zweig der Philologie, sie doch eine historische Hülfswissenschaft, und Lapidarinschriften so wie Münzen unter die glaubwürdigsten geschichtlichen Urkunden gehören. Die Abhandlung des Ritters Michel Angelo Lanci über die moslimischen Grabschriften in arabischen Schriftzügen fordern zu so umständlicherer Anzeige und genauerer Prüfung auf, als dieselbe nach der Ankündigung und der Vorrede zu großen Erwartungen berechtigt, und als dieselbe durch den Glanz der Auflage und vorzüglich durch die Genauigkeit und Nettigkeit des Stichs der dreyßig Kupfertafeln der vorliegenden ersten Abtheilung des Werkes die Erwartungen wirklich zum Theil erfüllt; zu so glänzender Ausführung befähigte den Verfasser die für Wissenschaft und Kunst so wohlthätig wirkende Freygebigkeit des verstorbenen Herzogs von Blacas, welcher die orientalische Literatur schon vor vierzehn Jahren die Erscheinung des besten Werkes arabischer Paläographie, nämlich die von Hrn. Reinaud herausgegebene und im LIII. Bande dieser Jahrbücher angezeigte Beschreibung der moslimischen Denkmale verdankt. Der verstorbene Herzog, ein großer Kenner des Alterthums und der Münzkunde, und im Besitze eines der reichsten Antiken- und Münzkabinette, verwandte einen Theil seines ansehnlichen Vermögens nicht nur zum Ankaufe seltener Steine und Münzen und anderer Antiquitäten, sondern auch zur Kundmachung derselben durch Stich und Druck. Zur Beförderung der Herausgabe der Denkmale seines eigenen Kabinetes konnte ihn wohl auch die natürliche Vorliebe jedes Besitzers für seinen Besitz bewogen haben, aber in der großmüthigen Unterstützung, wodurch Hr. Lanci in den Stand gesetzt ward, die Kosten des Stichs und des Drucks zu decken, hatte persönliche Rücksicht für eigene Monumente nicht den geringsten Antheil, und der Herzog erscheint hier in dem reinsten Lichte eines Gönners der orientalischen Literatur, deren dieselbe vor der Stiftung der asiatischen Gesellschaften kaum zwey oder drey Namen, wie die der Grafen Suhm, Romanzoff und Rzewuski, eines Dänen, Russen und Polen, und keinen eines Engländers, Franzosen oder Deutschen, aufzuweisen hatte. Es ist schon lobenswerth, wenn große Herren, Besitzer antiquarischer Schätze, den Reichthum ihrer Kabinete durch Druck und Stich zur allgemeinen Kenntniß bringen, wenn sie solche Herausgabe nicht zum Gegenstande bibliopolischer Speculation machen wollen (um vielleicht hundert Dukaten zu ersparen), oder wenn sie etwa nicht gar gesonnen sind (wie dieses dem verstorbenen Herzog angemuthet worden), die Kunde ihres Kabinets der eines fremden auf die Kosten von dessen Besitzer anzuhängen. Viel lobenswerther aber, als solche Veröffentlichung eigener Schätze auf eigene Kosten,

ist die fremder zum allgemeinen Besten der Wissenschaft und Literatur, wie dieß mit dem vorliegenden Werke arabischer Paläographie der Fall; dasselbe soll, nach dem im Proemio aus einander gesetzten Plane, in drey Abtheilungen erscheinen, deren erste die vorliegende die kufischen Grabinschriften enthält; die zweyte das Feld arabischer Spiegelinschriften, Amulette und Talismane durchackern soll, welche schon Hr. Reinaud in seinem obgenannten Werke so fruchtbar angebaut hat; die dritte endlich die Proben der ältesten arabischen Schriften auf Papyrus, Pergament oder Papier, welche der Herausgeber auf seinen europäischen Reisen (die sich aber nicht bis in die Hauptstädte Europa's erstreckt haben) in großer Menge gesammelt zu haben versichert [1]). Dem Proemio und der Zueignung geht noch eine Protestazione dell' autore voraus, welche in der That eine ganz neue und eigenthümliche Erscheinung, die zu unserer Zeit selbst zu Rom überflüssig gewesen seyn dürfte, und wirklich nichts als eine Affectation zu seyn scheint, welche auch dem Style des Verfassers durchaus nicht fremd ist; der Abbate protestirt nämlich, »daß die in diesem Buche kund gemachten, der evangelischen Lehre etwa zuwiderlaufenden Koranstexte derselben unbeschadet nur dazu dienen sollen, den Leser in der Kraft des allein seligmachenden Glaubens zu stärken, und ihn Alles verabscheuen zu machen, was im Islamismus den reinen und göttlichen Grundsätzen der römisch-katholischen Kirche zuwider« [2]). Als vor hundert funfzig Jahren Maraccius den Koran zum ersten Male zu Rom druckte, schickte er demselben freylich zur Widerlegung einen geharnischten Prodromus voraus, welcher in der Octavausgabe (Rom 1691) allein vier dicke Bände füllt, aber für seine Person und zur Sicherstellung seiner eigenen Orthodoxie hielt er eine solche Protestation für überflüssig, und begnügte sich mit der vorausgeschickten Billigung der römischen Censur; daß diese hier fehlt, ist um so unverzeihlicher, als Hr. Lanci sich über die Censur gar nicht zu beklagen hat, und es die Leser interessirt haben würde, den Namen des vernünftigen römischen Censors kennen zu lernen, welcher dem Abbate sogar die zehn Genossen Mohammed's (Mobschire) als sogenannte Evangelisten passirt hat [3]). Wir wenden uns nun zur Kritik des

---

[1]) Da me la grande copia nel viaggiar per Europa adunate.

[2]) Per raffermarti nella virtù della unica fede presentandoti il destro di nobilmente detestar meco nella islamitica setta quanto a' puri e divini principj della cattolica romana chiesa si affronta.

[3]) Ma dieci essere i cosi detti *evangelisti.*

Werkes selbst, die nicht nur durch die Wichtigkeit des Gegenstandes, sondern auch durch den dictatorischen Ton, in welchem der Verfasser als Gesetzgeber arabischer Graphik spricht, besonders aufgerufen wird; schon der Titel: In cufica, tamurea e nischia lettera, enthält eine doppelte Unrichtigkeit, indem es weder eine tamurische, noch eine nischische Schrift gibt; Thamur und gewöhnlicher Thumar ist das arabische Wort für Rolle; Golius und nach ihm Meninski und Freytag erklären Thumari oder Thamuri für größere Schrift oder Buchstaben; im Kamus [1]) wird aber Thamur oder Thumar bloß als eine Rolle Papier erklärt, auf die man gewöhnlich Kalender oder Stiftungsbriefe zu schreiben pflegt, so genannt von der Bedeutung der Wurzel Thamere (sepelivit, abscondit), weil durch das Zusammenrollen des Papiers die darauf befindliche Schrift verborgen wird [2]). Da die Kalender gewöhnlich mit sehr kleiner, Stiftungsbriefe wohl mit größerer Schrift, aber keineswegs mit den größten Zügen von Lapidarinschriften geschrieben werden, so ist es klar, daß Thumari, wenn für einen Schriftzug gebraucht, nur mit Rollenschrift übersetzt werden kann, und daß die Erklärung des Golius als große Kapitalschrift unrichtig. Daß die Araber gar keine besondere thumarische oder thamurische Schrift kennen, wird sich weiter unten aus dem Fihrist, der ältesten und verläßlichsten Quelle arabischer Literaturgeschichte und Graphik, herausstellen. Hr. L. ist mit dieser Erfindung einer kufisch-thamurischen Schrift zuerst in seinem Schreiben über eine von Aegypten nach Rom gebrachte kufische Grabschrift aufgetreten [3]), und hat aus seinem Kopfe die Schrift aus der Wurzel Thamere als eine auf- und abspringende Schrift erklärt, während der Kamus die wahre Bedeutung der Verheimlichung Ichfa angibt, eine Bedeutung, die zu einer großen Kapitalschrift (wenn es wirklich einen besonderen Schriftzug Thamuri gäbe) schlecht passen würde. Der zweyte von Hrn. L. im Titel genannte nischische Schriftzug ist die allbekannte Neschischrift, deren Aussprache er auf seine Faust von Nesch in Nischi verwandelt; der Kamus vocalisirt Nesch

---

[1]) II. 10 ichfa maaniiden mechufdür.

[2]) Majoris figurae character, capitales litterae.

[3]) Lettera sul cufico sepolcrale monumento portato d'Egitto in Roma. Roma 1819, p. 55. Dalla radice Tamar, che all' alto salire, ed al basso discendere significa cavarano gli Arabi Tamur, che vale un genere di lettere, che majuscole noi diremmo con poca proprietà. — Eccovi dunque il nome che al carattere del nostro epitaffio conviene: *Cufico-Tamureo.*

ausdrücklich wie Mesch, und die Grundbedeutung des Wortes, welche Hr. L. nicht angibt, ist die der Verwandlung, indem dieser Schriftzug aus der kufischen verwandelt worden, und daher Neschi, d. i. der Verwandelte, geheißen ward. Eben so willkürlich, als Hr. L. Neschi in Nischi verwandelt hat, nennt er den homeiritischen Schriftzug durchaus nicht anders als scrittura omirena di *Omirio* imporporato re loro; da der arabische eigene Name nicht anders als Homeir oder Himjar lautet, so ist für einen Orientalisten wie Hr. L. keine Ursache vorhanden, denselben auch im Italienischen anders als Homeir zu schreiben; wenn der Italiener auch das H nicht gehörig aussprechen kann, so ist deßhalb die Anwesenheit desselben in fremden Wörtern nicht zu verläugnen, und wenn Hr. L. den eigenen Namen Hakem und die Hegira [1]) mit einem H schreibt, so hätten auch Homeir und die Homeiriten nicht in Omirio und Omireni verstümmelt werden sollen. Die omirenische Schrift, mit welcher Hr. L. ein Jahr später als mit seiner thamurischen aufgetreten [2]), mag zu den von ihm geschaffenen Omirenen passen; daß sie die homeirische oder himjaritische nicht sey, ist aus den von Wellsted im südlichen Arabien entdeckten und von Gesenius [3]) und Rödiger philologischer Entzifferung unterzogenen Inschriften zur Genüge klar; darüber, daß Hrn. L.'s sogenannte omirenische Inschrift eine Träumerey, hat sich schon S. de Sacy hinlänglich ausgesprochen; wahrscheinlich ein Spaß, den sich der Abschreiber jener (vom Rec. auf der Vaticana eingesehenen, ziemlich neuen) Handschrift gemacht, oder höchstens nach irgend einem apokryphen Alphabete, dergleichen das Werk Ibn Wahschije's so viele enthält, gemodelt. Zum Glück ist von jener geträumten himjaritischen Inschrift im vorliegenden Werke keine Rede, und wir haben es hier nur mit der falschen Aussprache zu thun, welche sich aber auch bis auf Moramir, den Gründer des arabischen Alphabets, erstreckt, welchen Hr. L. Marrare figliuolo di Morra schreibt, während er Moramir Ben Morre heißt; Hr. L. hätte sich über Alles dieses aus S. de Sacy's Memoire über den Ursprung und die alten Denkmale arabischer Literatur [4]) belehren können, wo schon die irrige Schreibart Pococke's verbessert ist; eben dort ist die wahre Bedeutung des Wortes Mosned gegeben,

---

[1]) Lettera sul. cuf. sep. mon. p. 25.

[2]) Dissertazione storico-critica sugli Omireni. Roma 1820.

[3]) Allgemeine Literaturzeitung, Julius 1841, und daraus besonders abgedruckt.

[4]) Im L. Bande der Mém. de l'ac. des. inscr. et belles lettres.

welches Hr. L. bloß als vieta lettera, disusata o anticata scrittura erklärt. Wenn Hr. L. in allem diesem Unrecht hat, so hat er entschieden Recht, wider Frähn die Priorität der eigentlichen Bedeutung der karmathischen Schrift zu reclamiren, indem er schon in seinem ersten, i. J. 1819 herausgegebenen Schreiben [1]) aus dem Kamus nachgewiesen, daß Karmatha eine kleine Schrift mit engen Zeilen (österreichisch eine gefuselte) und keineswegs, wie Adler geglaubt, und wie demselben so lange nachgebetet worden, den geschmückten kufischen Schriftzug bedeutet. Es ist zu bedauern, daß Hr. L. bey allen oben erwähnten Wörtern, deren falsche Aussprache oder Bedeutung gerügt worden, den Kamus, dieses höchste Tribunal in Sachen arabischer Lexicographie, nicht zu Rath gezogen, und daher auch sogar das im ganzen Orient für Grab übliche Wort Kabr als Keber schreibt; der Kamus [2]) läßt über die wahre Aussprache keinen Zweifel übrig; eben so irrig schreibt er Dafan statt Defn, Kafer statt Kefr, und so mehrere andere der dreyßig arabischen Synonyme, welche er für das Grab gesammelt; die Erklärung des Wortes Kabr aber aus den Bedeutungen der drey hebräischen Buchstaben Kof, Beth und Resch, wovon das erste Loch, das zweyte Haus, das dritte Elend bedeutet, ist eine bey den Haaren hergezogene, indem der Sinn der hebräischen Buchstabennamen mit dem der arabischen nicht das Geringste gemein hat. Außer der thamurischen, von Hrn. L. erfundenen Schriftart erfindet er noch (S. 21) zwey andere, nämlich den thoghratischen Zug [3]) und die Mocassia [4]); es gibt keine thoghratische und keine mocassische Schrift; woher sind diese aber bey Hrn. L. entstanden? Das Tughra ist das persische Wort [5]) für den verschlungenen Namenszug des Chalifen oder Sultans, welcher auf arabisch Tewkii heißt, und wovon also der Dichter seinen Namen hat, weil er das Amt des Staatssekretärs für den Namenszug bekleidete. Was Mocassia seyn soll, wäre, wenn das Wort im Arabischen nicht dabey stände, gar nicht zu errathen; es soll Mohaschscha lauten, was ein mit Randnoten beschriebenes Blatt heißt; Haschije

---

[1]) S. 48; die Citation ist von Hrn. L. unterlassen.

[2]) II. p. 73 dschebr wesninde.

[3]) La togratica cifra dal suo autore Tograi, poeta altissimo e famoso calligrafo, per li diplomi de' gran Soldani.

[4]) La mocassia tutta ravviluppata e imbrigata per lettere e si per linee ad assettare facce di volumi e quadretti da camere.

[5]) Ferhengi Schuuri, Bd. II, Bl. 167.

ist eine Randglosse, und Mohschi, was bey Golius und Freytag fehlt, ein Randglossenschreiber, aber weder Mohschi noch Mohaschschi sind eine Schriftgattung, und wenn die Notenschrift, wie bey uns, kleiner als die des Textes, so ist sie deßhalb doch kein besonderer Schriftzug. Hr. L. sieht gar oft den Wald vor lauter Bäumen nicht; so z. B. hat er ein besonderes Kapitel der Erklärung der allbekannten Formel: Im Namen Gottes des Allbarmherzigen, des Allerbarmenden, gewidmet, um zu beweisen, daß dieselbe nicht mit: In nome di Dio clemente e misericordioso, sondern mit: In nome di Dio misericordevole e misericordioso. übersetzt werden müsse; in so weit als die beyden italienischen Wörter wie die beyden arabischen von derselben Wurzel abgeleitet werden, mag diese Uebersetzung als die etymologisch richtigere gelten, aber dem Sinne nach ist die Uebersetzung: der Allmilde, der Allerbarmende, nicht unrichtig, wie dieß sowohl aus Ghasali's berühmtem Werke über die Namen, als aus dem zu Konstantinopel gedruckten dogmatischen Werke Feraidol-fewaid erhellt; der Deutsche kann eben sowohl als der Italiener der Allbarmherzige und der Allerbarmende sagen; beyde diese Namen Gottes aber in einen einzigen zusammenzuziehen, wie Dr. Ullmann in seiner Uebersetzung des Korans gethan, welche dem Titel nach eine wortgetreue seyn soll, ist ganz und gar unstatthaft. Das folgende Hauptstück (das siebente) handelt von den Anwünschungen, die dem Propheten, seinen Genossen und Nachfolgern gebühren; die ersten zehn Genossen heißen el-Mobschire, i cosi detti *evangelisti*; die Namen derselben sind richtig nach Reland angegeben, aber über die Imame ist Hr. L. in großem Irrthume, er vermischt die sieben Imame der Rechtsgelehrsamkeit mit den zwölf Imamen der Familie des Propheten, zu denen er Hamsa zählt; die Imame der Rechtsgelehrsamkeit und der Ueberlieferung sind in der zu Konstantinopel gedruckten Weltgeschichte Gülscheni Maarif (Rosenbeet der Kenntnisse) sehr ordentlich aufgeführt; eben so verwirrt er die Schii mit den Rewafidh, la setta *scitta* che altresi nomasi *rafadhita*; die Rewafidh sind eine Secte der Schii, welche von Seid, einem Urenkel Ali's, abfielen, weil dieser den Ebubekr und Omar nicht aufgeben wollte *); Hr. L. versichert (S. 38), daß selbst auf den Grabsteinen der Schiiten nirgends Ali zu lesen sey, das Gegentheil bezeugen die persischen Reisebeschreibungen; daß Ali der Löwe Gottes (Haider) heißt, und daß der Löwe als der Hund Ali's häufig auf den persischen

*) Umständlich im Kamus, Konstantinop. Ausg. II. 423.

Grabsteinen vorkömmt [1]), ist bekannt. S. 39 werden die Namen der sechs ersten Gemahlinnen Mohammed's gegeben, von denen Haffsa in Chafeza, Seineb in Zenobia umgewandelt ist. Hr. L. ist im größten Irrthume befangen, wenn er glaubt, daß unter den Genossen (Asshab) nur die vier ersten Chalifen zu verstehen seyen: Ho in avviso che nelle parole de' suoi compagni sieno soltanto inserrati li quattro del 'profetico officio; unter den Asshab sind nicht nur die vier ersten Chalifen und die zehn Mobschire, sondern eine große Schaar derer, welche den Propheten sahen und unter ihm stritten, begriffen, und deren letzter, Ebu Thofeil Aamir B. Wasile, der letzte der Genossen (Asshab) des Propheten, im letzten Jahre des ersten Jahrhunderts der Hidschret starb [2]); das ho in avviso Hrn. L.'s hält also wider die historischen Zeugnisse nicht Stich. Das achte Kapitel, welches von den Koranstexten, welche auf Grabschriften vorkommen, handelt, ist viel zu kurz ausgefallen, indem dasselbe nur Ein Blatt stark, dieselben keineswegs zusammenstellt; im folgenden wird aus Mouradsea d'Ohsson das Leichengebet gegeben, über die beyden Folterengel des Grabes aber, Monkir und Nekir, etymologisch deraisonirt; wie sich Hr. L eingebildet, daß unter den Genossen des Propheten nur die vier ersten Chalifen zu verstehen seyen, so bildet er sich ein, daß Monkir ein freundlicher und nur Nekir ein feindlicher Engel sey [3]); das Gegentheil beweisen alle dogmatischen Bücher des Islams, in welchen, wie im oben erwähnten Feraid, von der Folter des Grabes (Aasabol-kabr) die Rede ist; so wie aus dem türkischen Gedichte: Ueber die letzten Dinge, womit Rec. vor sechs und vierzig Jahren im deutschen Merkur zum ersten Male als Schriftsteller aufgetreten [4]); dem Wortsinne nach heißt Monkir nichts anderes als der Abläugnende und Nekir der Peinigende; statt sich Etymologien einzubilden, hätte Hr. L. besser gethan, die wahre Bedeutung von Monkir und Nekir im Koran aufzusuchen, er hätte Monkir und Nekir in ihrer ursprünglichen Bedeutung in der XXII. Sure des Korans, in der Entfernung von nur zwey Versen beysammen

---

1) Morier's Journey 1812, zu Deris p. 85, zu Deschti Ardschun p. 94, zu Komeschah p. 156, zu Schinkalaa mit sehr alter arabischer Inschrift p. 157 und zu Ghore.

2) Hadschi Chalfa's chronologische Tafeln i. J. 100 achir kesi ki el-asshab wefat kiaf.

3) Ne forse ci allontaneremo passo dal vero affermando che *Moncher* sia angelo amico e *Nachir* il nemico, p. 50.

4) Juliusheft 1796, S. 226.

gefunden; nach Maraccius im 43. Vers Monker als das Verbotene und Nekirij (das letzte Wort des 45. Verses) schrecklich, und wieder Monker im zweyten Verse der LVIII. Sure; die beyden islamitischen Folterengel des Grabes sind aber keine arabische Erfindung, sondern kommen schon auf den etruskischen Grabmalen mit dem Hammer in der Hand vor [1]). Der Name der Grabfolter ist Aßhabol-kabr oder Fitetol-kabr, worüber unter mehreren Werken auch eines von Sojuti [2]). Manche Wortverstümmlungen Hrn. L.'s zeigen von einer gänzlichen Unkunde der arabischen Formenlehre, wie z. B. S. 51 touffia statt tewefa, er ist gestorben; ebenda ist vom weißen Tode (dem natürlichen) und dem rothen Tode (dem blutigen) die Rede; es fehlt aber der schwarze, d. i. der durch giftige Schlangen und die Pest, und der gelbe, d i. des gelben Fiebers. Ueber die Namen der Monate und Tage werden (S. 66) mit Wiederholung der allbekannten Monatsnamen ein Dutzend einzelner Benennungen von Zeittheilen aufgeführt. Um zu beweisen, wie höchst mangelhaft diese Aufzählung, geben wir hier aus Ibn Koteibe's Edebol-Kjatib, d. i. die humanistische Bildung des Sekretärs, den hieher gehörigen Theil des zwölften Hauptstücks, und dann das dreyzehnte Hauptstück des ersten Theils. Das zwölfte Hauptstück handelt von dem Himmel, den Gestirnen, den Zeiten und den Winden: 1) Sera heißen die letzte und vorletzte Nacht des Monats, in welchen der Mond unsichtbar; 2) el-Bera, d. i. die befreyte, weil der Mond von der Sonne sich frey gemacht; 3) el-Mohak, d. i. die ausgelöschten, die drey letzten Nächte des Monats, weil in denselben der Mond erlischt; 4) el-Hilal, die erste, zweyte und dritte Nacht des wachsenden Mondes, der in den folgenden Kamr genannt wird; 5) es-Sewa, d. i. die gleiche, die dreyzehnte Mondesnacht; 6) el-Bedr, d. i. der Vollmond, die vierzehnte Nacht, weil der Mond darin voll wie ein voller Beutel; 7) Ghorer, die drey ersten Nächte des Monats; 8) en-Nofl, die drey darauf folgenden, d. i. die vierte, fünfte, sechste; 9) et-Tisaa. d. i. die Neuner, die drey nächsten, d. i. die siebente, achte, neunte; 10) el-Aaschr, d. i. die Zehner, die drey nächsten, nämlich die zehnte, eilfte, zwölfte;

[1]) Micali, tab. XLVII; Creuzer's Mythologie, zweyte Auflage, II. 955.

[2]) Flügel's Hadschi Chalfa Nr. 2426. Et-tesbit and et-tebjit heißt confirmatio in pernoctatione, denn bey den confabulationibus nocturnis, wie Hr. F. übersetzt, denkt man an Nachtmährchen.

11) el-Beidh, d. i. die weißen (hellen), die dreyzehnte, vierzehnte, funfzehnte; 12) ed-Doraa, d. i. die schwarzen (dunkeln), nämlich die sechzehnte, siebzehnte, achtzehnte; 13) es-solam, d. i. die finsteren, die neunzehnte, zwanzigste, ein und zwanzigste; 14) die drey Hanadis, d. i. die stockfinsteren, die zwey und zwanzigste, drey und zwanzigste, vier und zwanzigste; 15) die drey Dadi, d. i. übrigen, die fünf und zwanzigste, sechs und zwanzigste, sieben und zwanzigste; und endlich 16) die drey ausgelöschten, die acht und zwanzigste, neun und zwanzigste, dreyßigste, deren schon oben Erwähnung geschehen ist. Das dreyzehnte Hauptstück handelt von den Zeiten der Nacht und des Tages, nämlich: 1) Hesii und 2) Hodok, das erste Drittel der Nacht; 3) Dschems, das Mittel derselben; 4) Dschehmet, der Anfang des Endes der Nacht; 5) el-Bolhat, das Ende derselben; 6) es-Sodfet, die anbrechende Dämmerung; 7) es-Sahr, der Morgen; 8) et-Tenwir, d. i die Erleuchtung des Morgenlichts zur Zeit, wo das Gebet verrichtet wird; 9) el-Chaith el-Ebjadh, d. i. der weiße Faden, der erste Lichtstreif des kommenden Morgens; 10) el-Chaith el-eswed, d. i. der schwarze Faden, das erste Dunkel der kommenden Nacht; 11) el-Hadschiret, d. i. die auswandernde, vom ersten Sinken der Sonne bis zum 12) el-Aaßr, d. i. der Mittelzeit, zwischen Mittag und Sonnenuntergang; 13) el-Aaßil, d. i. der Abend von el-Aaßr bis zum Sonnenuntergange; diese zweyte Periode des Nachmittags zerfällt abermals in drey Theile, deren jeder seinen besonderen Namen hat, der erste heißt 14) el-Kaßr, der zweyte 15) eth-Thafel und der dritte 16) el-Dschonuh; 17) esch-Schikk, d. i. die Morgenröthe, ist eine doppelte, erst die rothe, dann die weiße; 18) eß-Ssobuh, d. i. die Zeit des Morgenfrühstücks; 19) el-Ghobuk, die Zeit des Abendmahls; 20) el-Kail, die Zeit des Mittagstranks; 21) el-Haschirijet, d. i. die Versammmelnde, das Erscheinen der Morgenröthe, welche den Morgen versammelt; 22) el-Hikb, eine Periode von mehreren Jahren; 23) el-Karn, eine Periode von achtzig, nach Anderen von dreyßig Jahren; 24) Ejamol-aadschus, d. i. die Tage des alten Weibes, d. i. die der endenden Kälte im Februar, deren Namen 25) ßinn, 26) ßinneber, 27) Ber, 28) Mothfiol-dschemr, d. i. Auslöschen der Kohlen, und 29) Mokfies-faan; sie werden auch nach der Mondesstation eß-ßarfe, d. i. die Wendung, benannt, weil sich die Kälte wendet (Matheis bricht Eis); 30) Jaumon-nahr, d. i. der Tag des Schlachtens, das Opferfest, welches am 10. Silhidsche feyert wird. Mehrere dieser Benennungen hat Hr. L. ohne die

gehörige Definition durch einander geworfen, ihre Namen verstümmelt oder ihre Bedeutungen verfälscht; so z. B. S. 61 Thalam statt solam, und S. 68 es-sewa als die vierzehnte Nacht des Monats angegeben, während sie die dreyzehnte ist. Eine unerwartete Zugabe des ersten Theils ist die angehängte Uebersetzung der siebenten und eilften Makame Hariri's. Der zweyte Theil enthält die Uebersetzung und Erklärung von zwey und dreyßig kufischen Grabinschriften, darunter aber gerade eine der wichtigsten vermißt wird, nämlich die im LXXIX. Bde. S. 17 dieser Jahrbücher im Facsimile mitgetheilte Grabschrift, deren Entzifferung Chappelow, Bohun, Costard, Pizzi und Casiri nicht glücklich versucht, und welche auch Tychsen und Frähn nur zum Theil und irrig, Rec. aber der erste ganz und richtiger gelesen. Ueber die Richtigkeit der Uebersetzung der Grabschriften ist wenig zu bemerken, z. B. daß Hr. L. noch immer Mahadi statt Mehdi schreibt, wiewohl selbst de Sacy in seinem letzten Werke über die Religion der Drusen überall die richtige Schreibart Mehdi angenommen; cenditi statt die des Stammes Kinde; S. 116 Belacco statt Bulak, der Name des aus Reisebeschreibungen allbekannten Landungsplatzes von Kairo; was Hr. L. den Beni Homeir am Hauchelaute wegnimmt, indem er sie Omireni schreibt, legt er dem sel. Eichhorn zu, der von ihm (S. 157) Heichhorn geschrieben wird; S. 142 ist Behlul in Jahlul verstümmelt; S. 149 wird Frähn über die ganz irrige Lesart der Inschrift einer Stelle von Palermo zurecht gewiesen, indem er Matet statt Maset, Aascha statt Aaschr und Nefas statt Enfas gelesen, und also ein Kindbett hineingebracht, wo nur vom Aushauchen der Seele die Rede. Sehr scharfsinnig hat Hr. L. die von Seetzen im zweyten Bande der Fundgruben kund gemachte Inschrift entziffert, indem er zeigt, daß Seetzen umgekehrt die Schriftzüge für leeren Raum und den leeren Raum für Schriftzüge ansah, und daß demnach dieselbe nur zu lesen ist, wenn der weiße Raum bey Seetzen schwarz ausgefüllt, der schwarze weiß gelassen wird. Der zweyte Band wird wie der erste mit Poesie beschlossen, nämlich mit der Lamijet Thoghraji's. In dem ganzen Werke Hrn. L.'s ist nur von fünf Schriftarten die Rede, wovon der himjaritische Schriftzug und das Neschi der Aussprache nach in den omitenischen und Nischi verstümmelt, die Rollenschrift (Thumar) für verschlungene Lapidarschrift ausgegeben, die thughratische und mocassische rein erfunden sind. Bey der gänzlichen Unkunde über die wahren Benennungen alter arabischer Schriftzüge thut es Noth, dieselben hier aus dem Fihrist Ibnon-Nedim's, der ältesten Quelle arabischer Literatur-

geschichte vorzuführen, deren erstes Hauptstück von der Sprache und Schrift der Araber und den verschiedenen Arten ihrer Schriftzüge (Chothuth) handelt. Der erste Abschnitt von der Geschichte arabischer Schrift, der zweyte von der himjaritischen, der dritte von den Schriftarten der Korane, der vierte von den Koransschreibern, der fünfte von der Benennung der übrigen Schriftzüge *). Da das, was Hr. L. über die Geschichte arabischer Schrift mit zufälliger oder geflissentlicher, aber immer tadelnswerther Unkunde des oben angeführten Memoire's von S. de Sacy vorbringt, höchst mangelhaft, und nur aus den vier ersten Abschnitten des Fihrist vollständig ergänzt werden könnte, so gehört dieß doch mehr in die Geschichte arabischer Schreibekunst, und der Mangel dieser Kunde hat weit weniger auf sich, als die mangelhafte und falsche Aufzählung arabischer Schriftzüge, womit die Leser des vorliegenden Werkes irre geführt werden. Es thut also Noth, aus dem vierten Abschnitte des Fihrist die zu Ende des vierten Jahrhunderts der Hidschret üblichen arabischen Schriftarten kennen zu lernen, und wenigstens den Kathbet, den ältesten der berühmtesten Schreiber des Chalifats, zu nennen, welcher schon unter den Beni Omeije, und also anderthalb hundert Jahre früher als Ibn Mokla lebte, und welcher, außer der ersten und ältesten kufischen Koransschrift, vier Gattungen besonderer Schrift festsetzte, nämlich: 1) Kalemel-Dschelil, die erhabene, große; 2) K. ol-Thumar, d. i. die der Geschäftsrollen oder Urkunden; 3) K. ol-Nußf, d. i. die halbe; und 4) K. ol-Suls (das heutige Sulus), d. i. die Drittelschrift; Nußf hinsichtlich der Größe die Hälfte und Suls das Drittel der großen Schrift Dschelil. Von diesen vier Grundzügen wurden die späteren Schriftarten abgeleitet, deren Zahl zu Ende des vierten Jahrhunderts der Hidschret, wo Ibnol-Nedim schrieb, vier und zwanzig Arten betrug; das ursprüngliche Nußf und Sulus hieß jenes das schwere, dieses das große, zum Unterschiede des davon später abgeleiteten 5) leichten Nußf und 6) kleinen Sulus; 7) Kalem on-Nessach, d. i. die Schrift der Bücherabschreiber, d. i. das Neschi, welches schon zu Beginn des zweyten Jahrhunderts d. H als Bücherschrift üblich; 10) K. el-Muemerat, die Schrift der Befehle; 8) K. el-Sidschillat, die Schrift der gerichtlichen Urkunden; 9) K. el-Ohud, der Verträge; 10) K. el-Amanat, die Empfangverschreibungen; 11) K. ed-Dibadschi, die Titelschrift; 12) K. el-Medih, die der Lobredner; 13) K. el-Moraßßaa, die mit

*) Tesmijetol-aklamil-mewfunet.

Juwelen besetzte; 14) K. el-Inscha, die der Staatskanzley; 15) K. er-Rijasi, die Kanzleyschrift, welche unter dem Chalifate Mamun's vom Wesir Fadhl Ben Sehl in Schwung gebracht, ebenfalls in die große und halbe zerfiel, und später Diwani, d. i. die Diwansschrift, genannt ward; 16) K. el-Mohakkak, sonst auch el-Iraki, d. i. der irakische, von Mohakkak ed-Deisemi, dem Papierhändler *); 17) K. el-Mensur, die zerstreute; 18) K. el-Wescha, die gestreifte; 19) K. er-Rokaa, die der Bittschriften; 20) K. el-Mokjatebat, die der Briefe; 21) K. Ghubar el-Hallijet, die der Staubverzierung, d. i. die kleinste; 22) K. el-Bejadh, die weiße; 23) K. en-Nerdsches, die Narcissenschrift, ist nach allem Anscheine die mit Blumenschnörkeln verzierte. Hier sind nun drey und zwanzig Schriftzüge, während die Zahl der vom Verfasser des Fihrist als die zu seiner Zeit üblichen Grundarten vier und zwanzig. Aus diesen wurden aber wieder andere abgeleitet; aus der Urkundenschrift gingen hervor: 24) K. el-Chirfadsch, die fette, üppige; aus dem kleinen Sulus: 25) K. es-Sonbur, die Bienenschrift; 26) K. el-Mofettah, die offene; 27) K. el-Harem, die Haremsschrift; 28) K. el-Emsal, die Sprichwörterschrift; 29) K. el-Kißßaß, die Mährchenschrift; 30) K. el-Edschwibe, die Antwortenschrift. Weiters entwickelten sich aus der Urkundenschrift (K. es-Sidschillat) die derselben ähnliche: 31) K. es-Semii, welche aus der mittleren Urkundenschrift entstand, und in Urkundenrollen (Thawamir) gebraucht ward; 32) K. el-Eschrije, die Schrift der Kaufverträge, bey Kauf und Verkauf von Grundstücken und Freysprechung von Sclaven üblich; 33) K. el-Momsik, die an sich haltende, aus welcher 34) K. el-Modewwir el-Kebir, d. i. die runde große Schrift, und 35) K. ol-Modewwir eß-ßaghir, die kleine runde Schrift, hervorgingen. Der eigentliche Gründer der arabischen Schönschreibekunst ist also nicht der Wesir Ibn Mokla, gest. 338 (949), sondern Kathbe, welcher schon unter den Beni Omeije lebte; nach ihm edh-Dhehakj el-Adschlan, der zu Beginn des Chalifats der Beni Abbas lebte, und dessen Schüler Ishak Ben Hamid unter Manßur und Mehdi die von Kathbe und Dhehakj eingeführten Schriftzüge vermehrte. Das Fihrist nennt noch ein Dutzend andere Schönschreiber, alle früher als Ibn Mokla, welcher lange irrig für den Erfinder des Neschi gegolten, und

*) Der Name dieser Schrift war bereits aus dem Tedschnisi Chath, aber keineswegs die Ableitung des Namens vom Erfinder bekannt, und daher noch in der Geschichte der persischen Redekünste irrig als: bewährte übersetzt.

welcher demselben bloß den wundervollen Schwung gab, weßhalb sie Chaththol-Bedii, d. i. die wunderschöne Schrift, genannt ward; ein Jahrhundert nach ihm lebte Ibnol-Bewwab Ali Ben Hilal, gest. 423 (1031), von welchem Hr. L. nichts weiß, und dann erst Jakut, gest. 698 (1298). Zu den oben aufgezählten fünf und dreyßig Schriftzügen, welche sich aus der kufischen Koransschrift entwickelt haben, sind noch die vierzehn Arten derselben zu zählen, deren Namen der dritte Abschnirt des Fihrist angibt, von denen aber einige, des Mangels der Punkte wegen, in den beyden benützten Handschriften (meiner und der der kais. Hofbibliothek) nicht ganz mit Gewißheit gelesen werden können; dieselben sind: 1) el-Mekki, der von Mekka; 2) el-Medini, der von Medina; 3) et-Teimi, der von Teima; 4) el-Moselles, der dreyfache; 5) el-Modewwin el-Kufi, der runde von Kufa; 6) der von Baßra; 7) el-Tedschawid (?); 8) es-Selwathi (?); 9) el-Maßnun, der künstliche; 10) el-Maid (?); 11) er-Raßif (?); 12) der Ißfahanische; 13) es-sidschili, der sicilianische (?); 14) el-Kailamuf, vermuthlich Schreibfehler für el-Kairewani, d. i. der von Kairewan. Hier sind also mit den oben angeführten fünf und dreyßig nicht weniger als neun und vierzig Schriftarten, während Hr. L. deren nur fünf kennt, worunter zwey von ihm erfundene. So weit das Fihrist, wiewohl nicht in der besten Ordnung der Eintheilung, welcher hier nachgeholfen worden; gleichzeitig mit dem Verfasser desselben schrieb der große Grammatiker Ebu Hajan et-Tewhidi eßßofi, gest. um's J 380 (990), derselbe, dessen in der Geschichte der Abhandlungen der Brüder der Reinheit erwähnt wird, eine Abhandlung über die arabische Schrift *). Gleich Eingangs führt er die zwölf Arten kufischer Schriftzüge auf: 1) der ismailitische, 2) der von Mekka, 3) von Medina, 4) von Andalus, 5) von Syrien, 6) von Irak, 7) der der Beni Abbas, 8) der von Bagdad, 9) der ästige (el-moschaab), 10) der wie Basilikon verschlungene (er-rihani), 11) der nackte (el-modscherred, d. i. der magere, der so lange von Orientalisten der karmatische genannt worden), 12) der ägyptische. Dann gibt er die Anleitung zum Schneiden der Feder, zum Schnitte nach der Länge, zum Spalte, zur Richtung des Stutzens, und führt dann nach dem Werke des großen Kalligraphen Ibn Mokla über den Federnschnitt die sieben Eigen-

*) Derselbe befindet sich mit dem Kalaid Seaalebi's und dem Diwan Ebu Mihdschen's in einer sehr kostbaren, schon i. J. 728 (1328) geschriebenen, und noch sehr wohl erhaltenen Handschrift der k. k. o. o. Akademie, in Krafft's Katalog Nr. XI.

schaften auf, welche eine vollkommene Schrift besitzen muß. Auch der letzte große Kalligraphe, Jakut el-Mosteaaßimi, hinterließ über die Schreibekunst ein besonders nützliches und schätzbares Werk. In der persischen Encyklopädie Nefaisol-fonun [1]), deren Verfasser in der Hälfte des achten Jahrhunderts schrieb, werden die folgenden funfzehn Schriftzüge aufgeführt: 1) Mohakkak, sonst Iraki genannt; 2) Sulus, der verschlungene Zug der Inschriften; 3) Neschi, die Bücherschrift; 4) Rikaa, die Schrift der Bittschriften; 5) Obud, vermuthlich Schreibfehler für Ohud, d. i. die Schrift der Verträge; 6) Tewkii, die Schrift der Fertigungen; 7) Taalik, die in der Luft hängende persische bekannte Schrift; 8) Rihani, die mit Blumenschnörkeln verzierte; 9) Menschwer, die Diplomenschrift; 10) Modewwir, der runde Schriftzug; 11) Thomar oder Thumar, die Rollenschrift für Urkunden (woraus Hr. L. die thamureische Lapidar-Inschrift gemacht); 12) Moselsel, die verkettete; 13) Mosenna, die doppelte, in der zwey Wörter über einander geschrieben werden; 14) Ghubar, die Staubschrift; 15) Heba, die Spreuschrift; die vorletzte fein wie Staub, die letzte wie Spreu und Streu. Dschami [2]) nennt nur sechs übliche Schriftarten, nämlich: 1) Sulus, 2) Rihan, 3) Mohakkak, 4) Neschi, 5) Tewkii, 6) Rikaa. In den osmanischen Geschichtschreibern kommen in mehreren Stellen bey Gelegenheit der Ausfertigung von Staats- und Beglaubigungsschreiben [3]) außer dem Taalik, Sulus, Rikaa, Rihan, Mohakkak (in welcher vorzüglich die Waw, Dal und Re in einander geschrieben werden), Moselsel und Mosenna, die schon alle bekannt, noch die folgenden, bisher nicht genannten vier Schriftzüge vor: 1) Dschelli, d. i. die öffentliche, erhabene (welche an die Stelle des alten Dschelil getreten); 2) Schikeste, d. i. die gebrochene neupersische Kurrentschrift, welche auf türk. Kirma [4])

---

1) Im Kataloge meiner Handschriften Nr. 3.

2) Resemblances linear and verbal, by *Jami*, translated by *Gladwin*. London 1811, p. 22.

3) Geschichte des osm. Reichs VII. 296 u. a. m. O.

4) Herbin (Développemens des principes de la langue arabe moderne. Paris 1813) kennt die kufische und maghribinische Schrift, das Sulus, Jakuti (was nichts anderes als das schönste Neschi), Rihani, Neschi, Rikaa, Siakat, Diwani, Taalik, führt aber Schikeste und Kirma, welche eines und dasselbe, als zwey verschiedene Schriftarten auf, und endlich das Sulus dscherisi, welches Rec. anderswo für irrig erklärt hat, seitdem aber eines Besseren belehrt worden.

heißt; 3) Siakat, die Schrift der Rechenkammer ohne Punkte; 4) Neschtaalik, der aus dem Neschi und Taalik verschmolzene schönste Schriftzug persischer Handschriften. Außer dem Fihrist und der oben erwähnten Abhandlung Ebu Hajan's enthält noch das Mokaddemet Ibn Chaldun's einen von S. de Sacy in seinem Memoire nicht benützten Abschnitt (der neun und zwanzigste des fünften Theiles), welcher ausschließlich von der Schrift (Chathth) und der Schreibkunst (Ketabet) nach dem Tekmilet Ibnol-Abar's handelt. In dem Fihrist folgen auf den Abschnitt der arabischen Schrift die der berberischen, persischen, hebräischen, griechischen, chinesischen, türkischen, fränkischen u. s. w., welche nicht hieher gehören, mit drey eingemischten Abschnitten von Sprüchen über die Vortrefflichkeit der Schrift und der Bücher; der Verfasser sagt, daß er mehr dergleichen in seinem Werke über die Beschreibungen und Vergleichungen (welches Hadschi Chalfa nicht kennt) aufgenommen habe. Von den Werken der beyden großen Kalligraphen, Ibn Mokla's und Jakut Mosteaaßimi's, über die arabische Schrift und Schreibkunst ist hier oben zum ersten Male Kunde gegeben worden; aber auch Ibnol-Bewwab, der zwischen ihnen beyden gelebt, hinterließ eine berühmte Kaßidet aus dem Re, deren Beginn Ibn Chaldun im oben erwähnten Abschnitte seiner Prolegomenen gibt; die Uebersetzung dieses bisher unbekannten Bruchstücks der Kaßidet, eines der drey größten Meister arabischer Kalligraphie, hätte sich besser für Hrn. L.'s Werk geeignet, als die Einschaltung der längst in Uebersetzung bekannten Lamijet Toghraiji's und der zwey Makamen Hariri's, womit Hr. L. den ersten und zweyten Theil seines Werkes beschlossen. Rec. beschließt die Anzeige des Werkes Hrn L.'s seinerstatt mit der Uebersetzung dieses Bruchstücks der graphischen Kaßidet Ibnol-Bewwab's aus Ibn Chaldun:

Du, der mit Ernst verlangt die schöne Schrift zu lernen,
Den Herrn bitt' zuerst, das Schwier'ge zu entfernen;
Nimm eine Feder hart, die für die Kunst gestählt,
Am besten aber ist's, wenn sie das Mittel hält.
Schau beyde Seiten an, um sie recht fein zu schneiden,
Und schneid' sie g'rad', daß Läng' und Kürz' nicht möge leiden,
Spalt' in der Mitte sie, und nimm in Acht dich sehr,
Wenn dieses du befolgst, ist der Erfolg nicht schwer.
Nimm sorgsam dich in Acht, wie du dieselbe stutzest,
Geheimniß ist's, das du durch Uebung nur abtrutzest;
Ich sage nur so viel, zu rund nicht allzumal.
Zur Tinte nimm mit Rauch auch Essig oder Gal *),

---

*) Hasarem el maassur, gepreßtes omphacium (Reiske ad Rhaz).

Zu rother Sandarach, und Kampfer oder Menig *).
Geglättet sey's Papier, und weich und fett ein wenig;
Schneid' alles wohl, und gib es in die Presse dann,
Gedulde dich, denn Wunsch erreicht geduld'ger Mann.
Bemüh' dich, auf dem Blatt die Schrift dann zu vollbringen,
Und schäm' dich nicht, will es im Anfang nicht gelingen.
Ein jedes Ding, das schwer, wird leichter durch den Herrn,
Wenn du dieß einsiehst, wirst dir Mühe geben gern;
Dank Gott und folge ihm, er liebet die Dankbaren,
Durch Finger suche dir ein Maal hier zu bewahren,
Am Tage des Gerichts ist jede That im Klaren,
Die durch der Thaten Buch sich wird dann offenbaren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Art. IV. Synopsis numorum antiquorum, qui in Museo Caesareo Vindobonensi adservantur. Digessit *Josephus Arneth*. Pars I et II. *Vindobonae*, sumptibus *Petri Rohrmann*, bibliopolae aulici, 1837 — 1842.

Auch mit den Separat-Titeln:

Pars. I. Synopsis numorum graecorum, qui in Museo Caesareo Vindobonensi adservantur. Digessit *Josephus Arneth*, ejusdem Musei primus custos. *Vindobonae*, sumptibus *Petri Rohrmann*; bibliopolae aulici, 1837 (140 S.).

Pars. II. Synopsis numorum romanorum, qui in Museo Caesareo Vindobonensi adservantur. Digessit *Josephus Arneth*, ejusdem Musei nec non collectionis ambrasianae director, rei num. et arch. in universitate Vindobonensi professor p. o., ordinis Danebrog eques etc. *Vindobonae*, sumptibus *Petri Rohrmann*, bibliopolae aulici, 1842 (300 S. und XXIV).

Der Zweck dieses Aufsatzes kann nicht seyn, die Würde einer Wissenschaft, auf deren Felde von den ausgezeichnetsten Männern so viel geleistet worden ist, in ihrem ganzen Umfange darzustellen, oder das Gebiet derselben durch neue Entdeckungen und Ansichten bereichern zu wollen, — sondern nur im Allgemeinen so viel vorauszuschicken, als nöthig ist, um den Standpunkt anzugeben, von welchem aus ein neues, über eine der interessantesten numismatischen Sammlungen erschienenes Werk gehörig beurtheilt und gewürdigt werden kann.

Daß die neuere Numismatik, so interessant sie auch ist und zu werden verspricht, wenn einmal das Mittelalter mehr als Brachfeld seyn wird, und so weit sie auch an Popularität und Anwerth die alte hinter sich zurücklassen mag, letzterer an wissenschaftlichem Adel nachstehe, bedarf wohl keines Beweises.

---

*) Mooret color ad rubedinem vergens. Freytag IV. p. 192.

Schon das Bewußtseyn, Gegenstände vor Augen oder in den Händen zu haben, über welche mitunter mehr als ein Jahrtausend dahinglitt, verleiht diesen ehrwürdigen Resten des Alterthums ein Interesse, welches den Gegenständen der modernen Numismatik erst in später Zukunft zuwachsen wird, wenn unsere Gegenwart einmal zur grauen Vergangenheit verblichen ist. Eben durch jenes Alter ist auch großentheils, wiewohl nicht immer, die vorzüglichere Seltenheit bedingt, womit alle jene Eigenschaften in unmittelbarem Zusammenhange stehen, welche eine Münze zu mehr machen, als zu einem Klumpen Metall, der um so lieber hingenommen wird, je deutlicher er die Auskunft über seine Bestimmung und seinen Zweck auf Stirn- oder Rückenseite trägt, und je höher seine wirkliche oder angenommene Geltung ist. Deßhalb gelten auch die Sammlungen antiker Münzen für den vorzüglichsten Schmuck von Kabineten und Instituten, welche numismatische Schätze bewahren, wie dieß nicht minder bey dem k. k. Münz- und Antikenkabinete in Wien der Fall ist.

Da ich also von einem Werke sprechen will, welches zunächst den antiken Münzschatz des k. k. Kabinetes, als dessen vorzüglichste Zierde, näher beleuchtet, so wolle man auch die nachfolgenden Bemerkungen über Numismatik zunächst auf die antike beziehen, welche, wie es sich zeigen wird, durch die beyden im Eingange namhaft gemachten Bände einen bedeutenden Gewinn gemacht hat.

Wenn man von antiker Numismatik spricht, so kann man sie von einem zweyfachen Gesichtspunkte aus betrachten, nämlich entweder »in Bezug auf andere Wissenschaften« oder »an und für sich selbst.«

Betrachtet man die antike Numismatik in »Bezug auf andere Wissenschaften,« so stellt sie sich als die wichtigste, unentbehrlichste Stütze und Lehne für Geschichte, Archäologie, Geographie, Mythologie rc. rc. heraus. Sie bringt historische Thatsachen zur unabweislichen Evidenz; sie bestätigt zweifelhafte Angaben; sie hilft irrige Daten berichtigen; sie ergänzt die Lücken der geschriebenen Geschichte und nimmt oft den Ariadne-Faden, wo diese ihn rathlos fallen läßt, auf, um uns Partien des großen Weltlabyrinthes zu eröffnen, von deren Vorhandenseyn wir bisher kaum eine Ahnung hatten. Sie ertheilt uns Aufschlüsse über das häusliche Leben der Alten. Die römischen Familienmünzen liefern in ihren kleineren, oft übersehenen Beyzeichen eine ganze Serie der getreuesten und nettesten Abbildungen von fast allen Instrumenten und Geräthschaften, deren man im täglichen Leben sich zu bedienen pflegt. Welch einen Reichthum von Anschauungen geben die zierlichen, trotz

ihrer Minutiosität so richtig gezeichneten, unscheinbaren Merkmale, welche, nebst den Monogrammen, mitunter zur näheren Bestimmung der wahren Prägeheimat griechischer Münzen dienen! — Welche Aufschlüsse über den Kultus und den Sagenkreis der Vorwelt erhalten wir durch die mythologischen Darstellungen auf den Münzen Altgriechenlands und seiner Kolonien, welche, den göttlichen Ursprung, dessen sie sich rühmen zu dürfen glaubten, mit gewissenhafter Pietät beybehaltend und bis auf die fernsten Ableger ihrer eigenen Größe fortpflanzend, einen augenfälligen, palpablen Kommentar zu den Legenden der Dichter und zu den Schöpfungen der Plastiker liefern! — Ja, es ist fast keine Kenntniß, welche aus dem Gebiete der alten Numismatik nicht wenigstens Einiges sich assimiliren und zu ihrem Gewinne verwenden könnte. Die alte Geographie findet auf antiken Münzen die Lage gewisser Ortschaften durch deutliche Inschriften näher bezeichnet; sie sieht durch die technische Vollkommenheit derselben ihre Angaben über die Blüthe nachher verschollener Städte bestätigt; sie schließt aus der Palingenesis jener kleinen Kunstdenkmäler auf die phönixgleiche Regeneration der Staaten, denen sie angehören; ja sie lernt durch selbe sogar Namen kennen, welche ihr fremd geblieben wären, wenn das Schicksal nicht auf diesem Wege für deren Erhaltung fürgesorgt hätte. Eben so belehren uns Anspielungen auf Himmelszeichen, Sternbilder Flußgottheiten über die klimatische Beschaffenheit der Länder; Abbildungen von Schiffen, Dreyzacken rc. und ähnliche Abzeichen des Handels über den kommerziellen Verkehr einzelner Völkerschaften; naturgetreue Kopien von Thieren, Pflanzen, Bergen rc. über die Naturprodukte der Provinzen und Gegenden; Kleinbilder von architektonischen Kunstwerken, wie von Tempeln, Hallen, Häusern, Rennbahnen, dem Cirkus, der Naumachie, Altären, dem Puteal, Brücken, Häfen, Lagern u. s. w. über die Art und Weise, wie die Baukunst in das öffentliche Leben der Alten eingriff. Wie unerschöpflich aber ist die Quelle, welche sie für den Künstler öffnet! — Während die griechische Partie eine lange Reihe mythologischer Gestalten und Gruppen vor ihm entfaltet, wird er in der römischen außer diesen fast für jede Allegorie die entsprechende plastische Personifikation finden. Da sind die Eintracht, die Treue, die Billigkeit, die Gerechtigkeit, die Freyheit, das Glück, die Frömmigkeit, die Keuschheit, die Fruchtbarkeit, die Mutterliebe, die Hoffnung, die Ehre, die Tugend, das Schicksal, der gute Erfolg, der Friede, Schrecken und Entsetzen, wie Sicherheit und Ruhm, die Genien der Länder und Städte, des Volks und des Herrschers, des Rathes und der Armee u. s. w. mit so sprechenden, unverkennbaren

Attributen ausgerüstet, daß der Bildhauer, der Maler, der Medailleur, der Steinschneider u. s. w., wenn er auch nicht gerade die nämliche Idee darzustellen hätte, doch Gelegenheit genug hat, den Geist der Alten für seine Imitationen mit Geschmack und Wirksamkeit auszubeuten. Es dürfte in unserer Zeit, wo Wissenschaft und Kunst so häufig Veranlassung finden, auf Abwege zu gerathen, indem erstere, aus Bewußtseyn ihrer Ungefügigkeit für das blasirte Treiben der Gegenwart allzusehr in sich zusammenschrumpfend, zum Pedantismus eintrocknet, letztere, nach Salonweihrauch haschend, leicht abgefunden mit der Idee, sich mehr und mehr in Mignonstückchen zersplittert, — ein nicht unverdienstliches Unternehmen seyn, diesen innigen Nexus zwischen Einst und Jetzt, mit näherer Bezugnahme auf die unpopulärere antike Numismatik, öfter zur Sprache zu bringen, und dadurch einerseits den Stubengelehrten über die straff gezogene Gränze seiner unpraktischen Erudition hinauszudrängen, andrerseits aber den flatterhaften Künstler aus seinem Emancipationstaumel, in welchem er nichts mehr lernen und nichts mehr gewinnen zu können glaubt, auf ein Gebiet zurückzulocken, welches ihm die urewige Schönheitsnorm in so freundlichem Ernste vor Augen bringt. Ref. meint nämlich, daß eine Zusammenstellung dessen, was für jede einzelne Kenntniß oder Kunst sich aus der alten Numismatik abstrahiren läßt, recht zweckmäßig und dankenswerth wäre, und daß eine numismatische Geschichte, eine numismatische Archäologie, eine numismatische Mythologie, Naturgeschichte, Architektonik u. s. w. gewiß eben so viel Beyfall verdienten, als eine numismatische Allegorik oder eine numismatische Geographie, wie erstere G. Uhlich in seiner Numismatik für Künstler (Lemberg 1792) versucht, letztere C. Strozzi in seinem Quadro di Geografia numismatica (Firenze 1836) geliefert hat.

Aber auch an und für sich betrachtet bietet die antike Numismatik Quellen genug dar, aus welchen der Gelehrte seinen enthusiastischen Detailsinn für sie und der Laie sein ästhetisches Wohlgefallen an ihr reichlich befriedigen mag. Der Numismatiker im strengsten Sinne des Wortes, der die Münze weder als Kunstwerk, noch als Dokument, sondern lediglich als Münze nimmt, staunt über die ungeheure, unerklärliche Mannigfaltigkeit der Typen, welche auf eine fast mährchenhafte Zahl von Stämpeln schließen läßt, und dadurch zu den seltsamsten Hypothesen über Ort und Zeit der Prägung Anlaß gibt, zumal wenn selbe, wie z. B. bey den Münzen von Alexander, von Lysimachus, von Korinth, von Tarent, von Syrakus ... manchen römischen Familien- und Kaiser-

münzen, einem einzigen König, einer einzigen Stadt oder überhaupt einem einzigen Prägeherrn zugesprochen werden müssen. Ihn beschäftigt die Prüfung der Aechtheit und ihrer subtilen, für den geübten Scharfblick und richtigen Takt des Eingeweihten unverkennbaren Kriterien, welche sich eben so wenig aus Büchern lernen, als jederzeit durch einleuchtende Beweise Anderen darthun lassen. Das Gewicht der Münzen, die Vergleichung der Verschiedenheit desselben bey ähnlichen Stücken, die möglichen Gründe dieser Abweichung gewähren ihm Stoff zu den unermüdlichsten Untersuchungen. Bald stellt er es sich zur Aufgabe, den ursprünglichen Werth der Münzen zu eruiren, und dadurch den Münzfuß der Zeit, in welcher sie geprägt wurden, festzustellen, oder denselben mit dem der späteren Zeiten zu vergleichen, und diese Zusammenstellung bis auf die Gegenwart herabzuführen; bald macht er das Alter, den edlen Rost der Münzen, die kostbare Patina, mit ihren wunderbaren, nach der Art und Beschaffenheit des Aufbewahrungsortes, der Fundplätze, des Klimas rc. verschiedenen Nüancen und Farbenabstufungen zum Gegenstande seiner ämsigen Forschung. Doch selbst dem Laien, der weder Vorkenntnisse genug besitzt, um die wissenschaftliche Bedeutung der antiken Münzen zu würdigen, noch Sinn hat für das mikrologische Studium des Numismatikers par excellence, selbst diesem wird der bloße Anblick antiker Münzen eine Befriedigung gewähren, welche er sich von Objekten einer ihm so ferne liegenden Sphäre nicht erwartet hätte. Denn welcher Mensch, der nur ein Fünkchen Schönheitssinn besitzt, besähe sich die vorzüglicheren derselben nicht mit innigem Wohlgefallen? Das herrliche Gepräge der meisten, die ungekünstelte Richtigkeit der Zeichnung selbst im kleinsten Module, die energische Kraft in der Stellung der Gestalten, die edle Form der Linien und Züge bey Ideal- und Porträtköpfen, das mühelose Herauswachsen des Reliefs (welches Schiller im Auge hatte, als er schrieb:

»Nicht der Masse qualvoll abgerungen,
»Schlank und leicht, wie aus dem Nichts entsprungen,
»Steht das Bild vor dem entzückten Blick!«),

der runde und doch scharfe, kameenartige Schnitt der Profils, der Reichthum und Geist der Erfindung und Kombination, die unerschöpfliche Varietät der Darstellungen, und dabey der Gedanke, daß die Mehrzahl dieser kleinen Kunstwerke keinen anderen Zweck hatte, als im täglichen Verkehre von Hand zu Hand zu gehen, — nöthigen gewiß jedem nur halbwegs Gebildeten Bewunderung ab, und flößen ihm eine tiefe Achtung vor jener längst verschollenen Zeit ein, in welcher der edelste, an ungetrübterer Naturanschauung herangebildete Schönheitssinn so tief

gewurzelt war, daß er selbst über die gewöhnlichsten Behelfe des täglichen Handels und Wandels seinen unwiderstehlichen Zauber ausgoß.

Niemand wird daher läugnen, daß Sammlungen aus dem Gebiete der alten Numismatik höchst wichtig und vom größten Interesse für Wissenschaft und Kunst seyen. Eben die historische Bedeutung der antiken Münzen lenkte zuerst das Auge großer Denker auf Gegenstände, welchen man, mit wenigen Ausnahmen, fast bis zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts nur eine geringe Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Das war der Ursprung der Sammlungen im Münzfache, welche, anfänglich nur klein und beschränkt, bald aber zum Objekte fürstlichen Wetteifers, endlich zur Mode der reichen Welt geworden, hie und hie angelegt wurden, und die Fundgruben für eine Kenntniß bildeten, die, begründet und erweitert durch die Bestrebungen der gelehrtesten Männer, zuletzt zum Range einer systematischen Wissenschaft aufwuchs.

So wenig also die numismatische Wissenschaft sich hätte entwickeln können, ohne daß ihr Münzsammlungen vorausgingen, eben so wenig würde sie die nöthige Evidenz und Festigkeit zu behaupten im Stande seyn, wenn diese aufgelassen oder dem Forschungsgeiste der Fachgelehrten entzogen würden, und wem immer es um die Numismatik selbst Ernst ist, der muß auch, nothwendiger Weise, Interesse nehmen an Allem, was die Bereicherung, zweckmäßige Einrichtung und Benützbarkeit von Staats- und Privat-Münzsammlungen betrifft.

Daß Münzsammlungen von Privaten für die Wissenschaft wichtig seyn können, unterliegt keinem Zweifel. Warum sollte nicht irgend ein präzioses Stück, ein besonders wohl erhaltenes Exemplar, eine merkwürdige Varietät, wohl auch ein Unicum in einer Privatsammlung sich vorfinden können? — Freylich macht solch eine rare Schwalbe noch keinen numismatischen Sommer, — und gewiß würde sie, dem Chor ihrer Schwestern beygesellt, unendlich mehr Werth haben, als in dieser ihrer Vereinzelung. Allein welcher Münzenfreund glaubt nicht, daß ein solcher Solitär alles Uebrige verklärend überstrahle? — Nach der Ansicht des Ref. kann die Sammlung eines Privaten, unbeschadet der Wichtigkeit, welche sie für den Eigenthümer als Gegenstand einer ehrenwerthen Liebhaberey, als Behelf beym Studium oder als nicht unlöbliche Ostentation kunstsinniger Prachtliebe haben mag, für die Wissenschaft nur dann von wahrem Vortheile seyn, wenn sie, auf die, bey nicht ganz überschwänglichen Mitteln unerreichbare, Universalität völlig verzichtend, auf einzelne Partien sich beschränkt, und in diesen es

zur möglichsten Vollzähligkeit und Vollkommenheit zu bringen sucht; wenn sie mit den öffentlichen Sammlungen, deren Aufgabe es seyn kann und soll, das Uebersichtliche, den großen weltgeschichtlichen Bildungsgang, im Auge zu behalten, nicht wetteifern, sondern unterstützend und ergänzend, das Detail übernehmen wollen, worauf sich jene, ohne ins Gränzenlose abzuschweifen, nur ausnahmsweise einlassen können. Diesen schönen Zweck, in dessen Verfolge es auch möglich wird, mit Kleinem Großes zu leisten, haben daher geistreiche Sammler, denen es nicht bloß darum zu thun war, möglichst große Massen zu häufen, oder durch einzelne Prachtstücke gleichsam den Neid öffentlicher Kabinete herauszufordern, von jeher berücksichtigt, und entweder gewisse Epochen, Fakta, Länder, Städte, Fürsten rc., oder besondere Aeußerlichkeiten, Abnormitäten, Abzeichen, Module, Prägetugenden und Fehler u. s. w. zu den Anhaltspunkten bey der Zusammenstellung ihrer Kollektionen gemacht.

Oeffentliche Sammlungen, die eigentlichen Unterlagen und Grundfesten des Gebäudes der antiken Numismatik, werden vorzüglich dadurch schätzbar, wenn sie, nebst dem Allgemeinen, was kein eigentliches Kabinet entbehren kann, d. h. nebst der Sorge für die möglichste Universalität, auch das Besondere, was nur in dem Lande, welchem sie angehören, so vollständig vorkömmt, vorzugsweise berücksichtigen. Gewiß stellt sich, durch diese nationale Nuancirung, für die Wissenschaft, welche alle Kabinete zusammengenommen, von einem höheren Standpunkte aus, als einen einzigen ungeheuren Gesammtschatz betrachtet, ein größerer Gewinn heraus, als wenn sie, aus rivalisirender Eitelkeit, ihre besten Kräfte für einzelne Paradestücke zersplittern.

Unter den öffentlichen Sammlungen, welche diesen beyden Postulaten auf eine ausgezeichnete Weise entsprechen, nimmt gegenwärtig die Partie der antiken Münzen im k. k. Münzkabinet zu Wien unbestreitbar den ersten Platz ein. Sie umfaßt nicht nur Alles, was man von einer großartigen Kollektion, den oben angedeuteten Ansichten nach, überhaupt zu fordern berechtigt ist, sondern nebstdem auch Vieles, was sie, als Bestandtheil eines österreichischen Museums, zunächst und eigenthümlichst, den übrigen gegenüber, aufzuweisen vermag. Wenn wir auf die Entstehung dieses Schatzes zurückgehen, so finden wir die erste Auskunft über eine Sammlung antiker Münzen am Wienerhofe bey Wolfgang Laz, welcher jedoch in seinem, zu Wien 1558 gedruckten numismatischen Kommentare die Anzahl der vorhandenen Münzen ins Lächerliche übertreibt. Den ersten Zuwachs erhielt die Sammlung durch die Münzen,

welche Busbek auf seiner Gesandtschaftsreise nach Konstantinopel alldort für den kaiserlichen Schatz sammelte. Im J. 1672 wurde derselbe durch 2216, von Thomas Lansius erkaufte Münzen vermehrt. Unter Karl VI. wurden, durch des trefflichen, leider! vielverkannten Heräus Bemühen alle einzelnen, in der Kaiserburg vorfindlichen Münzpartien mit dem Hauptschatze zu einem Ganzen vereinigt, welches somit gewissermaßen zuerst ein Kabinet vorstellen konnte. Auch die Münzen des Karthäuser-Museums zu Rom und die Sammlung des Grafen Paar wurden von diesem kunstsinnigen Regenten acquirirt. Kaiser Franz I., wiewohl der neueren Numismatik mit Vorliebe zugethan, wendete dem schnell gedeihenden, an Kostbarkeiten aller Art fortwährend gewinnenden Kabinete auch mehrere antike Seltenheiten, namentlich das große Medaillon von Valens und eine Serie von Arsaciden und Sassaniden zu. Unter der unsterblichen Maria Theresia erhielt dasselbe, nach förmlicher Emancipation aus seiner bisherigen Kohärenz mit anderen Instituten, wieder einen bedeutenden Zuwachs durch Einverleibung der Granelli-Edschlager'schen Kollektion des Jesuitenkollegiums. Und somit hatte nun das k. k. Münz- und Antikenkabinet einen hinlänglichen Fond an alten Münzen, um mit den namhafteren Anstalten dieser Art in eine ehrenvolle Konkurrenz zu treten.

Der erste Bearbeiter dieses Faches auf heimischem Boden war, wie gesagt, Wolfg. Laz. Unter Ferdinand II. erhielt Simon Wagnereck den Auftrag, über das kaiserliche Museum Kataloge abzufassen. Nach Lambeck betrug (im J. 1663) die Anzahl Münzen an demselben, mit Abschlag derjenigen, welche anderwärts bey Hofe verwahrt lagen, im Ganzen 15940. — Einen gedruckten, die seltensten Stücke bezeichnenden Auszug aus dem Gesammtverzeichnisse der antiken Münzen des kaiserlichen Schatzes gaben vorläufig im J. 1755 die gelehrten Numismatiker Erasmus Fröhlich und Joseph Khell, bis 24 Jahre darnach der berühmte Joseph Eckhel, der Schöpfer der numismatischen Wissenschaft, seinen zweybändigen Katalog sämmtlicher antiker Münzen des Museums lieferte, dessen würdiger Vorsteher er war. Dieser im J. 1779 erschienene Katalog war aber auch, nebst desselben Verfassers Doctrina Numorum Veterum (1792—1798) das Einzige und Letzte, was der gelehrten Welt bis nun zur Norm ihres Urtheils über die im k. k. Museum enthaltenen antiken Münzen dienen konnte.

Daß bey der wachsenden Theilnahme für ein so interessantes ...ld das kaiserliche Kabinet in dem Zeitraume von 1779—1837,

also von 58 vollen Jahren, nicht unbereichert geblieben sey, läßt sich von der Munificenz unseres Hofes, welcher ohne Geräusch das Rühmlichste zu thun liebt, voraussetzen. Unter den Kaisern Joseph II. und Leopold II. wurde der Stamm des Kabinets, durch den berühmten Eckhel, auf das Sorgfältigste erhalten, wobey der erstere Regent es nicht unterließ, aus dem Entbehrlichen das Lemberger Kabinet, welchem er auch in der Person unseres M. Denis einen tüchtigen Vorsteher zugedacht hatte, zu fourniren. Mit besonderer Liberalität bedachte Se. Majestät der letztverstorbene Kaiser Franz das Institut, und die kurze Frist von 1819—1826, obwohl das erste Morgenrothzucken nach langer Kriegeswetternacht, war demselben eine wahre — Aurora Musis amica! — Im J. 1819 wurden die Sammlungen des Konsuls Cousinery und der Gräfin Lipona, erstere um 2300 Dukaten, letztere um 100,000 Francs angekauft. Das J. 1821 brachte dem Kabinete, außer der Sammluüg von Millingen, auch die reiche, um 100,000 lire italiane angekaufte Sammlung des alten Grafen Tiepolo'zu. Fünf Jahre später wurde der Ankauf der Rollin'schen Kollektion bewilligt. Auch seither wurde keine Gelegenheit versäumt, das Kabinet durch Fundmünzen und Ankäufe, wie z. B. der Baron Hügel'schen Sammlung im J. 1839 u. a. (weil sich, trotz solchem Reichthum, bey fortdauernden Entdeckungen neuer Königsgeschlechter and Städte immer noch Lücken ergeben müssen), zu bereichern.

Allein all' diese Erwerbungen, so namhaft sie waren, wurden von dem gewöhnlichen Publikum, welches sich mit dem Anblicke der alten, usu recepto vorgewiesenen Schaustücke zufrieden stellt, kaum geahnt; von den Fachgelehrten selbst aber nur nebenhin, durch Privatkorrespondenz oder einzelne Besprechungen zur Kenntniß genommen, indem außer einigen kleineren, in den wissenschaftlichen Journalen des In- und Auslandes mitgetheilten Aufsätzen und Abhandlungen und ein Paar Monographien über einzelne Raritäten des k. k. Kabinetes von Jos. Eckhel selbst noch, und von seinen Nachfolgern, Anton von Steinbüchel und Joseph Arneth (namentlich aber von letzterem in Hormayr's Archiv für 1822—1823, so wie vorzüglich in den Wiener Jahrbüchern der Literatur u. s. w.), bis nun nichts erschienen war, was über den vergrößerten, durch die Zuflüsse eines halben Jahrhunderts angewachsenen Status des antiken Münzenschatzes am k. k. Kabinete einen umfassenden Gesammtüberblick dargeboten, und den Forschern oder Bearbeitern klar vor Augen gelegt hätte, was sie in einer der größten, ja eben in diesem Fache vielleicht der reichsten Sammlung der Welt finden könnten.

Diesem längst gefühlten Bedürfnisse ward durch Erscheinen des Werkes, welches Ref. im Nachfolgenden ausführlicher besprechen will, auf eine Art abgeholfen, zu deren richtiger Beurtheilung im Obigen der gehörige Standpunkt angedeutet wurde.

Die Synopsis, welche uns Hr. Direktor Jos. Arneth gab, gewährt nämlich jenen, seit Eckhel's Zeit vermißten Gesammtüberblick des dermaligen Status der antiken Partie am k. k. Münzkabinete, und ist daher sowohl in scientifischer, als in administrativer Hinsicht von großer Wichtigkeit.

Ref. wendet sich, mit Beziehung auf jene, zuerst zur näheren Beleuchtung der Synopsis numorum graecorum, welche bereits vor fünf Jahren erschien. Auf die Importanz dieses Werkes, als seit langer Zeit des ersten von größerem Umfange und allgemeinerem Interesse, welches über die Numismatik in Deutschland veröffentlicht wurde, hat schon R. Lepsius im »Bullettino dell' Instituto di corrispondenza archeologica, 1837« (p. 111, 112), hingewiesen. Die Synopsis ist gleichsam ein Auszug aus einem großen Catalogue détaillé über die griechischen Münzen des k. k. Kabinetes, welcher, mit emsiger Genauigkeit vom Herrn Direktor Arneth abgefaßt, ein Manuskript von fünf starken Foliobänden füllt. In diesem ausführlichen Verzeichnisse sind jeder einzelnen Münze sechs Kolumnen gewidmet; die erste weist die Nummer nach, unter welcher das, in der zweyten nach Vor- und Rückseite in lateinischer Sprache genau beschriebene Stück in den Laden der Schränke zu finden ist; die dritte gibt die Größe nach Mionnet's Münzmesser an; die vierte macht die Ziffer namhaft, mit welcher das beschriebene Stück entweder im Hauptwerke oder im Supplemente von F. E. Mionnet's Description de Médailles antiques, grecques et romaines (Paris 1806—1808, 7 T., und 1819—1837, 9 T.) bezeichnet erscheint; eine fünfte benennt das Metall und die sechste dient zu gelehrten Citaten, zur Angabe der Literatur, zur Hindeutung auf die Inedita und zu anderen Bemerkungen.

Da die Varietät der Typen bey den griechischen Münzen zu groß und die Chronologie der meisten zu schwankend ist, um sich innerhalb der engeren Gränzen eines Kompendiums abfertigen zu lassen, und da die Veröffentlichung jenes Detailwerks über kurz oder lang in Aussicht gestellt bleibt, so glaubte der Hr. Verfasser, mit Beybehaltung der in demselben befolgten Ordnung, in seiner Synopsis nur die Namen der Prägorte oder Herren, das Metall, wo es nöthig war, die Größe und die Anzahl angeben zu dürfen, und für die einstweilige Beseitigung des Unanbringbaren am besten durch Beyfügung alphabetischer Register

der Länder, Völker, Städte ꝛc., ihrer heutigen Benennungen, der Könige und Fürsten, eines chronologischen Verzeichnisses der Kaiser, Kaiserinnen und Cäsarn auf den außer Rom geprägten Münzen, und einer geographischen Tabelle zu entschädigen.

Diese letztere gibt zugleich die Ordnung an, nach welcher Hr. A. die griechischen Münzen des k. k. Kabinetes gelegt hat. Es ist die Ordnung Eckhel's, welcher, Pellerin's Andeutungen aufgreifend und auf seiner Reise um die alte Welt dem Cellarius folgend, sein lichtvolles geographisches System aufstellte, als dasjenige, dem man noch die meiste Konsequenz zugestehen kann. Eckhel's Nachfolger, Franz Neumann, veränderte die Anwendung des geographischen Prinzips, und suchte damit das chronologische zu verbinden, allein er sah sich, weil ihn dieses mehr als einmal verließ, unwillkürlich wieder nur zum ersteren mehrfach zurückzukehren genöthigt. Er ging von Aegina, der angeblich ersten Münzstätte, aus; nahm durch den übrigen Peloponnes, Hellas, das westliche und nördliche Griechenland, Thrazien, Mösien, Dazien, Pannonien und Illyrien sammt den Inseln seinen Weg nach Italien, welches er von unten nach oben, d. i. von Sicilien bis Etrurien, durchpilgerte, und kehrte über Hispanien, Gallien, Britannien, Germanien, Sarmatien und den taurischen Chersonnes dahin zurück, von wo er ausgegangen. Asien theilte er in Asia Minor et Major; das erstere wieder in Asia cis Taurum, zerfallend in maritima und mediterranea, und in Asia trans Taurum mit der Ora pontica; in Asia Major ging er vom Bosporus Cimmerius aus, und erreichte über Syrien, Phönizien, Palästina, Arabien und die Tigrisländer zuletzt Baktriana. In Afrika nahm er zuerst Aegypten vor, dann Libyen, Cyrenaica, Syrtica, Byzacene, Zeugitana und Numidien. — Da sich das Schwankende dieses Systems, in welchem der chronologische Faden die disjecta membra der Geographie nur locker und unsicher verbindet, gar bald fühlbar machte, so glaubte man am besten für das Arrangement des Kabinets zu sorgen, wenn man die alte geographische Ordnung des Eckhel'schen Katalogs wieder herstellte, mit steter Berücksichtigung des Winkes, den Eckhel in den Prolegomenis zu seiner Doctrina Numorum Veterum (V I. c. XXIV. p. CLXXXII) selbst gab: »Superfluum existimo, reliquas, minimasque quasvis hujus instituti causas modosque exponere, cum hi omnes ex inspecto Musei Caesarei catalogo possint intelligi, aut potius eos, quibus haec mea praestare videbuntur, hortabor, ut in disponendis numis *sequantur*

ordinem, quem in praesente opere secutus sum, quia, ut continuo dixeram, re secundis curis curatius discussa, praecipue in ea parte, quae chronologiam imperatorum continet, vitavi vitia, quae *illi catalogo* inhaerent.« — Die Disposition, welche der gegenwärtigen Synopsis zu entnehmen ist, und für ähnliche Sammlungen zum Muster dienen kann, ist folgende: Mit Europa's südwestlichster Spitze, nämlich mit Hispanien, wird begonnen, dann durch Gallien, Britannien und Germanien nach Ober-Italien vorgeschritten, und von der apenninischen Halbinsel auf Sicilien und die übrigen Inseln des Mittelmeeres übergegangen. Von hier an die Gränze Europa's gelangend, beginnt die Reihe bey dem taurischen Chersonnes von Neuem, und durchstreift das östliche Europa von Norden nach Süden herab, d. h. vom europäischen Sarmatien an, über Dacien, Pannonien, Mösien, Thrazien, Päonien, Macedonien, Thessalien, Dalmatien, Illyrikum, Epirus, Akarnanien, Aetolien, Lokris, Phocis, Böotien, Attika, Achaja, Elis, Messenien, Lakonien, Argolis, Arkadien bis zu den Eilanden des kretischen und ägäischen Meeres dergestalt, daß jeder Provinz die ihr zunächst liegenden Inseln angeschlossen werden. Auf gleiche Weise wird Asien am kimmerischen Bosporus betreten, und über Kolchis, Pontus, Paphlagonien, Bithynien, das ganze Kleinasien mit seinen Provinzen, Armenien, Syrien, Phönizien, Palästina, Arabien, Mesopotamien, Parthien, Persien, Baktriana und Characene durchpilgert. In Afrika fällt die geographische Ordnung mit Neumann's chronologischer, der äußeren Erscheinung nach, so ziemlich zusammen. Die Nachhuth dieses zahlreichen, aus allen Ländern der alten Welt konskribirten Münzenheeres bilden jene Münzen, welche, wegen schwankender, noch unentschiedener Bestimmung, oder wegen Unzulänglichkeit ihrer Merkmale, nicht zuverläßig rangirt werden können, nämlich die Münzen unbekannter Städte, Könige und Völker, unbekannter Kolonien, die barbarischen Münzen und Nachprägungen und die Münzen mit der Legende Ravis.

In jedem einzelnen Lande sind zuerst die allgemein, ohne nähere Bestimmung, ihm zuzusprechenden Münzen gelegt. — Hierauf folgen die autonomen Münzen der einzelnen Städte, dann die unter römischer Autorität in den Städten geprägten, oder die Münzen der einheimischen Könige. Bey der Rangirung der einzelnen Städte einer und derselben Provinz ist die alphabetische,

bey den Kaisern und Königen die chronologische Ordnung beobachtet; in jeder dieser einzelnen Subdivisionen aber folgt wieder dem Golde oder Elektron Silber, und diesem Bronce oder Potin, und zwar dergestalt geordnet, daß die, ihrem Typus nach augenscheinlich älteren Stücke vorangestellt sind. Bey Auslegung verschiedener Münzen von einem und demselben Könige dienen, abgesehen von dem Metallunterschiede, die Monogramme zum Haltpunkte, welche den Prägeort der Münze bezeichnen, und in sofern wieder die alphabetische Reihenfolge möglich machen.

Die 145 Stücke aes grave, so wie die 120 Medaillen vom größten Formate (9 silberne und 201 bronzene), welche die Synopsis in der griechischen Partie an dem gehörigen Orte nachweist, sind, ihrer abnormen Größe wegen, ausgeschieden, und separat in vierzehn Laden untergebracht. Auch die Numi Alexandrini, in der Synopsis zwischen den Königen und den Nomen eingereiht, sind, ihrer bedeutenden Anzahl wegen (2072), apart in eine Abtheilung versetzt, welche 36 Laden füllt.

Das k. k. Kabinet zählte bey Abschluß der vorliegenden Synopsis 423 goldene, 8473 silberne und 15491 bronzene, also im Ganzen 24387 antike griechische Münzen. Daß in einer so zahlreichen Sammlung nicht leicht etwas von demjenigen fehle, was oben als unerläßlich für eine öffentliche, den übersichtlichen Standpunkt festhaltende Sammlung bezeichnet wurde, versteht sich von selbst. Mehrere Unica, darunter namentlich jene herrliche Goldmünze des Agathokles, Tyrannen von Syrakus, welche schon Er. Frölich (Notitia Elementaris Numismatum Antiquorum etc. Viennae 1758, p. 147, Tab. VIII, Nro. 10) einen Nummus aureus singularis nennt, mit dem von einer Elephantenhaut bedeckten Kopfe der personifizirten Afrika auf der Vorderseite, und der bewaffneten, nach Art der Victoria geflügelten, mit der Rechten die Lanze schleudernden, in der Linken den Schild haltenden Pallas, im Felde die Nachteule und die Schrift ΑΓΑΘΟΚΛΕΟΣ (s. Mionnet T. I. p. 332. Nro. 42); ferner eine große Anzahl inedirter Münzen, wie z. B. von Messana, Panormus, Syrakus, Kroton, Metapont, Pästum, Butuntum, Tarent, Arpi, Coelium, Canusium, Hyrium, Larinum, Samnium, Allifä, Kaulos, Capua, Cumä, Nuceria ꝛc.; aus Hispanien (Gades, Turiaso); aus Gallien (Rhodanusia, Andegavum, Lugdunum); aus Britannien, Syrien, Cölesyrien, Phönizien; von den Königen Hieronymus, Kommius, Indutiomar u. v. a. — herrliche Prachtstücke, worunter sich vorzüglich die Münzen von Tarent,

Heraklea (in Lukanien); ferner die von Metapontum, von Terina, Panormus, Selinus, Syrakus, Chalcis (in Macedonien), Cyzikus, Tenedos, Cyrene, der Philistis, des Alexander, des Demetrius Poliorketos, des Prusias, die Philippiker, die Antiochener, die Ptolemäer, die Siklen u. v. a. auszeichnen, bieten jeder Art von wissenschaftlicher oder künstlerischer Thätigkeit, welche aus der Numismatik zu schöpfen angewiesen ist, eine Ausbeute und einen Genuß dar, wie beyde nicht leicht ein anderes Kabinet in der Welt zu gewähren vermag.

Was jene Gegenstände anbelangt, welche dem Charakter einer öffentlichen Sammlung einen gewissen Anstrich von heimatlicher Eigenthümlichkeit verleihen, so dürfte auch hierin dem k. k. Münzkabinete, so viel ein genauerer Blick in die Synopsis entnehmen läßt, ein großer Vorzug eingeräumt werden. Schon die Lage Oesterreichs an der Wasserscheide celtischer und griechischer Volkselemente spricht für die Bedeutenheit der Funde, welche sein Boden der Nachwelt vorbehalten hat. Was mußte derselbe aber erst zur Zeit der römischen Kolonisirung im Süden und Südosten, und insbesondere während des Sturmdranges der Völkerwanderung in sich aufgenommen haben, wo sich ein Konglomerat der verschiedensten Stämme, organisch gesondert und politisch wunderbar zusammengekittet, wie ein Herzwurm durch die Länder unserer Monarchie fortwälzte? Häufiger als anderswo blieben in unseren südöstlichen Provinzen die kostbaren Perlen zurück, welche der Wellenschlag griechischer Kultur bis an den Fuß der Berge des jetzigen Ungerns heraufgeschwemmt hatte. Dadurch erklären sich, außer jenem fast fabelhaft klingenden Funde von mehr als 40,000 goldenen Lysimachern in Siebenbürgen zur Zeit des Laz, die nicht unbedeutenden späteren, wie z. B. im J. 1835 zu Kis-Jenö, einer Herrschaft Sr. k. k. Hoheit des Erzherzogs Palatin, im Arader Komitat Ungerns, mit 263 Münzen, darunter viele griechische aus der Zeit Alexander's des Großen und der Könige Lysimachus und Seleucus ꝛc., von welchen das k. k. Kabinet 131 behielt; zu Felsö-Sebes in Siebenbürgen im J. 1835, mit Münzen von Dyrrhachium, wovon das Kabinet 58 aufnahm u. s. w.; so wie die namhaften Zuflüsse von barbarischen Münzen aus der Marmaroscher Gespannschaft (zu Junczad bey Szigeth), aus der inneren Szolnoker Gespannschaft (bey Luska), aus der Arader Gespannschaft (bey Kis-Jenö), aus dem Cillierkreise Steyermarks (zu Lemberg nächst Cilli) u. m. a, welche den Celtomanen und Slavisten reichlicheren Stoff, als vielleicht irgendwo, zu ihren

gelehrten Disceptationen lieferten. Damit will übrigens nicht gesagt seyn, daß das österreichische Münzkabinet diese aus eigenem Grund und Boden ihm zugewachsenen Raritäten einzig und ausschließend besitze, sondern nur, daß eben die größere Auswahl derselben, ihre mindere Seltenheit am hiesigen Platze und das Bewußtseyn, sie innerhalb der Gränzen des Landes gefunden zu haben, jenen Zug vaterländischer Eigenthümlichkeit bedingt, welcher die Sammlung, deren Index wir vor uns haben, auch als österreichische charakterisirt.

Wer sich die Mühe nehmen will, den Eckhel'schen Katalog, als den letzten, mit der Arneth'schen Synopsis in der griechischen Partie zu vergleichen, wird staunen über die Größe des Zuwachses, welchen dieselbe durch kaum sechs Jahrzehende erfahren hat. Ich will zum Belege nur einige Parallelen ziehen:

	Eckhel (1779).	Arneth (1837).
Hispanien:	2 silb., 83 bronz. zusammen 85.	36 silb., 356 bronz. zusammen 392.
Gallien, Britannien, Germanien:	9 gold., 74 silb., 30 bronz. zusammen 113.	13 gold., 202 silb., 101 bronz. zusammen 314.

Syrakus:

Eckhel: Zusamm. 182, darunter nur eine goldene und ein Silber-Medaillon.

Arneth: Zusamm. 359, darunter 12 goldene, 2 von Elektron und 7 herrliche Silber-Medaillons, abgesehen, daß mehrere von den 138 bey Eckhel namhaft gemachten silbernen jetzt zu Korinth gelegt sind.

Alexander der Große:

Eckhel: 18 goldene, 68 silberne, 23 bronzene; zus. 109.
Arneth: 41 goldene, 278 silberne, 32 bronzene; zus. 301.

Lysimachus:

Eckhel: 17 goldene, 15 silberne, 3 bronzene; zus. 35.
Arneth: 57 goldene, 91 silberne, 14 bronzene; zus. 162.

u. s. w. Ein ähnliches Verhältniß des jetzigen Standes zum früheren ergibt sich fast durchgehends, und eine hin und wieder vorkommende scheinbare Abnahme rührt nur daher, weil man, bey den Fortschritten, welche die Numismatik seit ihrem Gründer gemacht hat, und in Folge neuerlicher Aufklärungen und Erfahrungen, manche Münzen von der Stadt, welcher sie bisher zugeschrieben zu werden pflegten, amoviren und an ihre eigentliche

Attributen ausgerüstet, daß der Bildhauer, der Maler, der Medailleur, der Steinschneider u. s. w., wenn er auch nicht gerade die nämliche Idee darzustellen hätte, doch Gelegenheit genug hat, den Geist der Alten für seine Imitationen mit Geschmack und Wirksamkeit auszubeuten. Es dürfte in unserer Zeit, wo Wissenschaft und Kunst so häufig Veranlassung finden, auf Abwege zu gerathen, indem erstere, aus Bewußtseyn ihrer Ungefügigkeit für das blasirte Treiben der Gegenwart allzusehr in sich zusammenschrumpfend, zum Pedantismus eintrocknet, letztere, nach Salonweihrauch haschend, leicht abgefunden mit der Idee, sich mehr und mehr in Mignonstückchen zersplittert, — ein nicht unverdienstliches Unternehmen seyn, diesen innigen Nexus zwischen Einst und Jetzt, mit näherer Bezugnahme auf die unpopulärere antike Numismatik, öfter zur Sprache zu bringen, und dadurch einerseits den Stubengelehrten über die straff gezogene Gränze seiner unpraktischen Erudition hinauszudrängen, andrerseits aber den flatterhaften Künstler aus seinem Emancipationstaumel, in welchem er nichts mehr lernen und nichts mehr gewinnen zu können glaubt, auf ein Gebiet zurückzulocken, welches ihm die urewige Schönheitsnorm in so freundlichem Ernste vor Augen bringt. Ref. meint nämlich, daß eine Zusammenstellung dessen, was für jede einzelne Kenntniß oder Kunst sich aus der alten Numismatik abstrahiren läßt, recht zweckmäßig und dankenswerth wäre, und daß eine numismatische Geschichte, eine numismatische Archäologie, eine numismatische Mythologie, Naturgeschichte, Architektonik u. s. w. gewiß eben so viel Beyfall verdienten, als eine numismatische Allegorik oder eine numismatische Geographie, wie erstere G. Uhlich in seiner Numismatik für Künstler (Lemberg 1792) versucht, letztere C. Strozzi in seinem Quadro di Geografia numismatica (Firenze 1836) geliefert hat.

Aber auch an und für sich betrachtet bietet die antike Numismatik Quellen genug dar, aus welchen der Gelehrte seinen enthusiastischen Detailsinn für sie und der Laie sein ästhetisches Wohlgefallen an ihr reichlich befriedigen mag. Der Numismatiker im strengsten Sinne des Wortes, der die Münze weder als Kunstwerk, noch als Dokument, sondern lediglich als Münze nimmt, staunt über die ungeheure, unerklärliche Mannigfaltigkeit der Typen, welche auf eine fast mährchenhafte Zahl von Stämpeln schließen läßt, und dadurch zu den seltsamsten Hypothesen über Ort und Zeit der Prägung Anlaß gibt, zumal wenn selbe, wie z. B. bey den Münzen von Alexander, von Lysimachus, von Korinth, von Tarent, von Syrakus ꝛc., bey manchen römischen Familien- und Kaiser-

fruchtbringenden Exkursen die Synopsis numorum graecorum Anlaß geben, und was man von dem ausführlichen Kataloge, dessen kompendiösen Auszug sie bildet, erwarten könne.

Eigenthümlicher und selbstständiger, als in dem ersten Theile seiner Synopsis, welcher, seiner Natur nach, nicht leicht etwas anderes werden konnte, als ein getreuer, das nöthigste wissenschaftliche Beywerk nur nebenher mit einbegreifender Index über die kaiserliche Sammlung in Wien, wie Kajet. Cattaneo im J. 1813 einen über das k. k. Münzmuseum in Mailand verfaßt und herausgegeben hat, tritt Hr. Direktor Arneth im zweyten Theile seines Werkes auf, nämlich in der Synopsis numorum romanorum, qui in Museo Caesareo Vindobonensi adservantur.

Schon ein flüchtiger Blick in diesen, um 110 Druckseiten stärkeren, zweyten Theil, welchem überdieß zwey Tabellen im Betrage von XXI Seiten vorgebunden und zwey Indices angehängt sind, läßt erkennen, daß derselbe seiner ganzen Anlage nach von dem ersten verschieden ist, welche Abweichung um so weniger beanständigt werden dürfte, als dadurch die Brauchbarkeit des Buches ungemein erhöht wird.

Des Herrn Verfassers ursprüngliche Absicht war es, einen Detail-Katalog der römischen Münzen des k. k. Kabinetes in der Art zusammen zu stellen, wie er den Katalog der griechischen wirklich zu Ende geführt hat. Er war mit seiner Arbeit bereits bis über den Commodus hinaus fortgeschritten, als das steigende Bedürfniß nach einer allgemeinen, wenn gleich minder detaillirenden Uebersicht des kaiserlichen antiken Münzenschatzes ihn veranlaßte, die Vollendung des begonnenen Katalogs auf eine andere Zeit zu verschieben, und den Freunden der Numismatik einstweilen, statt des eigentlichen ihnen vermeinten Begleiters, einen Vorläufer zu geben, welcher immerhin geeignet wäre, ihnen über manches bisher Unbekannte oder minder deutlich Erörterte Aufschluß zu ertheilen.

Schon im J. 1815 hatte der unermüdliche T. E. Mionnet eine Generalbeschreibung der römischen Medaillen nach dem Eckhel'schen Systeme zu veröffentlichen beabsichtigt; dieselbe Absicht sprach er wiederholt in der Vorrede zur zweyten Auflage seines Werkes: De la rarité et du prix des Médailles Romaines (1827) aus; allein sein allzufrüher Tod (am 5. May 1842) hinderte die Ausführung dieses Planes. Was dieser thätige [...]hrte vergebens zu Stande zu bringen bemüht war, das hat [g]ewissermaßen Hr. Direkt. A. in seiner Synopsis numorum [roma]norum, auf Eckhel's Basis fortbauend, erweiternd und [...]igend, zu einem befriedigenden Resultate geführt.

gewurzelt war, daß er selbst über die gewöhnlichsten Behelfe des täglichen Handels und Wandels seinen unwiderstehlichen Zauber ausgoß.

Niemand wird daher läugnen, daß Sammlungen aus dem Gebiete der alten Numismatik höchst wichtig und vom größten Interesse für Wissenschaft und Kunst seyen. Eben die historische Bedeutung der antiken Münzen lenkte zuerst das Auge großer Denker auf Gegenstände, welchen man, mit wenigen Ausnahmen, fast bis zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts nur eine geringe Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Das war der Ursprung der Sammlungen im Münzfache, welche, anfänglich nur klein und beschränkt, bald aber zum Objekte fürstlichen Wetteifers, endlich zur Mode der reichen Welt geworden, hie und hie angelegt wurden, und die Fundgruben für eine Kenntniß bildeten, die, begründet und erweitert durch die Bestrebungen der gelehrtesten Männer, zuletzt zum Range einer systematischen Wissenschaft aufwuchs.

So wenig also die numismatische Wissenschaft sich hätte entwickeln können, ohne daß ihr Münzsammlungen vorausgingen, eben so wenig würde sie die nöthige Evidenz und Festigkeit zu behaupten im Stande seyn, wenn diese aufgelassen oder dem Forschungsgeiste der Fachgelehrten entzogen würden, und wem immer es um die Numismatik selbst Ernst ist, der muß auch, nothwendiger Weise, Interesse nehmen an Allem, was die Bereicherung, zweckmäßige Einrichtung und Benützbarkeit von Staats- und Privat-Münzsammlungen betrifft.

Daß Münzsammlungen von Privaten für die Wissenschaft wichtig seyn können, unterliegt keinem Zweifel. Warum sollte nicht irgend ein präzioses Stück, ein besonders wohl erhaltenes Exemplar, eine merkwürdige Varietät, wohl auch ein Unicum in einer Privatsammlung sich vorfinden können? — Freylich macht solch eine rare Schwalbe noch keinen numismatischen Sommer, — und gewiß würde sie, dem Chor ihrer Schwestern beygesellt, unendlich mehr Werth haben, als in dieser ihrer Vereinzelung. Allein welcher Münzenfreund glaubt nicht, daß ein solcher Solitär alles Uebrige verklärend überstrahle? — Nach der Ansicht des Ref. kann die Sammlung eines Privaten, unbeschadet der Wichtigkeit, welche sie für den Eigenthümer als Gegenstand einer ehrenwerthen Liebhaberey, als Behelf beym Studium oder als nicht unlöbliche Ostentation kunstsinniger Prachtliebe haben mag, für die Wissenschaft nur dann von wahrem Vortheile seyn, wenn sie, auf die, bey nicht ganz überschwänglichen Mitteln unerreichbare, Universalität völlig verzichtend, auf einzelne Partien sich beschränkt, und in diesen es

der Standpunkt entnehmen, auf welchen sich der Verfasser bey Beschreibung der römischen Medaillen gestellt hat; es ist — nicht wie bey den griechischen der geographische — sondern der chronologische, obwohl eben hier bey den Familienmünzen noch mit minderer Genauigkeit behauptbar, indem zu einer Zeit, wo man noch nicht die Köpfe Lebender auf Münzen zu setzen pflegte, das Vorkommen von Porträten einen höchst unsicheren Anhaltspunkt zur Bestimmung der Chronologie darbietet, weßhalb auch in dieser Periode zwischen den historischen Gränzpunkten nur die alphabetische Zusammenstellung auszuhelfen vermochte. Die Art und Weise der Beschreibung ist folgende. Die erste Kolumne gibt die Jahre vor Christo, so wie die zweyte jene nach der Erbauung der Stadt an; in der dritten folgt die Schilderung der Münzen selbst, kurz, aber bündig, zumeist an Eckhel's lateinischer Terminologie festhaltend, die Mitte wählend zwischen der Ausführlichkeit eines Catalogue raisonné und der Gedrängtheit einer einfachen Synopsis. Die Inskriptionen sind entweder vollständig oder wenigstens in so weit angegeben, als es hinreicht, um ähnliche Stücke darnach zu bestimmen. Münzen, bey denen nur Schrift und Typus einer Seite angegeben sind, stimmen im Uebrigen mit der zunächst vorausgegangenen, ausführlicher beschriebenen überein. Jeder einzelne Typus ist durch eine Nummer bezeichnet, so daß man genau weiß, wie viele Varietäten von jeder einzelnen Species vorhanden sind. Am Schlusse der Beschreibung wird bisweilen auf kleine Differenzen, welche zu erörtern außer der Aufgabe einer Synopsis läge, mit kurzen Worten aufmerksam gemacht, hin und wieder auch in einem Citat auf Eckhel's Hauptwerk oder in einer Note unter dem Texte auf irgend eine beachtenswerthe Bemerkung hingewiesen. Am Rande ist bey den Familienmünzen der Nennwerth, bey den Kaisermünzen das Modüle angesetzt. Die drey nächstfolgenden Kolumnen enthalten die Bezeichnungen der Metalle, und zwar in der sechsten (für Bronze) nach fünf Modülen, deren erstes ohne nähere Bezeichnung steht.

Mit besonderer Genauigkeit ist der chronologische Standpunkt in der zweyten Hauptabtheilung festgehalten, in welcher die »Numi stante imperio Romano signati« aufgezählt werden Sie umfaßt fünf Unterabtheilungen nebst zwey Anhängen. In der ersten erscheinen die »Numi stante imperio Romano occidentali ab Augustis, Augustabus et Caesaribus signati« von Julius Cäsar bis Eugenius, d. i. vom J. 48 vor Chr. bis 394 nach Ch. oder vom J. d. St. R. 706 — 1147; — in der zweyten die »Imperatores Occidentis« von Honorius

bis Romulus Augustulus, d. i. vom J. 395—476 n. Chr. (1148—1229 der St. R.); in der dritten die »Numi a principibus magnae Populorum migrationis signati,« nämlich die Münzen des Odoaker(?), der Gothenkönige in Italien, der Langobardenkönige, der Gothenkönige in Hispanien und der Vandalenkönige in Afrika, vom J. 476—769 nach Chr.; — in der vierten die »Numi stante imperio Romano orientali signati,« von Arkadius bis Konstantin XIV. Paläologus, d. i. vom J. 394—1453 nach Chr., und anhangweise die unbekannten, wahrscheinlich bulgarischen Münzen dieser Periode; — in der fünften die »Numi principum cruce signatorum,« vom J 1100—1287 nach Chr., und im Anhange die Numi incerti inferioris aevi et Imperatorum incognitorum, numi barbari, Spintriae et Tesserae, Tesserae plumbeae und numi contorniati. — Es ist somit in dieser Synopsis eine Uebersicht von beynahe zwey Jahrtausenden an die unbedenklichsten Reste einer Periode angeknüpft, welche das größte Reich der Welt entstehen und wachsen, und den stolzen Wipfel seiner schwindelnden Größe hoch zum Olymp erheben, und wieder allgemach abwelken, dorren und in Staub zerbröckeln sah, um neuen Völkern und Reichen zum Fruchtacker zu dienen. Gerade in der zweyten Hauptabtheilung, welche die Kaisermedaillen enthält, und in welcher die Angabe des Consulates, der Tribunitia Potestas, der Imperatorswürde, der verschiedenen, gewöhnlich fixen, durch die Reihenfolge der Ereignisse bedingten Cognomina der Kaiser der Chronologie, wenige Lücken ausgenommen, einen sicheren Haltpunkt gewährt, wird es, durch die zweckmäßige Einrichtung des vorliegenden Werkes, am ersichtlichsten, welche treue Begleiterin die Geschichte an der Numismatik hat, und von wie vielen Seiten sich die letztere noch erfassen ließe, um der Wissenschaft die reichste Ausbeute zu verschaffen. Hieher blicke derjenige, dessen historischer Glaube durch die absichtlichen oder zufälligen Mißgriffe zeitgenössischer Geschichtschreiber, für deren Berichte ihm noch Selbsterlebtes zur Kontrole dienen konnte, ins Wanken gerathen ist, und schöpfe sich wieder die Ueberzeugung, daß der Weltgeschichte noch sprechende Denkmäler genug bleiben, um die geschriebene Wahrheit zu bestätigen, geschriebene Lüge zu widerlegen. Er komme, blicke hieher und vergleiche die Seiten dieses Nomenclators solcher Denkmäler mit den Seiten der Historia Augusta, und der Eindruck, jeden Pulsschlag der Zeit, jede Zuckung des Jahrhunderts, jede Laune des Schicksals, wie sie bey den Geschichtschreibern hingeworfen erwähnt werden, auf diesen kleinen, im Vergleiche mit Pyramiden und

Mausoleen so unbedeutenden Monumenten gespiegelt zu sehen, wird gewiß ein wohlthätig erhebender, mächtig bestärkender, kräftig anregender seyn.

Auch in dieser zweyten Abtheilung hat Hr. Direktor Arneth von Eckhel's System abweichen zu müssen geglaubt, indem er nicht nur die griechischen und die in den Colonien geschlagenen Münzen in die erste Abtheilung versetzte, sondern auch die Numos restitutos, welchen Eckhel im T. V. D. N. V. (p. 97 — 100) einen eigenen abgesonderten Traktat gewidmet hat, am gehörigen Platze, d. i. bey jenen Kaisern einschob, welche die Restitution vorgenommen hatten, wodurch die chronologische Ordnung an Kohärenz nur gewinnen konnte, so wie denn dieselbe überall, wo es einer Nachhülfe bedurfte, mit möglichster Genauigkeit beobachtet erscheint. Wir finden somit bey jedem Kaiser, nach Angabe des Anfangsjahres seiner Regierung, oder auch ihrer Dauer, die bestimmbaren Münzen gruppenweise nach den Zeitabschnitten, welchen sie angehören, in den einzelnen Gruppen aber nach alphabetischer Ordnung an einander gereiht; hierauf folgen die Numi vagi, ebenfalls alphabetisch nach den Anfangsworten der Inskriptionen, sodann gleicherweise die Numi restituti und die Konsekrationsmünzen; die Münzen, welche den Angehörigen der Kaiser, ihren Gattinnen, Verwandten ꝛc. zustehen, machen den Beschluß. — Daß übrigens diese fast lückenlose Reihenfolge der Münzen, wie sie in der Synopsis erscheint, bey Unterbringung derselben in den Schränken des k. k. Kabinetes nicht streng beybehalten werden konnte, hängt von der räumlichen Beschaffenheit der Behältnisse und von Ungleichheit des Modüles der Münzen ab. Sämmtliche römische Münzen der kaiserlichen Sammlung sind in vier Kästen untergebracht; in den beyden ersten befinden sich, nebst den Gold- und Silbermünzen, zu welch letzteren der Verfasser (von Eckhel's Meinung — D. N. V. Vol. I. p. XXVII einigermaßen abweichend) von Gallienus an bis zu den Söhnen des großen Theodosius auch die Numos tinctos oder die, an Typus und Modüle ihnen ähnlichen ehernen zählt, sämmtliche Kupfermünzen des dritten, vierten und fünften Modüles; ferner die kleineren Numi inferioris aevi incerti, die Numi Imperatorum incognitorum, die Numi barbari, die Spintriae und Tesserae und die Tesserae plumbeae. — Der dritte Kasten enthält die Kaisermünzen des ersten und zweyten Modüles bis auf Elagabalus. — Im vierten Kasten folgt der Schluß der Kaisermünzen des ersten und zweyten Modüles in 73 Laden. — Hierauf folgen in eilf Laden die Medaillen, welche in der Synopsis mit m. m. oder M. M. (Majoris Moduli) bezeichnet sind; sodann in einer Lade die Numi Maximi Moduli

ordinem, quem in praesente opere secutus sum, quia, ut continuo dixeram, re secundis curis curatius discussa, praecipue in ea parte, quae chronologiam imperatorum continet, vitavi vitia, quae *illi catalogo* inhaerent.« — Die Disposition, welche der gegenwärtigen Synopsis zu entnehmen ist, und für ähnliche Sammlungen zum Muster dienen kann, ist folgende: Mit Europa's südwestlichster Spitze, nämlich mit Hispanien, wird begonnen, dann durch Gallien, Britannien und Germanien nach Ober-Italien vorgeschritten, und von der apenninischen Halbinsel auf Sicilien und die übrigen Inseln des Mittelmeeres übergegangen. Von hier an die Gränze Europa's gelangend, beginnt die Reihe bey dem taurischen Chersonnes von Neuem, und durchstreift das östliche Europa von Norden nach Süden herab, d. h. vom europäischen Sarmatien an, über Dacien, Pannonien, Mösien, Thrazien, Päonien, Macedonien, Thessalien, Dalmatien, Illyrikum, Epirus, Akarnanien, Aetolien, Lokris, Phocis, Böotien, Attika, Achaja, Elis, Messenien, Lakonien, Argolis, Arkadien bis zu den Eilanden des kretischen und ägäischen Meeres dergestalt, daß jeder Provinz die ihr zunächst liegenden Inseln angeschlossen werden. Auf gleiche Weise wird Asien am kimmerischen Bosporus betreten, und über Kolchis, Pontus, Paphlagonien, Bithynien, das ganze Kleinasien mit seinen Provinzen, Armenien, Syrien, Phönizien, Palästina, Arabien, Mesopotamien, Parthien, Persien, Baktriana und Characene durchpilgert. In Afrika fällt die geographische Ordnung mit Neumann's chronologischer, der äußeren Erscheinung nach, so ziemlich zusammen. Die Nachhuth dieses zahlreichen, aus allen Ländern der alten Welt konskribirten Münzenheeres bilden jene Münzen, welche, wegen schwankender, noch unentschiedener Bestimmung, oder wegen Unzulänglichkeit ihrer Merkmale, nicht zuverläßig rangirt werden können, nämlich die Münzen unbekannter Städte, Könige und Völker, unbekannter Kolonien, die barbarischen Münzen und Nachprägungen und die Münzen mit der Legende Ravis.

In jedem einzelnen Lande sind zuerst die allgemein, ohne nähere Bestimmung, ihm zuzusprechenden Münzen gelegt.— Hierauf folgen die autonomen Münzen der einzelnen Städte, dann die unter römischer Autorität in den Städten geprägten, oder die Münzen der einheimischen Könige. Bey der Rangirung der einzelnen Städte einer und derselben Provinz ist die alphabetische,

welche anderwärts zu den Seltenheiten gehören, hier, wo diese Imperatoren kampirten und kämpften, in größerer Anzahl vorkommend, den Charakter relativer Seltenheit verlieren. Fortwährend steigen aus dem Schooße der Erde solche Monumente empor, welche, mehr oder minder selten, dazu dienen, das Bild der Zeiten zu vervollständigen, denen sie angehören. So brachte das Jahr 1830 einen Fund von 2826 mitunter trefflich erhaltener Kaisermünzen von Bronze, welche zu Borgo im Trienterkreise Tyrols im Garten des Eustach de Bellat ausgegraben wurden. Im J. 1840 fand Andrea Portatadini zu Gallarate im Mailändischen 3456 römische Münzen aus der Periode von Gallienus bis Gal. Maximianus, darunter vier silberne, die übrigen von Bronze, und eben dort im J. 1842 Giov. Bossi 310 bronzene römische Münzen aus der nämlichen Zeit. Im J. 1841 fanden Gränzer aus Gollitz im wallachisch-Banater Gränzregimente auf einem Maisfelde 165 Stück herrlich konservirter Familienmünzen. Selten vergeht ein größerer Zeitraum, in welchem nicht ein oder das andere Monument dieser Art aus den Eingeweiden unseres Heimatlandes ans Tageslicht gefördert würde. Schon wegen dieser zufälligen Erwerbungen läßt sich das Horaz'sche: Crescit occulto velut arbor aevo, auch auf diese Partie des k. k. Kabinetes anwenden. Wenn man nebstdem noch in Erwägung zieht, daß durch die großen Ankäufe von 1819 — 1826 auch der römischen Sektion namhafte Bereicherungen zuflossen, ja daß von dem leicht entbehrlichen Ueberschwange derselben im J. 1839 eine Anzahl von 14,894 Doubletten zur Versteigerung bestimmt werden konnte; so unterliegt es keinem Zweifel, daß eine genauere Vergleichung unserer Synopsis numorum Romanorum mit Eckhel's Catalogus Musei Caesarei P. II die erfreuliche Ueberzeugung gewähren wird, wie viel seit dem Erscheinen des letzteren geschehen, um das Materiale für römische Numismatik zur möglichsten Vollständigkeit zu bringen; wobey jedoch in Bezug auf Medaillons noch Manches zu wünschen übrig bleibt.

Wenn wir uns durch das »Was,« d. i. durch die Masse der Typen, durch die Menge seltener Reversseiten, durch die Fülle der Varietäten u. s. w., in sofern sie uns durch diese Synopsis numorum Romanorum vorgeführt werden, überaus befriedigt fühlen, so verdient gewiß auch das »Wie,« d. i. die Art und Weise der Darstellung, unsere vollste Anerkennung. Schon früher wurde die lichtvolle chronologische Aneinanderreihung gerühmt, welche der Verfasser da, wo es nöthig war, von dem Systeme seines großen Vorgängers abweichend, mit aller möglichen Konsistenz durchführte. Ganz das Verdienst desselben ist aber die Feststellung einer bestimmten Nomenklatur für

Heraklea (in Lukanien); ferner die von Metapontum, von Terina, Panormus, Selinus, Syrakus, Chalcis (in Macedonien), Cyzikus, Tenedos, Cyrene, der Philistis, des Alexander, des Demetrius Poliorketos, des Prusias, die Philippiker, die Antiochener, die Ptolemäer, die Siklen u. v. a. auszeichnen, bieten jeder Art von wissenschaftlicher oder künstlerischer Thätigkeit, welche aus der Numismatik zu schöpfen angewiesen ist, eine Ausbeute und einen Genuß dar, wie beyde nicht leicht ein anderes Kabinet in der Welt zu gewähren vermag.

Was jene Gegenstände anbelangt, welche dem Charakter einer öffentlichen Sammlung einen gewissen Anstrich von heimatlicher Eigenthümlichkeit verleihen, so dürfte auch hierin dem k. k. Münzkabinete, so viel ein genauerer Blick in die Synopsis entnehmen läßt, ein großer Vorzug eingeräumt werden. Schon die Lage Oesterreichs an der Wasserscheide celtischer und griechischer Volkselemente spricht für die Bedeutenheit der Funde, welche sein Boden der Nachwelt vorbehalten hat. Was mußte derselbe aber erst zur Zeit der römischen Kolonisirung im Süden und Südosten, und insbesondere während des Sturmdranges der Völkerwanderung in sich aufgenommen haben, wo sich ein Konglomerat der verschiedensten Stämme, organisch gesondert und politisch wunderbar zusammengekittet, wie ein Herzwurm durch die Länder unserer Monarchie fortwälzte? Häufiger als anderswo blieben in unseren südöstlichen Provinzen die kostbaren Perlen zurück, welche der Wellenschlag griechischer Kultur bis an den Fuß der Berge des jetzigen Ungerns heraufgeschwemmt hatte. Dadurch erklären sich, außer jenem fast fabelhaft klingenden Funde von mehr als 40,000 goldenen Lysimachern in Siebenbürgen zur Zeit des Laz, die nicht unbedeutenden späteren, wie z. B. im J. 1835 zu Kis-Jenö, einer Herrschaft Sr. k. k. Hoheit des Erzherzogs Palatin, im Arader Komitat Ungerns, mit 263 Münzen, darunter viele griechische aus der Zeit Alexander's des Großen und der Könige Lysimachus und Seleucus ꝛc., von welchen das k. k. Kabinet 131 behielt; zu Felsö-Sebes in Siebenbürgen im J. 1835, mit Münzen von Dyrrhachium, wovon das Kabinet 58 aufnahm u. s. w.; so wie die namhaften Zuflüsse von barbarischen Münzen aus der Marmaroscher Gespannschaft (zu Junczad bey Szigeth), aus der inneren Szolnoker Gespannschaft (bey Luska), aus der Arader Gespannschaft (bey Kis-Jenö), aus dem Cillierkreise Steyermarks (zu Lemberg nächst Cilli) u. m. a, welche den Celtomanen und Slavisten reichlicheren Stoff, als vielleicht irgendwo, zu ihren

sind. Diesem folgt ein Index Inscriptionum, wie wir bisher in der That noch keinen besaßen. Obwohl, in Erwägung des dringenden Bedürfnisses nach einem solchen Behelfe, wahrscheinlich erst im Verlaufe der Hauptarbeit entstanden, leistet es auf 52 Druckseiten gewiß mehr, als man von dem Anhange einer Synopsis zu erwarten berechtigt wäre. Was Eckhel in dieser Beziehung im achten Bande seines Meisterwerkes (Doctr. Num. Vet.) S. 533 auf 24 Druckseiten gab, ist durch dieses weit reichere, ausführlichere, mit größter Buchstabentreue abgefaßte Inskriptionenverzeichniß um so entbehrlicher geworden, da es überhaupt für einen allgemeinern Zweck nicht berechnet seyn mochte. Daß im Index Inscriptionum mitunter eine abgebrochene Umschrift oder ein abgekürztes Zeichen ganz und vollständig angegeben erscheint, entschuldigt Hr. A. in der Schlußnote durch den gültigen Grund, daß er sowohl dieß, als manche andere kleine Digression sich bloß deßhalb erlauben zu müssen glaubte, weil der Inhalt dadurch an Brauchbarkeit zu gewinnen schien. Die Ordnung der Inskriptionen ist die streng alphabetische, genau nach der Reihenfolge der Buchstaben, nicht nach dem Schlagworte des Inhalts, da es sich hier um ein Wörter-, nicht um ein Sachenverzeichniß handelte.

Wenn wir nun zusammenfassen, was über die ganze Synopsis numorum antiquorum in wissenschaftlicher Beziehung gesagt wurde, so können wir nicht umhin, der Arbeit des Herrn Direktors Arneth eine recht große Brauchbarkeit zuzugestehen; indem er nicht nur der gelehrten Welt dadurch einen umfassenden Ueberblick einer der großartigsten Sammlungen der Welt verschafft, dem Numismatiker einen neuen Beleg für die Reichhaltigkeit seiner Fundgruben geliefert, dem Historiker ein Repertorium der sprechendsten Dokumente alter Zeit in die Hand gegeben, für Alterthumskunde und Kunstmythologie u. s. w. neue Wege geöffnet, sondern auch dem Laien ein lichtvolles Panoptikon eines bisher nur mangelhaft bekannten Mikrokosmus aufgestellt, dem Dilettanten einen belehrenden, die Autopsie möglichst ersetzenden Leitfaden übergeben, vor Allem aber dem eigentlichen Münzensammler eine klare und faßliche Anleitung ertheilt hat, wie man Sammlungen antiker Münzen ordnen und mit zweckmäßiger Konsequenz einrichten könne. Fügen wir noch hinzu, daß diese Synopsis seit Eckhel wieder die erste umfangreichere Schrift über alte Numismatik in Deutschland ist, und daß der Verfasser das Element, aus welchem er als Resultat dieses Werk zu gestalten beabsichtigte, erst durcharbeiten, sich adaptiren und unter einen, dem gegenwärtigen Stande der numismatischen Wissenschaft entsprechenden Gesichtspunkt bringen mußte,

Stätte versetzen mußte. Auf diese Weise wurden die Münzen von Cosae zu denen des Junius Brutus, die von Falisci nach Elis, die von Achaja zu den einzelnen Städten des achäischen Bundes, viele von Aegium nach Aegina gelegt, und ein ganzes Heer von bisher unbestimmten Münzen aus Hispania, Asia Minor etc. und anderen, erst in neuerer Zeit — darunter selbst vom Hrn. Verf. — eruirten Städte- und Königsnamen am gehörigen Orte aufgeführt.

Auffallend dürfte es vielleicht Manchem scheinen, warum man bey neuen Acquisitionen einzelne Serien so überschwänglich bedacht habe, wie dieß z. B. bey Lysimachus, Alexander u. A. der Fall ist. Was jedoch dem flüchtigen Beschauer nur luxurirende Pracht dünken könnte, wird dem genaueren Kenner die Ueberzeugung verschaffen, mit welcher Gewissenhaftigkeit selbst die kleinsten Differenzen und unscheinbarsten Merkmale, wie Monogramme, Beyzeichen im Felde ꝛc., berücksichtigt wurden, wenn sich daraus ein Gewinn für die Wissenschaft ziehen ließ; daß dieses aber möglich war und wirklich geschah, unterliegt keinem Zweifel, wenn man die Aufzählung der Alexander-Münzen bey Eckhel mit der in Arneth's Synopsis vergleicht. Während bey jenem kaum zehn Münzstätten vorkommen, in welchen Alexander der Große Münzen schlagen ließ, zählt letzterer bereits gegen funfzig auf, welche, nach Pellerin's Vorgange (Mel. I. p. 109), durch Berücksichtigung der oben bemerkten Varietäten, mit mehrerer oder minderer Bestimmtheit eruirt wurden.

Eine besonders interessante Bereicherung des k. k. Münzkabinetes seit Eckhel, gleichsam einen kostbaren Samen für eine bisher fast ungeahnte Ernte, weist die Synopsis in den baktrianischen Münzen des Agathokles, Eukratides II. und Heliokles aus, welchen schon seither (1837) wieder (namentlich aus den, durch die Municifenz Sr. Majestät von Herrn Baron v. Hügel mit den kaiserlichen Sammlungen vereinten Gegenständen) über neunzig der seltensten Stücke von den Königen des baktrianischen, des griechisch-indischen und des scythisch-indischen Reiches zugewachsen sind. Der Verfasser unserer Synopsis hat, wie im Allgemeinen über die Literatur der baktrianischen Münzen, als einer neuen, unerschöpflichen Quelle von Forschungen, auf deren Gebiete die geschriebene Geschichte uns verwaist und rathlos stehen läßt, — auch insbesondere über die Bactriana des k. k. Kabinets in diesen Jahrbüchern (Bd. LXXVII, LXXX und LXXXVIII) höchst gelehrte und belehrende Aufsätze veröffentlicht.

Ref. glaubt somit hinlänglich dargethan zu haben, zu welchen

fruchtbringenden Exkursen die Synopsis numorum graecorum Anlaß geben, und was man von dem ausführlichen Kataloge, dessen kompendiösen Auszug sie bildet, erwarten könne.

Eigenthümlicher und selbstständiger, als in dem ersten Theile seiner Synopsis, welcher, seiner Natur nach, nicht leicht etwas anderes werden konnte, als ein getreuer, das nöthigste wissenschaftliche Beywerk nur nebenher mit einbegreifender Index über die kaiserliche Sammlung in Wien, wie Kajet. Cattaneo im J. 1813 einen über das k. k. Münzmuseum in Mailand verfaßt und herausgegeben hat, tritt Hr. Direktor Arneth im zweyten Theile seines Werkes auf, nämlich in der Synopsis numorum romanorum, qui in Museo Caesareo Vindobonensi adservantur.

Schon ein flüchtiger Blick in diesen, um 110 Druckseiten stärkeren, zweyten Theil, welchem überdieß zwey Tabellen im Betrage von XXI Seiten vorgebunden und zwey Indices angehängt sind, läßt erkennen, daß derselbe seiner ganzen Anlage nach von dem ersten verschieden ist, welche Abweichung um so weniger beanständigt werden dürfte, als dadurch die Brauchbarkeit des Buches ungemein erhöht wird.

Des Herrn Verfassers ursprüngliche Absicht war es, einen Detail-Katalog der römischen Münzen des k. k. Kabinetes in der Art zusammen zu stellen, wie er den Katalog der griechischen wirklich zu Ende geführt hat. Er war mit seiner Arbeit bereits bis über den Commodus hinaus fortgeschritten, als das steigende Bedürfniß nach einer allgemeinen, wenn gleich minder detaillirenden Uebersicht des kaiserlichen antiken Münzenschatzes ihn veranlaßte, die Vollendung des begonnenen Katalogs auf eine andere Zeit zu verschieben, und den Freunden der Numismatik einstweilen, statt des eigentlichen ihnen vermeinten Begleiters, einen Vorläufer zu geben, welcher immerhin geeignet wäre, ihnen über manches bisher Unbekannte oder minder deutlich Erörterte Aufschluß zu ertheilen.

Schon im J. 1815 hatte der unermüdliche T. E. Mionnet eine Generalbeschreibung der römischen Medaillen nach dem Eckhel'schen Systeme zu veröffentlichen beabsichtigt; dieselbe Absicht sprach er wiederholt in der Vorrede zur zweyten Auflage seines Werkes: De la rarité et du prix des Médailles Romaines (1827) aus; allein sein allzufrüher Tod (am 5. May 1842) verhinderte die Ausführung dieses Planes. Was dieser thätige Gelehrte vergebens zu Stande zu bringen bemüht war, das hat nun gewissermaßen Hr. Direkt. A. in seiner Synopsis numorum Romanorum, auf Eckhel's Basis fortbauend, erweiternd und berichtigend, zu einem befriedigenden Resultate geführt.

Wir wollen, mit einstweiliger Uebergehung der vorausgeschickten Tabellen, welche wir, als ein Résumé des Ganzen, am Schlusse betrachten werden, die vorliegende Arbeit genauer prüfen.

Die ganze Synopsis numorum Romanorum zerfällt in zwey Hauptabtheilungen. In der ersteren sind die Numi Consulares et Familiarum, in der letzteren die Numi Imperatorum enthalten.

Die erste Hauptabtheilung umfaßt unter dem allgemeinen Titel: »Numi stante Republica Romana signati,« zuerst die Münzen ohne Namen der Münzmeister (IIIviri monetales), oder: numi Consulares, vom J. v. Chr. 456 — 289 (d. St. R. 218 — 465), d. i. das aes grave (1 Quadrussis, 96 Asses, 46 Semisses, 41 Trientes, 41 Quadrantes, 48 Sextantes, 20 Unciae und 23 unbezeichnete), und die Denare, Quinare, Sestertien rc. — Hierauf folgen die Münzen mit Namen der Münzmeister, oder: numi Familiarum, vom J. v. Chr. 289 — 47 (d. St. R. 465 — 707), von 174 römischen Familien, während der Eckhel'sche Katalog nur 161 auswies. — Den Beschluß machen die unbestimmten Familienmünzen und die von barbarischer Fabrik

Die Ordnung, welche der Verfasser in dieser ersten Abtheilung beobachten zu müssen glaubte, weicht merklich von der Eckhel'schen ab. Hr. Arneth, wo möglich das chronologische Prinzip im Auge behaltend, hat nämlich jene, mit den Namen der Münzmeister versehenen Familienmünzen, welche auf ihrer Vorderseite den Konsul, Diktator, Triumvir oder Imperator, unter welchem sie geschlagen wurden, deutlich benennen, in der Reihe der Familienmünzen nur durch eine Hinweisung angezeigt, genauer ausgeführt aber erst unter den benannten Staatsverwaltern, welchen sie, auch in chronologischer Beziehung, zugehören. So hat man die Münzen des Allienus, der gens Clovia, Hirtia, Munatia und Voconia unter J. Cäsar, der Minatia und Nasidia unter Pompejus, der Pedania und Sestia unter Brutus, der Cocceja, Sosia und Ventidia unter Antonius, der Apronia, Asinia, des Betelienus, der Caninia, Durmia, Gallia, Luria, Maecilia, Mescinia, Petronia, Rubellia, Salvia, Sanguinia, Statilia und Voconia unter Augustus, und ingleichen die der Canidia und Lollia bey den Orten, wo sie geschlagen wurden, nämlich bey Aegypten, diese bey Cyrenaica, unter den griechischen Münzen, zu suchen, wodurch Wiederholungen, wie sie bey Eckhel mehrfach vorkommen, erspart wurden.

Schon aus dem Ueberblicke dieser ersten Abtheilung läßt sich

der Standpunkt entnehmen, auf welchen sich der Verfasser bey Beschreibung der römischen Medaillen gestellt hat; es ist — nicht wie bey den griechischen der geographische — sondern der chronologische, obwohl eben hier bey den Familienmünzen noch mit minderer Genauigkeit behauptbar, indem zu einer Zeit, wo man noch nicht die Köpfe Lebender auf Münzen zu setzen pflegte, das Vorkommen von Porträten einen höchst unsicheren Anhaltspunkt zur Bestimmung der Chronologie darbietet, weßhalb auch in dieser Periode zwischen den historischen Gränzpunkten nur die alphabetische Zusammenstellung auszuhelfen vermochte. Die Art und Weise der Beschreibung ist folgende. Die erste Kolumne gibt die Jahre vor Christo, so wie die zweyte jene nach der Erbauung der Stadt an; in der dritten folgt die Schilderung der Münzen selbst, kurz, aber bündig, zumeist an Eckhel's lateinischer Terminologie festhaltend, die Mitte wählend zwischen der Ausführlichkeit eines Catalogue raisonné und der Gedrängtheit einer einfachen Synopsis. Die Inskriptionen sind entweder vollständig oder wenigstens in so weit angegeben, als es hinreicht, um ähnliche Stücke darnach zu bestimmen. Münzen, bey denen nur Schrift und Typus einer Seite angegeben sind, stimmen im Uebrigen mit der zunächst vorausgegangenen, ausführlicher beschriebenen überein. Jeder einzelne Typus ist durch eine Nummer bezeichnet, so daß man genau weiß, wie viele Varietäten von jeder einzelnen Species vorhanden sind. Am Schlusse der Beschreibung wird bisweilen auf kleine Differenzen, welche zu erörtern außer der Aufgabe einer Synopsis läge, mit kurzen Worten aufmerksam gemacht, hin und wieder auch in einem Citat auf Eckhel's Hauptwerk oder in einer Note unter dem Texte auf irgend eine beachtenswerthe Bemerkung hingewiesen. Am Rande ist bey den Familienmünzen der Nennwerth, bey den Kaisermünzen das Modüle angesetzt. Die drey nächstfolgenden Kolumnen enthalten die Bezeichnungen der Metalle, und zwar in der sechsten (für Bronze) nach fünf Modülen, deren erstes ohne nähere Bezeichnung steht.

Mit besonderer Genauigkeit ist der chronologische Standpunkt in der zweyten Hauptabtheilung festgehalten, in welcher die »Numi stante imperio Romano signati« aufgezählt werden. Sie umfaßt fünf Unterabtheilungen nebst zwey Anhängen. In der ersten erscheinen die »Numi stante imperio Romano occidentali ab Augustis, Augustabus et Caesaribus signati« von Julius Cäsar bis Eugenius, d. i. vom J. 48 vor Chr. bis 394 nach Ch. oder vom J. d. St. R. 706 — 1147; — in der zweyten die »Imperatores Occidentis« von Honorius

bis Romulus Augustulus, d. i. vom J. 395 — 476 n. Chr. (1148 — 1229 der St. R.); in der dritten die »Numi a principibus magnae Populorum migrationis signati,« nämlich die Münzen des Odoaker(?), der Gothenkönige in Italien, der Langobardenkönige, der Gothenkönige in Hispanien und der Vandalenkönige in Afrika, vom J. 476 — 769 nach Chr.; — in der vierten die »Numi stante imperio Romano orientali signati,« von Arkadius bis Konstantin XIV. Paläologus, d. i. vom J. 394 — 1453 nach Chr., und anhangweise die unbekannten, wahrscheinlich bulgarischen Münzen dieser Periode; — in der fünften die »Numi principum cruce signatorum,« vom J 1100 — 1287 nach Chr., und im Anhange die Numi incerti inferioris aevi et Imperatorum incognitorum, numi barbari, Spintriae et Tesserae, Tesserae plumbeae und numi contorniati. — Es ist somit in dieser Synopsis eine Uebersicht von beynahe zwey Jahrtausenden an die unbedenklichsten Reste einer Periode angeknüpft, welche das größte Reich der Welt entstehen und wachsen, und den stolzen Wipfel seiner schwindelnden Größe hoch zum Olymp erheben, und wieder allgemach abwelken, dorren und in Staub zerbröckeln sah, um neuen Völkern und Reichen zum Fruchtacker zu dienen. Gerade in der zweyten Hauptabtheilung, welche die Kaisermedaillen enthält, und in welcher die Angabe des Consulates, der Tribunitia Potestas, der Imperatorswürde, der verschiedenen, gewöhnlich fixen, durch die Reihenfolge der Ereignisse bedingten Cognomina der Kaiser der Chronologie, wenige Lücken ausgenommen, einen sicheren Haltpunkt gewährt, wird es, durch die zweckmäßige Einrichtung des vorliegenden Werkes, am ersichtlichsten, welche treue Begleiterin die Geschichte an der Numismatik hat, und von wie vielen Seiten sich die letztere noch erfassen ließe, um der Wissenschaft die reichste Ausbeute zu verschaffen. Hieher blicke derjenige, dessen historischer Glaube durch die absichtlichen oder zufälligen Mißgriffe zeitgenössischer Geschichtschreiber, für deren Berichte ihm noch Selbsterlebtes zur Kontrole dienen konnte, ins Wanken gerathen ist, und schöpfe sich wieder die Ueberzeugung, daß der Weltgeschichte noch sprechende Denkmäler genug bleiben, um die geschriebene Wahrheit zu bestätigen, geschriebene Lüge zu widerlegen. Er komme, blicke hieher und vergleiche die Seiten dieses Nomenclators solcher Denkmäler mit den Seiten der Historia Augusta, und der Eindruck, jeden Pulsschlag der Zeit, jede Zuckung des Jahrhunderts, jede Laune des Schicksals, wie sie bey den Geschichtschreibern hingeworfen erwähnt werden, auf diesen kleinen, im Vergleiche mit Pyramiden und

Mausoleen so unbedeutenden Monumenten gespiegelt zu sehen, wird gewiß ein wohlthätig erhebender, mächtig bestärkender, kräftig anregender seyn.

Auch in dieser zweyten Abtheilung hat Hr. Direktor Arneth von Eckhel's System abweichen zu müssen geglaubt, indem er nicht nur die griechischen und die in den Colonien geschlagenen Münzen in die erste Abtheilung versetzte, sondern auch die Numos restitutos, welchen Eckhel im T. V. D. N. V. (p. 97 — 100) einen eigenen abgesonderten Traktat gewidmet hat, am gehörigen Platze, d. i. bey jenen Kaisern einschob, welche die Restitution vorgenommen hatten, wodurch die chronologische Ordnung an Kohärenz nur gewinnen konnte, so wie denn dieselbe überall, wo es einer Nachhülfe bedurfte, mit möglichster Genauigkeit beobachtet erscheint. Wir finden somit bey jedem Kaiser, nach Angabe des Anfangsjahres seiner Regierung, oder auch ihrer Dauer, die bestimmbaren Münzen gruppenweise nach den Zeitabschnitten, welchen sie angehören, in den einzelnen Gruppen aber nach alphabetischer Ordnung an einander gereiht; hierauf folgen die Numi vagi, ebenfalls alphabetisch nach den Anfangsworten der Inskriptionen, sodann gleicherweise die Numi restituti und die Konsekrationsmünzen; die Münzen, welche den Angehörigen der Kaiser, ihren Gattinnen, Verwandten 2c. zustehen, machen den Beschluß. — Daß übrigens diese fast lückenlose Reihenfolge der Münzen, wie sie in der Synopsis erscheint, bey Unterbringung derselben in den Schränken des k. k. Kabinetes nicht streng beybehalten werden konnte, hängt von der räumlichen Beschaffenheit der Behältnisse und von Ungleichheit des Modüles der Münzen ab. Sämmtliche römische Münzen der kaiserlichen Sammlung sind in vier Kästen untergebracht; in den beyden ersten befinden sich, nebst den Gold- und Silbermünzen, zu welch letzteren der Verfasser (von Eckhel's Meinung — D. N. V. Vol. I. p. XXVII einigermaßen abweichend) von Gallienus an bis zu den Söhnen des großen Theodosius auch die Numos tinctos oder die, an Typus und Modüle ihnen ähnlichen ehernen zählt, sämmtliche Kupfermünzen des dritten, vierten und fünften Modüles; ferner die kleineren Numi inferioris aevi incerti, die Numi Imperatorum incognitorum, die Numi barbari, die Spintriae und Tesserae und die Tesserae plumbeae. — Der dritte Kasten enthält die Kaisermünzen des ersten und zweyten Modüles bis auf Elagabalus. — Im vierten Kasten folgt der Schluß der Kaisermünzen des ersten und zweyten Modüles in 73 Laden. — Hierauf folgen in eilf Laden die Medaillen, welche in der Synopsis mit m. m. oder M. M. (Majoris Moduli) bezeichnet sind; sodann in einer Lade die Numi Maximi Moduli

(M. M. M.); demnächst in vier Doppelladen das Aes grave Romanum (welches in der Synopsis den Reigen eröffnet), und nach diesen in einer Lade die großen, seltenen Goldmedaillons. Den Beschluß machen in fünf Laden die Numi contorniati.

Das k. k. Kabinet zählte bey Abschluß dieser Synopsis numorum Romanorum 2582 goldene, 14,914 silberne und 16,532 bronzene, zusammen also 34,028 römische Münzen, darunter ex aere gravi 77, majoris et maximi moduli in Gold 89, in Silber 138 und in Bronze 234. In noch höherem Grade, als von der griechischen Partie, gilt von der römischen die Behauptung, daß sie nicht nur nichts vermisse, was die Zierde eines Kabinetes in dieser Hinsicht ausmacht, sondern daß besondere Verhältnisse dazu beytragen, ihr ein Uebergewicht über die ähnlichen Schätze anderer Sammlungen zu sichern. Wahre Unica sind die großen Goldmedaillons aus den köstlichen, am 3. August 1797 von den wallachischen Ziegenhirten Simon Bokor und Peter Botzko bey Szilágy Somlyo in Siebenbürgen am Abhange des Maguragebirges gemachten Funde, über welchen schon Eckhel Einiges skizzirt hatte, was A. von Steinbüchel in seiner Monographie: Notice sur les Médaillons Romains en or du Musée Impérial et Royal de Vienne etc. (Vienne 1826, p. 9—15) mittheilte. Fast nicht minder merkwürdig sind die acht, mit einer großen Anzahl seltener Münzen und Schmuckgegenstände zu Petriany im Warasdiner Komitate im J. 1805 gefundenen Goldmedaillons von den Kaisern Hadrian, Antoninus Pius, M. Aurelius, Caracalla, insbesondere aber von Carus und Carinus, welche Steinbüchel in dem genannten Werke ebenfalls beschrieben hat. Bedeutend ist außerdem die Anzahl unedirter Münzen, mit deren genauer Abbildung ununterbrochen fortgefahren wird. Was dem hiesigen Kabinete in Bezug auf die römische Partie fast noch besser zu Statten kömmt, als für die griechische, ist der Umstand, daß Oesterreich gerade die wichtige Strecke des ganzen römischen Donau-Limes, die Alpenländer, um welche so viel Römerblut floß, ehe die immanes Rhaeti und die devota morti pectora liberae der Noriker des Fremdlingsjoches gewöhnt wurden, das kriegerische Dacien, mit einem Worte den ganzen Schauplatz umfaßte, auf welchem die merkwürdige Tragödie wechselnder Kaiserkrönungen und Kaisermorde, für die Numismatik eine höchst wichtige, aber auch höchst unfördersame Periode, Jahrhunderte hindurch abgespielt wurde, weßhalb auch manche Imperatorenmünzen, wie z. B. von Septimius Severus, Pacatianus, Sponsianus, Gallienus, Marius, Probus, Vetranio u. m. a.,

welche anderwärts zu den Seltenheiten gehören, hier, wo diese Imperatoren kampirten und kämpften, in größerer Anzahl vorkommend, den Charakter relativer Seltenheit verlieren. Fortwährend steigen aus dem Schooße der Erde solche Monumente empor, welche, mehr oder minder selten, dazu dienen, das Bild der Zeiten zu vervollständigen, denen sie angehören. So brachte das Jahr 1830 einen Fund von 2826 mitunter trefflich erhaltener Kaisermünzen von Bronze, welche zu Borgo im Trienterkreise Tyrols im Garten des Eustach de Bellat ausgegraben wurden. Im J. 1840 fand Andrea Portatadini zu Gallarate im Mailändischen 3456 römische Münzen aus der Periode von Gallienus bis Gal. Maximianus, darunter vier silberne, die übrigen von Bronze, und eben dort im J. 1842 Giov. Bossi 310 bronzene römische Münzen aus der nämlichen Zeit. Im J. 1841 fanden Gränzer aus Gollitz im wallachisch-Banater Gränzregimente auf einem Maisfelde 165 Stück herrlich konservirter Familienmünzen. Selten vergeht ein größerer Zeitraum, in welchem nicht ein oder das andere Monument dieser Art aus den Eingeweiden unseres Heimatlandes ans Tageslicht gefördert würde. Schon wegen dieser zufälligen Erwerbungen läßt sich das Horaz'sche: Crescit occulto velut arbor aevo, auch auf diese Partie des k. k. Kabinetes anwenden. Wenn man nebstdem noch in Erwägung zieht, daß durch die großen Ankäufe von 1819 — 1826 auch der römischen Sektion namhafte Bereicherungen zuflossen, ja daß von dem leicht entbehrlichen Ueberschwange derselben im J. 1839 eine Anzahl von 14,894 Doubletten zur Versteigerung bestimmt werden konnte; so unterliegt es keinem Zweifel, daß eine genauere Vergleichung unserer Synopsis numorum Romanorum mit Eckhel's Catalogus Musei Caesarei P. II die erfreuliche Ueberzeugung gewähren wird, wie viel seit dem Erscheinen des letzteren geschehen, um das Materiale für römische Numismatik zur möglichsten Vollständigkeit zu bringen; wobey jedoch in Bezug auf Medaillons noch Manches zu wünschen übrig bleibt.

Wenn wir uns durch das »Was,« d. i. durch die Masse der Typen, durch die Menge seltener Reversseiten, durch die Fülle der Varietäten u. s. w., in sofern sie uns durch diese Synopsis numorum Romanorum vorgeführt werden, überaus befriedigt fühlen, so verdient gewiß auch das »Wie,« d. i. die Art und Weise der Darstellung, unsere vollste Anerkennung. Schon früher wurde die lichtvolle chronologische Aneinanderreihung gerühmt, welche der Verfasser da, wo es nöthig war, von dem Systeme seines großen Vorgängers abweichend, mit aller möglichen Konsistenz durchführte. Ganz das Verdienst desselben ist aber die Feststellung einer bestimmten Nomenklatur für

allegorische und ähnliche Typen, welche bisher nur vag nach ihren augenfälligen Merkmalen bezeichnet zu werden pflegten. Theils die Attribute stereotyp wiederkehrender Figuren mit den stätigen Inschriften, von welchen sie begleitet sind, in Beziehung bringend, theils die natürliche Deutung sprechender Symbole aufgreifend, theils ähnliche Darstellungen in Bronze, Marmor, auf geschnittenen Steinen und anderen Antikaglien zur Erklärung benützend, hat der Verfasser viele interessante weibliche und männliche Gestalten, welche sonst schlechthin mulier oder vir stans, sedens, gradiens etc. genannt wurden, der Mythologie oder Allegorie vindizirt, und sie uns, als Mars, Sol oriens, Genius, Bonus Eventus, Aequitas, Aeternitas, Annona, Clementia, Concordia, Felicitas, Fortuna, Fides, Honor, Indulgentia, Justitia, Laetitia, Liberalitas, Libertas, Moneta, Munificentia, Pietas, Providentia, Pudicitia, Salus, Securitas, Spes, Ubertas, Venus in den mannigfaltigsten Nüancen, Virtus, Utilitas, die Personifikationen von Rom und Konstantinopel rc. rc. in ausgeprägterer Charakteristik und daher auch ansprechender und nutzbringender vor Augen gebracht. Man kann diese Kombination eine höchst glückliche nennen; sie ist mit vieler Genauigkeit und Schärfe unternommen und mit großem Fleiße und richtiger Konsequenz durchgeführt; zugleich eröffnet sie dem Künstler vom Fache eine neue Quelle der Kunstmythologie, welche um so reichere Ausbeute verspricht, da die römische Darstellungsart unserer Zeit doch näher liegt als die griechische, weßhalb sie auch vorzugsweise noch immer in Anspruch genommen wird.

Besonders verdienstlich sind, außer der oben gerühmten Nomenklatur, auch die Tabellen und Indices, womit die Synopsis numorum Romanorum ausgestattet ist, und deren schon früher beyläufig erwähnt wurde. Sie erhöhen die Brauchbarkeit des Werkes in jeder Beziehung. — Dem Buche vorausgeschickt sind zwey tabellarische Elenchi. Der eine gibt die chronologische Uebersicht der römischen Numismatik zur Zeit der Republik, der zweyte die der Kaisermünzen, mit vorangesetzten Jahreszahlen und beygefügter numerischer Angabe der im k. k. Kabinete enthaltenen, in gedrängter Kürze. Sie bilden gewissermaßen das Gerippe einer numismatischen Geschichte des römischen Staates von seinem Entstehen bis zu seinem Untergange in dem Sinne, wie ich eine solche Durchführung der alten Geschichte überhaupt bereits im Eingange meines Aufsatzes als wünschenswerth bezeichnet habe. — Dem Werke angehängt finden wir vorerst einen alphabetischen Inhalt sämmtlicher Personen, von welchen Münzen in der Synopsis namhaft gemacht

sind. Diesem folgt ein Index Inscriptionum, wie wir bisher in der That noch keinen besaßen. Obwohl, in Erwägung des dringenden Bedürfnisses nach einem solchen Behelfe, wahrscheinlich erst im Verlaufe der Hauptarbeit entstanden, leistet es auf 52 Druckseiten gewiß mehr, als man von dem Anhange einer Synopsis zu erwarten berechtigt wäre. Was Eckhel in dieser Beziehung im achten Bande seines Meisterwerkes (Doctr. Num. Vet.) S. 533 auf 24 Druckseiten gab, ist durch dieses weit reichere, ausführlichere, mit größter Buchstabentreue abgefaßte Inskriptionenverzeichniß um so entbehrlicher geworden, da es überhaupt für einen allgemeinern Zweck nicht berechnet seyn mochte. Daß im Index Inscriptionum mitunter eine abgebrochene Umschrift oder ein abgekürztes Zeichen ganz und vollständig angegeben erscheint, entschuldigt Hr. A. in der Schlußnote durch den gültigen Grund, daß er sowohl dieß, als manche andere kleine Digression sich bloß deßhalb erlauben zu müssen glaubte, weil der Inhalt dadurch an Brauchbarkeit zu gewinnen schien. Die Ordnung der Inskriptionen ist die streng alphabetische, genau nach der Reihenfolge der Buchstaben, nicht nach dem Schlagworte des Inhalts, da es sich hier um ein Wörter-, nicht um ein Sachenverzeichniß handelte.

Wenn wir nun zusammenfassen, was über die ganze Synopsis numorum antiquorum in wissenschaftlicher Beziehung gesagt wurde, so können wir nicht umhin, der Arbeit des Herrn Direktors Arneth eine recht große Brauchbarkeit zuzugestehen; indem er nicht nur der gelehrten Welt dadurch einen umfassenden Ueberblick einer der großartigsten Sammlungen der Welt verschafft, dem Numismatiker einen neuen Beleg für die Reichhaltigkeit seiner Fundgruben geliefert, dem Historiker ein Repertorium der sprechendsten Dokumente alter Zeit in die Hand gegeben, für Alterthumskunde und Kunstmythologie u. s. w. neue Wege geöffnet, sondern auch dem Laien ein lichtvolles Panoptikon eines bisher nur mangelhaft bekannten Mikrokosmus aufgestellt, dem Dilettanten einen belehrenden, die Autopsie möglichst ersetzenden Leitfaden übergeben, vor Allem aber dem eigentlichen Münzensammler eine klare und faßliche Anleitung ertheilt hat, wie man Sammlungen antiker Münzen ordnen und mit zweckmäßiger Konsequenz einrichten könne. Fügen wir noch hinzu, daß diese Synopsis seit Eckhel wieder die erste umfangreichere Schrift über alte Numismatik in Deutschland ist, und daß der Verfasser das Element, aus welchem er als Resultat dieses Werk zu gestalten beabsichtigte, erst durcharbeiten, sich adaptiren und unter einen, dem gegenwärtigen Stande der numismatischen Wissenschaft entsprechenden Gesichtspunkt bringen mußte,

so müssen wir gestehen, daß eine dankbare Anerkennung seiner Leistung nicht minder gerecht sey, als wir aus inniger Ueberzeugung dem von Akerman in dessen »Numismatic Chronicle and Journal of the numismatic society« (Oct. 1842. Nr. 18) niedergelegten Urtheile beypflichten, wenn er p. 156 sagt: »In arrangement it (the synopsis) is admirable.« Es gehört allerdings eine nicht geringe geistige Beharrlichkeit dazu, ein Konglomerat von so unzähligen Kleinigkeiten, wie eine solche Sammlung sie enthält, einer leitenden Idee zu subordiniren, und, dieser konsequent, zu bewältigen.

Aber auch in der administrativen Beziehung, welche das literarische Publikum, als eine ihm ferner liegende, minder berücksichtigen dürfte, hat diese Synopsis ihr unbestreitbares Verdienst. Sie gewährt über den Status des k. k. Kabinetes die klarste Evidenz, und bietet, da die Summen mit einem gewissen Zeitpunkte abgeschlossen erscheinen, für alle künftigen Acquisitionen eine feste Basis dar, so daß man von Jahr zu Jahr den Zuwachs ziffergetreu bestimmen kann. Eben so interessant und beruhigend für die Verwaltung ist es aber auch, wenn man das jetzige Inventar (so möchte ich die Synopsis in dieser Beziehung nennen) mit dem Eckhel'schen vergleicht, und nichts dort Verzeichnetes vermißt, sondern höchstens ein oder das andere Stück an eine passendere Stelle verlegt, im Durchschnitt aber alle Rubriken um eine bedeutende Anzahl vermehrt findet. Solch ein Anhaltspunkt ist für die mit der Beaufsichtung einer so reichen, höchst kostbare und mitunter doch so minutiöse Gegenstände umfassenden Anstalt beauftragten Individuen ein wahres Bedürfniß, und es dürfte als sprechendster Beweis für die Umsicht, Accuratesse und Zweckmäßigkeit der neuen, seit dem J. 1833 in Wirksamkeit getretenen Administration durch Se. Excellenz, Hrn. Moriz Grafen von Dietrichstein, diesen Kenner und Gönner der Künste und Wissenschaften, gelten, daß sie in so kurzer Zeit bereits eine so reiche Frucht ihres organischen Lebens getragen hat. Es steht mit Grund zu erwarten, daß unter den Auspizien dieses kunstsinnigen Chefs, seit dessen Leitung schon wieder das numismatische Kabinet im Ganzen einen Zuwachs von 15,000 Stücken erhalten hat, eine förmliche, ausführliche Illustration sämmtlicher Schätze der k. k. Münzsammlung zu Stande kommen werde, wozu bereits seit Jahren die eifrigsten Vorkehrungen getroffen wurden. Getreue, mit wahrhaft künstlerischer Diskretion und tiefem Eindringen in den Geist der Antike gearbeitete Kopien der vorzüglichsten, durch Schönheit, Seltenheit oder Varietät der Typen ausgezeichneten Münzen, so wie auch der merkwürdigeren Kameen, Bronzen,

Gold- und Silbergefäße ꝛc. ꝛc. von der Meisterhand des, leider! zu früh der Welt entrissenen Peter Fendi und seines wackeren Schülers und Nachfolgers Albert Schindler, liegen, theils schon in Kupfer gestochen, theils noch in Handzeichnungen, vor, um dem ausführlichen, vom Herrn Direktor Arneth in der griechischen Partie vollendeten, in der römischen bereits bis über Commodus hinausgeführten Kataloge zum erläuternden Schmucke zu dienen. Möge es durch Allerhöchste Unterstützung, durch welche allein solch ein umfangreiches, kostspieliges Werk auf würdige Weise ans Tageslicht gefördert werden kann, recht bald möglich werden, der Welt zu zeigen, was Oesterreich, das bescheidene, nie ruhmredige und doch so reelle, auch in diesem Fache des Interessanten, Schönen, Seltenen und mitunter auch Einzigen besitze. Gewiß ist für diesen Fall die Synopsis eine trefflich geeignete Vorläuferin, indem wohl Niemand, welcher die Mittel hat, sich eine umständliche und autoptische Belehrung über dasjenige zu verschaffen, worauf er durch die übersichtliche Darstellung aufmerksam gemacht worden ist, namentlich aber keine größere Bibliothek oder ähnliche Anstalt, seiner Zeit den großen Katalog sich anzuschaffen verabsäumen wird, und wir müssen daher Arneth's einstweilige Mittheilung schließlich auch deßwegen dankbar willkommen nennen, weil sie einen bisher fast todten Schatz zu einem Gemeingute der gelehrten Welt machte. In letzterer Hinsicht ist es auch ein recht löblicher Gedanke, daß man bey dem jüngst getroffenen Arrangement derjenigen Gegenstände, welche nunmehr an den öffentlichen Einlaßtagen dem Publikum zur Besichtigung vorliegen, eine Serie antiker Münzen mit aufgenommen hat, welche, in vier Glaskassetten, eine wahre numismatische Augenweide gewähren. Kömmt nun noch der erklärende Wegweiser durch die fünf Säle des k. k. Münz- und Antikenkabinetes zur Oeffentlichkeit, welcher ebenfalls von dem überaus thätigen Herrn Direktor Arneth abgefaßt und zum Drucke vorbereitet ist (und welcher — im Vorbeygehen gesagt — der zweckmäßigste Leitfaden für des Verfassers numismatische Vorlesungen wäre), so dürfte es nicht bald eine ähnliche Anstalt geben, wo für die möglichst fruchtbringende Bekanntmachung antiker Denkmäler und Kunstschätze auf so humane und zweckmäßige Weise gesorgt wird.

Es erübrigt uns nur noch Einiges über die Ausstattung und Form der Synopsis zu sagen, welche uns zu den voranstehenden Erörterungen Anlaß gegeben hat. Der Hofbuchhändler Peter Rohrmann verdient alles Lob für seine Bereitwilligkeit, ein Werk zu verlegen, bey welchem er, dessen Inhalte nach, selbst unter dem gebildeten Publikum nur auf einen kleineren Lesekreis

rechnen konnte, welcher jedoch, wegen der zweckmäßigen, fast populären Einrichtung des Buches, bey allgemeinerem Bekanntwerden desselben, sich über Erwartung erweitern dürfte. Der Druck aus J. P. Sollinger's anerkannter Officin ist rein und elegant; die Korrektur so genau, als es einem Buche dieser Art nothwendig ist. Die auf den römischen Familien häufig angewendeten Buchstabenverbindungen (Compendia), so wie die Monogramme auf den christlichen und byzantinischen Münzen, und die auf den letzteren vorkommenden griechischen Majuskeln mußten eigens zu diesem Zwecke getreu geschnitten werden, wodurch auch der höher gestellte Preis des Werkes gerechtfertigt erscheint.

Dem zweyten Titel des ersten Theils (Synopsis numorum Graecorum) dient eine recht artige, von A. Schindler gestochene Vignette zur Zierde, nämlich die getreue Kopie einer herrlichen Goldmünze von Tarent (Eckhel, Numi Veteres Anecdoti. Viennae 1775, p. 30. — Mionnet, Suppl. p. 275, num. 526).

ΤΑΡΑ. Caput muliebre (Cereris?) eleganter ornatum, culmo aristae, ut videtur, occiput pervadente. In area pisciculus.

)(*ΑΠΟΛ.* Vir nudus in equo, sinistra clypeum et duas hastas, d. hastam intorquet. In area fulmen.

Größe $4^1/_2$. — Gewicht $2^7/_{16}$ #.

Gewidmet ist der erste Theil Sr. Excellenz dem wirklichen k. k. geheimen Rathe und Oberstkämmerer Rudolph Grafen von Czernin, obersten Chef des k. k. Münz- und Antikenkabinetes, auf dessen Befehl in demselben das Eckhel'sche System wieder hergestellt, und unter dessen mächtigem Schutze, durch den energischen Eifer Sr. Excellenz des Herrn Moriz Grafen von Dietrichstein, bereits so viele Anordnungen und Veränderungen zu Gunsten des Kabinetes und zum Frommen der gelehrten Welt getroffen worden sind. Unter solchem Vorgange läßt sich für das Gedeihen einer so reichen, unmittelbar unter kaiserlichem Einflusse stehenden Anstalt nur das Beste erwarten.

Den zweyten Titel des zweyten Theiles (Synopsis numorum Romanorum) schmückt ebenfalls eine schöne, von A. Schindler gestochene Kopie eines aus der Cousinery'schen Sammlung zugewachsenen römischen Anecdotons als Vignette. Sie stellt eine höchst merkwürdige Silbermedaille (AR. m. m.) von Constantin dem Großen vor.

IMP. CON...NTINVS. P. F. AVG. Protome Imperatoris adversa, cum galea et thorace, dextra equum (justo

minorem, cujus caput tantum prominet) freno ducens, s. clypeum et sceptrum.

)(SALVS. REIPVBLICAE. Imperator in suggestu stans a Victoria coronatur, circumstantibus novem militibus, qui equos tenent.

Größe 6. — Gewicht $^{5}/_{16}$ Loth.

Gewidmet ist dieser zweyte Theil der numismatischen Gesellschaft zu London, eine Huldigung, welche um so gerechter ist, als dieses Institut weithin ausgreifende Verbindungen hat, und durch die Herausgabe seines »Numismatic chronicle« und seiner »Proceedings« (in welchen letzteren 1837 — 38 p. 243 *) auf den wissenschaftlichen Nutzen und vortheilhaften Einfluß sowohl auf die schönen Künste, als auf die Philologie, Geschichte und Chronologie, den ein nach Eckhel's System in geographischer Ordnung abgefaßter und mit geographischen und chronologischen Inhaltsverzeichnissen versehener Katalog haben würde, mit klaren Worten aufmunternd hingewiesen ist) nicht unwichtige Resultate zu Tage fördert. Auch ist überhaupt für die Wissenschaft nichts förderſamer, als wenn Personen und Anstalten, welche gleiche Zwecke haben, durch freundschaftlichen Austausch ihrer Entdeckungen und Erfahrungen in ihren Arbeiten sich wechselseitig unterstützen, wozu solche kleine Aufmerksamkeiten ohne Zweifel wesentlich beytragen.

Wir nennen daher die Arbeit des Herrn Direktors Arneth, als eine seiner Stellung ganz entsprechende, nochmals herzlich willkommen, und wünschen nur, daß sie in jeder Beziehung jene Würdigung und Anerkennung finden möge, die einem Werke gebühren, welches, so einfach es dem Laien scheinen mag, doch eine Masse von Vorarbeiten, eine Bewältigung zahlloser Kleinlichkeiten, eine fast mikrologische Genauigkeit und einen eisernen Fleiß voraussetzt; Dinge, die nur jener übersieht, der, aller Gelehrsamkeit gram, und, wenn auch nicht unempfänglich für das Metall, doch undankbar gegen denjenigen, der es unverdrossen zu Tage fördert, mißversteht, was der Dichter sagt:

Nur der Geschmack genießt, was die Gelehrsamkeit pflanzt.

C. S.

---

*) »If such a catalogue were composed according o the system of Eckhel, in geographical order, and accompanied by geographical and chronological indices, the directors would confer a favour on numismatic science, and the fine arts, as well as philology, history, and chronology, would be benefited by such a proceeding.« Vgl. p. 130 — 147.

Art. V. Gedichte von Ferdinand Freiligrath. Vierte, vermehrte Auflage. Mit dem Bildnisse des Verfassers in Stahlstich. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1842. 512 S. 8.

Wenn man bedeutenden Dichtern Beynamen geben würde, wie man bedeutenden Regenten sie gibt, so müßte Freiligrath den des prächtigen bekommen. Der Charakter seiner Poesien ist der des Sieges der Pracht; alles an ihnen ist glänzend, reich und herrlich. Wir wollen damit nicht gesagt haben, daß das Glänzende der Außenseite seiner Gedichte die Bedeutenheit ihrer inneren Beschaffenheit übertrifft, obgleich nicht in Abrede gestellt werden kann, daß der Dichter in einigen Fällen dieses Aeußere zu sehr ins Auge nimmt. Inhalt und Form sind bey ihm im vollkommenen Einklange, und durch das Ungewöhnliche des ersteren wird die Beschaffenheit der letzteren bedingt.

Freiligrath ist einer der wenigen Dichter der sogenannten neuen Schule, welche sich nicht in der Opposition gegen das gesetzlich Bestehende gefallen, worin sonst die meisten auf's Haar sich gleichen. Wenn er sich opponirt, so ist es nur gegen das Widerstreben der Sprache, die er am liebsten dort zu zügeln und dienstbar zu machen versteht, wo sie sich ihm am unbändigsten entgegenstellt. Das ungefügige, oft rauhe Wort weiß er so gelenk und melodisch zu gestalten, daß es den tiefen Schmerz seiner Brust, die seltenen Anschauungen seiner glühenden Phantasie all die zauberhaften Bilder südlicher Herrlichkeit darstellt und verkündet. Er gefällt sich im Excentrischen und Seltenen, aber der Grund davon ist nicht Willkür, sondern die Beschaffenheit der inneren Gemüths- und Geistesrichtung des Dichters. Nur Unkenntniß oder böser Wille können ihm ein Gesuchtes oder Gemachtes vorwerfen, nämlich der Hauptbeschaffenheit seiner Gedichte nach. Zuweilen opfert er, wie schon oben bemerkt, der Lust an der Pracht des sonoren, reichtönenden Klanges über Gebühr. Freiligrath ist eine ganz und gar ungewöhnliche Natur, daher das Ungewöhnliche des Ausdrucks seiner Gedichte.

Sie zerfallen in Tagebuchblätter — Balladen und Romanzen — Terzinen — Alexandriner — Vermischte Gedichte — Gelegentliches — und in Uebersetzungen aus dem Französischen und Englischen.

Aus den Tageblättern führen wir als ein vorzügliches Gedicht, welches zugleich als unmittelbare Emanation seines dichterischen Charakters denselben darstellt, an:

Die Griechin auf der Messe.

1833.

Vor deinem Zelte laß mich steh'n,
O Mädchen von der Insel Zante!
Des Deutschen Stirne laß umweh'n
Die Wohlgerüche der Levante!

In deine Gläser sind gebannt
Die Düfte von des Ostens Lenzen;
Du bietest feil am Nordseestrand
Natoliens Salben und Essenzen:

Des Rosenholzes flüchtig Oehl,
Den edlen Weihrauch, runden Kornes;
Von Bagdad trug sie das Kamehl
Zum Mastenwald des gold'nen Hornes.

Auf fernen Märkten hast du sie
Erhandelt von des Südens Horden,
Zu Stambul und Gallipoli,
Und jetzt verkaufst du sie im Norden.

Es funkelt dein beweglich Haus
Im Glanze der krystall'nen Becken;
Bunt, wie der Federschmuck des Pfau's,
Glüh'n auf den Tischen fremde Decken;

Und hinter ihnen wandelst du —
Heil widerfahre dieser Schwelle! —
Schlank, wie am Flusse Kanasu
Des Taurus weidende Gazelle.

Dein Turban blau und schwarz dein Haar;
Auf deiner Stirne ruhig Sinnen,
Siehst du im Geiste den Bazar
Smyrna's und seine Käuferinnen?

O träume fort! vorübergeh'n
Der Seele laß dein Zieh'n und Reisen!
Frag' nicht, was mein Begehr; — dich seh'n
Nur will ich und dein Lächeln preisen.

Wie hier das Glänzende des Ausdrucks unmittelbar, leicht und ungesucht hervortritt, werden in dem darauffolgenden Gedichte: »Vor einem Gemälde, dessen frische Farben mir beym nahen Betrachten mein Bild zurückwarfen,« die gesuchten Reime: Sechellen und Wellen, Madagaskar und Laskar, und die absichtlichen Verrenkungen:

Seine Augen glüh'n auf die spritzenden
Gewässer herab wie zweyer
Durch Nebel und Strudel blitzenden
Leuchtthürme zitterndes Feuer.

dann in der dritten Strophe:

— — — — — — — das rollende
Gewölk ist sein dampfender Wagen,
Das Weltmeer läßt er die grollende
Windsbraut mit den Fittigen schlagen —

mißfällig bemerkt.

Unter den Balladen und Romanzen tritt durch die Anschaulichkeit der Darstellung das Banditen-Begräbniß besonders hervor. Das Schauerlich-Ernste des Vorganges wird vortrefflich dargestellt. Ihm zunächst steht das Gedicht: Der Bivouac, mit den Eingangsversen:

Ein Feu'r im Wüstensande,
Zwey Gräben, ein Verhack,
Musketenpyramiden —
Ein Frankenbivouac!

In den ferneren Versen, Terzinen und Alexandrinern zeigt sich die Musterhaftigkeit Freiligrath's und sein Sieg über die widerstrebende Form in vollem Glanze. Wie Rückert zuerst und später unübertroffen in seinen geharnischten Sonetten die Gewalt dieses Versmaßes gezeigt hat, zeigt Freiligrath eine bis nun ungekannte Macht des Alexandriners. Zur Probe diene das Gedicht:

Der Schiffbruch.

Wohl wünsch' ich Vieles mir; doch, wär' ich ein Matrose,
Dann wünscht' ich einen Sturm und eine Wasserhose
Im fernsten Südmeer mir; dann wünscht' ich, daß mein Schiff
Der zürnenden Gewalt des Trombengeist's verfiele,
Daß, mast- und segellos, es säße mit dem Kiele
Gespießt auf ein blutroth, thurmhoch Korallenriff.

Des Meeres Arme sind die zackigen Korallen;
Aus seiner Tiefe streckt es sie, wie blut'ge Krallen,
Nach den belasteten Ostindienfahrern aus;
Und hat es sie gefaßt, dann hält sie es den Schlägen
Der Sturzfluth und dem Zorn des Tropensturms entgegen,
Und reißt sie jauchzend in sein wunderbares Haus.

Die Wände seines Saals — Eisberge! glänzend stehen
An beyden Polen sie! — bedeckt es mit Trophäen:
Der Schiffe Flaggen und zerriss'ne Segel sind's.
Ha! wär' ein Schiffer ich, dann wollt' ich, so versänke
Mein Schiff, geschleudert an die scharlachrothen Bänke
Des unbekanntesten und fernsten Labyrinths

Von Südseeinseln, die, wie unbewegt das flache,
Saftgrüne Lotosblatt auf einem stillen Bache
Schwimmt, auf dem Meere ruhn; sie schlummern auf der Fluth,
Schilfgürtel tragen sie und Kokospalmenkronen,
Die prächt'gen Vögel, die hoch auf den Kronen wohnen,
Sind das Gestein daran, goldgelb und roth, wie Blut.

Wie Kinder ruh'n sie an der Brust des Oceanes,
Sie lächeln durch den Sturm, die Stimme des Orkanes
Stört ihren Schlummer nicht; des Meeres schäumend Naß,
Das sie mit Untergang bedroht, macht sie nicht zittern:
So lächelnd schlummerte, inmitten von Gewittern,
Der Sohn des Menschen einst auf dem Tiberias.

Die Abtheilung Vermischte Gedichte ist die vorzüglichste von allen. Es wäre schwer, auf das Beste darin aufmerksam zu machen, wie es bey den früheren Abtheilungen geschehen. Jedes Gedicht hat seinen eigenthümlichen Reiz, jedes hat tiefe poetische Bedeutung. Das Volltönende der Sprache und der Sieg des Dichters über sie erscheint allenthalben charakteristisch. Das Gedicht: Die Todten im Meere, wird in der Anschaulichkeit nur von dem früher gedachten Gedichte des Banditenbegräbnisses übertroffen. Die letzte Strophe stört durch den, mit dem Ernste des Früheren in keinem Einklange stehenden scherzähnlichen Schluß. Die zwey Gedichte: Landrinette, Erinnerungen aus der Jugendzeit des Verfassers enthaltend, sind von zaubervoller Lieblichkeit. Die Schilderungen der Produktionen der Kunstreitergesellschaft, Landrinetten's erstes Erscheinen als Kind und ihr zweytes als Mädchen, die Gefühle des Dichters ihr gegenüber, alles ist lebendig, wahr und poetisch. Das Gedicht Fieber ist dagegen fast zu sehr ins Gräßliche getrieben.

Die eilf Gedichte unter dem Titel: Der ausgewanderte Dichter, Bruchstücke eines unvollendeten Cyklus, die Erlebnisse und Gefühle eines Dichters schildernd, der, von den Menschen sich trennend, die Einsamkeit fremder Welttheile aufsucht, würde allein hinreichen, Freiligrath einen Platz unter den ersten Dichtern der Gegenwart zu versichern.

Wie meisterhaft die Gemüthslage des Ausgewanderten schildernd sind die Eingangsverse:

Die Tanne fäll' ich, d'rauf die Adler horsten;
Sie kracht zu Boden, Schnee vom Haupte schüttelnd.
Ich wohne fürder einsam in den Forsten,
Die Menschen fliehend und die Föhren rüttelnd.

Ich habe nicht, da ich mein Haupt hinlege;
Von keinem Herde bin ich dort geschieden.
Mein erstes Haus, mit Hammer und mit Säge,
Bau ich mir selber bey den Atlantiden.

Wie wahr und anschaulich ist die Naturschilderung im dritten Gedichte:

Hinaus, hinaus! der Frühling ist gekommen,
Der Schnee des Winters rieselt von den Kuppen,
Der Alligator ist an's Land geschwommen,
Und sonnt am Ufer seine grünen Schuppen.

Die Fische springen und die Vögel schlagen;
Die Knospen bersten und die Kräuter schießen;
Die Wipfel all, auf denen Tauben klagen,
Streu'n ihre Blüthen flüsternd mir zu Füßen.

Die Hirsche wandeln thalwärts mit den Kühen;
Die Auerhähne schütteln ihre Kämme;
Mit ihrem Hofstaat durch die Büsche ziehen
Die Königinnen wilder Bienenstämme.

Wird mir auch Honig von den Bäumen träufen?
Frisch in den Wald, umduftet mich ihr Ranken,
Und letzet mich! — Ein Weisel will ich schweifen,
Umschwärmt von meinem Hofstaat, den Gedanken.

Wie aus tiefster Seele gesungen ist das elfte Gedicht:

Allein, allein! — und so will ich genesen?
Allein, allein! — und das der Wildniß Segen?
Allein, allein! — o Gott, ein einzig Wesen,
Um dieses Haupt an seine Brust zu legen!

In meinem Dünkel hab' ich mich vermessen:
Ich will sie meiden, die mein Treiben schelten.
Mir selbst genug, ich will dies Volk vergessen;
Fahr' hin, o Welt — im Herzen trag' ich Welten!

Ein einzig Jahr hat meinen Stolz gebrochen;
Mein Herz ist einsam und mein Aug' ist trübe.
Es reuet mich, was frevelnd ich gesprochen;
Dem Haß entfloh ich, aber auch der Liebe.

Und dann das meisterhafte Schlußgedicht von der Bestattung des todten Dichters durch die Indianer handelnd. Sie schildern ihn nach den Eindrücken, die er auf sie gemacht hat, und legen sein Haupt nach Morgen. Von seinen Versen sagen sie:

Der Worte keines haben wir verstanden,
Doch hörten gerne wir der Worte Schallen.
Es war ein Takt d'rin, wie wenn Kriegerbanden
Mit gleichem Schritt auf hartem Schneefeld wallen.

Verstanden haben wir der Worte keines,
Doch hat uns stets zu hören sie verlanget.
Es war ein Klang d'rin, gleich den Tönen eines
Schild's, der im Wind den Ast schlägt, d'ran er hanget.

Das Schlußgedicht: Der Reiter, wird mancher philiströsen Gelehrsamkeit Anlaß geben zu beweisen, daß das keineswegs Poesie sey, was der Dichter in der Stimmung, in welcher er sich bey jenem Gedichte befindet, halb übertreibend, halb richtig für Poesie ausgibt.

In der Abtheilung Gelegenheitliches ist das Gedicht: Bey Grabbe's Tod, obgleich den verstorbenen Dichter überschätzend, in Rücksicht seines Gehaltes das vorzüglichste.

Die Uebersetzungen sind sämmtlich ungezwungen, genau und klangreich. Hier offenbart Freiligrath auf's Neue seine Gewalt über die Sprache, die er übrigens immer nur als würdige Dienerin des Gedankens und der Empfindung behandelt. Aus dem Französischen wurden Gedichte gewählt von Lamartine, Jean Rebout, Alfred de Musset, Marceline Desbordes — Valmore und August Barbier; aus dem Englischen Gedichte von Samuel Taylor Coleridge, Robert Southay, Charles Lamb, John Keats, Thomas Campbell, Felicia Hemans, Walter Scott, Thomas Moore und Rob. Burns.

So haben wir denn in Freiligrath einen eben so bedeutenden als selbstständigen Dichter anzuerkennen, dessen Besonderes und Eigenthümliches in Stoff, Bild und Ausdruck naturgemäß und nothwendig aus der Beschaffenheit seines Inneren hervorgeht, und daher eben so erfreulich auf uns wirkt, als uns die von seinen Nachtretern ohne inneres Bedürfniß ihm nachgebildete Manier unausstehlich werden muß.

Auf die dem Dichter oft aufgeworfene Frage, warum er meistens die seltsamen Stoffe wähle, welche ihm belieben, mag er am besten selbst antworten in dem Gedichte:

Meine Stoffe.

Ihr sagt: »Was drückst du wiederum
Den Turban auf die schwarzen Haare?
Was hängst du wieder ernst und stumm
Im weid'nen Korb am Dromedare?

Du hast so manchmal schon dein Zelt
In Ammons Flächen aufgeschlagen,
Daß es uns länger nicht gefällt,
Dir seine Pfähle nachzutragen.

Du wandelst wie ein Mann, der träumt!
Sieh', weh'nder Sand füllt deinen Köcher;
Der Taumelmohn des Ostens schäumt
In deines Liedes gold'nem Becher!

O, geuß ihn aus! — Dann aber späh'
Und lechz' umher mit regen Sinnen,
Ob keine Bronnen in der Näh',
Daraus du schöpfen mögest, rinnen!

Sey wach den Stimmen deiner Zeit!
Horch auf in deines Volkes Grenzen!
Die eig'ne Lust, das eig'ne Leid
Woll uns in deinem Kelch kredenzen!

Laß tönend deiner Zähren Naß
An die metall'ne Wölbung klopfen,
Und über ihr verbluten laß
Dein Herz sich bis zum letzten Tropfen!

Wovon dein Kelch auch schäumt, mit Gier
Woll'n seine Gaben wir empfangen!
Mit durst'gen Lippen wollen wir
An seinen blut'gen Rändern hangen!

Nur heute noch den Orient
Vertausche mit des Abends Landen;
Die Sonne sticht, die Wüste brennt!
O lasse nicht dein Lied versanden!«

O, könnt' ich folgen eurem Rath!
Doch düster durch versengte Halme
Wall' ich der Wüste dürren Pfad; —
Wächst in der Wüste nicht die Palme?

Deinhardstein.

Art. VI. 1) Liedertafel, von Joh. Gabr. Seidl. Wien, bey C. Gerold, 1840. 294 S. 8.

2) Bifolien, von ebendemselben. Zweyte, vermehrte Auflage. Wien, bey Pfautsch et Comp., 1841. 317 S.

Die erste, dem hohen Kunstmäcen, Sr. Excellenz dem Herrn Staats- und Konferenzminister Grafen Kolowrat-Liebsteinsky gewidmete Sammlung lyrischer Gedichte würde schon durch die Annahme der Dedication eine günstige Meinung für sich erregen, selbst wenn der Name des Verfassers nicht ohnehin ein gültiger Bürge für ihren Werth wäre.

Das Motto an der Stirne des Werkes:

Herbey, die Tafel ist gedeckt,
Beschickt mit bunten Liedern!
Wer mag, wenn ihm das Beff're schmeckt,
Das Mind're schnöd zergliedern?

ist sicher mehr ein Beweis für die Bescheidenheit des Verfassers, als eine Schutzrede gegen parteylose Kritik, welche derselbe nicht zu scheuen hat.

Schon die meisterhafte Zueignung zeichnet sich durch Klarheit der Gedanken, Ungezwungenheit des Ausdrucks und Reinheit des Reimes aus:

Die Welt ward älter, ernster ward das Leben,
Die Göttin aus des Ideales Reichen,
»Die Phantasie,« muß der Berechnung weichen,
Denn nach der Wirklichkeit geht alles Streben.

Der Dichter, welcher in der Vorwelt Tagen
Zum Volke sang und sich am Volk begeistert, —
Von anderen Gewalten übermeistert,
Verlernt es fast, zu wirken und zu wagen.

Wie selten, daß von jenem Purpurlichte,
Das goldig hell der Menschheit Höh'n beschimmert,
Ein wärmend Fünkchen auf ihn niederflimmert,
Ihn tröstend, daß er nicht vergessen dichte.

Doch glückt es ihm, wie wächst sein Muth zum Spiele,
Wie greift er kühn und freudig dann ins Leben,
Das ihn — nun fühlt er's — doch nicht aufgegeben,
Wie ringt mit bester Kraft er nach dem Ziele.

Du pflegst, in karg bemeß'nen Mußestunden,
Der Kunst dein huldreich Auge zuzuwenden;
Verschmähe d'rum auch nicht des Dichters Spenden,
Der sich voll Heimweh vor Dir eingefunden!

Er möchte gern, was tief sein Busen heget,
Lieb machen seiner Heimat lieben Gauen:
Wie könnt' er's besser, als wenn voll Vertrauen
Er an dein heimatliebend Herz es leget?

Hier können wir die Rüge nicht unterdrücken, daß Herr Seidl hie und da Verstöße gegen die Prosodie übersah, welche im ersten Entwurfe wohl jedem Dichter entschlüpfen, bey sorgfältiger Durchsicht jedoch verschwinden sollten. So z. B. ist 3. Strophe, 3. Vers »auf ihn« unrichtig; richtig wäre: »Auf ihn ein wärmend Fünkchen niederflimmert.« 5. Str. 4. V. »vor Dir« ist noch störender; es sollte heißen: »Der sich vor Dir, voll Heimweh« ꝛc. Eben so leicht hätte in derselben Str. 3. V. das übeltönende »d'rum« vermieden werden können, da: »warum,« »weßhalb« recht gut als Jamben gebraucht werden können. Warum daher nicht lieber: »Darum / »Deßhalb } verschmäh' auch nicht« ꝛc. Diese kleinen metrischen Peccata machen indeß der Vorzüglichkeit des Ganzen nur wenig Eintrag.

Wollten wir die Leser auf alle Gedichte dieser Liedertafel aufmerksam machen, welche man gelungen nennen kann, so müßten wir fast den ganzen Inhalt anführen. Am vorzüglichsten scheinen uns jene auf Seite 11, 21, 27, 68, 76, 99, 105, 123, 132, 151, 160, 172, 178, 187, welches letztere wir als Beweis unserer Ansicht hier mittheilen:

Herr, du bist groß!

»Herr, du bist groß!« — so ruf ich, wenn im Osten
Der Tag, wie eine Feuerros', erblüht;

Wenn, um den Reiz des Lebens neu zu kosten,
Natur und Mensch in junger Kraft erglüht.
Wo lässest du, o Herr! dich güt'ger sehen,
Als in des Morgens großem Auferstehen?

»Herr, du bist groß!« so ruf' ich, wenn's von Wettern
Am Mittagshorizonte zuckend droht,
Und du mit deines Blitzes Flammenlettern
Auf Wolkentafeln schreibst dein Machtgebot.
Wo wärst, o Herr! furchtbarer du zu schauen,
Als im empörten Mittagswettergrauen?

»Herr, du bist groß!« so ruf' ich, wenn in Westen
Der Tag sein Auge sanft bewältigt schließt;
Wenn's in den Wäldern schallt von Liederfesten,
Und süße Wehmuth sich auf's All ergießt.
Wodurch, o Herr! stimmst du das Herz uns milder,
Als durch den Zauber deiner Abendbilder?

»Herr, du bist groß!« so ruf' ich, wenn das Schweigen
Der Mitternacht auf allen Landen liegt,
Die Sterne funkelnd auf- und niedersteigen,
Und sich der Mond auf Silberwölkchen wiegt.
Wann winkst du, Herr! erhabner uns nach Oben,
Als wenn dich stumm die heil'gen Nächte loben?

Herr, du bist groß in jeglichem Erscheinen,
In keinem größer, stets der Größte nur;
Du führst im Staunen, Lächeln, Grau'n und Weinen,
In jeder Regung uns auf deine Spur.
Herr, du bist groß! O laß mich's laut verkünden,
Und selbst mich groß in deiner Größ' empfinden.

Besonders sprachen uns ferner noch an, die Gedichte auf S. 202, 246, 248; die trefflichen Sicilianen von S. 262 bis incl. 274, wohl die schwierigste Strophenform in unserer reimarmen Sprache; und endlich von den Sonetten jene S. 280 und 286.

Daß jedoch nicht alle Lieder dieser ansehnlichen Sammlung, welche füglich die Schöpfungen eines ganzen Dichterlebens umfassen könnte, von gleichem Werthe sind, versteht sich von selbst; und bey welchem so umfangreichen Werke gleicher Art wäre dieß wohl zu finden? Hr. Seidl mag wohl nahe an tausend Octavseiten Gedichte producirt haben, meist sehr gelungene; bey diesem seltenen Reichthume hätten minder werthvolle, wie S. 38, 80, 93, 193, 214, 216, 243, 255, allenfalls ausgeschieden werden können.

Reime wie »heißt es« und »reißt es« (S. 83) sind zu wenig wohlklingend, um gebraucht zu werden. S. 208 hätte angemerkt werden sollen, wo geschrieben steht, daß der Herr sprach: »mit

Tinte(?) soll fürder sein Gesetz geschrieben werden,« denn sonst legt der Leser diesen Anachronism dem Dichter zur Last.

Herr Gabriel Seidl bewährt sich übrigens in dieser Liedertafel als berufener echter Poet, reich an Ideen, Bildern, überraschenden Wendungen und vollkommen mächtig der Form. Seine Muse repräsentirt die Hauptcharakterzüge seiner Landsleute, der Oesterreicher: Gemüthlichkeit, Naivetät, Klarheit, meist mehr Tiefe als Höhe, Maß und Ziel selbst in der Aufregung. Nur selten überschreitet er diese Gränzen, inner welchen so unerschöpflicher Stoff für den Lyriker vorhanden ist. Unseres Dichters Werke bilden daher einen sehr wohlthuenden Gegensatz zu vielen Produkten der neueren Poesie, die sich in Schilderungen von meist selbst geschaffenen Schmerzen und Schreckbildern gefällt, und lieber ächzt — statt zu singen.

* * *

Von den Bifolien, theils epischen, theils lyrischen Inhalts, Sr. kaiserl. Hoheit dem Erzherzoge Johann gewidmet, gilt das meiste hier früher Gesagte; — nur muß man bemerken, daß Hr. Seidl an mehreren Stellen einen höheren Schwung nimmt, und zeigt, wie ihm eine Kraft inwohne, die man dem Verfasser so sanfter und gemüthlicher Gedichte und der naiven Volkslieder kaum zugetraut hätte. Als Beleg dafür mögen dienen: S. 34 »der Aelpler,« S. 43 »der Aelpler und der Fischer,« S. 283 »Männerwaffen« u. a. m.

Wie einfach, und dennoch wie ergreifend, ja oft erschütternd sind S. 46 »Des Lebens Preis,« S. 162 »St. Helena,« S. 272 »Der todte Soldat,« S. 276 »Nach einem Jahre,« S. 290 »Der alte Schiffer.« — Welche Vielseitigkeit spricht sich in so trefflichen Gedichten aus, wie: S. 17, 65, 67, 73, 77, 84, 145, 160, 223, 241, 246, 250, 268, 288, und noch in vielen anderen. Eben so sind auch die an den allgeliebten Prinzen gerichteten Zueignungen beyder Auflagen wahre Meisterstücke.

Daß uns übrigens auch hier einige Gedichte nicht ganz ebenbürtig den übrigen scheinen, können wir nicht läugnen, z. B. S. 24, 122, 244, 261. Ueberdieß finden wir etwas hyperbolisch, wenn S. 32 von einem (wenn auch ärmlichen) Bauernhause gesagt wird:

Dieß Holzgeripp mit Fleisch von Schlamm,
Mit stumpfem Schmerz im Herzen.

S. 44 erscheint dem Alpenjäger, von der Höhe herabsehend, des Fischers Haus, welches doch sicherlich nahe am See steht,

»als ein Vogelnest,« der »mächtige See« selbst als »ein Wassertröpflein,« daher viele Millionenmale kleiner als die Hütte.

S. 90 sagt der Baumeister von seinem Bau:

Und hätt' ich tausend Hände, von Eisen jede Hand,
Und faßt' ich zugleich mit allen des eig'nen Werkes Wand,
So riß ich doch wohl keinen von allen Pfeilern ein:
Ich schuf's und kann's nicht brechen 2c. 2c.

Das ist aber unwahr. S. 262 heißt es:

Und dumpfe Geisterkläng' erwachen,
Wie meilenferner Grabgesang.

Den würde kein menschliches Ohr vernommen haben.

Auch sind wir durchaus nicht mit der S. 275 ausgesprochenen Behauptung einverstanden:

Ein liebend Herz das wartet,
Das ist die beste Uhr.

Man würde vielleicht richtiger sagen: Ein liebend Herz das wartet dehnt die Minuten zu Stunden aus, und ist daher die schlechteste Uhr.

Diese und einige ähnliche Mängel dürften in einer neuen Auflage beseitigt werden.

Wenn wir nun den Gesammteindruck bezeichnen sollen, welchen beyde besprochene Werke auf uns machten, und wohl mit wenigen Ausnahmen auf jeden Leser machen werden, so war dieß ein durchaus wohlthuender und befriedigender. Es tritt uns in beyden Sammlungen eine so liebenswürdige, gehaltvolle und unverkrüppelte Geistes- und Gemüths-Individualität entgegen, daß wir den Dichter herzlich liebgewinnen und achten müssen, und in uns der Wunsch entsteht, er möge die Freunde ächter Poesie noch oft durch so liebliche Geistesblüthen erfreuen.

Wir schließen mit dem trefflich gezeichneten, wenn auch zu bescheidenen Bilde, welches Hr. Seidl S. 315 von seinem dichterischen Wirken entwirft; es reicht vollkommen hin, die Tendenz seines Strebens, so wie den Reichthum seiner Mittel klar zu zeigen.

Bitte.

»Ich war ein klarer Strom des Liedes!«
So sprech' ich's einem Freunde nach,
Der meinen kargen Liedertropfen
Ein übergünstig Urtheil sprach.

»Ich bin zu einem Strom geworden,
»Der an der Mündung sich verflacht!«
So sprech' ich's nach demselben Freunde
Der, was er sprach, gewiß bedacht.

Ich bin ein Strom, der sich verflacht, —
Gebraust, getobt hab' ich zwar nie,
Bescheiden trieb ich Well' auf Welle,
Wie sie ein stiller Born mir lieh.

Ich spiegelte den klaren Himmel,
Vielleicht auch manchen Stern daran,
Und manchen Blumenstrauch am Ufer,
Und was ein Strom so spiegeln kann.

Und Manche, die vorüberwallten,
Erfreuten sich an meiner Fluth,
Und weil ich nie mich übernommen,
So waren mir die Besten gut.

Daß nicht mein stolzer Lauf mit Strömen
Des ersten Ranges kühn gebuhlt,
Daß ich nur stille Fluren netzte,
Bey Gott! es ist nicht meine Schuld.

Und daß in aufgedrung'ner Ruhe
Ich mich verflache, fühl' ich tief,
Doch daß ich schon der Mündung nahe,
Weckt ein Gefühl mir, das noch schlief.

Der Mündung nah' — o ja! sie haben
Des Wortes Deutung schnell erfaßt,
Sie nennen mich sogar begraben,
Sie sprechen schon von ew'ger Rast. —

O laßt mich flach noch länger fließen,
Auch flach bin ich doch immer klar,
Und spiegle flach auch noch den Himmel,
Vielleicht auch manchen Stern sogar.

Laßt mich noch flach so lange fließen,
Bis sich in meiner seichten Fluth
Mein treues Weib geborgen spiegelt,
Umlaubt von sich'rer Zweige Huth.

Bis sich in meiner seichten Welle
Mein Sohn, als seiner Mutter Stab,
Bis meine Tochter d'rin sich spiegelt,
Geschirmt durch Liebe bis an's Grab.

Bis sich von allen meinen Lieben,
Von allen Herzen, die mir gut,
Sich keines mehr darf trostlos spiegeln
In meiner seichten, flachen Fluth.

Dann will ich gern, ja gerne münden
Im Ozean der Ewigkeit,
Und an der Mündung noch mich trösten,
Daß ich doch einst manch Herz erfreut!

St. H.

Art. VII. Aeschyli Choephori. Ad optimorum librorum fidem recensuit, integra lectionis varietate adnotationibus et Scholiasta instruxit *Ferdinandus Bamberger*. *Gottingae*, apud *Vandenhoek* et *Ruprecht*, MDCCCXL.

Kritik ist überall nöthig, und vorzüglich bey den auf uns gekommenen Schriften der Alten. Dieß ist in neuerer Zeit immer fühlbarer geworden, und die Ueberzeugung davon hat so sehr um sich gegriffen, daß, wenn früher die Philologen, und besonders die Schulmänner, sich mehr mit der Erklärung der alten Schriftsteller beschäftigten, sie jetzt sich vorzugsweise mit der Kritik abgeben. Von dem Wunsche, sich als Kritiker zu zeigen, angetrieben, sehen sich manche nach solchen Schriftstellern um, die, weil sie für sehr verdorben gehalten werden, reichlichen Stoff für die Kritik versprechen. Unter diesen Schriftstellern hat besonders den Aeschylus das Schicksal betroffen, Kritik an sich üben zu lassen. Wenn diese Versuche zwar hier und da geglückt, größtentheils aber gänzlich verunglückt sind, so dürfte die Ursache darin liegen, daß die Kritiker theils die Natur des Geschäfts, theils ihr Verhältniß zu demselben nicht gehörig erkannt hatten. Daß man nach richtiger Würdigung der Quellen die am besten beglaubigte Lesart der Bücher zum Grunde legen müsse, weiß jeder: aber indem einige wenige so fest an dem Ueberlieferten hangen, daß sie dieses, auch wenn es noch so verkehrt ist, auf alle Weise in Schutz nehmen, finden die meisten es bequemer, oder angenehmer, oder rühmlicher, das Wahre durch Conjecturen zu ermitteln, bald indem sie seltene Wörter oder Wortformen einführen, bald indem sie nach Gutdünken den Text ändern, bald auch, indem sie auswerfen, was sie nicht verstanden haben. Es ist daher wohl der Mühe werth, zu fragen, was erfordert werde, wenn man einen Dichter, wie Aeschylus, emendiren wolle. Jedermann wird als das erste Erforderniß die Kenntniß der Sprache nennen. Aber was heißt denn Griechisch verstehen? Heißt das decliniren und conjugiren können, und die gewöhnlichen Regeln der Syntax gelernt haben? Dann würde das Emendiren keine allzuschwere Sache seyn: und in der That scheinen viele, die es bis dahin gebracht haben, in dem Glauben, daß sie Griechisch verstehen, sich rüstig an die Kritik zu wagen. Diese Kenntniß reicht aber nicht weiter, als um den Kritiker vor offenbaren Grammatikalfehlern zu sichern. Griechisch verstehen heißt mit der Sprache so vertraut seyn, daß man durch bloßes Gefühl sicher unterscheiden könne nicht bloß was Griechisch oder nicht Griechisch sey, sondern auch was in dieser oder jener Gattung von Schriften, bey diesem oder jenem Schriftsteller Statt finde oder nicht; ja daß man auch was sich durch keine

Beyspiele beweisen läßt für ächt anzuerkennen oder mit Sicherheit herzustellen im Stande sey. Man würde sogleich einen richtigen Maßstab für die Befähigung eines Kritikers haben, wenn jeder, der einen Schriftsteller zu emendiren übernimmt, auch nur in dem Raume einer Octavseite den Beweis geben müßte, daß er die Geschicklichkeit hätte, selbst etwas in derselben Gattung tadellos, und so, wie es der alte Schriftsteller selbst gethan haben würde, zu schreiben. Wie klein würde da die Anzahl der Kritiker werden, da man oft schon aus einer einzigen sogenannten Emendation die völlige Unmöglichkeit eines solchen Versuchs, und mithin auch den Mangel aller Befugniß zur Kritik erkennen kann. Wer z. B. in den Schutzflehenden des Aeschylus V. 138 (ich citire nach der in aller Händen sich befindenden Wellauerischen Ausgabe) vorschlagen kann:

ἔχουσα σκέμμ᾽· ἐν ὠπὶ ἀσφαλεί,

hat sogleich selbst über sich den Stab gebrochen. — Ein zweytes Erforderniß der Kritik bey Dichtern und besonders bey dem Aeschylus ist Kenntniß der Metrik. Auch dieses ist eine Sache, mit der jeder, der einige Schriften über Metrik gelesen hat, hinlänglich bekannt zu seyn, und vielleicht, wenn er zwey kurze Verse in einen längeren zusammenzieht, etwas wichtiges zu leisten meint. Aber auch zur Beurtheilung des Versmaßes wird, eben wie zur Sprache, ein durch viele Uebung mit Sicherheit das richtige und angemessene findendes Gefühl erfordert, und es ist nicht genug, daß ein Vers metrisch keinen Fehler habe, sondern er muß auch so beschaffen seyn, wie ihn gerade dieser Dichter machen konnte. So hat z. B. Aeschylus im Prometheus V. 354 sicher nicht geschrieben:

Τυφῶνα θοῦρον, πᾶσιν ὃς ἀνέστη θεοῖς.

— Ein drittes Erforderniß ist, daß man das, was man emendiren will, verstanden haben müsse. Erklärung, und zwar sorgfältige und richtige Erklärung, muß überall der Kritik vorangehen, damit man nicht ändere, was keiner Aenderung bedurfte, oder falsch ändere. Dieß scheint aber von vielen Kritikern so sehr vernachläßigt zu werden, daß sie, was ihnen nach flüchtiger Ansicht unverständlich scheint, sofort emendiren, und dann ihre Emendation erklären, oder auch unerklärt lassen, so daß dann ein Leser, der nach gehöriger Betrachtung das Unemendirte verstanden und als richtig erkannt hatte, nunmehr, nachdem es angeblich emendirt worden, keinen, oder keinen passenden Sinn darin finden kann. — Endlich aber ist das vierte Erforderniß, zumal bey einem Dichter wie Aeschylus, daß der Kritiker auch den Geist des Dichters erfaßt habe, daß er sich in dessen Stelle

zu versetzen, dessen Gedanken in sich zu erzeugen, und dieselben mit gleich kräftiger und gewaltiger Rede auszudrücken im Stande sey. Betrachtet man nun, was bisher in dem Aeschylus geleistet worden, so scheint gerade dieser Dichter das Schicksal gehabt zu haben, daß es den meisten Kritikern an Ernst und Kraft gebrach. Die Stimme des Löwen darf nicht durch eine enge Kehle gehen. So ist es denn gekommen, daß, einzelne Stellen ausgenommen, die Kritik des Aeschylus sich auf grammatikalische Berichtigung des Textes, wo er verständlich ist, beschränkt, im übrigen aber mehr rückwärts als vorwärts geschritten ist. Ich will davon einige Beyspiele geben. Der erste Chorgesang in den Choephoren, der allerdings sehr corrupt ist, lautet in Herrn Bamberger's Ausgabe so:

Ἰαλτὸς ἐκ δόμων ἔβην στρ. α΄.
χοὰς προπομπὸς ὀξύχειρι σὺν κτύπῳ
πρέπει παρῆς φοινίοις ἀμυγμοῖς,
ὄνυχος ἄλοκι νεοτόμῳ·
δι' αἰῶνος δ' ἰυγμοῖσι βόσκεται κέαρ.
λινοφθόροι δ' ὑφασμάτων
λακίδες ἔφλαδον ὑπ' ἄλγεσιν,
πρόστερνοι στολμοὶ πέπλων ἀγελάστοις
ξυμφοραῖς πεπληγμένων. ἀντ. α΄.
τορὸς γὰρ φοῖβος ὀρθόθριξ
δομων ὀνειρόμαντις, ἐξ ὕπνου κότον
πνέων, ἀωρόνυκτον ἀμβόαμα
μυχόθεν ἔλακε περὶ φόβῳ,
γυναικείοισιν ἐν δώμασιν βαρὺς πιτνών.
κριταί τε τῶνδ' ὀνειράτων
θεόθεν ἔλακον ὑπέγγυοι
μέμφεσθαι τοὺς γᾶς νέρθεν περιθύμως
τοῖς κτανοῦσί τ' ἐγκοτεῖν.
τοιάνδε χάριν ἄχαριν, ἀπότροπον κακῶν, στρ. β΄.
ἰὼ γαῖα, μαῖα, μωμένα μ' ἰάλλει
δύσθεος γυνά. φοβοῦμαι δ' ἔπος τόδ' ἐκβαλεῖν.
τί γὰρ λύτρον πεσόντος αἵματος πέδῳ;
ἰὼ πανοιζὺς ἑστία,
ἰὼ κατασκαφαὶ δόμων.
ἀνήλιοι, βροτοστυγεῖς
δνόφοι καλύπτουσι δόμους
δεσποτῶν θανάτοισι
σέβας δ' ἄμαχον, ἀδάματον, ἀπόλεμον τὸ πρὶν, ἀντ. β΄.
δι' ὤτων φρενός τε δαμίας περαῖνον
νῦν ἀφίσταται φοβεῖται δέ τις. τὸ δ' εὐτυχεῖν,
τόδ' ἐν βροτοῖς θεός τε καὶ θεοῦ πλέον.
ῥοπὴ δ' ἐπισκοπεῖ δίκαν
ταχεῖα τοῖς μὲν ἐν φάει,
τὰ δ' ἐν μεταιχμίῳ σκότου
μένει χρονίζοντ' εὔχη βρύει·
τοὺς δ' ἄκραντος ἔχει νύξ.
δι' αἵματ' ἐκποθένθ' ὑπὸ χθονὸς τροφοῦ στρ. γ΄.

τίτας φόνος πέπηγεν οὐ διαῤῥυδᾶν.
διαλγὴς ἄτη διαφέρει
τὸν αἴτιον παναρκέτας νόσου βρύειν
[τοὺς δ᾽ ἄκραντος ἔχει νύξ.]
σἴγοντι δ᾽ οὔτε νυμφικῶν ἑδωλίων ἀντ. γ'.
ἄκος· πόροι τε πάντες ἐκ μιᾶς ὁδοῦ
βαίνοντες τὸν χερομυσῆ
φόνον καθαίροντες ἰοῦσαν ἄτην·
ἐμοὶ δ᾽, ἀνάγκαν γὰρ ἀμφίπτολιν ἐπῳδ.
θεοὶ προςήνεγκαν. ἐκ γὰρ οἴκων
πατρώων δούλιον ἐςᾶγον αἶσαν,
δίκαια καὶ μὴ δίκαια
πρέποντ᾽ ἀρχὰς βίου
βίᾳ φερομένων αἰνέσαι, πικρὸν φρενῶν
στύγος κρατούσῃ δακρύω δ᾽ ὑφ᾽ εἱμάτων
ματαίοισι δεσποτᾶν
τύχαις, κρυφαίοις πένθεσιν παχνουμένη.

Gleich der dritte Vers gibt einen Beweis der Sorglosigkeit der Kritiker, die, zufrieden, daß Stanley aus den verdorbenen Lesarten der alten Bücher einen passenden Sinn durch πρέπει παρῆς φοινίοις ἀμυγμοῖς herausgebracht hatte, nicht an die metrische Strenge des Aeschylus dachten, die hier einen Vers aus reinen Jamben fordert, und nicht die handschriftlichen Lesarten φοινισσαμυγμοῖς und φοίνισσα γωγμοῖς, aus denen sich leicht das Wahre finden ließ, genauer ansahen. — V. 28 zeigt das nach ἄλγεσιν gesetzte Komma, daß die Worte nicht richtig verstanden worden sind. Πρόστερνοι στολμοὶ πέπλων ist das Subject, und λακίδες ἔφλαδον das Prädicat. — V. 31 geben die Bücher theils τορὸς γὰρ φοῖβος, das von O. Müller höchst abenteuerlich erklärt worden ist, theils τορὸς γὰρ φόβος, das Heath des Versmaßes wegen so umstellte: τορὸς γὰρ ὀρθόθριξ φόβος, und auch dieses haben mehrere Kritiker sich ruhig gefallen lassen, ohne Anstoß zu nehmen, daß bey dieser Lesart die Furcht aus Furcht schreyt. Die von mir angegebene Herstellung: τορὸς δὲ φοῖτος ὀρθόθριξ, versichert Herr Bamberger schon lange vorher gefunden zu haben. Er hätte sie eben so unbedenklich in den Text aufnehmen sollen, wie er V. 43 das evident richtige λύτρον von Canter aufgenommen hat. — V. 40 billigt Herr Bamberger mit Recht das von Elmsley vorgeschlagene ἀχάριτον, was ebenfalls mit voller Sicherheit aufzunehmen war. — V. 41 ist ἰὼ γαῖα, μαῖα, das die Mediceische und die Wolfenbüttler Handschrift, wie auch die Aldina haben, ingleichen der Scholiast anerkennt, nichts als ein Schreibfehler. Dieses μαῖα ist absurd. — V. 51 findet Herr Bamberger keinen schicklichen Grund, warum Klytämnestra durch τὶς bezeichnet werde, da der Chor doch V. 42 unumwunden δύσθεος γυνὰ sage. Daher neigt er sich zu Stanley's

Meinung, daß φοβεῖται δέ τις; zu lesen sey. Nicht wegen des τις kann an die Klytämnestra nicht gedacht werden, sondern weil es hier ganz unstatthaft wäre, zu sagen, Klytämnestra fürchte sich, da der Beschützer Agamemnon fehle. Dieser würde ja seine Mörderin nicht schützen. Und Schutz hatte sie an dem Aegisthus. Diesen fürchtete das Volk, als seinen Tyrannen. Der Chor mußte also sagen: »man ist in Furcht.« Der Scholiast hat daher ganz richtig erklärt: ἡ αἰδὼς νῦν εἰς φόβον ἐτράπη· ἐκεῖνον γὰρ ᾐδοῦντο καὶ ἐφίλουν· τοῦτον δὲ φοβοῦνται ὡς τύραννον. Daran schließt sich nun in den folgenden Versen die Hoffnung des Chors auf eine Aenderung dieses Zustandes. — V. 53 ist Herr Bamberger dem Sinne dieser vielen vergeblichen Versuchen ausgesetzt gewesenen Stelle sehr nahe gekommen, und mit Recht billigt er die vom Scholiasten anerkannte Lesart: ῥοπὴ δ' ἐπισκοπεῖ δίκας ταχεῖς τοὺς μὲν ἐν φάει, aber wenn er in dem Folgenden vorschlägt: τὰ δ' ἐν μεταιχμίῳ σκότου βρύει χρονίζοντά γ' ἄχη oder χρονίζοντ' ἔτ' ἄχη, so ist das letztere matt, das erstere aber konnte Aeschylus eben so wenig schreiben, als was O. Müller in der Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft 1836. S. 22 ganz unstatthaftes setzen wollte. Die Lesart der alten Bücher ist χρονίζοντ' εὐχῇ βρύει. Aber βρύει ist offenbar aus βρύειν V. 61 durch ein Versehen hierher gekommen, so wie der ganze 57. Vers irrig nach V. 61 wiederholt ist. Herr Bamberger würde leicht das Wahre gefunden haben, wenn er gehörig auf die Worte geachtet, und sie nicht zugleich auf die Elektra bezogen hätte, da χρονίζοντα zeigt, daß sie allein auf den Orestes gehen. Es ist zu schreiben: τὰ δ' ἐν μεταιχμίῳ σκότου μένει χρονίζοντ' ἀτυχῆ. Jeder aus dem Vaterlande vertriebene ist ἀτυχής, ein ins Elend Verwiesener. Der Sinn der Stelle ist dieser: »Die Gerechtigkeit wendet sich schnell gegen die im Lichte wandelnden, Klytämnestra und Aegisthus; andere verweilen zwischen Licht und Finsterniß zögernd im Elend, Orestes; andere aber hält ewige Nacht, den Agamemnon, im Grabe.« — V. 63 haben die Bücher οἴγοντι δ' οὔτι. Richtig schrieb Scaliger θιγόντι, wie es das Versmaß verlangt. Das aus Herrn Bothe's Conjectur aufgenommene οὔτε ist logisch unrichtig, indem sich dann θιγόντι auch auf den folgenden Satz beziehen würde. — Sehr verdorben sind die folgenden Worte, in denen διαίνοντες von mir und von Herrn Lachmann hergestellt ist. Metrisch und sprachlich falsch sind in dem folgenden Verse O. Müller's ἴθυσαν und Herrn Grotefend's λούσειαν in der Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft 1841, n. 106, S. 887, dieses wegen des fehlenden ἄν, jenes, weil der Aorist etwas, das zu geschehen pflegt, beyspielsweise ausdrückt, was aber nicht geschehen ist, auch nicht als Beyspiel

genannt werden kann. — V. 67 sind höchst abenteuerliche Erklärungen von ἀνάγκαν ἀμφίπτολιν vorgebracht worden, da doch, wenn jemand nicht von selbst einsah, was ἀμφίπτολις bedeute, der Scholiast, noch mehr aber der Dichter selbst lehren konnte, daß ἀνάγκα ἀμφίπτολις der Zwang des Schicksals ein doppeltes Vaterland zu haben sey, das, in welchem diese Frauen geboren waren, und das, in welchem sie als im Kriege weggeführte Sclavinnen dienen. — Schwierigkeiten, die, was das Versmaß anlangt, unbemerkt geblieben sind, enthält die Epode. Wenn auch die Epoden, weil man hier keine Responsionen der Verse hat, oft metrische Zweifel zulassen, so kann man doch nicht annehmen, daß, wenn sie zum Theil bestimmte und bekannte Versmaße haben, ganz ungewöhnliche Metra darunter gemischt worden seyen. Dergleichen aber geben hier die Worte πατρῴων δούλιον ἐσᾶγον αἶσαν δίκαια καὶ μὴ δίκαια. Doch läßt sich der eine Fehler leicht heben, wenn man annimmt, daß δούλιον eine verschriebene Erklärung aus δουλείαν ist. Aber auch der Sinn der Worte ist dunkel. Herr Bamberger vermuthet, obwohl nicht mit Zuversicht:

δίκαια καὶ μὴ δίκαια
πρέπον κἀρχὰς βίου
βίᾳ φερομένων αἰνέσαι.

Iusta pariter atque iniusta decet me imperiaque vitam meam coercentia eorum qui violentiae impetu capiuntur laudare. So kann der Dichter nicht geschrieben haben. Denn κἀρχὰς βίου würde, auch wenn man von der Seltsamkeit des Ausdrucks absehen wollte, ein nicht bloß überflüssiger, sondern auch ganz matter Zusatz seyn. Die Scholiasten scheinen ἀπ' ἀρχᾶς gelesen zu haben. Das eine Scholion ist so geschrieben: ἐμοὶ δὲ πρέποντα καὶ ὀφειλόμενά ἐστιν ἀπαρχὰς (auch ἀπαρχαὶ) τὰ τῶν βίᾳ φερομένων αἰνέσαι. Das andere: πρέποντά μοί ἐστι καὶ ὀφειλόμενα ἐξότε τοῦτον ἐπαυνήρημαι τὸν βίον, τὰ τῶν πρὸς βίαν κεκτημένων ἐπαινέσαι. Daraus erhellt aber nur, daß sie schon die verdorbene Lesart vorfanden. Schütz hat sehr passend πρέπον τύχαις vermuthet. Das zweyte δίκαια, das metrisch störend ist, scheint von einem Erklärer hinzugesetzt zu seyn. Auch erklärt ein Scholiast diese Worte durch εἴτε δικαίως εἴτε μή. Βίᾳ φερομένων, wenn die Lesart richtig ist, bezieht sich nicht auf die Strenge und Härte der Gebieter gegen den Chor, sondern auf deren Wüthen gegen den Agamemnon und dessen Kinder. Unter diesen Voraussetzungen läßt sich die Epode in Sinn und Versmaß auf eine ziemlich wahrscheinliche Weise herstellen. Von dem dritten Verse vom Ende sagt Herr Bamberger: versus sanus, modo ne trimetrum existimes. Hätte er aber auf

die alte Lesart ὑφειμάτων, die auch ohne Bücher herzustellen war, geachtet, so würde er gesehen haben, daß es nur der Aenderung eines einzigen Buchstabens bedurfte, um nicht nur den offenbaren Trimeter herzustellen, sondern auch den ganzen Satz besser abzurunden. Der ganze Chorgesang wird demnach so zu lesen seyn:

Ἰαλτὸς ἐκ δόμων ἔβην — στρ. ά.
χοὰς προπομπὸς ὀξύχειρι σὺν κτύπῳ·
πρέπει παρῆσι φοίνιος διωγμὸς
ὄνυχος ἄλοκι νεοτόμῳ,
δι᾽ αἰῶνος δ᾽ ἰυγμοῖσι βόσκεται κέαρ.
λινοφθόροι δ᾽ ὑφασμάτων
λακίδες ἔφλαδον ὑπ᾽ ἄλγεσιν
πρόστερνοι στολμοὶ πέπλων ἀγελάστοις
ξυμφοραῖς πεπληγμένων.
τορὸς δὲ φοῖτος ὀρθόθριξ, — ἀντ. ά.
δόμων ὀνειρόμαντις ἐξ ὕπνου κότον
πνέων, ἀωρόνυκτον ἀμβόαμα
μυχόθεν ἔλακε περὶ φόβῳ,
γυναικείοισιν ἐν δώμασιν βαρὺς πιτνών.
κριταί τε τῶνδ᾽ ὀνειράτων
θεόθεν ἔλακον ὑπέγγυοι
μέμφεσθαι τοὺς γᾶς νέρθεν περιθύμως,
τοῖς κτανοῦσί τ᾽ ἐγκοτεῖν
τοιάνδε χάριν ἀχάριτον ἀπότροπον κακῶν, — στρ. β΄.
ἰὼ γαῖα, γαῖα, μωμένα μ᾽ ἰάλλει
δύςθεος γυνά. φοβοῦμαι δ᾽ ἔπος τόδ᾽ ἐκβαλεῖν.
τί γὰρ λύτρον πεσόντος αἵματος πέδῳ;
ἰὼ πάνοιζυς εστία,
ἰὼ κατασκαφαὶ δόμων.
ἀνήλιοι βροτοστυγεῖς
δνόφοι καλύπτουσι δόμους
δεσποτῶν θανάτοισιν.
σέβας δ᾽ ἄμαχον ἀδάματον ἀπόλεμον τὸ πρὶν — ἀντ. β΄.
δι᾽ ὤτων φρενός τε δαμίας περαῖνον
νῦν ἀφίσταται, φοβεῖται δέ τις. τὸ δ᾽ εὐτυχεῖν,
τόδ᾽ ἐν βροτοῖς θεός τε καὶ θεοῦ πλέον.
ῥοπὴ δ᾽ ἐπισκοπεῖ δίκας
ταχεῖα τοὺς μὲν ἐν φάει,
τὰ δ᾽ ἐν μεταιχμίῳ σκότου
μένει χρονίζοντ᾽ ἄτυχῆ,
τοὺς δ᾽ ἄκραντος ἔχει νύξ.
δι᾽ αἵματ᾽ ἐκποθένθ᾽ ὑπὸ χθονὸς τροφοῦ — στρ. γ΄.
τίτας φόνος πέπηγεν οὐ διαῤῥύδαν.
διαλγὴς δ᾽ ἄτα διαφέρει
τὸν αἴτιον παναρκέτας νόσου βρύειν.
θιγόντι δ᾽ οὔτι νυμφικῶν ἑδωλίων — αντ. γ΄.
ἄκος· πόροι τε πάντες ἐκ μιᾶς ὁδοῦ
διαίνοντες τὸν χερομυσῆ
φόνον καθαρσίοις ἴοιεν ἂν μάτην.
ἐμοὶ δ᾽, ἀνάγκαν γὰρ ἀμφίπτολιν — ἐπῳδ.
θεοὶ προσήνεγκαν, ἐκ γὰρ οἴκων

πατρώων τάνδ' ἐςᾶγον αἶσαν,
δίκαια καὶ μὴ 'μαῖς πρέπον τύχαις βίου
βίᾳ φερομένων αἰνέσαι. πικρὸν φρενῶν
στυγος κρατούσῃ, δακρύων ὑφειμάτων,
ματαίοισι δεσποτᾶν
τύχαις, κρυφαίοις πένθεσιν παχνουμένῃ.

In eben dieser Tragödie ist, auch was die übrigen Chorgesänge anlangt, noch viel zu thun übrig, und man muß bedauern, daß die Wiederherstellung durch die neuesten Versuche nicht eben gefördert worden ist. Ohne auf das Einzelne einzugehen, mag nur bemerkt werden, daß die Conjecturen, mit denen Herr Grotefend in der Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft 1841. n. 106 — 108 und 1842. S. 674 ff. den Wechselgesängen in dieser Tragödie Hülfe zu leisten geglaubt hat, zum Theil nicht Griechisch, zum Theil metrisch unhaltbar, zum Theil durch ganz prosaische Rede dem Aeschylus fremd sind. Wer wird z. B. glauben können, daß Aeschylus V. 362 geschrieben habe:

πρόσθ' οἱ κτανόντες νιν οὕτως δαμεῖεν, ὥςτε καὶ
θανατηφόρον αἶσαν πρόσω τινὰ πυνθάνεσθαι;

Ja welchen Sinn V. 326 die Worte haben sollen:

πατέρων τε καὶ τακέντων γόος ἔνδικος ματεύει
ῥοπὰν ἀμφιλαφὴς ταραχθείς,

würde gewiß Niemand errathen, wenn Herr Grotefend nicht folgende Uebersetzung gegeben hätte: »ja der Väter Klag', im Grab auch, wenn gerecht sie klagt, erstrebt sie mit umgreifendem Sturm Vergeltung.« Es ist nicht nöthig, die unhaltbaren Conjecturen, die Herr Grotefend in diesen Gesängen, so wie S. 686 in den Sieben gegen Theben gemacht hat, zu widerlegen. Ueberhaupt kann in diesem siebenten Hefte der Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft von 1842, das mehrere den Aeschylus betreffende Aufsätze enthält, eigentlich nur Herrn Enger's Widerlegung der Conjecturen des Herrn Wieseler auf Zustimmung und Beyfall Anspruch machen. Und dieser Umstand ist die Veranlassung zu gegenwärtigen Bemerkungen über die Kritik im Aeschylus.

Auf S. 678 ff. des genannten Hefts spricht Herr Halm über die von Herrn Professor Schneidewin in einem Programme vorgetragenen Emendationen. In den Choephoren V. 127 ist die Lesart der Bücher folgende:

κἀγὼ χέουσα τάςδε χέρνιβας βροτοῖς
λέγω, καλοῦσα πατέρ', ἐποίκτειρόν τ' ἐμὲ
φίλον τ' Ὀρέστην πῶς ἀνάξομεν δόμοις;

Diese Verse will Herr Schneidewin so geschrieben wissen:

κἀγὼ χέουσα τάςδε χέρνιβας πατρί,
λέγω, καλοῦσα πατέρ, ἐποίκτειρόν τ᾽ ἐμὲ
φίλον τ᾽ Ὀρέστην, φῶς τ᾽ ἄναψον ἐν δόμοις.

Herr Halm nennt diese Emendation meisterhaft, und findet sie fast evident. Aber ganz gewiß hat Aeschylus so nicht geschrieben. Denn nach λέγω hätte er Infinitive, nicht aber, was ganz ungewöhnlich ist, Imperative folgen lassen. Folglich würde weit leichter geschrieben werden können:

λέγω, καλοῦσα πατέρ᾽, ἐποικτείρειν ἐμὲ
φίλον τ᾽ Ὀρέστην, ὡς ἀνάξομεν δόμοις.

Aber wenn man die ganze Rede der Elektra genauer beobachtet, so wird man leicht bemerken können, daß kein Buchstabe zu ändern ist, wohl aber einige Verse ausgefallen seyn müssen, und zwar, weil der Abschreiber von einem φίλον τ᾽ Ὀρέστην auf das andere gerathen war. Mithin ist so zu schreiben:

λέγω, καλοῦσα πατέρ᾽, ἐποικτείρουτ᾽ ἐμὲ
φίλον τ᾽ Ὀρέστην . . . .
* * *
φίλον τ᾽ Ὀρέστην πως ἀνάξομεν δόμοις.

Der Sinn des letzten Verses ist: »und wir den lieben Orestes auf irgend eine Weise in das Haus zurückführen.« In dem ersten Verse hat Schütz auf meinen Vorschlag φθιτοῖς geschrieben, was durch die in den Handschriften beygefügte Erklärung νεκροῖς bestätigt wird. — Mit Recht widerlegt Herr Halm die Conjecturen, die Herr Schneidewin in der Stelle V. 236 ff. gemacht hat, wo durchaus nichts zu ändern war. Eben so hat S. 682 Herr O. Schneider richtig die Erklärung, die Herr Bamberger in einem Programme von V. 104 der Eumeniden gegeben hat, und die von eben demselben V. 103 vorgeschlagene Interpunction widerlegt; wenn er aber die Worte V. 331 ἀθανάτων δ᾽ ἀπέχειν χέρας durch deorum autem est manus a scelestis interfectoribus procul habere für richtig erklärt hält, so billigt er etwas ganz Unmögliches. Denn ἐστὶ kann, wo es nicht als bloßes Hülfsverbum steht, auf keine Weise ausgelassen werden.

Ueber die Schutzflehenden hat Herr Bamberger sowohl in diesem Hefte S. 693 ff., als 1839. n. 110. 111. S. 878 ff. gesprochen, wo die erste Abtheilung von seinen Coniectaneis in Aeschyli Supplices steht. Diese betrachte ich zuerst. Die erste seiner Conjecturen, V. 8:

ἀλλ αὐτογενεῖ φυξανορίᾳ

ist gut. Nicht so ist es ihm aber in andern Stellen gelungen. V. 56 ff. geben die Bücher:

εἰ δὲ κυρεῖ τις πέλας οἰωνοπόλων
ἔγγαιος οἶκτον οἰκτρὸν αἰών,
δοξάσει τις ἀκούων ὄπα τᾶς Τηρείας
μήτιδος οἰκτρᾶς ἀλόχου
κιρκηλάτου τ' ἀηδόνος.

Hier will er schreiben:

ἐγγάϊος οἶκτον αἰὼν
δοξάσει τιν' ἀκούων ὄπα —

Allerdings kann οἰκτρὸν wegfallen, wodurch der Vers dem antistrophischen gleich wird:

πενθεῖ νέον οἶκτον ἠθέων.

Fragt man aber, was poetischer und der Sprache der Tragiker angemessener sey, so wird man das οἰκτρὸν ungern vermissen, und den Fehler vielmehr in dem antistrophischen Verse suchen, in welchem es ganz leicht ist, dieselbe Redefigur herzustellen:

πενθεῖ νέοικτον οἶκτον ἠθέων.

Aber τιν' hätte Herr Bamberger nicht setzen sollen, da dieß ganz matt, die Wiederholung von τις aber gar nichts Seltenes ist, wie Porson und Andere erinnert haben. Ob ἀκούων, das schon Heath in ἀκούειν verändern wollte, nicht vertheidigt werden könne, mag dahin gestellt bleiben. Aber es war in dieser und der folgenden Strophe noch anderes zu corrigiren, was weder Herr Bamberger noch andere Kritiker bemerkt haben. — V. 97 liest er:

ἰδέσθω δ' ἐς ὕβριν βρότειον, οἵαν
νεάζει πυθμὴν δι' ἀμὸν γάμον τεθαλώς.

Die Bücher haben οἷα. In einer Stelle, die auf mehr als eine Weise erklärt werden kann, reicht es nicht hin, eine Conjectur aufzustellen, sondern es muß erst der Sinn ausgemittelt, oder wenigstens gesagt werden, wie man die Conjectur verstehen solle. Hier weiß man nun nicht, was Herr Bamberger sich unter πυθμὴν gedacht habe, und überhaupt möchte wohl, wenn οἵαν geschrieben wird, schwerlich ein passender Sinn in diesen Worten gefunden werden können. — V. 104 schreibt er:

τοιαῦτα πάθεα μέλεα θρεομένη λέγω
λιγέα βαρέα δακρυοπετῆ,
ἰὴ ἰή,
ἠλέμοισιν ἐμπρεπῆ.
ζῶσα γόοις τέτρυμαι.

Das ist eben so wenig das Wahre, als was er in der zweyten Abtheilung V. 695 vorschlägt: ζῶσα γόοις τέτιμαι, oder was Herr Emperius vermuthete: ζῶσα γόοις μεριμνῶν. Man hat

den Fehler da gesucht, wo er nicht liegt. — Zu V. 110 sagt Herr Bamberger: Scribendum:

χαρβᾶνα δ' αὐδὰν
εὖ, γᾶ, κοννεῖς,

nisi imperativum κόννει malis. Aber wie könnte der Chor den Argeiern zutrauen oder heißen, die fremde Sprache gut zu kennen? Auch kann Aeschylus aus rhythmischen Gründen so nicht geschrieben haben. — V. 153 ist die Vulgata:

ὦ Ζεῦ Ἰοὺς ἰὼ
μῆνις μάστειρ' ἐκ θεῶν.
κοννῶ δ' ἄταν
γαμετᾶς οὐρανόνικον.

Hier sagt Herr Bamberger: Libri praebent ἀζηνιουσίω vel ἀζηνὶ ουσίω. Unde veram scripturam facile agnoscas. Scribendum Ἆ Ζὰν, Ἰοῦς ἰώ. Und weiter unten ist er geneigt, mit Herrn C. G. Haupt μαστίκτειρ' zu schreiben, was der Scholiast bestätige. Daß er hier das Wahre nicht traf, kann ihm nicht angerechnet werden, da er das Scholion nur so, wie es in den Ausgaben verstümmelt steht, kannte. Doch hätte er an dem unrichtig gestellten ἰὼ Anstoß nehmen sollen, und μαστίκτειρ' ist rhythmisch unzuläßig. Uebrigens wird auch ἆ nicht können gebilligt werden. Ob ἄταν in ἄγαν von ἄγη, wie er will, zu verändern sey, kann gestritten werden, da ἄγαν einen passenden Sinn gibt. Das Versmaß aber verlangt einen Spondeus. — V. 175:

καὶ τἀπὶ χέρσου νῦν προμηθίαν λαβεῖν
αἰνῶ φυλάξαι, τἄμ' ἔπη δελτουμένας.

Hier interpungirt und schreibt er:

αἰνῶ, φυλάξαι τ' ἄμ' ἔπη δελτουμένας.

So hat Aeschylus nicht geschrieben. Die Herren Wordsworth und Geel, letzterer in der Bibliotheca critica nova V. 1. p. 78, haben beyde erkannt, daß nur λαβεῖν in λαβὼν zu verwandeln ist. — Gut ist V. 191 die Emendation ζάχρει' ἔχη statt τὰ χρεῖ' ἔχη. — V. 332 billigt Herr Bamberger mit Recht ὄνοιτο für ὤνοῖτο:

τίς δ' ἂν φίλους ὄνοιτο τοὺς κεκτημένους;

Dieß ist aber nicht Scholefield's Emendation, sondern des Joannes Auratus. Wenn er aber sich damit nicht begnügt, sondern lesen will:

τίς δ' ἂν φιλοῦσ' ὄνοιτο τοὺς κεκτημένους;

quae puella dominum vituperet, si eum amet? so hat er nicht bedacht, daß kein Grieche so redet, sondern das Mascu-

linum φιλῶν gesetzt seyn müßte. — Eine gute Conjectur ist V. 349:

ὁρῶ κλάδοισι νεοδρόποις κατάσκιον
νεώνυϑ' ὅμιλον τῶνδ' ἀγωνίων ϑεῶν,

wo die Bücher νέον ϑ' haben. Doch kann Aeschylus auch ναίονϑ' geschrieben haben, wie Sophokles zu reden pflegt. Nach der Gewohnheit des Aeschylus würde man πρέποντ' erwarten. — Wenn Herr Bamberger V. 397, wo die Bücher ἀμφοτέρους geben, so schreibt:

ἀμφοτέρωσ' ὁμαίμων τάδ' ἐπισκοπεῖ
Ζεὺς ἑτερορρεπής, νέμων εἰκότως
ἄδικα μὲν κακοῖς, ὅσια δ' ἐννόμοις,

so scheint er die Stelle nicht genau betrachtet, und den Fehler da gesucht zu haben, wo er nicht liegt. — V. 426 kann, was Herr Bamberger des Versmaßes wegen setzen will, ἐκκαδόν, eben wegen des Versmaßes nicht gesetzt werden, so wie auch in den antistrophischen Versen:

ἴσϑι γάρ, παισὶ τάδε καὶ δόμοις
ὁπότερ' ἂν κτίσῃς
μένει Ἄρει κτίνειν
ὁμοίαν ϑέμιν,

was er sagt, pro Ἄρει scribendum ἄγει, »Monet filios tuos, ut poenam crimini parem luant,« ebenfalls des Versmaßes wegen nicht das Wahre ist. Ganz nahe lag zu schreiben:

μένει δορὶ τίνειν
ὁμοίαν ϑέμιν.

Ὁμοίαν hatte schon Herr Bothe gesetzt. — Zu V 481:

καὶ γὰρ τάχ' ἄν τις οἶκτος εἰςιδὼν τάδε
ὕβριν μὲν ἐχϑήρειεν ἄρσενος στόλου,

findet man den entschiedenen Ausspruch: scribendum:

καὶ γὰρ τάχ' ἄν τις, οἰκτρ' ὃς εἰςιδὼν τάδε.

Fortasse etiam sit aliquis, qui misera haec adspiciens superbam masculorum iniuriam odio habeat. Es ist schon oben gerügt worden, daß das Hülfsverbum, wo es nicht bloß die Copula ist, sondern auch ein Prädicat enthält, nicht ausgelassen werden kann. Das ist nicht eine Eigenheit der griechischen Sprache, sondern eine logische Forderung. Würde wohl Herr Bamberger den Satz: »es ist die Sache der Gerechtigkeit, jedem das Seine zu geben,« lateinisch so ausdrücken: iustitiae suum cuique tribuere? Wäre in dem Verse des Aeschylus etwas zu ändern, so würde Stanley's οἰκτρὸς genügen. Porson zur Medea V. 139 führt die Vulgata unverdächtigt an. — Zu V. 510:

σὺ καὶ λέγων εὔφραινε καὶ πράσσων φρενί,

heißt es ebenfalls: Pro corrupto φρενὶ legendum φρόνει. Non solum loquere, quae grata sint, sed etiam factis sape. Allein wenn auch φρόνει geschrieben werden kann, so fehlt doch zu εὔφραινε eben so das Pronomen, wie bey Heath's Conjectur φρένα. Das Natürlichste ist:

σὺ καὶ λέγων μ' εὔφραινε καὶ πράσσων φρένα.

— In folgenden Worten V. 636:

Δῖον ἐπιδόμενοι πράκτορά τε σκοπὸν
δυςπολέμητον, ὃν οὔτις ἂν δόμος ἔχοι
ἐκ ὀρόφων μαίνοντα· βαρὺς δ' ἐφίζει,

will Herr Bamberger, äußerst willkürlich, ἄτης κότον, und in dem strophischen Verse τὰν Πελασγὰν (oder dreysylbig τὰν Πελασγίαν, was nicht angeht) πόλιν, und mit Wellauer ἔν τις ἂν δόμος ἔχοι, was ganz matt ist, lesen. Von allen diesen Conjecturen trifft keine das Wahre. — V. 745 schreibt er:

οὔτοι ταχεῖα ναυτικοῦ στρατοῦ στολή,
οὐδ' ὅρμος, οὐδὲ πεισμάτων σωτήρι'· οὐδ'
ἐς γῆν ἐνεγκεῖν οὐδ' ἐν ἀγκυρουχίαις
θαρσοῦσι ναῶν ποιμένες παραυτίκα.

In der zweyten Abtheilung seiner Conjecturen 1842, S. 705, wo er diese Stelle noch einmal behandelt, will er schreiben:

οὐδ' ὅρμος, οὐ δεῖ πεισμάτων σωτηρίου,
ἐς γαῖαν ἐλθεῖν δ' οὐδ' ἐν ἀγκυρουχίαις
θαρσοῦσι ναῶν ποιμένες παραυτίκα.

Das gibt zwar einen passenden Sinn, ist aber zu gewaltsam, als daß es angenommen werden könnte. In beyden Behandlungen dieser Stelle hat Herr Bamberger das Asyndeton:

φίλει
ὠδῖνα τίκτειν νὺξ κυβερνήτῃ σοφῷ

unberührt gelassen, und also daran keinen Anstoß genommen. — Den Einfall, V. 765 schreiben zu wollen:

ἄφυρτον δ' οὐκ ἔτ' ἂν πέλοι κέαρ,

wo die Bücher ἄφυκτον geben, wird niemand billigen. Er übersetzt das: fieri iam non potest quia cor meum perturbetur. Einen so gänzlich matten und noch dazu so seltsam ausgedrückten Gedanken darf man dem Aeschylus nicht andichten. Eben so wenig kann man es billigen, daß Herr Bamberger das unrichtig formirte μελαινόχρως in dem folgeuden Verse stehen ließ; höchlich aber muß man sich wundern, daß er in der zweyten Abtheilung S. 706 nicht, wie andere gethan haben, κελαινόχρως her-

stellte, sondern gar eine neue völlig unerhörte Form μελαντόχρως erfand. An dem fehlerhaften Rhythmus:

κελαινόχρως δὲ πάλλεται μου καρδία,

nahm er ebenfalls keinen Anstoß. — V. 834:

μήποτε πάλιν ἴδοιμ'
ἀλφεσίβοιον ὕδωρ,
ἔνθεν ἀεξόμενον
ζώφυτον αἷμα βροτοῖσι θάλλει.

Weil von dem Austreten des Nils die Rede sey, was vornehmlich durch ἀεξόμενον bezeichnet werde, spricht Herr Bamberger auch hier entscheidend: Scribendum οἶδμα βροτοῖσι θάλλει. Hätte er sich Zeit genommen zu bedenken, welche befruchtende Kraft dem Nilwasser zugeschrieben wird, so würde er wohl diese Conjectur zurückgehalten haben. — V. 896 ist

πῶς δ' οὐχὶ τἀπολωλόθ' εὑρίσκων ἔλω,

wo die Bücher ἐγὼ haben, eine nicht üble Conjectur. Porson wollte ἄγω schreiben. — V 967, wo εὐπρυμνῆ in den Büchern steht, sagt Herr Bamberger: Scribendum:

τοιῶνδε τυγχάνοντας εὐπρύμνης φρενὸς
χάριν σέβεσθαι τιμιωτέραν ἐμοῦ.

tanta cum consecuti simus, cordis gubernaculo mentis bene instructi est (decet vos si sapere velitis) Danais gratiam praestantiorem quam qua me patrem veneramini rependere. Außer daß Aeschylus εὐπρύμνου geschrieben haben würde, ist auch hier wieder das mit einem Prädicate versehene Hülfsverbum als ausgelassen angenommen, und also Unmögliches geschehen.

In der zweyten Abtheilung seiner Conjecturen 1842, S. 693 spricht Herr Bamberger zuerst über V. 73:

ἀλλὰ θεοὶ γενέται, κλύετ' εὖ τὸ δίκαιον ἰδόντες,
ἢ καὶ μὴ τέλεον δόντες ἔχειν παρ' αἶσαν,
ὕβριν δ' ἑτοίμως στυγοῦντες
πέλοιτ' ἂν ἔνδικοι γάμοις.

Er sagt: Wellauerus hunc locum interpretatus est: Aut si vel non perfectum id quod concupiscimus nobis datis, iusti eritis circa nuptias. Quorum priora recte sunt intellecta. Sensus autem hic est, ut Danaides deos precentur, ut aut prohibeant nuptias, aut si praeter fas fiant nuptiae, ut Aegyptiorum insolentiam aversati ultionem admittant. Neque vero ἔνδικος eo sensu dicitur. Scribendum igitur:

πέλοιτ' ἂν ἔκδικοι γάμοις.

Herr Bamberger scheint zu meinen, daß der Chor dunkel

auf die Ermordung der Aegyptiaden hindeute. Dieß wäre allerdings ein passender Gedanke: aber nach seiner Conjectur geben die Worte folgenden Sinn: »Höret, ihr Götter! die Gerechtigkeit wohl beachtend, oder, wenn ihr, was nicht seyn sollte, nicht alles gewähret, aber den Uebermuth bereitwillig hasset, so würdet ihr Rächer der Hochzeit seyn.« Das ist aber kein richtiger Gedanke, sondern es müßte heißen: »so seyd wenigstens Rächer der Hochzeit.« Folglich ist das Vorgeschlagene nur eine halbe Emendation, und Herr Bamberger hätte corrigiren sollen:

πέλοιτ' ἀλλ' ἔκδικοι γάμοις.

Dieß würde sich vertheidigen lassen, wenn man in dem strophischen Verse:

γοεδνὰ δ' ἀνθεμίζομαι,

γοεδνὰ für den Nominativ des Singulars nähme, so daß der Vers das von den Tragikern häufig gebrauchte Metrum aus einem Antispasten und der iambischen Dipodie hätte. Doch stimmt diese Versart nicht mit den übrigen Rhythmen zusammen. Ferner hat Herr Bamberger, vermuthlich Wellauer's unüberlegtem Urtheile folgend, *ἑτοίμως* beybehalten, wofür er schon des Versmaßes wegen *ἐτύμως* setzen mußte, auch wenn ihm unbekannt war, daß diese schon von andern gemachte Emendation handschriftliche Auctorität hat. Sodann war auch zu beachten, daß *στυγοῦντες* Correction zu seyn scheint, indem die alten Bücher *στύγοντες* geben. Aus allen diesem folgt, daß das Wahre noch nicht gefunden seyn möchte. — V. 80:

εἰ θείη Διὸς εὖ παναληθῶς.
Διὸς ἵμερος οὐκ εὐθήρατος ἐτύχθη.

Mit Recht bemerkt Herr Bamberger, daß in dem erstern dieser Verse *Διὸς* nicht zu ändern ist: nicht aber kann Aeschylus geschrieben haben, wie er lesen will:

εὖ δ' εἴη Διὸς, εὖ παναληθῶς
Διὸς ἵμερος. Οὐκ εὐθήρατος ἐτύχθη.

Ein solches Asyndeton, in welchem der Subjectsbegriff aus dem Vorhergehenden hinzuzudenken wäre, ist auf keine Weise zu rechtfertigen. Diese Stelle war sehr leicht zu emendiren. — V. 90:

ἰάπτει δ' ἐλπίδων ἀφ' ὑψιπύργων
πανώλεις βροτούς,
βίαν δ' οὔτιν' ἐξοπλίζει
τὰν ἄπονον δαιμονίων·
ἥμενον ἄνω φρόνημά πως
αὐτόθεν ἐξέπραξεν ἔμπας
ἑδράνων ἐφ' ἁγνῶν.

Herr Bamberger meint, der Sinn sowohl als die Erklärung des Scholiasten empfehle folgende Veränderung:

βίαν δ' οὔτιν' ἐξοπλίζει·
πάντα πόνον δαιμονίως
ἥμενον ὂν φρόνημά πως
αὐτόθεν ἐξέπραξεν ἔμπας ἑδράνων ἐφ' ἁγνῶν.

Die Erklärung des Scholiasten ist diese: τὸ δὲ φρόνημα αὐτοῦ, ἐπὶ τῶν ἁγνῶν ἑδρασμάτων ἐφήμενον, ἐξέπραξε τὸν σκοπὸν ἑαυτοῦ αὐτόθεν ἀπὸ τῶν ἁγνῶν ἑδρασμάτων, ὅ ἐστι τοῦ οὐρανοῦ. Daraus kann man aber weiter nichts schließen, als daß der Scholiast ἑδράνων ἀφ' ἁγνῶν gelesen habe. Herr Bamberger übersetzt nun: Vim ille nullam exarmat, sed omnem laborem divina fati lege mens eius sancta sede considens illinc perficit. Aber erstens ist πάντα πόνον entsetzlich matt; zweytens ist δαιμονίως, divina fati lege, hier nicht bloß unpassend, sondern, da von einem Gotte die Rede ist, sogar abgeschmackt; und drittens, wer hat wohl je ἥμενον ὂν gesagt? — V. 97 schreibt Herr Bamberger:

ἰδέσθω δ' ἐς ὕβριν οἵαν
νεάζει πυθμὴν
δι' ἀμὸν γάμον τεθαλὼς
δυςπαραβούλοισι φρεσὶν
καὶ διάνοιαν αἱμύλαν
κέντρον ἔχων ἄφυκτον, ἄταν δ'
ἀπάτᾳ μεταγνούς.

Ueber οἷαν ist schon oben gesprochen worden. Wie aber läßt sich das Verfahren rechtfertigen, mit dem die ganz feststehenden und vom Scholiasten anerkannten Worte καὶ διάνοιαν μαινόλιν in das ganz unpassende καὶ διάνοιαν αἱμύλαν des Versmaßes wegen, und zwar bloß weil im antistrophischen Verse eine reine iambische Dipodie steht, verändert werden? Erst war doch wohl für den offenbar corrupten antistrophischen Vers:

ἥμενον ἄνω φρένημά πως

eine sichere Emendation zu suchen; sodann aber mußte auch bewiesen werden, daß in diesen choriambischen Rhythmen die iambische Dipodie nothwendig rein seyn müsse. — V. 117 ist Herr Bamberger nicht der erste, der aus dem Scholiasten richtig

θεοῖς δ' εναγέα τέλεα, πελομένων καλῶς,
ἐπίδρομ', ὁπόθι θάνατος ἀπῇ

herstellte: s. meine Opusc. IV. p. 119. Dieß hat auch handschriftliche Auctorität. — V. 202:

φυλάξομαι δὲ τάςδε μεμνῆσθαι σέθεν
κεδνὰς ἐφετμάς·

Quae oratio non est Graeca. Nach diesem sehr unvorsichtigen Ausspruche, den Herr Bamberger gleich in dieser Tragödie selbst durch V. 990 widerlegt finden konnte, gibt er einen Trimeter, dessen vierter Fuß ein Spondeus ist:

φυλάξομαι δὲ τάσδ' ἀμνημονεῖν σέθεν.

Die ganze Stelle V. 201 — 213 lautet in den Büchern so:

Χ. πάτερ, φρονούντως πρὸς φρονοῦντας ἐννέπεις.
φυλάξομαι δὲ τάσδε μεμνῆσθαι σέθεν
κεδνὰς ἐφετμάς· Ζεὺς δὲ γεννήτωρ ἴδοι.
Δ. μὴ νῦν σχόλαζε, μηχανῆς δ' ἔστω κράτος.
Χ. θέλοιμ' ἂν ἤδη σοι πέλας θρόνους ἔχειν.
Δ. ὦ Ζεῦ κόπων οἴκτειρε μὴ 'πολωλότας.
Χ. ἴδοιτο δῆτα πρευμενοῦς ἀπ' ὄμματος.
κείνου θέλοντος εὖ τελευτήσει τάδε.
Δ. καὶ Ζηνὸς ὄρνιν τόνδε νῦν κικλήσκετε.
Χ. καλοῦμεν αὐγὰς ἡλίου σωτηρίους
ἁγνόν τ' Ἀπολλω φυγάδ' ἀπ' οὐρανοῦ θεόν.'
εἰδὼς ἂν αἶσαν τήνδε συγγνώη βροτοῖς.
Δ. σύγγνοιτο δῆτα καὶ παρασταίη πρόφρων.

Daß die Ordnung der Verse und die Stichomythie gestört sind, fällt sogleich in die Augen. Da die Stichomythie durch Umstellung der Verse nicht hergestellt werden kann, schließt Herr Bamberger mit Recht, daß entweder etwas ausgefallen sey, oder etwas herausgeworfen werden müsse. Nun findet er, daß V. 204., 205, 206 wegfallen können. Daher stellt er die Verse so:

Χ. πάτερ, φρονούντως πρὸς φρονοῦντας ἐννέπεις.
φυλάξομαι δὲ τάσδ' ἀμνημονεῖν σέθεν
κεδνὰς ἐφετμάς· Ζεὺς δὲ γεννήτωρ ἴδοι.
Δ. ἴδοιτο δῆτα πρευμενοῦς ἀπ' ὄμματος.
Χ. κείνου θέλοντος εὖ τελευτήσει τάδε.
Δ. καὶ Ζηνὸς ὄρνιν τόνδε νῦν κικλήσκετε.
Χ. καλοῦμεν αὐγὰς ἡλίου σωτηρίους.
Δ. ἁγνόν τ' Ἀπόλλω φυγάδ' ἀπ' οὐρανοῦ θεόν.
Χ. εἰδὼς ἂν αἶσαν τήνδε συγγνώη βροτοῖς.
Δ. σύγγνοιτο δῆτα καὶ παρασταίη πρόφρων.

Mit dieser Anordnung könnte man sich nöthigen Falls beruhigen, wenn für die drey weggelassenen Verse anderswo eine schickliche Stelle nachgewiesen würde. Darüber wird nun so gesprochen: Superest ut locum fabulae indicemus, unde tres illi versus translati sint. Eum autem non posse alium esse, quam post v. 230 vel ex iis patet, quae disputavimus. Quae ibi sunt verba κἀμείβεσθε τόνδε τὸν τόκον tam nude sunt posita, adeo abrupta a ceteris ad aures accidunt, ut editores plerique coniecturis non abstinuerint. Quae optime se habent, si tres versus illi subiiciuntur:

σκοπεῖτε, κἀμείβεσθε τόνδε τὸν τόπον,
ὅπως ἂν ὑμῖν πρᾶγος εὖ νικᾷ τόδε.
μὴ νῦν σχόλαζε, μηχανῆς δ' ἔστω κράτος.
X. θέλοιμ' ἂν ἤδη σοὶ πέλας θρόνους ἔχειν.
ὦ Ζεῦ, κόπων οἴκτειρε μὴ 'πολωλότας.

Hätte Herr Bamberger diese Stelle genauer betrachtet, so würde er nicht nur nicht mit solcher Entschiedenheit diese Vermuthung aufgestellt, sondern sie vielmehr als ganz unstatthaft erkannt haben. Allerdings stehen die Worte:

σκοπεῖτε, κἀμείβεσθε τόνδε τὸν τόπον

ohne allen Zusammenhang da. Aber worin liegt denn dieser Mangel des Zusammenhanges? Mit dem was folgt hangen sie ja zusammen, und das läßt Herr Bamberger stehen. Aber mit dem was vorhergeht vermißt man den Zusammenhang, und da Herr Bamberger nichts dazwischen einschiebt, bleibt ja dieser Mangel des Zusammenhangs unverändert. Vorher ist von dem gottlosen Unternehmen der Aegyptiaden die Rede, dergleichen auch in der Unterwelt noch bestraft werde, und die zunächst dem σκοπεῖτε vorhergehenden Worte sind:

κἀκεῖ δικάζει τἀμπλακήμαθ', ὡς λόγος,
Ζεὺς ἄλλος ἐν καμοῦσιν ὑστάτας δίκας.

Kommt nun wohl ein Zusammenhang dieser Worte mit dem σκοπεῖτε in diese Stelle, wenn nichts dazwischen eingeschoben wird, oder wird sie vielmehr nicht noch unzusammenhangender, da nach den von Herrn Bamberger nach V. 230 eingesetzten Worten man unmittelbar den König, der bis dahin nicht auf der Bühne war, sprechen hört? Das ist aber ganz gegen die Regel, da stets die Ankunft einer Person angemeldet wird. Herr Bamberger würde daher bey gehöriger Betrachtung gefunden haben, daß das auch hier geschehen mußte, und mithin vor V. 229 etwas, vermuthlich einige Verse, ausgefallen sind, in denen Danaus sagte: »aber da kommt der König: deßwegen überlegt eure Rede, und antwortet ihm so, daß eure Sache siege.« Es war daher schon längst richtig corrigirt worden:

σκοπεῖτε, κἀμείβεσθε τόνδε τὸν πρόπον,
ὅπως ἂν ὑμῖν πρᾶγος εὖ νικᾷ τόδε.

Auf diese Weise hängt nun alles richtig zusammen, und es bedarf nicht nur der eingeschobenen Verse nicht, sondern sie würden vielmehr den Zusammenhang vernichten. Aber auch noch aus einem andern Grunde können sie hier nicht stehen. Denn in dem Gespräche, aus welchem Herr Bamberger sie herausgerissen hat, zeigt sich deutlich, daß die Danaiden nach einander an die Standbilder der einzelnen Götter hinantreten. Danaus,

der dieß, wie der Scholiast richtig bemerkt, schon gethan hat, kann daher nicht erst jetzt, nachdem er schon V. 219 gesagt hat:

πάντων δ' ἀνάκτων τῶνδε κοινοβωμίαν
σέβεσθ', ἐν ἁγνῷ δ' ἑσμὸς ὡς πελειάδων
ἵζεσθε,

und sie bereits sitzen, zur Beschleunigung ermahnen, und noch weniger können sie selbst erst jetzt sagen, daß sie sich zu ihm setzen wollen; noch können sie den Zeus jetzt anrufen, was sie gleich anfangs thun mußten. Hieraus folgt, daß Herrn Bamberger's Anordnung nicht Statt finden kann. — Nicht minder verunglückt ist der Gedanke, den 443. Vers,

ἀλγεινὰ θυμοῦ κάρτα κινητήρια

nicht mit andern Kritikern vor V. 442, sondern nach V. 463 zu setzen, wo gar nicht vom Zorne die Rede seyn kann Ueberdieß hat Herr Bamberger aus der Acht gelassen, daß von V. 438 an jeder der drey zusammengehörenden Sätze aus drey Versen bestehen muß. — V. 263 gibt Herr Bamberger sogar einen Trimeter, der sich mit einem Spondeen endigt:

χρανθεῖσ' ἀνῆκε γαῖα μῆνιν αἰανῆ.

— V. 292:

B. μὴ καὶ λόγος τις Ζῆνα μιχθῆναι βροτῷ;
X. καὶ κρυπτά γ' Ἥρας ταῦτα * παλλαγμάτων.
B. πῶς οὖν τελευτᾷ βασιλέων νείκη τάδε;

Weil in der Antwort des Königs ein Zwist erwähnt wird, will Herr Bamberger schreiben:

κοὐ κρυπτά γ' Ἥρας τῶνδ' ἄχη παλλαγμάτων.

Die Negation läßt sich leichter durch κἄκρυπτα herstellen. Das Uebrige ist eine völlig haltlose Vermuthung, die um so mehr befremden muß, als alle Kritiker an dem unbekannten Worte πάλλαγμα Anstoß genommen haben. — V. 363:

ἐγὼ δ' ἂν οὐ κραίνοιμ' ὑπόσχεσιν πάρος,
ἀστῶν δὲ πᾶσι τοῖσδε κοινώσας πέρι.

Längst schon hatte man erkannt, daß der Schreiber die Cäsur verwechselt hat, indem er schreiben sollte:

ἀστοῖς δὲ πᾶσι τῶνδε κοινώσας πέρι.

Herr Bamberger hingegen meint, das Participium könne nicht stehen, wenn man nicht annehme, daß etwas ausgefallen sey, und nur das Medium, nicht das Activum κοινοῦν werde mit περὶ construirt. Beydes bedarf keiner Widerlegung. Aus diesem Grunde nur will er schreiben:

ἀστῶν δὲ πᾶσι τοῦδε κοίνωσαι πέρι.

So hat aber Aeschylus weder geschrieben, noch schreiben können, erstens weil der König zu dem Chore der Jungfrauen spricht, diesen aber nicht befohlen werden kann, ihre Sache dem versammelten Volke vorzutragen; zweytens weil ἀστῶν πᾶσι, »der Bürger alle,« widersinnig ist, indem da nach allen doch noch einige übrig bleiben mußten. — V. 385:

δεῖ τοί σε φεύγειν κατὰ νόμους τοὺς οἴκοθεν,
ὡς οὐκ ἔχουσι κῦρος οὐδὲν ἀμφί σοῦ.

Herr Bamberger will das Komma nicht nach οἴκοθεν, sondern nach φεύγειν gesetzt wissen. Das kömmt auf eins hinaus, macht aber die Construction härter. — V. 393;

εἶπον δὲ καὶ πρίν, οὐκ ἄνευ δήμου τάδε
πράξαιμ' ἂν οὐδέπερ κρατῶν· καὶ μήποτε
εἴπῃ λεώς, εἴ που τι μὴ τοῖον τύχῃ,
ἐπήλυδας τιμῶν ἀπώλεσας πόλιν.

Die Bücher haben εἴ πού τι καὶ μὴ τοῖον τυχθῇ. Herr Bamberger führt Herrn Schneidewin's Conjectur an: εἴ πού τι μὴ λῷον τύχῃ, und setzt hinzu: Nobis magis probabile videtur scribendum esse, εἴ πού τι κἄμπαλιν τύχοι. Das ist nicht einen Text verbessern, sondern einen neuen machen. Ueber den vorhergehenden Vers wird nichts gesagt, in welchem doch entweder mit Canter μὴ καίποτε, oder noch wahrscheinlicher mit Woodsworth κοὐ μήποτε zu schreiben ist. — V. 550; daß Herr Bamberger von meiner Emendation:

γενοῦ πολυμνήστορ, ἐφάπτορ Ἰοῦς

sagen konnte: qua ratione metrum, non sensus restituitur; quid enim γενοῦ sibi velit, aut quomodo iungendum sit cum ceteris difficile est ad intelligendum, verräth, daß ihm der bey den Griechen und Römern gar nicht seltene Gebrauch des Vocativs in der Anrede statt des Nominativs unbekannt war: ὄλβιε κῶρε γένοιο, venias hodierne. Völlig unstatthaft aber ist seine Constitution dieser Stelle, und die Verbindung der Strophe mit der Antistrophe dergestalt, daß die ersten Worte der Antistrophe noch zu dem Sinne der Strophe gehören, dann aber ein ganz unerträgliches Anakoluthon übrig bleibt. Denn von dem ersten Verse der Antistrophe: τὸ πρὸς γυναικῶν ἐπιδών, reißt er die ersten Worte ab, und schreibt πρόσω γυναικῶν. Die Stelle im Agamemnon, mit der er dieß zu vertheidigen sucht, V. 229, hat sehr wenig Beweiskraft, da dort doch nicht mitten im Verse abgebrochen wird, und überhaupt in einer fortlaufenden Erzählung die Grenze einer Strophe leichter überschritten werden kann. Wer aber kann dem Aeschylus etwas so Mattes

und Unbeholfenes zutrauen, wie das, was uns hier folgendermaßen gegeben wird:

λέμνα δ' ἔμβαλε πορφυρουδεῖ
ταν μελανόζυγ' ἄταν
πρόσω γυναικῶν. Ἐπιδὼν ἀντ. ά.
παλαίφατον ἀμέτερον
γένος φιλίας προγόνου γυναικός,
νέωσον εὔφρον' αἶνον
γένους, πολυμνῆστορ, ἐφάπτορ Ἰοῦς.

V. 542 hatten die Kritiker in den verdorbenen Worten *ἰάπτει βάσιδος δι' αἴας* richtig *δ' Ἄσιδος* hergestellt. Herr Bamberger aber, weil ihm *ἰάπτει* nicht intransitiv gebraucht werden zu können scheint, will schreiben:

ἰάπτει δ' ὡς βάσιν δι' αἴας
μηλοβότου Φρυγίας διάμπαξ.

Das ist aber gute Poesie in nicht gute Prosa verwandeln. Nicht gut ist es auch den folgenden Versen ergangen, die in den Büchern so lauten:

περᾷ δὲ Τεύθραντος ἄστυ Μυσῶν,
Λύδιά τε γύαλα·
καὶ δι' ὀρῶν Κιλίκων
Παμφύλων τε γένη διορνυμένα
πὰρ ποταμοὺς ἀενάους,
καὶ βαθύπλουτον χθόνα καὶ
τᾶς Ἀφροδίτας πολύπυρον αἶαν.

Wer eine Stelle emendiren will, muß sie doch erst recht angesehen haben. Das ist hier nicht geschehen. Denn weder über den metrisch fehlerhaften Vers *Λύδια τε γύαλα* ist etwas gesagt, noch das schon längst von den Kritikern als ein fremdes Einschiebsel herausgeworfene *γένη* bemerkt. Fällt aber dieses Wort weg, wie es auch des Versmaßes wegen wegfallen muß, so verschwindet auch der Zweifel über die *βαθύπλουτος χθών*, die nunmehr Pamphylien seyn muß, und folglich fehlt auch aller Grund für die aufgestellte Conjectur:

καὶ βαθύπλουτον χθόνα, κλειτὰν Ἀφροδίται πολύπυρον αἶαν.

Diese Conjectur würde aber auch schon darum verworfen werden müssen, weil *κλειτὸς* kein tragisches Wort ist. Die Tragiker sagen *κλεινός*. Hier war *καὶ τὰν Ἀφροδίτας πολύπυρον αἶαν* zu schreiben. — Es folgt die sehr schwierige und vielfach versuchte Stelle V. 590:

ὑπ' ἀρχᾶς δ' οὔτινος θοάζων
τὸ μεῖον κρεισσόνων κρατύνει·
οὔ τινος ἄνωθεν ἡμένου σέβει κάτω·
πάρεστι δ' ἔργον ὡς ἔπος,
σπεῦσαί τι τῶν δούλιος φέρει φρήν.

Herr Bamberger spricht zuvörderst gegen die von mir in der dritten Ausgabe von des Sophokles Oedipus tyrannus p. 12 aufgestellte Conjectur. Es genügt dagegen zu erinnern, daß er ihr seltsamer Weise gerade den entgegengesetzten Sinn unterlegt. Er selbst läßt die beyden ersten Verse unverändert stehen. Indem er den Sinn derselben so angibt: non Iupiter imperium inferius potentioribus exercet, sagt er: τὸ μεῖον κρεισσόνων a κρατύνει pendet, ut v. 680 πόλιν κρατύνεις. Aber die Worte so construirt, sagen Folgendes: »keiner Herrschaft unterworfen beherrscht er das, was schwächer ist als das Mächtigere.« Was ist aber dieses? Allgemein genommen wäre es kein Ruhm des Gottes, wenn er nur das, was schwächer als Mächtigeres ist, beherrschte. Speciell aber auf ihn selbst bezogen, würde gesagt werden, er beherrsche was weniger mächtig ist als er. Das versteht sich ja aber von selbst: denn wäre es mächtiger als er, so würde es ihn beherrschen. In beyden Fällen also kommt ein nichtiger Gedanke heraus. Ferner wird der dritte Vers so geschrieben:

τίνος δ' ἄνωθεν ἡμένου σέβει κράτη;

Cuius enim altius sedentis imperia ille vereatur? Wenn vereatur richtig geschrieben ist, müßte es σέβοι heißen. Aber das ist ja wieder nur dasselbe, was in den beyden vorhergehenden Versen schon zweymal gesagt ist. In der Strophe wird der fehlende Fuß dadurch ergänzt, daß statt παλαιόφρων mittels Wiederholung der zwey ersten Sylben πάλαι παλαιόφρων gesetzt wird. Aber da παλαιόφρων nur ein poetischer Ausdruck für πάλαι ist, so erhalten wir auch hier wieder eine Tautologie. Von diesem allen kann folglich nichts angenommen werden. Da übrigens die Bücher οὔτινος oder οὔτινας haben, so muß auch der strophische Vers durch Herstellung eines Daktylus im ersten Fuße ergänzt werden, was sehr leicht ist. Endlich sollen die letzten Verse so zu schreiben seyn:

πάρεστι δ' ἔργον ὡς ἔπος
σπεῦσαι. Τί τῶν δούλιος φέρει φρήν;

Iovis est, factum simul ac dictum properare. Horum quid mens servilis, quae ceterorum omnium praeter Iovem est, vincit? Quorum commentarium optimum exhibet Promethei versus 50 ἐλεύθερος γὰρ οὔτις ἐστὶ πλὴν Διός. De φέρειν cfr. Reisig. Enarr. Oed. C. v. 6. et Meinek. Menand. p. 126. Was diese Citate, in denen wohl von φέρειν die Rede ist, aber nicht, daß dieß vincere bedeute, sagen sollen, ist nicht einzusehen. Aber noch weit unbegreiflicher ist, wie etwas ausgedacht werden konnte, wovon in den griechischen Worten nichts

als das corrupte, längst richtig in *βούλιος* veränderte *δούλιος* vorhanden ist; ja wie überhaupt es möglich war, den Chor hier sagen zu lassen, woran er gar nicht denken konnte. Herr Bamberger hat den Sinn der ganzen Stelle und ihren Zusammenhang mit dem, was vorhergeht, ganz und gar nicht begriffen. In der Strophe hat der Chor gesagt: »welchen der Götter könnte ich mit mehrerem Rechte anrufen, als den Urheber meines Geschlechtes, den vollkommenen Schutz?« Nun fährt er in der Antistrophe, seine Hoffnung auf Sieg über die mächtigeren Aegyptiaden andeutend, so fort: »keiner Herrschaft unterworfen, bewirkt er, daß das Schwächere über das Stärkere herrsche, und That und Wort ist ihm bereit, schnell zu vollführen, was sein berathender Sinn beschließt.« Dieß ist nothwendig der Sinn der Stelle. Mit dem Sinne aber muß der Kritiker erst im Reinen seyn, ehe er bestimmen kann, wie der Sinn ausgedrückt gewesen sey. — V. 647 hat Herr Bamberger die Lücke nach *ἐπιχωρίου* gut durch *στάσις* ausgefüllt. Aber eben damit widerlegt sich die Umstellung, die er V. 656 macht, wo die hergebrachte Lesart ist:

Ζῆνα μέγαν σεβόντων
τὸν ξένιον δ' ὑπέρτατον,
ὃς πολιῷ νόμῳ αἶσαν ὀρθοῖ.

Canter hatte richtig *τὸν ξένιον Δί'* emendirt, woran Herr Bamberger, weil *Ζῆνα* vorhergeht, sehr mit Unrecht Anstoß nimmt, und deßwegen diese Verse so schreibt:

τὸν ξένιον δ' ὑπέρτατον
Ζῆνα μέγ' εὖ σεβόντων,
ὃς πολιῷ νόμῳ αἶσαν ὀρθοῖ.

Aber, abgesehen von dem *μέγ' εὖ*, passen ja die Verse, die sich respondiren sollen, nun nicht mehr auf einander. Wenn er übrigens auch die kurze Endsylbe in *ὑπέρτατον* wegbringen wollte, so bietet ja der Scholiast *ὑπερτάτως* dar. — V. 679:

φυλάσσοι τ' ἀτιμίας τιμὰς
τὸ δήμιον, τὸ πτόλιν κρατύνει,
Προμαθεὺς εὐκοινόμητις ἀρχά·

Hier schreibt Herr Bamberger:

φυλάσσοιντ' ἀτρεμεῖς δὲ τιμαί.
τὸ δήμιον τ' εὖ πτόλιν κρατύνοι.
Προμαθεύς τε κοινόμητις ἀρχά·

Den ersten Vers konnte Aeschylus so nicht schreiben. Im zweyten wozu *πτόλιν* nach *εὖ*? Der dritte verstößt gegen das Metrum. — V. 697, wo Danaus das Schiff ankommen sieht:

καὶ πρῷρα πρόσθεν ὄμμασιν βλέπουσ' ὁδὸν
οἴακος εὐθυντῆρος ὑστάτου νεὼς
ἄγαν καλῶς κλύουσά γ' ὡς ἂν οὐ φίλη.

Egregia est coniectura docti cuiusdam Britanni, quam in Museo philologico ante aliquot annos legimus (dort steht sie nicht):

οἴακος εὐθυντῆρος ὑστάτου νεὼς
ἄγαν καλῶς κλύουσα γλῶσσαν οὐ φίλην.

Diese Conjectur taugt nichts. Denn nicht nur wäre erst zu beweisen, daß γλ den vorhergehenden Vocal nicht zu einer langen Sylbe machten, was nicht durch den Vers in den Xantrien bewiesen werden kann:

κέντημα γλώσσης, σκορπίου βέλος λέγω.

Denn dort ist *κέντημα λύσσης* zu schreiben, wie auch Lobeck in der zweyten Ausgabe des Aiax S. 103 bemerkt. Eben so falsch ist *οὐ φίλην*, indem dadurch die Stimme des Steuerruders nicht als den Danaiden, sondern als dem Vordertheile des Schiffes unwillkommen bezeichnet werden würde, was absurd ist. — Quae post v. 708 (soll 707 heißen) sequuntur, Wellauerus editionem Glasguensem secutus inter chorum et Danaum distribuit, quae in codicibus (praeter R) recte Danao dantur universa, id quod prae ceteris apparet ex v. 711 *ὅμως ἄμεινον, εἰ βραδύνοιμεν βοῇ*, quem choro tribui ineptum est. Dieses Urtheil zeigt, daß Herr Bamberger die ganze Stelle mißverstanden, und den Sitz des Fehlers nicht gesehen hat. Das Distichon:

ὅμως ἄμεινον, εἰ βραδύνοιμεν βοῇ,
ἀλκῆς λαθέσθαι τῆσδε μηδαμῶς ποτέ

enthält ja Widersprechendes. — V. 753 meint Herr Bamberger, die Worte geben keinen passenden Sinn und keine richtige Construction, weßwegen er schreibt:

σὺ δὲ
φρόνει μὲν ὡς ταρβοῦσα μὴ 'μελεῖν θεῶν
πράξεις ἀρωγήν.

Es bedurfte aber nur der Versetzung des Komma, das man nach *θεῶν* gesetzt hatte, zu *ταρβοῦσα*:

σὺ δὲ
φρόνει μὲν ὡς ταρβοῦσα, μὴ 'μελεῖν θεῶν
πράξασ' ἀρωγήν.

Ob V. 758 *ποῖ φύγωμεν Ἀπίας γαίας, κέλαινον εἴ τι κεῦθός ἐστί που* interpungirt, oder, wie Herr Bamberger will, das Komma nach *φύγωμεν* gesetzt werde, ist ziemlich gleichgültig, nicht aber, daß ein Kritiker der Tragiker V. 762 folgenden Trimeter mit dem Spondeen im vierten Fuße aufstellen konnte:

τὸ πᾶν δ' ἄφαντος, ἄν τι πτᾶσ' αὔραισιν ὡς.

In dem antistrophischen Verse 771:

πρὶν ἄνδρ' ἀπευκτὸν τῷδ' ἐγχριμφθῆναι χεροῖν,

schreibt er ὧδε χριμφθῆναι χροΐ. Χροΐ hatte schon Herr Boissonade gesetzt. Τῷδε in ὧδε zu verändern war unnöthig. — Richtig schreibt er V. 774:

πρὸς ὃν νέφη δένδρα γίγνεται χιών,

wie auch ich zu anderer Zeit als in den Opusc. III. p 106 verbessert hatte. — V. 787 hat er nur einen Theil des Wahren gefunden, wenn er die Worte τίν' ἀμφ' αὐτᾶς ἔτι πύρον τέμω καὶ λυτήρια entweder so ändern will:

τίνα γὰρ αὖ φυγᾶς τέμωμαι πόρον γάμου λυτῆρα,

was sich schwerlich als Griechisch möchte erweisen lassen, oder:

τίνα φυγᾶς πόρον τέμω δύςφρονος γάμου λυτῆρα,

was wegen des unbegründeten willkürlichen Zusatzes nicht angenommen werden kann, so wie auch der Vers in den Sylben dem strophischen nicht gehörig entspricht. — Ueber die Conjecturen, die Herr Bamberger in V. 789 ff. und 818 ff. aufzustellen sich erlaubt hat, ist es besser zu schweigen, da niemand in Versuchung kommen wird, diese Einfälle für wahr zu halten. Eben so wenig ist V. 855 an

λύμας γαῖα πρόπασα λάσκοι,

zu denken, was ein ganz und gar nicht hierher gehörender Gedanke ist, noch V. 856 an

περιχρεμπτὰ βρυάξεις, ὃς ἐπωπᾷ σ' ὁ μέγας
Νεῖλος ὑβρίζοντ' ἀποτρέψειν ἄϊστον ὕβριν,

noch kann V. 850 ἀγρίαις ἐν αὔραις geschrieben werden, da Herr Bamberger das Metrum verkannt hat, obwohl er richtig πολύψαμμον setzte, das man sich wundern muß nicht längst schon in den Ausgaben zu finden. Völlig unbegreiflich aber ist das unkritische oder vielmehr aller Kritik zuwiderlaufende Verfahren, mit dem er V. 863 die vom Eustathius aufbewahrte und vom Scholiasten erklärte, in aller Hinsicht tadellose Lesart βρέτεος ἄρος ἄτα nicht achtet, sondern Folgendes vorschlägt:

πάτερ, βρετῶν ἄρος ματᾷ,
σὺ δ' ἄμμ' ἄλαδ' ἄγεις.

Daß V. 928, wo die alten Bücher ἴσθι μὲν τάδ' ἤδη πόλεμον ερεισθε (ἔρεισθαι, αἱρεῖσθαι) νέον haben, Porson, indem er der von Turnebus eingeführten Lesart αἱρήσῃ folgte, nicht richtig corrigirt hat:

ἢ 'σται τάδ', ἢ δὴ πόλεμον αἱρήσει νέον,

ist allerdings wahr: aber was Herr Bamberger setzt:

τάδ' ἴσθι δή· δεῖ πόλεμον αἱρεῖσθαι νέον,

hat Aeschylus ebenfalls nicht geschrieben. — Daß V. 953 ff. nicht Worte des Königs, sondern des Chors sind, ist richtig. Dem Chore sind sie auch in der Robostellischen Ausgabe beygelegt. Aber fast abenteuerlich ist der Gedanke, daß nicht Dienerinnen, sondern männliche Diener den Danaiden beygegeben seyen, weil V. 932 σὺν φίλοις ὀπάοσιν steht. Aber dort hatte schon Schütz φίλαις geschrieben, und wenn man φίλοις beybehalten will, so würden doch nicht Diener der Danaiden, sondern die Leibwache zu verstehen seyn, die Danaus V. 963 erhalten zu haben sich rühmt. Den Grund aber, den Herr Bamberger noch außerdem anführt, daß ξύν τ' εὐκλείᾳ καὶ ἀμηνίτῳ βάξει λαῶν τῶν ἐγχώρων τάσσεσθε nur auf die Danaiden selbst, nicht auf die mit den gleich folgenden Worten φίλαι δμωΐδες angeredeten Dienerinnen gehen könne, worin allerdings etwas Wahres liegt, würde er, wenn er den Sitz des Fehlers gesehen hätte, anders als durch folgende, nicht der Redeweise der Tragiker angemessene Conjectur beseitigt haben:

ξύν τ' εὐκλείᾳ καὶ ἀμηνίτῳ
βάξει λαῶν τῶν ἐγχώρων
τάσσεσθε, φίλαι· δμῶες δ' οὕτως
ὡς ἐφ' ἑκάστῃ διεκλήρωσεν
Δαναὸς θεραποντίδα φερνήν.

V. 969:

καὶ ταῦτα μὲν γράψεσθε πρὸς γεγραμμένοις
πολλοῖσιν ἄλλοις σωφρονίσμασιν πατρός,
ἀγνῶθ' ὅμιλον ὡς ἐλέγχεσθαι χρόνῳ.

Sehr mit Unrecht wird es absurd genannt, daß Wellauer den Infinitiv statt des Indicativs mit ὡς verbunden annahm. Diese Construction scheint also Herrn Bamberger nicht bekannt zu seyn. Eben so irrig ist es, daß χρόνῳ fehlerhaft sey, und χρεών geschrieben werden müsse. Der Gedanke bleibt ja derselbe, wenn man schreibt:

ἀγνῶθ' ὅμιλον ὡς ἐλέγχεσθαι χρεών,

ist aber schlecht ausgedrückt, weil gerade das, worauf es hier ankommt, χρόνῳ, weggelassen ist. Daß aber χρόνῳ richtig ist, zeigt der Gegensatz in den folgenden Versen:

πᾶς δ' ἐν μετοίκῳ γλῶσσαν εὔτυκον φέρει
κακήν.

V. 1027:

φυγάδες δ' * ἐ ἔπνοιαι,
κακά τ' ἄλγη πολέμους θ' αἱ-
ματόεντας προφοβοῦμαι.

Hier erhalten wir:

φυγὰς ἀδμῆς δ' ἐπίπνοιαν.

Ego virgo exul amorem doloresque et bella cruenta metuo. Dieses ἀδμῆς ist ein äußerst überflüssiger und unnützer Zusatz. — Endlich spricht Herr Bamberger noch über den Sinn der letzten Worte der Tragödie, den er im Ganzen richtig aufgefaßt hat, aber τὸ δίμοιρον hätte er nicht durch malum bipartitum, quod non solum dolorem, sed etiam laetitiam ferat erklären, sondern der von ihm unbeachtet gelassenen Auslegung des Scholiasten folgen sollen.

Es wird aus dem Angeführten erhellen, wie es um die Kritik des Aeschylus steht. Zwar ist hier nur von den Conjecturen einiger weniger Kritiker gesprochen worden, aber diese sind keineswegs die einzigen, die auf diese Weise verfahren, sondern es gibt deren noch viele andere, von denen die vorsichtigern zurückhaltender zu seyn und entweder zu schweigen oder nur Kleinigkeiten, über die kein Zweifel seyn kann, zu berichtigen pflegen, dennoch aber die Art ihrer Kritik bald durch das, was sie von Andern annehmen, bald auch, indem sie etwas Eigenes bringen, unzweydeutig verrathen.

Gottfried Hermann.

Art. VIII. Wissenschaftliche Encyklopädie der Aesthetik. Von Dr. Wilhelm Hebenstreit. Wien 1842.

(Schluß.)

Objektivität erklärt der Hr. Verf. als das der wahren Beschaffenheit des Gegenstandes Gemäße, entgegengesetzt der Subjektivität, als dem Persönlichen, oder, genauer, als das Wahre, Unveränderliche, der Einzelheit und Willkür nicht preisgegebene Substantielle: im Gegensatz des nur Innerlichen aber als das äußere reale Daseyn. Es ist offenbar, daß er durch diese Bestimmung von vorneherein jener unrichtigen Vorstellungsweise begegnen wollte, welche die Objektivität der Darstellung darin setzt, »daß überhaupt jeder Gegenstand oder Inhalt eines Kunstwerkes in der Form oder Gestalt der sonst vorhandenen, uns schon bekannten Wirklichkeit erscheine.« Dabey ist jedoch zu bemerken, daß wenn man den Begriff der Objektivität in das Durchdrungenseyn des Aeußern von dem Innern und in die Einheit der Idee und der Form setzt, dieser mit

dem Begriffe der ästhetischen Vollkommenheit im Allgemeinen zusammenfalle. Richtiger scheint daher der Begriff der Objektivität sich so bestimmen zu lassen, daß sie eine künstlerische (also die Einheit der Idee und der Form bedingende) Darstellung sinnlich erkennbarer Gegenstände nach der Wahrheit ihrer Erscheinung, der sinnlich nicht wahrnehmbaren aber nach dem Gemeingefühl der Gebildetsten sey: während die Subjektivität der künstlerischen Darstellung durch die Individualität des Darstellenden bedingt wird.

Die künstlerische Darstellung ist also eine objektive oder subjektive, je nachdem das eine oder das andere Moment in ihr vorherrscht. Rein objektiv ist sie nie; eben so wenig, als rein subjektiv. Denn selbst wenn es der Künstler auf ein bloßes Spiegelbild eines sinnlich wahrnehmbaren Gegenstandes anlegt, wird seine Individualität auf die Behandlung desselben Einfluß haben; um wie viel mehr bey jedem Vorwurf, welchem die scharfe Begränzung eines solchen Gegenstandes abgeht. Wie entsprechend die Darstellung des Künstlers dem Gemeingefühle der Verständigsten und Gebildetsten auch seyn mag, die eigenthümlichsten Züge, die feineren Nuancen werden immer seiner individuellen Denk- und Empfindungsweise angehören. Andrerseits aber kann die künstlerische Darstellung die Objektivität ihres Vorwurfes nie gänzlich aus den Augen verlieren, ohne daß sich ihr dieser gänzlich in Dunst und Nebel auflös'te; ja, wo dieses wirklich der Fall ist, da tritt eben die individuelle Anschauungs- oder Empfindungsweise des Künstlers als objektives Moment seiner Darstellung hervor.

Eben darum aber, weil die künstlerische Darstellung ausschließend weder eine objektive, noch subjektive seyn kann, ist es eine Verkehrtheit, die eine oder die andere unbedingt zum Stempel ästhetischer Vollkommenheit machen zu wollen: wenn gleich nicht nur die Natur einzelner Stoffe, sondern selbst einzelne Dichtungsarten eine mehr objektive oder subjektive Behandlung fordern. Weit besser ist es daher, bey der Frage über den Werth objektiver und subjektiver Darstellung die eigenthümlichen Vorzüge der einen und der andern in's Auge zu fassen; wo sich denn Klarheit, Gemessenheit und Ruhe als eigenthümliche Vorzüge der objektiven, Innerlichkeit und Lebendigkeit aber als Vorzüge der subjektiven Darstellungsweise zu erkennen geben werden. Dabey wird die eine wie die andere in einer entsprechenden Geistes- und Gemüthsstimmung des Künstlers bedingt erscheinen, und auch hier eine gänzliche Trennung beyder Momente, des objektiven nämlich und des subjektiven, sich als eine unstatthafte ausweisen. Denn wenn es dem Künstler, und namentlich dem

Dichter, ohne Klarheit und Geistesruhe mit der objektiven Behandlung nirgends gelingen kann, weil es ohne diese keine unbefangene Auffassung, ohne eine solche aber keine unbefangene Darstellung irgend eines Objektes gibt: so wird seine Darstellung doch nur in so weit Frische, Kraft und Lebendigkeit haben, als ein reges Interesse seines Geistes oder Gemüthes von dem Objekte derselben auf eigenthümliche Weise innig angesprochen wird. Wie aber hier neben der zur Objektivität der Darstellung nöthigen Geistesstimmung das subjektive Element sich geltend macht: so bedingt die Stimmung, welche der subjektiven Darstellung zum Grunde liegt, die Alles aus einem individuellen Gesichtspunkte und Interesse gestaltet, wenigstens jenen Grad von Besonnenheit und Geistesruhe, der das Objekt nicht gänzlich aus dem Auge, und damit für seine Darstellung nicht allen festen Boden verliert.

Wie aber Objektivität und Subjektivität der Darstellung in der Stimmung des Künstlers, und namentlich des Dichters, bedingt erscheinen: so auch in der Stimmung derjenigen, für welche er schafft und dichtet, oder mit einem Worte, in der Zeit. Wie bey jenem fordert die Objektivität der Darstellung auch bey dieser Unbefangenheit, Besonnenheit und Geistesruhe, damit sie in ihrer Eigenthümlichkeit richtig begriffen, und mit warmer Liebe aufgefaßt werde. Sie basirt nämlich von vorne herein auf einem Allgemeingeltenden, und ein solches gibt es nur in einer zeitgeistigen Unbefangenheit und Einigkeit. In einer aufgeregten, vielfach in sich zerfallenen und uneinigen Zeit, wird die künstlerische Darstellung sich immer zur Subjektivität hingedrängt finden. Denn ist eine solche Zeit auch gebildet genug, um der Objektivität der Darstellung ihr Recht widerfahren zu lassen: so kann sie sich doch nicht innig damit befreunden und sich durch sie nicht befriedigt fühlen. Darauf muß freylich auch die subjektive Darstellung von vorneherein verzichten. Allein alles Subjektive hat wenigstens aus seinem Gesichtspunkte Anspruch an unbedingte Geltung. Ja der Dichter ist in einer solchen Zeit fast gezwungen, in seiner subjektiven Art und Weise sich zu verhärten; denn welche andere er auch ergreife, er wird immer tausend Gegner und tausend Gegensätze wider sich haben. So bleibt ihm denn zuletzt nichts übrig, als auf die Gleichgestimmten allein zu rechnen. Da aber das Subjektive fast immer nach einer unbedingteren Geltung strebt, als zu der es berechtigt ist; da es sich in einer aufgeregten und in sich zerspalteten Zeit dabey immer vielfältig angefochten sieht, und da es gegen seine Widersacher nur durch eine überwiegende Energie sich behaupten kann: so liegt ihm hier nichts näher als die Ver-

suchung, seine Ansprüche auf Geltung auf die äußerste Spitze zu treiben, was durch die poetischen Bestrebungen der neuesten Zeit mehr als zur Genüge bestätigt wird.

Ode. Sie ist, sagt der Verfasser, der Ausdruck der höchsten lyrischen Poesie, des ernsten Aufschwunges einer tieferen, über die gemeine Wirklichkeit sich erhebenden Lebensanschauung, der Bewunderung ausgezeichneter Persönlichkeit, die begeisterte Darstellung unmittelbarer Gemüthsbewegungen. Rosenkranz stellt die Ode zwischen den Hymnus und das Lied. »Im Hymnus tritt der Dichter hinter den Inhalt zurück; im Liede verhält er sich in seiner Empfindung durchaus eigenthümlich, allein zugleich ganz allgemein im Sinne seines Volkes. Der Hymnus ist episch, anschauend, objektiv; das Lied rein lyrisch, fühlend, subjektiv. Zwischen beyden steht die Ode, die sowohl vom Liede als vom Hymnus etwas an sich trägt. Sie ist nämlich reflektirender Natur.« Diese reflektirende Natur der Ode hat auch Hr. Hebenstreit nicht verkannt, wenn er sagt: »sie streife an den Ton der Betrachtung, ohne denselben rein in sich aufzunehmen, und gewinne dadurch den Charakter der Würde und Erhabenheit.« Allein sie streift nicht bloß an die Reflexion; sie ergreift diese, von einer starken oder doch regen Gemüthsstimmung ausgehend, mit der Kraft der lebendigsten Begeisterung als ein ihr Wesentliches und Nothwendiges, weil jede solche Gemüthsstimmung nur in einem Allgemeinen einen genügenden Abschluß findet.

Wenn man den Begriff der Ode strenge fest hält, und den eigenthümlichen Bau ins Auge faßt, welchen sie bey den Alten, und namentlich bey Horaz und seinen glücklichsten Nachfolgern unter den Neueren hat (nicht die metrischen Formen, denn dann würden, die verunglückten Versuche abgerechnet, welche den romanischen Sprachen die antiken Sylbenmaße aufzudringen suchten, Spanier und Italiener gar keine Oden haben): so kann man der Behauptung des Hrn. Verfassers, daß die Literatur der neueren Nationen in diesem Zweige der Poesie arm sey, nicht so unbedingt beystimmen. Denn man darf bey den Spaniern nur an Luis de Leon, Medrano, Herrera erinnern, und mehrere von Petrarca's Canzonen sind nicht nur dem Geiste, sondern auch ihrem innern Bau nach wahre Oden. Bey uns Deutschen waren die Umstände der Odenpoesie in vielen Beziehungen allerdings ungünstig. Von der dem Deutschen eigenthümlichen Anlage zur religiösen Innigkeit hätte man für die religiöse und philosophische Ode schon bey der ersten Erneuerung der Poesie in der schlesischen Dichterperiode einen glücklichen Aufschwung erwarten sollen; allein vor Klopstock lassen sich nur wenig Gedichte aufzählen, welche auch nur von ferne

den Namen der Ode verdienten. Das religiöse Leben war zu befangen, und alles geistige Leben zu tief erschlafft und herabgestimmt, als daß selbst ein Dichter von ungewöhnlicher Begabung sich zu jener Kraft, Freyheit und Ruhe des Geistes hätte erheben können, welche die Ode unbedingter als jede andere Dichtungsart fordert. Auch war die Sprache mit Allem, was die erste schlesische Dichterschule daran gebessert, die zweyte wieder daran verdorben hatte, noch viel zu wenig durchgebildet, um für den Odendichter ein brauchbares Werkzeug zu seyn. Dazu machte sie erst Klopstock. Mit titanischer Kraft ergriff und beherrschte er sie, und mit gleicher Kraft beherrschte er die Rhythmen, die sich leicht und anmuthig, kräftig und volltönend um die Gedanken und Empfindungen schmiegten, in welchen er seine Begeisterung für Religion, Freundschaft und für sein Volk aussprach. So schuf er seine Oden, das ewige Denkmal seines Ruhmes; weit über seinen Messias. Hätte er nicht einseitig das versunkene, jener Zeit gänzlich fremd gewordene Germanenthum als Vorbild für Werth und Ruhm des deutschen Volkes ergriffen: so würde sein Einfluß auf dieses ein noch weit größerer gewesen, und er der Volksdichter seiner Nation im höchsten und umfassendsten Sinne geworden seyn. Daß Ramler dieses nicht werden konnte, begreift sich, da seine Poesie einen Helden und eine Nation feyerte, die damals von der Hälfte seines Volkes bitter gehaßt wurden; ungerechnet daß der antike Zuschnitt seiner Oden und die unerbetene Gefälligkeit, mit welcher er die Werke gleichzeitiger Dichter unter seine kritische Schere nahm, wenig geeignet waren, bey Publikum und Dichtern den Antheil an seinen Leistungen zu fördern. Das im Ganzen glückliche, obgleich zum Theil pedantische Streben nach Correctheit konnte unter diesen Umständen selbst seiner Zeit nur als ein untergeordnetes Verdienst erscheinen. Glücklicher war er inzwischen in dieser Beziehung seinen Zeitgenossen gegenüber noch immer, als bey einem weit gereifteren, mit höherem Sinne erfaßten Streben nach Correctheit Graf Platen-Hallermünde, da dieser in eine Zeit fiel, in welcher die Vollendung der Form den Dichtern nicht nur höchst gleichgültig ist, sondern eben die Formlosigkeit eine Grundbedingung aller wahren Poesie zu seyn scheint.

Da die Ode bey dem Dichter, neben einer des höchsten Aufschwungs fähigen Energie des Geistes, in gleichem Grade Klarheit, Besonnenheit und Ruhe des Geistes fordert, und da sie immer von einer allgemein gültigen Lebensanschauung ausgeht, oder, von einem subjektiven Moment ausgehend, einer solchen sich zuwendet; da sie also vorzugsweise objektiv ist, und dabey mehr als jede andere Dichtungsart eine sichere Herrschaft

über Rhythmus und Sprache fordert: so ist es sehr begreiflich, wie sie unserer Zeit, in der alle Poesie von subjektiver Aufgeregtheit und Zerrissenheit ausgeht, und wie diese ihr sich hat entfremden müssen, und wie das Lied, in welchem jede aufgeregte Stimmung, jedes Gelüste sich ungebunden aussprechen und über jede Form wegspringen kann, die Ode gänzlich verdrängen mußte. Und dennoch; wenn ein Dichter unserer Zeit Kraft und Hoheit des Geistes genug besäße, um diese lieber erheben als noch mehr verwirren zu wollen; wenn er die Geschichte, das Unglück nämlich, wie die Schuld und Thorheit seines Volkes tief genug erforscht und begriffen hätte, um ihm ein Lehrer und Prophet zu werden; und wenn er dabey seinen Sinn für den Zauber des Rhythmus hinreichend ausgebildet hätte, um mit der ganzen Macht dieses Zaubers auch Andere zu ergreifen — wie mächtig könnte ein solcher Dichter ermuthigend, warnend, strafend, durch die Ode nicht, auch jetzt noch, auf seine Zeit wirken. Hier oder nirgends könnte ein neuerer Dichter ehrenvolle Lorbeern einsammeln!

Poetische Prosa. Der Verf. beschreibt nicht die poetische Prosa, sondern ihre Ausartung. Rücksichtlich dieser hat er dann freylich Recht, wenn er sie ein Zwitterwesen nennt, dem es zur Poesie an selbstständiger Auffassung und Idealisirung des Wirklichen, zur Prosa aber an Natur und Wahrheit fehle, und die durch eine hochtrabende, schwulstige Ausdrucksweise, durch äußern sinnlichen Prunk mit Figuren und Symbolisirung den Abgang des innern Lebens zu ersetzen suche. Aber muß denn die poetische Prosa nothwendig schwülstig und hochtrabend seyn? Die Poeten behandeln sie fast durchgehends sehr geringschätzig, wegwerfend vielmehr. Auch soll ihr hier nicht unbedingt gegen jene das Wort geredet werden. Wenn sie inzwischen nicht behaupten wollen, daß die metrische Form der Poesie wesentlich sey — was sie nicht thun, und wie könnten sie es, und zugleich den Roman der Poesie vindiciren wollen: — so wird immer zunächst der poetische Gehalt der Gedanken, Empfindungen und des Ausdrucks entscheiden, ob eine in poetischer Prosa geschriebene Piece wirklich Poesie sey oder nicht. Demzufolge reducirt sich die Frage über die Zuläßigkeit der poetischen Prosa allein darauf, ob der Rhythmus derselben den Zauber, welchen der metrische Rhythmus auf das Ohr ausübt, zu ersetzen im Stande sey oder nicht. Wessen Ohr glücklich genug organisirt und fein genug ausgebildet ist, wer tief genug in die Geheimnisse der Poesie selbst eingedrungen und erkannt hat, welchen Reichthum und welche Mannigfaltigkeit rhythmischer Formen sie sich anzueignen vermag: der wird diese Frage schwerlich so geradezu verneinen

wollen. In einem Stücke jedoch wird die poetische Prosa gegen das Metrum immerfort im Nachtheile stehen. Die Gleichförmigkeit der Bewegung des metrischen Rhythmus, die es zunächst bewirkt, daß wir dem Aufschwunge des Dichters in einem längeren Werke ohne Mühe und mit Wohlgefallen folgen, weil eben jene gleichförmig fortschreitende Bewegung uns die Mühe leicht macht — diese vermag die poetische Prosa nur durch die Gleichförmigkeit des Tones im Allgemeinen zu ersetzen. Und sicher macht es dem Dichter bey der poetischen Prosa mehr Mühe, sich mit jener Ruhe des Geistes, die einem poetischen Kunstwerke nie fehlen darf, immer auf der gleichen Höhe zu erhalten, als bey einem metrischen Gedichte. Unstreitig liegt auch hierin der Grund, warum die poetische Prosa so leicht in Schwulst ausartet, und warum der Leser sich so leicht von ihr ermüdet findet.

Prolog. Gewiß wäre es erwünscht gewesen, wenn Hr. H. über die Zuläßigkeit des Prologs auf der neuern Bühne und über die Bedingungen, unter welchen er zuläßig seyn könne, sich des Weiteren ausgelassen hätte. Ref. glaubt nicht nur, daß der Prolog dieses sey, sondern er ist auch der Meinung, daß die Dichter ihren Vortheil wenig verstanden haben, indem sie ihn so geradezu aufgegeben. Ist dieses aber wahr, so sollte die Sache vielfältig angeregt und besprochen werden.

Daß der Prolog in jener Form, in welcher er bey den antiken Dichtern vorkömmt, der heutigen Bühne nicht convenire, muß zugegeben, und braucht nicht ausführlich erörtert zu werden. Aber ist er darum in jeder andern Form unstatthaft? Auch in der Form, in welcher er mehrmals von neuern Dichtern, z. B. von Schiller im Wallenstein, gebraucht worden ist? Kann man ihn bey einer so großen Composition, wie die Tragödie ist, unzweckmäßig finden? Was kann mehr im Interesse des Dichters seyn, als durch den Prolog die Erwartung des Zuschauers zu spannen, und, was mehr ist, ihr Gemüth für den Ernst seiner Dichtung zu stimmen, und ihnen das Verständniß derselben zu eröffnen, wie Sinn und Bedeutung derselben in ihm selbst sich erschlossen haben? Und bietet der Prolog dem komischen Dichter nicht die erwünschteste Gelegenheit, seine Zuhörer zum vorhinein in jene heitere Stimmung zu setzen, welche er bey ihnen erzeugen will? Freylich, der Prolog und das Stück müßten beyde darnach seyn. Denn ein Prolog, der Erwartungen erregte, welche das Stück nicht befriedigte, wäre eben nichts als ein glänzendes Aushängschild vor einer Trödelbude.

Wer den Prolog sprechen soll? Keine mithandelnde Person, wie bey den Alten; sonst — wer da will; vorausgesetzt, daß er ihn gut spreche.

Viele Stücke werden den Prolog entbehren können, und für viele wird er durchaus nicht passen. Ganz gewiß. Aber muß denn Alles normal stereotyp seyn!

Roman. Historischer Roman. Schwerer, als das Wesen jeder anderen Dichtungsart, ist das Wesen des Romans zu bestimmen, da keine andere so vielgestaltig ist. »Ein Charakter- oder Situationsgemälde« ist er allerdings; das aber ist jede Dichtung, in welcher Menschen handelnd auftreten. Eine durchaus verkehrte Bestimmung ist die oftmals wiederholte, daß der Roman ein Gewordenes, das Drama hingegen ein Werdendes darstelle. Wie das Drama stellt auch der Roman ein Werdendes dar, weil alles Handeln in einer fortschreitenden, auf ein bestimmtes Ergebniß abzweckenden Reihe von Veränderungen besteht. Wenig ist gewonnen, wenn man den Roman als »eine poetische Veranschaulichung eines individuellen Lebens in der Form einer geschichtlichen Erscheinung nicht bloß gehörig gezeichnet, sondern auch dem eigenen Ziele zugeführt« bezeichnet, indem der Roman durch die Forderung, daß die Veranschaulichung eine poetische sey, keineswegs hinreichend von der Biographie geschieden wird. Näher treffen diejenigen zum Ziele, welche das Wesen des Romans in den Conflict einer bestimmten Individualität mit den Bedingungen des Lebens gesetzt haben; nur daß diese Bestimmung offenbar zu vag ist. Denn welche Beziehungen sind es, nach welchen das Individuum im Roman mit den Lebensbedingungen collidirt? und welche sind diese Lebensbedingungen selbst? Was nun die erstern betrifft, so sind es die allgemeinsten menschlichen Interessen, welche im Roman mit den Bedingungen des Lebens in Conflict gerathen; die letztern haben aber ihren Grund entweder in den allgemeinen Gesetzen des Lebens oder in besondern Formen des gesellschaftlichen Zustandes. Hiebey tritt nun allerdings, wie Goethe richtig bemerkt hat, die Gesinnung als das wesentliche Moment des Romans ein, weil alles Bestreben des Individuums, jenen Gesetzen und Zuständen gegenüber, zunächst durch die Gesinnung bestimmt wird.

Dieses selbst erklärt sowohl die dem Romane eigenthümliche Breite, als daß er so gerne eine didaktische Richtung verfolgt.

»Der eigentliche Selbstzweck des Romans,« sagt der Verf., »ist die poetische Schöpfung eines individuell bestimmten Lebens. Am weitesten entfernt liegt ihm in dieser Beziehung die didaktische Richtung, und wo dieselbe sich etwa vorfindet, muß sie mit dem dargestellten Leben ursprünglich, nothwendig und organisch verknüpft seyn, weil im entgegengesetzten Fall der Roman eine bloße Form der didaktischen Poesie seyn würde.« Gegen die zuletzt

ausgesprochene Bedingung wird niemand etwas einwenden, und sie kann nicht leicht kürzer und bestimmter ausgedrückt werden, als sie es hier ist; sonst aber läßt sich gewiß mit größerem Rechte behaupten, daß keine andere Richtung dem Romane näher liege, als eben die didaktische. Denn wodurch sonst ist jenes bedeutende Leben oder die Darstellung eines solchen interessant, als dadurch, daß sich mittelst derselben eine gehaltvolle Lebensansicht klar und entschieden herausstellt? und wodurch anders, als dadurch, können die verschiedenen Theile und Situationen des Romans zusammengehalten werden? Wodurch anders ist wohl von Seite der Composition wie von Seite der poetischen Darstellung Goethe's Wilhelm Meister so vortrefflich, als dadurch, daß eine gehaltvolle, jeden Einzelnen ansprechende Idee uns daraus entgegentritt: wie nämlich jede Bildung eine fragmentarische bleibe, ein jedes Streben darnach zufälligen Einflüssen unterworfen sey; wie aber dieses Streben, wenn es die Richtung auf das Gute und Schöne festhalte, troz jenen Einflüssen, uns dem Ziele schöner Menschlichkeit zuführe. Auch würde es nicht schwer seyn, nachzuweisen, daß alle Romane, welche sich einer bleibenden Geltung in unserer wie in der Fremdliteratur erfreuen, diesen Vorzug jenem tiefern Gehalte einer bedeutenden, in bestimmten Zügen ausgeprägten Lebensanschauung zu danken haben, während weder das Spannende der Situationen, noch Reichthum und Mannigfaltigkeit der poetischen Färbung, noch irgend einer der geistreichen oder verzweifelten Handstreiche, womit es die modernsten Romane versucht haben sich geltend zu machen, diesen die gleiche Anerkennung gewinnen konnten. Kein günstigeres Prognostikon ist jenen Romanen zu stellen, welche die didaktische Richtung in der politischen Polemik oder überhaupt auf eine verkehrte Weise verfolgen. Der Roman hat seinen Pragmatismus wie ihn die Geschichte hat, und dasselbe Gesetz gilt für den einen wie für den andern; dieses nämlich, daß die Idee durch die Thatsachen und die Begebenheiten selbst herausgestellt werde.

Wenn man den Begriff des Romans, wie er oben gefaßt wurde, festhält, so kann die Zuläßigkeit des historischen Romans nicht wohl in Frage gestellt werden. Dieser bleibt, mag nun der Held selbst eine historische Person seyn, oder bloß mit historischen Personen in Berührung gebracht werden, und unter bestimmten historischen Verhältnissen handeln, immer poetische Darstellung eines individuellen Lebens nach allgemeinen menschlichen Beziehungen. Um ein solches zur poetischen Anschauung zu bringen, wird der Dichter allerdings Vieles erfinden müssen; allein wenn er dieses auf eine den historischen Verhältnissen entsprechende Weise thut: so verfährt er hierin ganz nach seinem

guten Rechte, und nur die Grimasse eines streng orthodoxen Eiferns für geschichtliche Treue mag ihn deßwegen anfechten; wobey freylich nicht zu übersehen, daß der Dichter seines Rechtes überall verlustig geht, wo er festgestellte historische Charaktere oder Verhältnisse nach seinen Zwecken willkürlich umgestaltet. Aber nicht an die Vergangenheit, mehr als fast jede andere Dichtungsart, das Lustspiel ausgenommen, ist der Roman an die Gegenwart gewiesen, und fast alle Romane, welche ein klassisches Ansehen erlangt haben, bewegen sich in dieser Sphäre. Auch ist nichts natürlicher, als daß, nachdem der sentimentale, der philosophische, der altdeutsch frömmelnde, der phantastische und historische, der ruchlose und kriminalistische, der Kunst- und Familienroman ihre Zeit gehabt haben, die Reihe endlich auch an den socialen Roman komme. Die Aufgeregtheit und Zerrissenheit der Zeit selbst bedingt ihn; indem sie einerseits thöricht genug von der Poesie die Versöhnung der Widersprüche fordert, von welchen sie bewegt wird, und andrerseits nicht innerlich ruhig und gesammelt genug ist, um an irgend etwas Wohlgefallen zu empfinden, was nicht sie selbst ist. Und hier zeigt sich die Klippe, welche der sociale Roman zu meiden hat, und an welcher er wahrscheinlich scheitern wird. Denn kann er sich nicht zur vollsten Klarheit einer unbefangenen Anschauung der Verhältnisse erheben, und in dieser die Versöhnung der streitenden Elemente finden: so wird er bey dem steigenden Zerwürfnisse derselben vom Strome fortgerissen werden; wobey er dann eben so unvermeidlich bald zum prosaischen Organe der Parteysucht herabsinken, und somit alle Poesie sich aus ihm verlieren muß.

Sainete. Operetten sind die Sainetes nicht, und nur auf wenige einzelne paßt diese Benennung. Es sind kleine Piecen, die, wie auch hier bemerkt ist, auf der spanischen Bühne als Zwischen- oder Nachspiele gegeben werden; immer nur aus einem einzigen Akte, und wohl auch nur aus einem einzigen Monologe bestehend. Den Stoff nimmt das Sainete meistens — nicht immer, es gibt auch ernste, selbst tragische Sainetes — aus der Sphäre des gewöhnlichen Lebens. Manche sind wirkliche kleine Lustspiele, welchen weder ein regelmäßig geschürzter noch gelöster Knoten fehlt; meistens jedoch begnügen sie sich, dem Zuschauer eine kleine Reihe von charakteristischen Scenen oder Situationen vorzuführen. Manche dieser Sainetes sind vortrefflich, voll Witz, Laune und Heiterkeit; auch unterscheiden sie sich von dem französischen Vaudeville eben dadurch, daß sie mehr auf eine unbefangene Erheiterung, als auf Frivolität und Witzjägerey gestellt sind. Darum würde es ein sicherer Gewinn seyn, die Gattung selbst in eigenthümlicher Gestaltung auf

unsere Bühne zu verpflanzen. Meister in dieser Dichtungsart war Ramon de la Cruz (unter Carl III.), der bey einer unerschöpflichen Erfindungsgabe (die Zahl seiner Saineteś steigt über zweyhundert) den Stoff seiner Darstellungen meistens aus den untersten Klassen des Volkes wählte, und sie häufig benützte, um ihm mißfällige Tendenzen oder Meinungen zu parodiren und dem Gelächter preis zu geben.

Satyre. Wenn Pölitz sagt, »daß die Satyre den Kontrast der wirklichen und idealen Welt in intellektueller, vorzüglich aber in sittlicher Hinsicht versinnliche, das Gefühl der Lust durch die Vergegenwärtigung des Ideals, das der Unlust durch die Darstellung des Gegensatzes in der Wirklichkeit vermittle, und beyde in ein reines Gefühl auflöse durch den Sieg des Ideals über die Wirklichkeit in der ästhetisch vollendeten Form;« so bemerkt Hr. H. dagegen: »Diese Ansicht gehe offenbar zu weit, denn die Satyre stehe dem menschlichen Leben, dem Subjektiven weit näher als dem Idealen. Ihr Gegenstand sey nicht eine eigenthümliche Weltanschauung, sondern die Wirklichkeit, das menschliche Leben, in sofern in diesem das Unwahre und Endliche gegen das Wahre und Höhere sich geltend mache, und dem zu Folge in seiner Nichtigkeit aufgefaßt und zur Darstellung gebracht werden müsse; die Satyre könne daher, als Kunstform weder dem Epischen noch dem Lyrischen angehörend, nicht aus dem Standpunkte des Ideals, sondern nur als eine Uebergangsform desselben betrachtet werden.« Eine ideale Weltanschauung fehlt jedoch der Satyre so wenig, daß eine solche vielmehr die Grundlage ist, auf welche die Darstellung des Unwahren und Verkehrten allein basirt werden kann, wenn die Satyre überhaupt den Namen eines poetischen Kunstwerks verdienen soll. Hat man ihr diesen nun häufig abgesprochen, so ist der Grund davon anderswo als in jenem Mangel zu suchen. Da die Satyre nämlich es zunächst mit der Darstellung des Unwahren und Verkehrten zu thun hat, so hat das ideale Moment Mühe, in ihr für seine Entwicklung hinreichenden Raum zu gewinnen. Dieses erklärt denn zur Genüge, warum die satyrischen Dichter, um jenem Nachtheile abzuhelfen, das Wahre und Naturgemäße, im Gegensatze des Verkehrten, meistens nicht derb, schroff und prosaisch genug herausstellen zu können glauben. Jenem Nachtheile wirklich abzuhelfen vermag jedoch der satyrische Dichter nur dadurch, daß eine ideale Lebensanschauung seine ganze Composition durchziehe, und nicht aus einzelnen moralisirenden Partien, sondern aus der Darstellung des Verkehrten und Unnatürlichen selbst klar hervorleuchte. Das aber wird ihm nur dann gelingen, wenn das Ideal sittlicher Erhebung in ihm

selbst hell und rein genug aufgegangen ist, um aus jedem einzelnen Zuge seiner Dichtung wieder zu strahlen. So ist es bey Horaz und Juvenal. Jeder einzelne Zug ist bey dem Ersteren der Reflex einer heitern, echt poetischen Lebensanschauung, während bey Juvenal — wie oft und grob man auch das bey ihm verkannt hat — die Würde sittlicher Erhebung auch seinem strengsten Ernste noch das poetische Siegel aufdrückt.

Keine andere Dichtungsart macht daher strengere Forderungen an die geistige wie an die sittliche Erhebung des Dichters; nicht weil er das gehässige Amt sich anmaßt, den Stuhl des Sittenrichters zu besteigen: sondern weil hier alle Poesie nur von seiner eigenen Erhebung ausgehen kann. Dieß gilt denn vorzugsweise von der politischen Satyre. Ohne Hoheit der Seele, ohne das empfindlichste Gefühl für Recht und Unrecht, ohne jene Superiorität des Geistes, welche die Verhältnisse bis ins kleinste Detail hell, scharf, sicher überblickt, und ohne jene vollste Unbefangenheit und Parteylosigkeit, welche nur die Frucht eines solchen Ueberblickes ist, kann es die politische Satyre nur zum Schmähen, Lästern, Schreyen, Verhetzen und Aufwiegeln bringen, und nur die Verachtung, nicht den Dank der Nation verdienen. Sehr richtig bemerkt daher Hr. H. in einem nachträglichen Artikel über Poesie hinsichtlich der politischen Satyre, daß es ohne äußere Zeitbegünstigung (und ohne daß der Dichter jenen Forderungen genüge, setzt Ref. hinzu), Uebermuth und nutzlose Keckheit sey, das Größte zum Objekt zu nehmen, und, wie Gervinus sagt, sich mit der Dichtung auf den Markt des Lebens zu wagen. Diejenigen aber, welche von der politischen Satyre eine erfrischende Rückwirkung auf die Poesie überhaupt erwarten zu dürfen glauben, möchten sich in ihrer Erwartung schon darum getäuscht sehen müssen, weil jene nur eine besondere Richtung verfolgt, die Poesie aber das ganze Leben umfassen soll.

Schicksal. Schicksalstragödie. Als einleitende Vorerinnerung schickt der Verf. diesem Artikel eine Stelle aus Hegel voraus. »Jener Zug der stillen Trauer, den wir in der echten Skulptur über die idealen Götterbilder schweben sehen, wenn sie in seliger Ruhe dargestellt sind, zeigt schon, daß etwas Höheres über ihnen steht, und der Uebergang von den Besonderheiten zu ihrer allgemeinen Einheit nothwendig ist. Diese höhere Einheit ist nun, gegenüber der Individualität und relativen Bestimmtheit der Götter, das in sich Abstrakte, Gehaltlose, die Nothwendigkeit, das Schicksal; das Höhere überhaupt, welches Götter und Menschen bezwingt, für sich aber unverstanden und begriffslos bleibt. Es ist noch nicht ein absoluter, für sich

seyender Zweck, sondern nur die eine allgemeine Macht, welche die Besonderheit der einzelnen Götter überragt, und deßhalb nicht wieder als Individuum sich selber darstellen kann, weil sie sonst nur als eine unter den vielen Individualitäten auftreten, nicht aber über ihnen allein stehen würde. Deßhalb bleibt sie ohne Gestaltung und Individualität, und ist in dieser Abstraktion nur die Nothwendigkeit als solche, welcher die Götter sowohl als Menschen, wenn sie ihre individuelle Kraft einseitig geltend machen, und über ihre Gränze und Befugniß sich erheben wollen, als dem Schicksale unterliegen und gehorchen müssen, das sie unabänderlich trifft. In der Tragödie der Alten aber ist die Nothwendigkeit des Ausgangs kein blindes Schicksal, d. i. ein bloß unvernünftiges Fatum, sondern die Nothwendigkeit des Schicksals, die darin liegt, daß die höchste Gewalt, die über den einzelnen Göttern und Menschen steht, es nicht dulden kann, daß die einseitig sich vervollständigenden und dadurch die Gränze ihrer Befugniß überschreitenden Mächte, so wie die daraus hervorgehenden Konflikte Bestand gewinnen. Das Fatum weist die Individualität in ihre Schranken zurück, und zertrümmert sie, wenn sie sich überhoben hat.« Dagegen bemerkt der Hr. Verf.: »Es komme hier nicht darauf an, ob der griechische Bildner seinen Göttergestalten jenen Zug der stillen Trauer in der angedeuteten Absicht, so sinnig es auch gewesen wäre, aufgedrückt habe, sondern darauf, daß im Alterthum eine abstrakte Nothwendigkeit und ein keineswegs blindes, nur die Individualität in ihre eigensten Schranken zurückweisendes Schicksal neben einander bestanden und walteten. Aus dem Bemühen, erstere entweder ganz wegzuläugnen oder beyde vereint unter einen ethischen Gesichtspunkt zu bringen, sey die große Verwirrung entstanden, welche in Beziehung auf das antike, in der Tragödie veranschaulichte Schicksal bis auf die neuesten Zeiten herab Statt gefunden habe.« Ref. hingegen glaubt, daß alle Verwirrung eben daraus entstanden sey, daß man den ethischen Gesichtspunkt nicht scharf und bestimmt genug festhielt. Denn nichts liegt der griechischen Anschauungsweise wohl ferner, als die Idee einer Macht, die nach bloßer Willkür Glück und Unglück über die Sterblichen ausschüttet; und einzelne Stellen, die eine solche Vorstellung zu begünstigen scheinen, werden in einem milderen Sinne gedeutet werden müssen, und die Idee einer sittlichen Weltregierung eben so wenig trüben können, als einzelne alt- und neutestamentische Stellen uns die Idee einer gütigen und gerechten Gottheit verdunkeln dürfen, wenn ihre eigenthümliche Ausdrucksweise diesen Prädikaten zu widersprechen scheint. Dieß um so weniger, da eine willkürlich

schaltende und Glück und Unglück vertheilende Weltregierung zu denken für den menschlichen Geist geradezu etwas Unmögliches ist. Denn die Willkür hebt nicht nur eine sittliche Weltregierung, sondern alles Regieren auf, indem sie der Gegensatz alles Gesetzes ist, des Leitens und Lenkens nämlich der Einzelnkräfte nach feststehenden Bestimmungsgründen, worin eben alles Regieren besteht. Als eine absolut böse, auf das Quälen und Zerstören gestellte, fortwährend schaffende Macht, um fortwährend die Lust des Zerstörens zu genießen, vermöchte wenigstens der menschliche Geist die weltregierende sich zu denken, nicht aber als eine willkürliche. Denn nicht eine solche, sondern die willkürliche widerspricht nothwendig sich selbst. Sie wirkt immer als eine, nicht, wie die absolut böse es thun würde, mit, sondern gegen ihre Absicht zerstörende: weil nur die einträchtig wirkenden Kräfte erhalten können. Dadurch aber, daß sie nothwendig so wirken muß, unterliegt sie selbst einer höhern Macht. Die absolut gute oder böse weltregierende Macht kann als eine selbstständige gedacht werden, nicht die willkürlich regierende.

Der Grieche dachte sich also die weltregierende Macht nicht bloß als eine ethische, er mußte sie sich als eine solche denken, wie jedes Volk, dessen geistige Bildung einmal zu solchen Fragen durchgedrungen ist. Er dachte sich das Schicksal »als eine dunkle unnahbare Macht, der sich Alles fügen muß, Götter und Menschen, die körperliche wie die körperlose Welt; es ist das erste Eins, was die getrennten Kräfte nothwendig umschließt, sie als ihre Göttermacht beherrschend; überall wirkend nach einem unwandelbaren Gesetze« (vgl.: Das Princip des Bösen nach den Begriffen der Griechen, von F. A. Märker. Berlin, bey Ferdinand Dümmler, 1842); oder, wie Hegel in der angeführten Stelle es ausdrückt: die allgemeine Macht, welcher die Götter sowohl als die Menschen, wenn sie ihre individuelle Kraft einseitig geltend machen, und über ihre Gränze und Befugniß sich erheben wollen, unabänderlich unterliegen müssen.

Denkt aber der menschliche Geist die weltregierende Macht als eine ethische, und das menschliche Seyn nicht abgeschlossen in der Spanne Zeit zwischen dem ersten und letzten Aufathmen: so kann jedes über ihn selbst oder über Andere verhängte Unglück ihm nur noch in sofern herb erscheinen, als jene Idee durch die unmittelbare Empfindung des eigenen, oder durch die Theilnahme an fremdem Schmerz verdunkelt wird. Die Macht, welche den Schmerz und das Unglück verhängt, ist entweder die eines feindseligen Dämons, oder eine willkürliche, oder eine sittliche; und

wenn das letztere, so ist jeder Schmerz nur als eine unvermeidliche Bedingung der sittlichen Entwicklung denkbar. Ein Viertes gibt es hier nicht. Darum ist das Streben, den irdischen Schmerz durch diesen Glauben zu verhöhnen, in dem Bewußtseyn der Zeiten und Völker als ein Nothwendiges vorhanden, und sie, wie jeder Einzelne, sind der Versöhnung des Schmerzes nur in sofern mächtig, als sie diesen Glauben mit Entschiedenheit umfaßt haben. So hat ihn auch die tragische Poesie der Griechen erfaßt, wie jede Poesie ihn erfassen muß, die den Menschen erheben will. Und gerade die wesentlichsten Momente hat sie dabey mit der vollkommensten Entschiedenheit erfaßt: die Unbegreiflichkeit jener Macht und die fromme Scheu, welche dieser Unbegreiflichkeit wegen ihr gegenüber dem Menschen die unbedingteste Pflicht ist. Darum läßt sich auch nicht sagen, »daß Versöhnung des tragischen Schmerzes in der alten Tragödie nur eine oberflächliche, im Aeußerlichen allgemein gehaltene sey.« Auch sind jene Momente in der griechischen Tragödie im Allgemeinen so bestimmt ausgeprägt, daß einzelne, nicht zu mißdeutende Ausdrucksweisen nicht dagegen in die Wage gelegt werden dürfen. So kann vom Neid der Götter in der gehässigen Bedeutung dieses Wortes keine Rede seyn, da er in dieser Bedeutung mit einem ethischen Principe in einem unverträglichen Widerspruche steht. Wenn sie aber auf unmäßiges Glück mit Mißgunst (Ungunst, Mißfallen) herabsehen, so ist hierin selbst ein ethisches Princip unverkennbar, indem derjenige, der ein solches Glück sich erbaut hat, nur höchst selten von Uebermuth und stolzem Selbstvertrauen sich rein hält, das ihrer Macht gegenüber der vermessenste aller Frevel ist, weil er ohne die Verletzung der ihrer Macht gebührenden scheuen Ehrfurcht sich nicht geltend machen kann, darin selbst aber die nächsten und fruchtbarsten Keime der Geringachtung aller ihrer Gebote liegen. Vom Neid der Götter in jener gehässigen Bedeutung würde nur dort die Rede seyn können, wo sie den ganz Schuldlosen von seiner Höhe herabstürzten. Die aus Herodot Lib. III. 40 angezogene Stelle kann jedoch hier nicht geltend gemacht werden. Denn Polykrates, der den Andern das Ihre gewaltthätig entreißt, um es ihnen dann wieder zu geben, und sich durch scheinbare Großmuth ihrer Unterwürfigkeit zu versichern, kann nichts weniger als schuldlos genannt werden; noch läßt es sich Ehrfurcht vor den Göttern nennen, wenn er sich auf fremde Mahnung mit diesen durch das freywillige Opfer eines Theiles seiner Schätze mehr schlau abzufinden, als sie fromm zu versöhnen sucht.

Am herbsten scheint sich der Schicksalsbegriff in der griechischen

Tragödie in dem Mißverhältnisse zwischen Schuld und Strafe und in der Verlockung zum Verbrechen herauszustellen. Den Glauben an einen in Folge einer vom Urahn begangenen Frevelthat auf der Familie ruhenden Fluch, als Grund der Verbrechen des Enkels, denkt man sich wohl am richtigsten als einen aus der Kindheit des griechischen Volkes herstammenden, das eine ganze Familie auf dieselbe Weise gewaltsam zu Grunde gehen sah, weil die Frevel des Ahnherrn selbst in ihr sich fortgepflanzt hatten, und der frevelnde Enkel auch die Schuldlosen ins Verderben mit hineinzog. Die erschütternde Erinnerung an den Untergang des ganzen Geschlechtes erhielt sich, während jene an die offenbaren und geheimen Frevel der Abkömmlinge sich verlor. Den Fluch erklärt und mildert hier gar nichts. Auch nicht die verstärkten Antriebe zum Verbrechen, die im Blute allerdings liegen können, wie man gesagt hat. Der Enkel hat diesen Antrieb nicht verschuldet, und der Schuldige kann immer nur im Verhältniß seiner Schuld büßen. Daß Oedipus rasch und zornmüthig ist, mildert gar nichts. Das Mißverhältniß zwischen seiner Schuld und seinem Jammer bleibt darum nicht minder ein schreyendes. Eben so verhält es sich mit der Verlockung zum Verbrechen. Die Verlockung ist da, und wenn man unter diesem Ausdrucke die Gesammtheit der auf den Willen eines Individuums wirkenden Eindrücke nach ihrer mittelbaren und unmittelbaren Verkettung versteht, so zeigt uns das Leben Aehnliches in tausend Beyspielen; es zeigt uns in tausend anderen, wie sich eine Zentnerlast von Schmerz und Unheil an ein Minimum von Schuld knüpft, und das wirkliche Leben ist tragischer als die tragische Bühne. Da diese die Lösung, welche ein streng konsequenter, jene Einflüsse als nothwendige Bedingung des Rückschreitens zur höhern Klarheit des sittlichen Erkennens auffassender Determinismus bietet, nicht brauchen kann: so ist hier allerdings eine Antinomie. Allein auch darum läßt sich nicht sagen, »daß die Versöhnung des Schmerzes in der antiken Tragödie eine oberflächliche sey,« da die Macht, welche hier waltet, eine sittliche ist. Eben die hehre Unbegreiflichkeit, in welcher sie waltet, weckt nicht nur die tiefsten tragischen Schauer, sondern auch eine heilige Scheu im Gemüthe, wie sie dem Menschen, dem Göttlichen gegenüber, geziemt, und wie sie nirgends so rein, scharf und unbedingt ausgeprägt ist, als in den griechischen Tragikern. Eine andere Versöhnung hat uns keine Philosophie zu bieten, und auch das christliche Bewußtseyn schließt ab mit der unbedingten Ehrfurcht vor den unbegreiflichen Fügungen der göttlichen Weisheit. Nicht mit Unrecht scheint daher Ref. Solger dem Sophokles, vor-

züglich in der Antigone, die Durchbildung in das lichte Reich des menschlichen Bewußtseyns zu vindiziren; denn dem ἡμαρτηκότες v. 938 läßt sich, wenn man den Charakter der Antigone von ihrem ersten Auftreten an, die ganze Rede, in welcher es vorkömmt, und die folgenden Verse (vorzüglich V. 955) in Erwägung zieht, kaum eine andere Deutung geben, als: da doch ich gesündigt haben soll (Wenn aber sie es sind, die da freveln 2c. 2c.). Nicht Unsicherheit, ob sie Recht gethan, sondern im Gegentheil die innerlichste Sicherheit spricht sich in dieser Regung des Unwillens aus, und in dieser milden Ironie gegen ihre Richter, denen das ungeschriebene göttliche Gesetz gegen ihre Satzungen nichts gilt. Und wie dürfte man die Versöhnung im Oedipus zu Kolonä verdächtigen! weil Oedipus in der Ueberraschung des Entsetzens über das Gräßliche der That sich als den ruchlosesten Verbrecher ansieht. Vollständiger und in einem mildern Lichte tritt die Versöhnung wohl in keiner andern Tragödie hervor als hier, wo sie unmittelbar durch die Erbarmung der Gottheit vermittelt wird.

In Betreff der neueren Schicksalstragödien scheint Hrn. H. eine weitere Erörterung überflüssig, und er begnügt sich, einen Ausspruch Vischer's aus der Abhandlung desselben über das Erhabene und Komische anzuführen: »Daß die Schicksalstragödien der Neueren nicht darum so miserabel seyen, weil sie die Schicksalsidee herber auffaßten als die Griechen, sondern weil sie diese Auffassungsweise auf einen Boden verpflanzten und einem Publikum vorhielten, wo sie als krankhafte Verzerrung erscheinen mußte.« So viel des Verkehrten in dieser Gattung aber auch zum Vorschein gekommen, so lassen sich doch nicht alle Werke, die ihr angehören, so kurzweg mit »miserabel« abfertigen. Zugegeben muß hingegen werden, daß die Schicksals-Idee selbst in den besten sich herber als bey den Griechen herausstelle; einmal, weil sie, wenn der Ausdruck erlaubt ist, nicht so ganz in die scheue Ehrfurcht vor der unbegreiflichen Macht, welche die Schicksale der Menschen lenkt, getaucht sind, wie bey den griechischen Tragikern; und dann, weil die Frage über die Willensfreyheit durch das Medium der Reflexion weit prägnanter als bey jenen hervortritt.

Tragischer Chor. Die Einführung des tragischen Chors auf der neuern Bühne scheint auch Hrn. H. unthunlich und unzweckmäßig zu seyn. Die so vielfältig und nicht immer aus blinder Verehrung für die Alten dazu gemachten Versuche von Dichtern des ersten Ranges, denen hier doch wohl vor Andern eine Stimme gebührt, so wie Fr. Schiller's Wort: »daß die Einführung des Chors der letzte und entscheidende Schritt zur

Vollendung der Tragödie sey,« können jene, auch sonst schon oft geäußerte Meinung von vorneherein etwas zweifelhaft erscheinen lassen. Daß die neuere Bühne den Chor sich in der Form nicht aneignen könne, in welcher er auf der griechischen Bühne bestand, liegt auf der Hand; und eben so, daß eine große Anzahl brauchbarer tragischer Stoffe den Chor durchaus nicht vertrage. Andere aber werden ihn sehr gut vertragen, und es wäre, wie Ref. schon sonst bemerkt hat, kein großes Unglück, wenn wir Trauerspiele mit dem Chor und andere ohne Chor hätten. »Die bürgerlichen und staatlichen Verhältnisse,« sagt der Hr. Verf. (Art. Chor), »sind in allen Richtungen ausgebildet, die Gesetzgebung und auch die religiösen Dogmen stehen befestigt. Die Verwicklungen des Lebens finden darin ihre Begränzung und Lösung, mithin bedarf es nicht mehr der Volksreflexion im Chor, als eines Organs des Sittlichen. Was bey den Alten der Chor vortrug, sprechen im modernen Drama die handelnden Personen selbst aus; denn diese erscheinen als frey handelnde Personen, die aus sich ihr Schicksal entwickeln, partikuläre Leidenschaften und Zwecke verfolgen, oder auch dem Spiele der Intriguen verfallen.« Gerade das aber wäre wesentlichster Vortheil der Einführung des Chors, wo er sich überhaupt mit dem Stoffe verträgt, daß er den Dichter zwänge oder ihm erlaubte, die Handlung durch die einfachsten und wirksamsten Motive herauszustellen. Mit der Oper dürfte dabey die Tragödie nicht vermengt werden, und sehr richtig hat man bey Gelegenheit der Aufführung der Antigone zu Sanssouci die Bemerkung gemacht, daß die Musik hier auf keine Weise sich zur Ungebühr vordrängen dürfe. Uebrigens ist wenig Hoffnung, daß dem tragischen Chore auf der neuern Bühne sein Recht werde, wenn sich nicht ein Dichter seiner annimmt, vom Himmel mit der doppelten Gabe ausgestattet, zugleich in der Poesie und in der Tonkunst die tiefsten und einfachsten, und darum die ergreifendsten Töne anzuschlagen.

M. Enk.

Art. IX. Hans Sachs. Et dramatisk Digt i fire Akter af Deinhardstein, oversat af Öhlenschläger. Kiöbenhavn, hos Ferdinand Prinslau.

Hans Sachs. Dramatisches Gedicht in vier Acten, von Deinhardstein. Wien, in der Armbruster'schen Verlagsbuchhandlung. Zweyte Auflage.

Die Verwandtschaft der deutschen und dänischen Sprache läßt sich nicht in Abrede stellen, doch sind beyde Sprachen so grundverschieden in dem grammatischen Bau und in der Aus-

drucksweise, daß diese Verwandtschaft sich nur in einzelnen geistigen Beziehungen und in der Bildsamkeit, sich auch fremden Formen anzuschmiegen, offenbart. Die dänische Sprache mußte, wie ihre deutsche Schwester, manche Stadien durchlaufen, bis sie zu der Ausbildung gelangte, in der wir sie jetzt erblicken, und nur dadurch ist es ihr möglich geworden, fremde Kunstschöpfungen mit allen ihren sprachlichen und geistigen Eigenthümlichkeiten wiedergeben, oder gleichsam reproduciren zu können.

Aber um dieses zu bewerkstelligen, dazu gehört ein Mann, der, bey besonderer Kunstfertigkeit, eine vollkommene Herrschaft über seine eigene Sprache besitzt, und eine tiefe Kenntniß des Idioms, in welches das zu reproducirende Kunstwerk abgefaßt ist. Das Uebersetzen ist daher, in der höhern Bedeutung des Wortes, eben so gut eine Kunst geworden, wie jede andere, die seltene und geistige Kräfte und Fähigkeiten in Anspruch nimmt, weßwegen auch in diesem Fache nur Männer sich hervorthun können, die vollkommen jene erwähnten Bedingungen erfüllen.

Wenn Deutschland Musterübersetzungen von fast allen großen Dichtern fremder Nationen aufzuweisen hat, so finden wir in der dänischen Literatur keine solche Muster, die man den deutschen gleichstellen könnte. Charlotte Dorothea Bihl's Uebersetzung des Don Quixote, Foersom's Uebersetzungen der Trauerspiele des Shakespeare, Meisling's Uebersetzungen einiger Lustspiele desselben Dichters, Storm Munk's und Rahbek's Uebersetzungen einiger Stücke von Schiller und Lessing, dann die Uebersetzungen einzelner Werke der Griechen und Römer von Guldberg, Meisling, Fibiger, Paul Möller und Wilster, sind wohl die einzigen Arbeiten dieser Art, in welchen sich wenigstens ein künstlerisches Streben zeigt, etwas Vollendetes zu vollbringen, wenn auch hin und wieder dieses Ziel nicht immer, besonders in den Uebertragungen moderner Dichterwerke, erreicht wurde. Dahingegen gibt es in der dänischen Literatur, so wie auch in der deutschen, eine Menge Individuen, die das Uebersetzen, ohne besondere Auswahl und Einsicht, wie ein Handwerk treiben. Diese aber können sich an keine Uebertragung eines erhabenen Dichterwerkes wagen, zu dessen Verständniß eine etwas tiefere Sprachkenntniß und eine etwas mehr geistige Auffassung erfordert wird, und deßwegen verdient auch jede Arbeit in diesem Fache Aufmerksamkeit und Anerkennung, die der Literatur und ihrem Urheber Ruhm und Ehre bringt.

Zu den Erscheinungen dieser Art gehört unbestreitbar Oehlenschläger's dänische Uebersetzung von Deinhardstein's Hans Sachs, die in dem von dem Hrn. Ferdinand Prinzlau

herausgegebenen Repertoire des königl. dänischen Theaters zum ersten Male abgedruckt worden ist. Es versteht sich von selbst, daß wenn ein in der deutschen und dänischen Literatur gleich berühmter und großer Dichter, wie Oehlenschläger, eine solche Arbeit unternimmt, man auch etwas Vorzügliches erwarten kann, und nach der sorgfältigsten Vergleichung fanden wir auch, daß diese Erwartung keineswegs getäuscht wurde. Es kann hier unsere Absicht nicht seyn, die Originaldichtung nochmals einer kritischen Beurtheilung unterwerfen zu wollen, welches bey einem Werke höchst überflüssig wäre, das schon bey seiner ersten Erscheinung mit so großem und allgemeinem Beyfalle in Deutschland aufgenommen wurde, und auch auf den vorzüglichsten deutschen Bühnen so zu sagen die Feuerprobe bestanden hat, und welches Goethe selbst mit einem Prologe versehen auf der Berliner Hofbühne einführte. Aber für Literaturkenner und Sprachfreunde dürfte es nicht ohne Interesse seyn, die Uebersetzung, im Vergleich mit dem Originale, etwas näher kennen zu lernen, und wohl um so mehr, da dänische Literaturerscheinungen dieser Art Wenigen zugänglich sind, und auch außer den skandinavischen Ländern keine allgemeine Verbreitung finden. Wir müssen jedoch zuvörderst gestehen, daß wenn der berühmte Uebersetzer das Originalwerk auf die bewunderungswürdigste Weise, mit allen dessen einfachen und schönen Eigenthümlichkeiten, in seiner Sprache getreu wiedergegeben hat, er doch zuweilen von demselben etwas abgewichen ist, besonders in den komischen Scenen, die aber der ganzen Wesenheit der Originaldichtung durchaus keinen Eintrag thun, weil sie ganz im Geiste derselben gemacht, und zur theatralischen Darstellung wohl als nothwendig erachtet wurden. Doch wir könnten mit dem Uebersetzer über einige dänische Ausdrücke oder Wendungen rechten, die dem deutschen Ausdruck nicht vollkommen entsprechen oder ganz den Sinn ändern, wie z. B. im neunten Auftritte des ersten Acts, in der komischen Scene zwischen dem Goldschmied Steffen und seiner Tochter Kunigunde, in welcher der Vater ihr zu ihrem Geburtstage ein Geschenk machen will, und ihr zu rathen gibt, was es sey? Nachdem Kunigunde hin und her gerathen hat, sagt sie zuletzt:

Es ist ein Thier!

Worauf Steffen erwiedert:

Auch das zum Theil;

welche Antwort, in ihrer individuellen Beziehung, von Oehlenschläger so wiedergegeben wird:

Ja, skal jeg sig'et,
Saa hörer han til Dyreriget;

welches auf deutsch heißt: »Ja, soll ich es sagen, so gehört er zum Thierreiche,« welcher Ausdruck verfehlt ist, da Steffen mit jenen Worten auf den, hinter einem Gebüsch versteckten Rathsherrn Eoban Runge hindeutet, den er seiner Tochter zum Ehegemahl und zum Geburtstagsgeschenk geben will. Auch ist die dänische Contraction: sig'et statt sige det, ganz ungewöhnlich, und offenbar nur des Reimes wegen geschehen, welches bey Oehlenschläger's so großer und ungemeiner Sprachgewandtheit doppelt auffallend ist. Wir erlauben uns bey dieser Gelegenheit die Bemerkung, daß jetzt im Allgemeinen in der dänischen Poesie die Contractionen nur zu häufig vorkommen, und sich immer mehr vermehren, so daß es dieser Sprache ergehen wird, wie der englischen, die zuweilen statt Wörter nur einzelne, verstümmelte, an und für sich bedeutungslose Sylben hinsetzt, die das verunstaltete Wort nur bezeichnen, wie z. B. an't statt am not, oder are not, can't statt can not, d'ye statt do you, gi'me statt give me, he'd statt he had, oder auch he would, I've statt I have, I'll statt I will, han't statt have not, und so in's Unendliche, was selbst bey den sylbenverschlingenden Engländern die Sprache verunstaltet, aber bey weitem noch mehr bey einer Nation, wie die dänische, in deren Sprache alle Sylben rein und deutlich ausgesprochen werden müssen. — Ferner müssen wir bemerken, daß in der ersten Scene des zweyten Acts, in welcher der Bäckermeister Jacob von dem zweyten Meistersänger mit Wohlgefallen vernimmt, wie dieser den, beyden verhaßten, Hans Sachs wegen eines seiner Gedichte in der Versammlung der Meistersänger so tüchtig herabgesetzt hatte,

daß ringsum
Ein laut Gelächter ausbrach, und der Schuster
Am ganzen Leibe zitternd, athemlos
Und bleich, vor Scham und Zorn, wie ein Gespenst,
Den Saal verließ —

worauf Jacob, ihm die Hand reichend, erwiedert:

Ihr seyd ein Ehrenmann!

welche Antwort der Uebersetzer so wiedergibt:

I er en Dannemand!

was unrichtig ist, da das Wort »Dannemand« nur im beschränktern Sinne gebraucht werden kann, und so viel bedeutet als »dänischer Biedermann« oder »dänischer Patriot,« und also auf einen deutschen Mann nicht angewendet werden kann. Das Richtige wäre gewesen:

I er en Hædersmand!

welches Wort auch dem deutschen Ausdruck vollkommen entspricht.

Doch es wäre ungerecht und unbillig, bey solchen kleinen Verstößen sich aufhalten zu wollen, die, wenn sie das Uebergewicht hätten, freylich mit aller kritischen Strenge gerügt zu werden verdient hätten, die aber bey einer Arbeit in Schatten zurücktreten, deren Kunstwerth, im Ganzen genommen, nicht verkannt werden kann.

In der Uebertragung, besonders der gereimten Verse des Originals, zeigt sich die ganze Kunst des Uebersetzers, sowohl in Hinsicht der Gewandtheit der Sprache, als in der Geschicklichkeit, mit welcher er alle Nüancen getreu wieder gibt. In dieser Beziehung erhält das dänische Werk auch einen Werth für Sprachforscher, die sich mit Sprachvergleichungen beschäftigen, und die hier gewahr werden können, wie beyde Sprachen in Wort und Ausdruck sich einander annähern oder in ihrer Verschiedenheit sich von einander entfernen.

Da wir den Inhalt des Hans Sachs als bekannt voraussetzen können, und eine Entwicklung der Handlung auch zu einer zu großen Weitschweifigkeit führen würde, so beschränken wir uns darauf, zum Behuf der Würdigung der Uebersetzung, nur auf einige charakteristische Momente derselben aufmerksam zu machen, die uns zur Vergleichung am passendsten geschienen haben, und wodurch auch die Uebersicht bedeutend erleichtert wird.

Das erste Auftreten des Hans Sachs zeigt uns sein ganzes Gemüth in etwas aufgeregter Stimmung, wenn er sagt:

Komm doch zur Ruh' bewegt Gemüth!
Du mußt dieß Treiben unterlassen;
Wenn's gar so heftig in dir glüht,
Kann ich's ja nicht in Worte fassen. —
Undenkbar fast erscheint es mir,
Wie And're oft so ruhig dichten; —
Die volle Brust zersprengt mir's schier,
Muß ich den Sinn auf Höh'res richten. —
Die Nacht mit ihrem Sternenzelt,
Der Tag mit seinen Blüthenzweigen,
Die ganze Ueberfüllte Welt
Schau' ich sich mir entgegen neigen.
Ich seh' vor mir gar sonderbar
Die Menschen durch einander treiben,
Und von der heißbewegten Schaar
Will Keiner mir dahinten bleiben.
Mythologie und Fabula,
Mit ihrem wundersamen Weben,
Und was in alter Zeit geschah,
Das Alles rief' ich gern in's Leben;
Doch selten nur will mir's gelingen,
Es, wie ich's dacht', in's Wort zu bringen.

Es fehlt ihm auch, zu seinem Erdenglück, die Hausfrau:

Ja! nichts als sie — nur sie allein,
Fehlt mir zum vollen Glück hienieden;
Wird einmal Kunigunde mein,
Dann ruf' ich froh, ich bin zufrieden!
Ein reines Herz, ein treues Weib,
Ein ruhig Loos, gesunder Leib,
Und nebenbey was von Verstand,
Ist da nicht alles And're Tand?! —
Doch ohne Weib — fort, fort Papier!
(Legt das Schreibgeräthe zur Seite und steht auf.)
Hilf du mir später Träume weben,
Jetzt zieht das Herz mich hin zu ihr,
Dort wartet mein ein schöner Leben;
Wer recht geliebt, verkennt es nie:
Lieb' ist die höchste Poesie.

Hören wir nun Oehlenschläger, wie er diese schönen und einfachen Worte so treffend wiedergibt:

Kom dog til Ro, mit rörte Sind!
Din Giäring maa du stärk betvinge;
Du kan, hvad ofte faldt dig ind,
Paa den Viis ei til Orden bringe.
Utänkelig mig synes tit
Den Ro, hvormed Saamange digte —
Med kolde Bryst! — Fast smelter mit,
Har jeg et herligt Maal i Sigte.
Og Natten med sit Stiernechor,
Og Dagen med sin Blomstervrimmel,
Forbinder mig den hele Jord
Med en usynlig, salig Himmel.
Selsomt, forunderligt, jeg seer
Da Menneskenes Daad og Griller;
Og alt som jeg det forsker meer,
Med mere Liv jeg det fremstiller.
Og Fabel og Mythologie,
Og hvert et Syn fra gamle Dage,
Mig möde paa min Digtersti,
Vil, at jeg kalder dem tilbage.
Dog — til at bruge disse Skatte,
Var ofte mine Ord for matte!

Ja, ene hun, kun hun, kun hun
Til Glåden mangler mig i Livet;
Er min först Kunigunde kun,
Da har mig Himlen Lykken givet.
Et Hierte reent, en Vennevív,
Og Sundhed i et muntert Liv,
Lidt meer end dagligdags Forstand; —
Hvad önsker meer en ärlig Mand?
Dog — uden Hustru? — bort Papir!
(Han lägger Skrivertöiet tilside og staaer op.)
Lär mig en andengang at svärme!
Nu jeg tilfreds og glad kun bli'er,

Ved mig den elskte Mö at närme.
O, den som elsker, Den först veed,
At Poesie er Kiärlighed.

Schon aus dieser kleinen Sprachprobe wird man die metrische Vollendung der Verse des berühmten Uebersetzers und die schöne Reinheit der Reimendungen wahrgenommen haben. Das konnte bey Oehlenschläger auch nicht anders seyn, dessen eigene dänische Dichtungen, auch in Hinsicht der Sprache, als vollendete Muster dastehen. Im Verfolg der Uebersetzung des Hans Sachs entwickelt er immer mehr diese große Sprachgewandtheit, besonders da, wo der Genius beyder Sprachen die umsichtigste Behandlung in der Uebertragung des Originaltextes erforderte.

Das hier angeführte Bruchstück aus der Expositionsscene zeigt uns, daß Hans Sachs die Goldschmiedstochter Kunigunde liebt, und in der folgenden Scene offenbart es sich, daß er auch eine warme Gegenliebe gefunden hat. Dieses Liebesverhältniß geht als leitende Idee durch das ganze Stück, und in diesem Liebeskampfe entfaltet sich auch Hans Sachsens ganze Charakterstärke und zugleich auch sein dichterisches Gemüth. Er geräth in mancherley Conflicte mit seinen Kunstgenossen, den Meistersängern, die ihn, wegen seiner Geistesüberlegenheit, mit Neid und Haß verfolgen. Selbst sein Handwerk ist ihm ein Hinderniß des Lebensglücks, denn der Goldschmiedmeister Steffen will seine Tochter keinem Manne geben, der das niedrige Schusterhandwerk treibt. Vergebens sucht Kunigunde den Geliebten zu überreden, dieses Handwerk aufzugeben; aber auch an seinem Handwerksstande hängt er mit treuer Liebe, und weist die Zumuthung der Geliebten mit den Worten zurück:

Laß doch einmal die Schwäche, Mädchen!
Du bist so gut, dein Sinn ist klar,
Nur hält dich Eitelkeit am Fädchen.
(Mit Laune.)
Wär' nicht mein Stand, der dir mißfällt,
Ging Jeder barfuß durch die Welt.
Macht er auch etwas rauh die Hand,
Du liebst ja mich, nicht meinen Stand —
Liebst, wie ich weiß, mich echt und treu,
Ist da der Stand nicht einerley?

Und in der Uebersetzung:

Skomager vil du ei til Mand?
O Elskte! lad den Svaghed vige!
Du er saa god, du har Forstand,
Men er forfängelig, min Pige!
(Munter.)
Var ei mit Haandvärk, da, min Tro,
Gik Folk barbenet, uden Skoe.

Du elsker mig, og ei min Stand;
Den hårder Haanden paa din Mand,
Men Hiertet bliver blödt og ömt.
Det Andet vrager du paa Skrömt!

welches zwar nicht ganz wortgetreu ist, doch mit dem Sinn des Originals vollkommen übereinstimmt.

Wir haben schon früher bemerkt, daß solche Abweichungen oder kleinere Zusätze, wie diese, zuläßig sind, ja oft nothwendig, bey einem Werke, das nicht zur Lesung im Studierzimmer, sondern zur öffentlichen Darstellung auf der Schaubühne bestimmt ist, besonders in einem fremden Lande, wo die nationellen Kunstanforderungen auch berücksichtigt und erfüllt werden müssen. Da aber Oehlenschläger keineswegs die Absicht hatte, eine Bearbeitung des fremden Dichterwerks zu liefern, so hielt er sich genau an das Original, wo dieses unter den gegebenen Umständen nur immer möglich war, weßwegen auch der dänische Leser, der in seiner eigenen Sprache das deutsche Werk kennen lernen will, vollkommene Befriedigung finden wird.

Die Gefahr der beyden Liebenden steigert sich immer mehr durch das Auftreten des vom Vater begünstigten, aber von der Tochter verschmähten Rathsherrn Eoban Runge. Unter dem Schutze der väterlichen Gewalt steht Runge als fürchterlicher Nebenbuhler dem Hans Sachs gegenüber; denn der Goldschmied Steffen verachtet diesen wegen seines geringen Handwerks und begünstigt jenen wegen seines höheren Standes. Wir haben aber gesehen, wie Kunigunde ihren Geliebten durchaus nicht bewegen kann, sein Handwerk aufzugeben, das einzige Hinderniß, das ihrer Verbindung im Wege steht. Auch die Meistersänger und andere Bürgersleute sehen mit verächtlichem Stolz auf den Schuster herab, und dünken sich in ihrem Gewerbe weit über ihn erhaben. Im zweyten Act kömmt es abermals, in Bezug auf diesen Gegenstand, zu einer etwas heftigen Erklärung zwischen beyden Liebenden, und da nun auch Kunigunde, von dem Widerstande gereizt, sich mit Spott über sein Handwerk äußert, sagt er, tief verletzt:

Wie trifft der Spott aus deinem Munde
Mich doppelt bitter, Kunigunde.
Wie ungerecht so ganz und gar!
Ist auch mein Stand klein und gering,
Ich hab' ihn mir nicht auserkoren;
Ich bin in diesem Stand geboren,
D'rum ist er mir ein schätzbar Ding.
Ich bin das, was mein Vater war;
Was ich gelernt in seinem Haus,
Uebt' ich im Mannesalter aus. —

Die Mutter mußt' ich unterstützen,
Zwey Schwestern nach des Vaters Tod; —
Mußt' ich da nicht ein Mittel nützen,
Das schnell und sicher Nahrung bot?
Durft' ich als Bruder — Sohn — mich schämen,
Den Pfriemen in die Hand zu nehmen?

Diese rührenden und einfachen Verse lauten bey Oehlenschläger:

Endnu Foragt og bitter Spot?
O fy, det klæder dig ei godt.
Hvor sträng du er, hvor uretfärdig!
Min Stand du finder dig uværdig.
Ved Gud, jeg svigter ei min Stand;
Tag du dig kun en bedre Mand. —
Jeg har ei valgt min Stand; jeg födtes
I den, og alt som Lille nödtes
Jeg ved min Faders Side, til
At öve — hvad jeg agte vil!
Mit Haandværk gav mig Kraft og Mod;
Da salig Fader os forlod,
Har jeg min Moder tro ernäret,
Og tvende Söstre har fortäret
Med mig det Bröd, i stille Fred,
Som ingen Slethed klæbte ved.
Jeg var tilfreds, min Lod var skiön,
Som ärlig Broder, ärlig Sön.

Da auch dieses Geständniß Kunigunde'n nicht zufrieden stellt, und sie ihn immer mit Vorwürfen bedrängt, so faßt er in seinem Unwillen den verzweifelten Entschluß, sein Handwerk aufzugeben, und seine Heimat und seine Geliebte für immer zu verlassen.

Sachs.

Mein Handwerk üb' ich nimmer aus,
Doch deßhalb nicht, weil Ihr's begehrt,
Die der Verachtung selbst nicht werth;
Verschenken will ich Hof und Haus!
Ich kann nicht Leben unter Euch,
Herzlos seyd Ihr und toll zugleich!
Spott, Dünkel, Neid konnt' ich ertragen,
Die Wunde nicht, die du geschlagen!
Es kommt vielleicht noch eine Zeit,
Wo dich dein jetzig Handeln reu't;
Du findest wohl manch Herz, doch kein's
So ganz ergeben dir, wie mein's,
So treu in Freud' wie in Gefahr,
Gott mache dir dein Leben klar,
Von Allem wünsch' ich nichts so sehr.
Leb' wohl! — wir seh'n uns nimmermehr!
(Geht rasch ab.)

Kunigunde, mit erstickter Stimme für sich.
Johann!
(Indem sie ihm nacheilt.)
So höre doch! — Er geht —
Gott steh' mir bey, es ist zu spät!

Bey Oehlenschläger:

Sachs.
Min Riigdom jeg bortskiänke vil;
Ei Lästen meer i Haanden tage.
Dog ei for Eder at behage,
Som grumt mig har af Drömmen vakt,
Og knap fortiene min Foragt.
Jeg vil ei meer med Eder tale,
Thi I er hiertelöse, gale. —
O Gud! jeg loe ad mangt et Saar,
Kun ei af det, din Hovmod slaaer.
Dog kommer vel engang den Dag,
At du fortryder denne Sag.
Thi mangen Elsker vil du finde,
Men ingen du saa fast vil binde,
Som jeg til dig var bundet fast,
För Baandet, ved din Hovmod, brast.
Nu — Gud tilgive dig! Du seer
Hans Sachs, i Verden aldrig meer.
(Gaaer.)

Kunigunde (kalder sagte med dämpet Stemme).
Hans Sachs! Saa hör mig dog — jeg vilde —
(vrider sine Händer.)
O frels mig Gud! Det er for silde!

Mit welchen Worten der zweyte Act auch sehr überraschend und passend schließt.

Der dritte und vierte Act sind voller Leben und Bewegung. Hans Sachs hat Nürnberg verlassen. Sein Monolog im dritten Acte, in welchem er sich in rührenden Klagen über sein Mißgeschick ergießt, und sein Begegniß mit Kaiser Maximilian, der, auf seinem Zuge nach Nürnberg, sich von seinem Gefolge auf der Jagd verirrt hat, geben uns eine erwünschte Gelegenheit, etwas mehr im Zusammenhange, als bisher geschehen konnte, eine ausführlichere Probe der dänischen Uebersetzung, dem Originale gegenüber, hierherzusetzen, wozu wir einige Scenen des dritten Acts wählen, die auch zu den vielen Glanzpunkten des Stückes gehören, und deren Mittheilung, auch der Seltenheit der Sache wegen, allen Kunstfreunden gewiß angenehm seyn werden.

Sachs

(in Reisekleidern. Er kommt langsam des Weges, bleibt gedankenvoll stehen, dann blickt er rückwärts).

Leb' wohl, mein Nürnberg, ewig wohl!
Mein Auge sieht dich nimmermehr;
Jetzt da ich Fassung haben soll,
Fühl' ich die Trennung doppelt schwer —
So hab' ich mir es nicht gedacht.
Wie hab' ich mir's so leicht gemacht,
Als ich, vom Zorne übermannt,
Getäuscht vor Kunigunden stand.
Wie anders zeigt sich's jetzt dem Blick,
Wie zieht's nach Nürnberg mich zurück,
Der guten Stadt, die mich gebar,
Wo ich oft gar so glücklich war!
Ein jedes Haus, ein jeder Baum,
Zieh'n mir vorüber, wie im Traum,
Und rufen mir die süße Lust
Der Jugendzeit in meine Brust.
Es gibt denn doch kein fester Band,
Als Liebesglück und Vaterland!

(Indem er das Gesprochene überdenkt.)

Als Liebesglück? — Ward solches Heil
Dir, du Verlaß'ner, je zu Theil?
Erfuhr dein liebeglühend Herz
Nicht so unnennbar-bitt'ren Schmerz,
Daß, was noch Freud'ges ihm geschieht,
Es keine Zeit mehr fröhlich sieht? —
Fort, fort von hier, wo man dich höhnt,
Wo man dein besser Selbst verkennt,
Wo deinen Geist nicht, dein Gemüth,
Den Schuster nur in dir man sieht.
Hab' ich's gesucht, hab' ich's gewoll't,
Daß ich ein Dichter werden sollt'!
Wie Gott der Blume gibt den Duft,
Wie Er den Quell in's Leben ruft,
Wie Er den Baum mit Früchten schmückt,
Hat gnädig Er auf mich geblickt;
Gemacht es, daß ich armer Mann
Zierliche Verslein schreiben kann;
Und d'rum beneidet man mich so,
Und läßt mich nicht des Lebens froh.
Was ich vermag, begehrt' ich nie,
Mir ward's, ich selber weiß nicht wie?!

Hans Sachs

(kommer i Reiseklæder, bliver staaende i Tanker, og stirrer tilbage).

Lev vel, mit Nürnberg! aldrig seer
Mit Öie dig i Verden meer.
Nu, da jeg skulde fatte mig,
Skilsmissen smerter meest, fra dig.
Nu taber nästen jeg mit Mod! —
Da jeg for Kunigunde stod,
Og da hun traadte paa min Ret,
Mig tyktes dette Skridt saa let.
Men her i Afstand, kiäre By,
Da dine Taarne fiernt i Sky
Sig häve for mig, sidstegang,
Her föler jeg min Barm saa trang
Jeg seer ei meer den elskte Stad,
Hvor jeg som Lille var saa glad.
Og paa min Vei hvert gammelt Trä,
Som vinker mig til kiöle Lä,
Mig hilser som en Barndomsven,
Jeg aldrig meer skal see igien.
Ak! hvilken Magt vel kämpe kan
Mod Kiärlighed og Fädreland?

(I det han tänker over hvad han har sagt.)

Mod Kiärlighed? — Og nöd jeg den?
Vandt jeg en Siäl for min igien?
Jeg, Elskov, hade bör dit Navn!
Du gav mig Smerte kun og Savn;
Jeg dig kun altfor godt har kiendt.
Med dig har Gläden Ryggen vendt.—
Nei bort herfra, hvor jeg blev haant,
Og ei for nedrig Spot forskaant.
Hvor — af Forfängeligheds Dunst
Min Stand foragtedes, min Kunst
Blev uretfärdig overseet,
Og jeg af Daarerne beleet.
Har jeg mig selv til Digter kaldt?
Ved Guds Velgierning fik jeg alt,
Som Blomsten fik sin söde Lugt,
Som Fugl sin Vinge, Trä sin Frugt,
Som Bäk sin Klang, sin Farve blaa,
Som Gyldenax det lette Straa.
Misundelse, jeg flyer fra dig!
Dit Svälg skal ikke sluge mig.
Jeg seer dig, Drage, med dit Gab,
Du gläder dig ved hvert et Tab.
Men Tak skee Himmlen! Kraft jeg fik,
Til at undgaae dit Skiäleblik.
Her aander jeg i Guds Natur,!
Den lille Blomst er söd og puur;

Det höie Trä er ädelskiönt:
Her haaber atter Livet grönt.
Hver Gienstand smiler yndig fro —
Her finder jeg min Hierteró.
(Standser i sin Tale og siger derpaa, i det han ryster paa Hovedet og lägger Haanden paa Hiertet):
Min Ro? Nei, Kunigunde, nei!
Den findes ei paa denne Vei.
Vel min Samvittighed er fri,
Men — med min Ro er det forbi!

Sachs. Kaiser Maximilian (in Jagdkleidern, zu Sachs, der eben fort will).	Sachs. Keiser Maximilian (i Jagtkläder, til Sachs, som just vil gaae bort).
Maximilian.	Max.
He! Wandersmann!	Hei, Vandringsmand!
Sachs (zurückkehrend).	Sachs (vender tilbage).
Was wollt Ihr, lieber Herr?	Hvad vil I, gode Herre.
Maximilian.	Max.
Wie weit ist's noch nach Nürnberg?	Hvor langt har vi til Nürnberg?
Sachs.	Sachs.
An zwey Stunden.	En Miils Vei.
Maximilian.	Max.
Wie geht der Weg?	Og hvor gaaer Veien did?
Sachs (führt ihn zu dem Orte, von welchem Sachs herkam, und zeigt in die Scene).	Sachs.
Seh't Ihr den Hügel dort,	See Höien hist!
Auf den geht zu, und habt Ihr ihn erreicht,	Gaa hen til den og staaer I först deroppe,
Dann haltet links Euch, immer links, bis Ihr	Saa hold Jer kun til Venstre, stedse Venstre,
Am End' des Waldes seyd, d'rauf schlaget Ihr	Indtil I reent er kommen ud af Skoven;
Den Feldweg ein, den Ihr vor'm Auge hab't,	Saa gaaer I ad en Fodsti, som I seer
Der führt nach einem Berge Euch, von dem	Paa Marken, til I kommer til en Bakke,
Seht Ihr die Stadt zu Euren Füßen liegen.	Og der I Staden har for Ederś Öine.
Maximilian.	Max.
Hört, Freund! Ihr traut mir viel zu, in der That,	Hör Ven! I har for gode Tanker om mig.
Glaubt Ihr, daß ich auf All' das merken kann?	Troer I at jeg kan huske denne Mängde,
Von Links und Hügel, Feldweg, Wald und Berg —	Om Venstre, Skov, om Bakke, Sti og Dal?
Viel besser bringt Ihr selber mich zur Stadt;	Langt bedre var det, hvis I bragte mig
Des Weg's unkundig, hab' ich mich verirrt,	Til Staden. Jeg er ganske fremmed her,
Ich will Euch Eure Mühe reich vergüten.	Ukiendt med Egnen; jeg er faret vild;
	Men godt betaler jeg Uleiligheden.

Sachs.
D'ran, lieber Herr, liegt mir nicht eben viel,
Doch thu' ich herzlich gern Euch den Gefallen;
Ich will Euch führen, bis zu einem Platz,
Von dem Ihr nimmer fehl könnt geh'n, allein
Nach Nürnberg selber geh' ich nicht mit Euch.

Maximilian.
Ihr müßt!

Sachs (stutzend).
Ich muß?
(Für sich, indem er sich besieht.)
Da guckt gewiß der Schuster
Mir wieder wo heraus.
(Zu Maximilian.)
Ich kann nicht, Herr!

Maximilian.
Was hat Euch denn die gute Stadt gethan?

Sachs (freudig).
Die gute Stadt, nicht wahr, das ist sie!?

Maximilian.
Wohl! —
Was feindet Ihr sie an d'rum?

Sachs.
Ich — ich sie?
Sie feindet mich an, darum geh' ich fort.

Maximilian.
Seyd Ihr von Nürnberg?

Sachs.
Ja!

Maximilian.
Und fliehet jetzt
Die Vaterstadt. Ein zweyter Coriolan.
Ist Euch der Mann bekannt?

Sachs (lächelnd).
Das will ich meinen!
Das war ein röm'scher Feldherr, welchen Rom,
Die Vaterstadt, verstieß, die er gerettet;
Mit dem bin ich nicht ganz in gleichem Fall,
Die Vaterstadt verdankt mir leider nichts.

Maximilian.
Wer seyd Ihr denn?

Sachs.
Det, gode Herre, skiötter jeg ei meget.
Dog hiertensgierne vil jeg fölge Jer;
Og jeg vil bringe Eder til en Plads,
Hvorfra I aldrig kan gaae feil; men selv
Til Nürnberg gaaer jeg ikke med.

Max.
I maae!

Sachs (studsende).
Jeg maa?
(Sagte, i det han beseer sig selv.)
Der stikker udentvivl igien
Skomageren for meget frem.
(Til Max.)
Jeg kan ei!

Max.
Hvad har den gode Stad da syndet mod Jer?

Sachs (glad).
Den gode Stad! Ei sandt? Det er en Stad?

Max.
Ja vist. Men hvorfor er I vred paa den?

Sachs.
Jeg vred paa den? Paa ingen Maade, Herre!
Men den er vred paa mig, og derfor gaaer jeg.

Max.
Er I fra Nürnberg?

Sachs.
Ja.

Max.
Og flygter fra
Jer Fädreby? En anden Coriolan!
I kiender ham vel ei, den Mand?

Sachs (smilende).
Net godt!
Det var en romersk Hövedsmand; hvem Rom,
Hans Fädrestad, som selv han havde reddet,
Jog i Landflygtighed. Med mig har det
En anden Art; min Födeby mig skylder
Slet intet.

Max.
Og hvem er I egentlig?

Sachs.
Ein Schuster, lieber Herr!
Ich heiße Sachs.

Maximilian (lebhaft).
Ihr macht auch Verse?

Sachs
(blickt ihn schüchtern an, dann sagt er ängstlich und leise).
Ja! —
Habt Ihr davon gehört?

Maximilian (mit Verwunderung).
Ihr seyd der Sachs?

Sachs (mit freudiger Rührung).
Ihr kennt mich, lieber Herr, und hab't gehört
Von meinen Versen, kommt, so wie es scheint,
Aus fernen Ländern und hab't doch gehört
Von meinen Versen — seh't, dieß, lieber Herr,
Vergebt — dieß macht mich weinen fast — vor Freude.

Maximilian.
Ich habe viel von Euch gehört, seit lange
Wünscht' ich zu kennen Euch, der, wie man sagt,
So bieder ist, so einfach, und dabey
So reich an seltenem Talent, an dem
Sich Gott so sichtbar hat verklärt.

Sachs.
Nicht wahr?
Von dem kommt Alles.

Maximilian.
Guter Sachs, Ihr meint,
Nichts sey Euch schuldig Eure Vaterstadt? —
Ich sag' Euch, daß sie viel Euch schuldig ist,
Und es gewiß erkennen wird dereinst.

Sachs.
Gott! Ihr beschämt mich armen, armen Mann!

Maximilian (ihn fest anblickend).
Ihr steht vor mir, wie ich Euch mir gedacht,
Und wunderbar bewegt Ihr mir das Herz.
Ihr scheint nicht glücklich, trennet ungern Euch
Von Eurer Vaterstadt, das geht nicht an.

Sachs.
Skomager er jeg, og mit Navn Hans Sachs.

Max (levende).
Hvorledes? I giör Vers?

Sachs
(seer forlegen paa ham).
Saa har I hört det?

Max (forundret).
I er Hans Sachs?

Sachs (glad bevæget).
I kiender mig, min Herre?
Har hört om mine Vers? Er udenlandsk,
Langt herfra, dog I kiender mine Vers,
Har hört i fremmed Land om mine Vers?
Tilgiv mig — jeg maa gräde fast af Gläde.

Max.
Jeg har alt längst hört Eder meget rose.
Og önsket til at giöre Jert Bekiendtskab.
Man siger, at I er saa ligefrem,
Saa sanddru, ärlig og dertil begavet
Med et saa kosteligt, og stort Talent,
At Guds Natur deri man maa beundre.

Sachs.
Ei sandt? Ham har vi Alt at takke for?

Max.
I siger, gode Sachs, Jer Födeby
Har intet Jer at takke for; men jeg
Troer, tvertimod, den skylder Eder meget.
Og sikkert den erkiender det engang.

Sachs.
Gud! I beskiemmer mig, — mig stakkels Mand.

Max.
Saaledes som I er, har jeg omtrent
Mig Eder forestilt. Forunderligt
Bevæger I mit Hierte. Som det lader,
Er I ei lykkelig, I skilles nödigt
Fra Eders Fodeby. Det maa ei väre!

Folgt mir nach Nürnberg, gehet nicht von mir,	Følg med til Nürnberg, og forlad mig ei,
Vertraut mir was Euch drückt, ich kann vielleicht	Betroe mig, hvad der trykker Eder! muligt
Euch dienlich werden, sprecht nur g'rad heraus,	Jeg kunde hielpe Jer. Tael ligefrem,
Ich liebe das.	Det er mig kiærest.
Sachs (schüchtern).	Sachs (bly).
Wer seyd Ihr, lieber Herr?	Hvo er I, min Herre?
Maximilian.	Max.
Ein Mann, der gerne frohe Menschen sieht,	En Mand, som elsker glade Mennesker,
Und dem auch Euer Wohl am Herzen liegt.	Og som vil tage sig af Eders Skiæbne.
Geleitet mich.	Følg mig!
(In der Ferne werden Jagdhörner gehört.)	(Man hører et Jægerhorn, noget bort.)
Ach, endlich.	Ha endelig!
(Er ergreift ein am Halse hängendes Hifthorn, und erwiedert den Jagdruf.)	(Han griber et Jagthorn han har hængende ved Siden og besvarer Jagttegnet.)
Sachs (für sich).	Sachs (affides).
Kaum vermag	Jeg knap formaaer
Ich mich zu fassen, meinen Sinn verwirrt	At fatte mig; og jeg er saa forvirret,
Das, was ich hör' und sehe.	At neppe jeg kan sandse ret.
Das Gefolge des Kaisers tritt auf.	Keiserens Følge (kommer).
Maximilian	Max
(geht schnell auf den zweyten Kämmerling los und sagt heimlich):	(gaaer hurtig hen mod anden Hofmand og siger).
Keiner soll	Ei Nogen
Mich vor dem Manne dort bey'm Namen nennen.	Maa nævne mig ved Navn for denne Mand?
(Der Kämmerling verneigt sich, und verkündet durch Zeichen den Willen des Kaisers dem Gefolge.)	(Hofmanden bukker og forkynder ved Tegn Keiserens Villie til de Øvrige).
Sachs	Sachs
(zu Maximilian, auf's Gefolge zeigend, mit Schüchternheit).	(til Maximilian, i det han undseelig peger paa de andre).
Wer sind die Männer?	Hvem ere disse Herrer?
Maximilian (lächelnd).	Max (smilende).
Meine Freunde. Laß't	Mine Venner!
Jetzt alles Fragen, zeigt den Weg uns an,	Spørg nu ei meer, men viis os bare Vei.
Ich sehne mich nach Ruh'. Auch haben wir	Jeg længes efter Ro; og har desuden
Noch manches Wort zu reden.	Adskilligt end at tale med Jer.
Sachs	Sachs
(nach einer Pause, in welcher er den Kaiser mit Theilnahme und Bewunderung angeschaut).	(efter et Ophold, i hvilket han med Deeltagelse og Beundring betragter Keiseren).
Ja, Ihr habt	Ja,
Mein Herz bezwungen, ich will mit Euch geh'n.	I vundet har mit Hierte; ieg gaaer med!

Ihr glaubt nicht, lieber Herr, was ich damit
Euch für ein Opfer bringe, doch ich thu's.
Sie werden wieder mich verhöhnen, und
Ich werde Kunigunden seh'n, da brechen mir
Die alten Wunden alle wieder auf;
Doch Euer Auge blickt so freundlich-mild
Zu mir hernieder, Euer ganzes Wesen
Scheint mir der Güte und der Hoheit Bild;
Mir ist, als hätt' ich einst von Euch gelesen
In alten Schriften, die uns die Geschichten
Von ritterlicher Helden Thun berichten;
So folg' ich Euch, und mit gebrochnem Herzen,
Spott' ich an Eu'rer Seite meiner Schmerzen.

I veed ei, gode Herre, hvilket Offer
Jeg bringer Eder, men jeg giör det gierne.
Man atter vil forhaane mig, jeg atter
Seer Kunigunde, — ak da bryder vel
De nys forbundne Vunder op paany.
Men Eders Öie smiler venligmildt,
Betragter mig saa huldt! Jert hele Väsen
Staaer for mig, som et Godheds, Höiheds Billed.
Det forekommer mig, som om jeg havde
Læst noget om Jer för i gamle Skrifter,
Om tappre Riddres Eventyr, Bedrifter.
Saa kom! Jeg viser Eder gierne Vei;
Min egen bittre Sorg jeg ändser ei.

Man könnte diese Scenen einen Wettgesang zweyer Dichter über dasselbe Thema in zwey verschiedenen Sprachtönen nennen. Die poetische Ausbildung beyder Sprachen tritt hier am deutlichsten hervor und in dem Ausdruck einer schönen und poetischen Einfachheit. Jede Künsteley in den Ausdrucksformen würde auch im grellsten Kontraste mit dem Gefühle und den Gesinnungen der auftretenden Personen stehen, und jede dramatische Wirkung schwächen.

Im vierten Act schreitet die Handlung rasch fort bis zur Lösung, wo der Kaiser sich den erstaunten Bürgern zu erkennen gibt, und durch dessen Vermittlung Hans Sachs mit der Hand der Kunigunde beglückt und auch als Dichter bekränzt wird. Der schöne Schluß dieses letzten Acts möge hier noch in beyden Sprachen abgedruckt stehen.

Maximilian
(winkt dem ersten Kämmerlinge, welcher ihm einen zierlich geflochtenen Lorbeerkranz überreicht, welchen er Kunigunden mit den Worten gibt):

Kleine Muse,
Bekränze deines würd'gen Dichters Haupt
Mit diesem reichbelaubten Lorbeerkranze,
Er mag ihm Zeuge seyn von unsrer Huld,
Und schöner Preis von manchem schweren Kampfe.

Kunigunde
(nähert sich Sachs, der sich etwas niederbeugt, das Auge wie träumend zu ihr emporgerichtet).

Sachs
(für sich, während ihm Kunigunde den Kranz aufsetzt).
Ha! schöner Traum, so bist du doch erfüllt!
(Er stürzt zu den Füßen des Kaisers in tiefster Rührung.)
Habt Ihr, mein hoher kaiserlicher Herr,
Mir jede Ader heiß mit Dank durchströmt,
So lehrt mich noch, wie ich ihn tragen kann,
Daß er mir nicht die volle Brust zersprengt.
Maximilian.
Wenn das Talent, das ich in dir belohnt,
Du nur zum Schönen und zum Guten üb'st,
Und nicht vergiß'st, was dir als Bürger ziemt.
(Zu den Umstehenden.)
Lebt wohl! Lebt Alle wohl!
(Geht mit dem Gefolge ab.)
Alle rufen:
Heil Kaiser Max!
Heil Habsburg! Heil für immer!

Bey Oehlenschläger:

Max
(modtager en skiönstättet Laurbärkrands af den förste Hofmands Haand, hvilken han räkker Kunigunde).
Du lille Musa! krands din Digters Tinding,
Med denne frodigtykke Laurbärkrands.
Det väre Tegn ham paa hans Keisers Naade,
Og värdig Lön for mange Dages Värk.
(Kunigunde närmer sig Sachs, som bukker sig noget ned for hende, og seer svärmerisk op til hende.)
Sachs.
Ha skiönne Dröm! saa est du nu opfyldt?
(Han kaster sig med dyb Fölelse for Keiserens Födder.)
Min höie, keiserlige Herre! siden
I fylder hver en Aare mig med Tak,
Saa lär mig og, at bäre denne Lykke,
At ei den spränger mig min fulde Barm!
Max.
Hvis det Genie, som jeg belönner her
Du til det Skiönne, Gode steds anvender,
Saa har du vel fortient din Laurbärkrands.
(Til de Omkringstaaende.)
Nu lever Alle vel!
(Gaaer mit sit Fölge.)
Alle (raabe).
Hil Keiser Max!
Hil Habsburg! Max, vor ädle Keiser, leve!

Der Kunstwerth der dänischen Uebersetzung des Hans Sachs und die Eigenheiten beyder Sprachen werden durch diese gedrängte Analyse genugsam hervortreten, und es wäre ganz unnütz, in weitläufige Spracherörterungen sich einzulassen, die um so weniger hier am Platze wären, weil es sich hier nur um die Würdigung der Uebersetzung eines Dichterwerks, und nicht um die Beur-

theilung eines eigentlichen Sprachwerks handelt. Wir bemerken nur im Allgemeinen, daß die dänische Sprache in ihrem grammatischen Bau den Vorzug größerer Einfachheit hat, und sich in dieser Hinsicht mehr der englischen nähert, mit der sie auch übrigens Vieles gemein hat. Die, besonders für nicht Einheimische, so große Schwierigkeit der deutschen Sprache in Hinsicht der Declination der Hauptwörter und deren Mehrzählbildung, der Rection der Zeitwörter und Vorwörter, ist dadurch in der dänischen Sprache sehr vereinfacht, weil bey der Abwandlung der Hauptwörter diese nur die Flexion des Genitivs erhalten, und dann in den übrigen Beugefällen dem Nominativ gleich bleiben. In Hinsicht der Rection der Zeitwörter, wo der Objectivcasus im Deutschen von dem Zeitworte bedingt wird, gibt es im Dänischen keine solche Schwierigkeit, da der Casus sich immer gleich bleibt, wie z. B. ich verspreche dir, jeg lover dig; ich segne dich, jeg velsigner dig; ich bedarf deiner, jeg behöver dig; und so auch mit den Präpositionen, deren Casusbestimmung im Deutschen zuweilen doppelter Art ist, was im Dänischen ganz wegfällt. Die leichte Art, in der dänischen Sprache die thätige Form der Zeitwörter in die leidende umzuwandeln, bloß durch die Veränderung des Endbuchstabens, und folglich ohne Beyhülfe eines andern Zeitworts, ist eine schöne Eigenthümlichkeit dieser Sprache, wie z. B. ich liebe, jeg elsker; ich werde geliebt, jeg elskes, wodurch der Ausdruck an Kürze gewinnt, was besonders in der Poesie von guter Wirkung ist. Doch bey allen diesen und anderen grammatischen Verschiedenheiten sind beyde Sprachen doch im Geiste, in der Ausbildung, in dem Reichthume der Ausdrucksformen, in der Bildsamkeit innig mit einander verwandt; die Familienähnlichkeit deutet auf eine Mutter hin, und der Schwesterbund wird durch gegenseitige Anerkennung sich immer mehr befestigen. Wie dem auch sey, so bleibt die deutsche Sprache doch immer die zu jeder Ausdrucksweise schwungvollste, die nach allen Richtungen durchgebildetste aller lebenden Sprachen, deren tiefe und reiche Schachten nur vollkommen Eingeweihte durchdringen und ausbeuten können, um deren Schätze in ihrem ganzen Glanze zu zeigen, was auch unsere großen Dichter und Prosaisten gethan haben und noch fortwährend thun. Indeß dürfte vielleicht diese Anzeige dazu dienen, jüngere Sprachforscher zum Studium einer Schwesterliteratur aufzumuntern, die ebenfalls reich an literarischen Schätzen ist, besonders im Fache der nordischen Alterthumskunde, der Geschichte und der Poesie, in welchen Fächern die Dänen von jeher sich ausgezeichnet haben. Für Dichter insbesondere wird es ein hoher Genuß seyn, die alten Heldenlieder,

die Werke von Holberg, Ewald, Oehlenschläger, Baggesen, Ingeman, Heiberg und die der andern, jungen, genialen dänischen Dichter in der Ursprache zu lesen, und von welchen in Deutschland nur Weniges durch Uebersetzungen bekannt geworden ist, was bey Baggesen und Oehlenschläger gewiß auch eingetroffen wäre, wenn sie nicht selbst, durch ihre Kenntniß der deutschen Sprache, ihre eigenen Dolmetscher geworden wären. Der Beurtheiler glaubte übrigens um so genauer und umständlicher in der Beurtheilung des angezeigten Dichterwerks vorgehen zu müssen, da Oehlenschläger's Uebertragung einen erfreulichen Beweis gibt, welche Würdigung die Werke deutscher ausgezeichneter Dichter auch im entferntesten Auslande erfahren. Es kann dieses um so weniger gleichgültig seyn, in der gegenwärtigen Zeit, in welcher man besonders die dramatische Dichtkunst der Deutschen, mitunter nicht mit Unrecht, als eine Nachahmerin und Dienerin des Auslandes betrachtet. In solcher Berücksichtigung glauben wir bey dieser Gelegenheit anzeigen zu müssen, daß Oehlenschläger in letzter Zeit auch Deinhardstein's treffliches Lustspiel: Garrik in Bristol, in's Dänische übersetzt hat.

Dem Verfasser dieser Anzeige bleibt am Schlusse nur noch eine Pflicht zu erfüllen übrig, nämlich die, den Prolog zu Hans Sachs in eigener Uebersetzung und dem Original gegenüber mitzutheilen, den Oehlenschläger weggelassen hat, was um so auffallender war, da doch dieser Prolog der Dichtung zur passenden Einleitung dient, und auch den Standpunkt bezeichnet, von welchem der Dichter seine Aufgabe aufgefaßt hat. Kunstfreunden und Sprachkennern wird diese Ergänzung wohl nicht unwillkommen seyn, die auch im Interesse der Kunst gemacht werden mußte, und hier eine passende Stelle finden kann.

Prolog.

Als in Italien und Frankreich lang	Alt länge i Italien og Frankrig
Der gold'ne Wunderbaum der Poesie	Stod Poesiens gyldne Undertræ
In voller Blüthe stand, trieb spärlich erst	I fulde Blomster,. da begyndte först
Er dürft'ge Reiser nur im deutschen Reich.	I Tydskland den at viise sparsom Vext.
Es fehlte zwar an wack'ren Gärtnern nicht,	Vel ei paa Gartnere der Mangel war,
Von Carl dem Großen und von Ottfried an,	Fra Carl den Store, ligesom fra Ottfried
Bis auf den Montfort, Trymberg Eschinbach,	Til ned paa Montfort, Trymberg, Eschinbach,
Den edlen Herrn Ulrich von Lichtenstein,	Ei fra den ädle Ulrich af Lichtenstein,
Und auf Conrad v. Würzburg, welchen man	Til Conrad af Würzburg, hvilken man
Der ritterlichen Sänger letzten nennt.	Den sidste ridderlige Sanger kalder.

Doch kaum geschah's, daß unter ihrer Hand
Sich Blätter, Blüthen, Früchte selbst gezeigt,
Als eine wild ausbrechende Gewalt
Sie mit der Faust zerschlug, dem Fuß vertrat.

Dog neppe viiste under deres Ly
Sig Blade, Blomster, ja og Frugter selv,
För Voldsomheden i sit vilde Udbrud
Med Haanden dem nedbröd, hver Fremgang ständsed.

Unwillig kehrt die Muse ihr Gesicht
Ab von der Zeit, die nun die Kunst erlebt,
Was, wie prophetisch Conrad sang, wenn er,
Die Rauheit der Genossen tadelnd, noch
Viel Aergeres befürchtet, ward erfüllt, —
Es floh die Muse aus dem deutschen Reich.

Uvillig vender Musen bort sit Aasyn
Fra denne Tid, ei häderfuld for Konsten.
Hvad Conrad saa profetisk sang, da han
Samtidens Raahed tugtende, endnu
Det Värste end befrygte lod, blev opfyldt, —
Thi Musen ud af Tydskland flygtede.

D'rauf bildete zu Nürnberg der Verein
Der *Meistersänger* sich, und der beschloß
Die flücht'ge Göttin mit *Gewalt* zu zwingen,
Den Fuß zurückzusetzen in das Land;
Sangschulen wurden überall errichtet,
Man schrieb Gesetze für das Dichten vor,
Man glättete mit Sorgsamkeit den Reim,
Trieb *zunftgemäß* die schöne Kunst, und nannte,
Was mühevoll gereimt war, ein Gedicht.
Allein die Muse, die freywillig nur
Ihr Füllhorn über den Beglückten leert,
Verspottete der eitlen Thoren Qual,
Und kein Erfolg belohnte ihr Bemüh'n.

Derpaa i Nürnberg sig dannede
Foreeningen af *Mestersangerne*
Og den besluttede med *Magt* at tvinge
Den flygtende Gudinde Fod at sätte
Igjen i Landet; Digterskoler bleve
Oprettede, man Love foreskrev
For Sangerkonsten, saae paa smukke Riim,
Den skiönne Konst som Haandverk övet blev,
Man kaldte hvad moisommeligt var rimet
Et Digt, dog Musen, som frivillig kun
Udgyder over sine Yndlinge
Sit Fyldehorn, bespottede de Daarers
Selsomme Qual, og Sträben uden Held.

Da trat ein Mann in ihrer Mitte auf,
Der hieß *Hans Sachs*, ein Schuster des Gewerbs,
Zu diesem ließ die Göttin sich herab,
Und sucht' ihn in der stillen Werkstätt' auf,
Und weihte ihn zu ihrem Liebling ein;
Und von der Weihe Zauberkraft erfüllt,

Da traadte frem i deres Kreds en Mand,
Som heed *Hans Sachs*, Skomager af Haandtering.
Og Sanggudinden ned til ham sig svang,
Ham sögte i sit stille Värksted op
Og til sin Yndling ham indviede.
Besjält af Sanggudindens Tryllekraft:

Sang er die Weisen, die sie ihn gelehrt;
Und einfach, still, bescheiden, fromm und treu,
Weiht' er sein ganzes Leben ihrem Dienst,
Mit regem Fleiß und freud'ger Sorgsamkeit
Ausübend auch dabey des Bürgers Pflicht.

Bedeutend scheint ein solcher Mann der Kunst!
D'rum tadelt nicht den Sänger, der's versucht,
Den Zustand abzuschildern jener Zeit,
In der er wirkte, zu entwickeln, wie
Sein leicht bewegtes dichterisch Gemüth
Ermuntert bald und bald entmuthigt auch,
Im Kampf mit Stolz und Neid und Unverstand,
Vom Genius der Liebe und von dem
Der Kunst beseelt, zuletzt doch obgesiegt. —
Nicht Euer Auge wendet von dem Mann,
Weil Euch sein Stand mißfällt; hat selber doch
Der große Kaiser Maximilian,
Der väterliche Schützer jeder Kunst,
Auch sein Talent ermuntert und belohnt,
Weil er mit sicher'm Aug' erkannt, wie dort
In einfach reiner menschlicher Natur
Sich wunderbar das Göttliche verklärt!
Verschmäht auch nicht das schmucklose Gewand
Und nicht des Scherzes Maske, hinter der,
Wenn Ihr mit Nachsicht und mit Liebe prüft,
Vielleicht Ihr manches Ernstere gewahrt:

Und so empfehlen deutsche Verse wir,
Die schildern, wie ein großer deutscher Fürst

Han qvad de Sange, som hun lärte ham,
Enfoldig og beskeden, from og tro
Til hendes Tieneste sit Liv han ofred,
Med ivrig Fliid, med frydopfyldte Omsorg
Derved sin Borgerpligt han ogsaa öved.

En saadan Mand Betydning har for Konsten!
Derfor ei dadler Skialden, som forsögte
Tilstanden her at skilder af hiin Tid
I den han virkede, og at fremstille
Hvordan hans letbevägte Digtersiäl
Opmuntret snart, snart ogsaa modlös giort
I Kamp med Stolthed, Niid og Uforstand
Besiält af Kierligheds og Konstens Aand
Tilsidst dog seierfuld af Kampen drog.
Bortwender Eders Öine ei fra Manden,
Fordi hans Stand kun ringe var, har dog
Den store Keiser selv, Maximilian,
Som faderhuld hver Konsts Beskytter var,
Belönnet ham, opmuntret hans Talent,
Fordi med sikkert Blik han snart erkiendte
Hvorledes i et jevnt og reent Gemyt
Guddommen underfuld sig aabenbaret!
Forsmaaer heller ei den simple Dragt,
Ei Skiersens Maske, under hvilken skiult,
Hvis I med Yndest og med Skaansel pröver,
Maaske mangt Alvorsord I finde vil.

Derfor modtager Digtningen med Yndest,
Som skildrer en ophöiet Fyrste, som

Mit Macht und — Weisheit, Milde auch vereint,	Med Magt og — Viisdom, Mildhed og forenede,
Und eines deutschen Dichters Eigenheit	Og en navnkundig Sangers Egenheder,
Dem heiß geliebten deutschen Vaterlande.	Hvis Qvad end mindes i sit Fädreland.

Nur in der Schlußapostrophe an das deutsche Publikum wurde eine kleine Veränderung gemacht, um derselben, was in der Natur der Sache lag, eine Beziehung auf das dänische Publikum zu geben. N. Fürst.

Art. X. Heimfahrt von Jerusalem Hanns Stockar's von Schaffhausen, Pilgers zum heiligen Grabe im Jahre des Heils 1519 und Tagebuch von 1520 bis 1529, mit einem erklärenden Wortregister und Anmerkungen, nebst zehn Briefen des Hauptmanns Ulrich Harder von 1524 und 1525 und Auszügen aus dem heiligen Leben von 1475. Schaffhausen 1839. Druck und Verlag bey Franz Hurter. 244 S. 8.

Der bekannte und geachtete Herausgeber dieses Werkes, Herr Maurer-Constant, französischer Prediger und Professor am Coll. Hum. zu Schaffhausen, hat sich durch die Edition desselben ein bedeutendes Verdienst in vielfachen Beziehungen erworben.

Noch ein Geschlechtsalter, und fünf Jahrhunderte sind verflossen, seit die Brüder Burkhard und Walther Stockar Bürger zu Schaffhausen wurden. Schon ein halbes Jahrhundert früher (1320) geschieht eines Burkhard Stockar's Meldung, der ein Lehenmann der Freyherren von Roseneyck und Hohenklingen war, und in der Grafschaft Nellenburg, zu Barzheim, zu Rieden und Niederhofen Lehengüter, so wie einen Theil des Zehenten zu Singen besaß. Ruhmvoll starben am 9. Heumonats 1386 in der Schlacht bey Sempach Hans und Heinrich Stockar, kämpfend für Herzog Leupold von Oesterreich, ihrem Fürsten bis in den Tod getreu. Die Brüder Burkhard und Walther Stockar residirten zu Barzheim; erst der Sohn Walthers schlug (um 1401) seinen Wohnsitz in der Stadt Schaffhausen auf. Dieser jüngere Walther war der Urgroßvater Hans Stockar's, des Pilgers zum heiligen Grabe. Von den Geschwistern des letztern ist uns kaum mehr bekannt, als was der Leser in seinen Schriften selbst finden kann. Auf eine Weise, die seinem Herzen Ehre macht, spricht er von dem Tode seines Bruders Alexander. Dieser nahm an den Feldzügen im Mailändischen Theil, stritt mit in der blutigen Schlacht von Novarra (1513), erwarb sich durch seine Tapferkeit gerechte Ansprüche auf die Dankbarkeit des Herzogs

Maximilian Sforza, und erhielt (1501) von dem Kaiser Maximilian I. ein Zeichen der Anerkennung seiner Verdienste, wie der zu Inspruck ausgefertigte kaiserliche Brief beweist, durch welchen Alexander Stockar ermächtigt wird, sein angestammtes väterliches Wappen fürohin so zu führen, wie es darin geschrieben steht: »Daß nun fürbaßhin der genannt Allexander Stockhar »unnd syne Lybeserben unnd derselben Erbens Erben für und für »ewigklich dieselbenn jetzt beruerten waappen vnnd Cleihott haben, »fueren unnd sich der inn allenn unnd jegklichen Erlichen und »redlichen Sachen unnd geschäfften, zu Schimpff unnd zu Ernnst, »jnn Streitten, Kempffen, gestächen, gevächten, Panieren, getzell»tenufffschlachen, jnn Siglen, Byttschafftenn, Cleinotten, Begreb»nusen unnd sunnst an allen Enden nach jren Notturften, willen »unnd Wollgfallen gepruchen unnd niessen, söllen unnd mögen, »alls annder unnser unnd deß Rychs wappengnoßlütt sich jrer »Waappen und Cleinotten gepruchen unnd geniessen von Recht »oder gewohnheitt, von allermenigklichenn unverhindert. Unnd »gepietten daruff allen Churfürstenn, Fürsten, Geistlichen unnd »wälltlichen, Prelatten, Graven, Frigherren, Rittern, Knech»ten, Houptlüttenn, Vitzthumben, Vögtenn, Pflägern, ver»wäßern, Amptlütten, Schulltheissen, Burgermeistern, Rich»tern, Räthen, Küngen der Waappen, Eerholden, Perse»uandten, Burgern und Gmainden unnd sust allen andern unn»ßern und deß Rychs, Ouch unnsern Erblichen Fürstenthumb »unnd Lannde, unndterthonnen, Burgern und Gmainden unnd »gethruwen, jnn was würden, staath oder wäßens die, Ernnst»lich mit disem brieffe Unnd wellen, daß sy den obgenannten »Allexander Stockhar unnd sin Ehelich Lybs-Erben unnd dersel»benn Erbens-Erben für unnd für Ewigklich an dem obberuerten »Waappen und Cleinott nicht hinderen, noch irren, sonnder sy »der vorberuerter massen getrüwigklich gepruchen, geniessen und »gentzlich darby belyben lassen unnd hierwider nicht thun.« Der Brief ist gegeben zu »Ynsprugg am zechennden Tag deß monats »Junii, Nach Christi gepurtt Tussent Fünffhundert unnd im Er»stenn, unnd Unsers R. deß. R. Im sechßzechennden vnnd des »Hungerischenn Im Zwölfften Jaren.« — Wir haben diese Stelle wörtlich angeführt, weil sie erläutert, warum Hans Stockar auf der Kehrseite des goldenen Denkpfennigs, den er zur Erinnerung an seine Pilgerfahrt schlagen ließ, das durch Kaiser Maximilian I. Huld vergrößerte und ausgeschmückte Wappen seiner Väter anbrachte. Ueber diesen Denkpfennig ist zu vergleichen, was S. 109 er selbst davon sagt. Das kunstvoll in Holz geschnittene Modell desselben, nach welchem die beygegebene Lithographie gezeichnet ist, und dessen gefällige Mittheilung

wir, nach der Angabe des Herausgebers, einem **Sprößlinge** des Stockar'schen Geschlechtes verdanken, trägt die **Umschrift**: »Hans Stockar ain Bilgeri des halgen Grabs Ihesu Christi zuo Jerusallem« Auf der Kehrseite steht: »Jacob de Gumpastela. Jerusalem. Romanorum« — und nochmals der Name des Pilgers. Da die Jahrzahl aber entschieden falsch ist, so hat der Herausgeber diese Umschrift nicht nachbilden lassen: zumal der Text des Büchleins selbst die Sache am besten erklärt. Alexander Stockar starb (1519) an der Pest, welche damals mit erneuerter Wuth ausgebrochen war, nachdem sie im vorhergehenden Jahrhundert auch in der Schweiz Tausende dahingerafft hatte. Von den zahlreichen Kindern Hans Stockar's zeichneten sich vorzüglich zwey Söhne, Jakob und Heinrich, aus. **Jener** hatte von seinem Vater die tiefe Frömmigkeit geerbt, so daß er, treu dem Cultus seiner Väter, die Vaterstadt, wo die Reformation eingeführt worden, verließ, und nach Solothurn zog; **dieser** den ritterlichen Sinn, so daß er eine lange Reihe von Jahren für Heinrich IV., König von Frankreich, die Waffen trug, und sich besonders in der Schlacht von Jvri auszeichnete, würdig des tapfern Königs, welcher vor dem Beginne des Kampfes seine Krieger so anredete: »Kinder, wenn eure Standarten sinken, so folgt meinem weißen Helmbusch, ihr werdet ihn immer auf der Bahn der Ehre und des Ruhmes sehen!« — Heinrich starb im Jahre 1621 zu Schaffhausen, durch langen, ruhmvollen Kriegsdienst tüchtig geworden, die ehrenvollen Aemter eines Hauptmanns über das Feldpanner, eines Baumeisters und eines Mitgliedes des großen Rathes seiner Vaterstadt zu bekleiden. Seine Frömmigkeit bethätigte er durch eine reiche Vergabung an das Spital. Jakob's von Solothurn verpflanztes Geschlecht erlosch daselbst mit Hans Friedrik Stockar, der Republik Schultheissen, im Jahre 1674. Bey ihm verlebte seine Mutter die vielen Jahre ihrer langen Witwenschaft; ihr Gemahl, Hans Stockar, war schon im Jahre 1556 gestorben, sie folgte ihm erst im Jahre 1580. Unter Alexander's Kindern zeichnete sich vorzüglich ein Sohn, Benedict, aus. Er war Hofrath und Kammerherr Heinrich's II., Franz II. und Karl IX., Königen von Frankreich. Franz II. sah sich veranlaßt, ihn für seine guten Dienste in den französischen Adelsstand zu erheben. Benedict Stockar trug besonders durch den Ankauf der Gerichtsherrlichkeit zu Ober- und Nieder-Neuforn wesentlich zum Glanze des Stockar'schen Namens bey, und steht als der erste des Geschlechtes da, welches durch Entwicklung diplomatischer Talente sich auszeichnete, von denen in spätern Zeiten mehrere Glieder desselben rühmliche Beweise gaben; besonders in einer, wenn

nicht höhern, doch weiten Sphäre Hans Jakob Stockar, welcher von der Eidgenossenschaft als Vermittler zwischen Olivier Cromwell, dem Protector Großbrittaniens, und den hochmögenden Herren Generalstaaten der vereinigten niederländischen Provinzen im Jahre 1653 abgeordnet wurde. Der königliche Brief über Benedicts Erhebung in den Adelsstand wird S. V mitgetheilt.

Was an Stockar's Schriften insbesondere zu bemerken und den Herausgeber zur Wahl der mitgetheilten Beylagen bestimmt hat, dürfte Folgendes seyn. Stockar's Sprache betreffend, finden sich darin eine nicht geringe Zahl Ausdrücke, welche dem kirchlichen Leben in seinen jüngern Jahren entstammen. Diese Ausdrücke finden sich vorzüglich in denjenigen Stellen, wo er von den heiligen Stätten spricht, die ihm die Passion unsers Herrn ins Andenken riefen; überhaupt aber finden wir solche da, wo er sich über religiöse Dinge ausspricht. Damit der Leser in den Stand gesetzt werde, sich durch eigene Anschauung in den religiösen Ideenkreis hinein zu leben, in welchen sich Stockar's Gemüth bewegte, wurden die Auszüge aus dem »heiligen Leben« so gegeben, daß, wo immer möglich, die Worte des Originals beybehalten blieben. Daß aber seine Frömmigkeit nicht in leeren Worten bestand, sondern ins Leben überging, davon zeugt die gewissenhafte Treue, mit welcher er seine Christen- und Bürgerpflichten erfüllte. Freylich war es z. B damals noch kirchliche Pflicht, seiner Todten vor Gott in jährlich wiederkehrender Feyer betend zu gedenken; daß es aber bey Stockar nicht eitle Ceremonie war, dafür spricht der Ernst, mit welchem er die Ehe, die Taufe, den Eid behandelte. Wenn er oft sein Herz in bitterer Klage darüber ergießt, daß das Wort Gottes seine Zeitgenossen so wenig gebessert habe, so liegt ja in dieser Klage selbst die Gewähr seines frommen Sinnes, und er wünscht deßwegen nicht weniger, daß »das Wort Goß allweg ein Fürgang müg hian und nit hinder sich drucken.« — Diesen letztern Ausdruck hat er aus seinem Kriegsleben hergenommen. Beym Herannahen der Gefahr drückt der Feige zurück; denn die Furcht, die schlechteste Rathgeberin, gibt ihm ein, sein Leben durch die Flucht zu retten. Folgt er dem treulosen Rathe, so setzt er sich der ungleich größeren Gefahr aus, durch den verfolgenden Feind Leben und Ehre zugleich zu verlieren. Stockar verkannte die Gefahren der religiösen Abirrungen seiner Zeit nicht; dieß ist aus dem Urtheile zu ersehen, welches er über die damaligen Volksaufstände fällt: »Sy hatten zu Erstem ain gutt fürnemen, aber sy fiellend wüscht darvon. Wy sy handlattend, so gieng es jnen. Sy wotten zu viel!« — In politischen Dingen blieb er rein von der Verkäuflichkeit an fremde Mächte, womit sich damals

so viele befleckten. »Es wer mir« — sagt er — »öch wol **Kronan** worden; ich hain jeren aber nit gewelen!« — Für seine **Ge**wissenhaftigkeit als öffentlicher Beamter spricht die Freude, **welche** er über glücklich abgelegte Rechenschaft und darüber äußert, **daß** er das Glück gehabt habe, der schweren Bürde irgend einer **Würde** zu entgehen, die auf ihn hätte gelegt werden können. **Zur Be**stätigung des eben Bemerkten kann auch noch folgende launige Klage Stockar's dienen: »Das Rathhus hatt mich drum brachtt, und ist mir nitt wol erschossen!« — Diese Worte beziehen sich auf Verluste, welche er durch Vernachläßigung seiner eigenen ökonomischen Angelegenheiten sich zuzog, während er (freylich oft gegen seinen Willen, im Gegensatze zu dem jetzigen Zeitgeiste), um die öffentlichen Verhältnisse zu berathen, zu ordnen und zu wahren, auf dem Rathhause saß. Von seiner gemüthlichen Laune zeugt, nebst manchen andern Bemerkungen, was er über das neue, erweiterte Narrenhäuschen sagt: »Uff dy Zitt hand min Heren ain nüw Naren-Hüslein gemachatt; es ist nitt gros gnug, hettend sy Kuff-Hus darzu gno, es wer nochten zu cklian zu dem!« — Wie er über die rohen Sitten seiner Zeitgenossen dachte, sehen wir aus dem, was er über den plumpen Spaß, den sich einige seiner Bekannten nicht lange vor seiner Verheiratung gegen ihn erlaubten, und nach seiner Rückkehr von seiner Gesandtschaftsreise nach Bern, Fryburg und Solothurn über seine Collegen und Andere äußert: »und hain ich mich wol müsen erliden under den groben Lütten und Botten.« — Höher noch steht er durch die Freymüthigkeit, mit der er die Handlungen der Großen beurtheilt, wovon als Beyspiel diene, was er über des Herzogs von Lothringen Greuelthaten im Elsaß sagt. Mit welchem Geschicke er den Pilgerstab mit dem Degen vertauschte, davon liefert sein Feldzug unter Herzog Ulrich von Würtemberg einen Beweis. Bey der Belagerung Stuttgarts war das Schaffhauser'sche Fähnlein eines der ersten der zum Sturme beorderten. Persönlichen Muth zeigte er nicht bloß in jenem Falle, wo die gekränkte Ehre und der Gedanke, daß die Welt den Feigen richtet, auch den Furchtsamen zwingen, der Gefahr entgegen zu gehen, sondern in andern, bezeichnendern Fällen, im Sturme der Elemente und in jenem, noch weit gefahrvollern, der aufgeregten Volksleidenschaften. Die Freundschaft des Johanniterritters Wolf, dessen Hierseyn Stockar so gemüthlich erwähnt, und aus dessen Munde er Aufschlüsse über den Fall von Rhodus vernahm, bürgt ebenfalls dafür, daß Stockar ritterliche Tugenden besaß; der Genosse der heldenmüthigsten Kämpfer jener Zeiten hätte ihn sonst seines Vertrauens nicht gewürdigt. Daß er so theilnehmend aus Herzog Ulrich's eigenem Munde Nachrichten

von seinem türkischen Rosse hört, daß er diesem edlen Geschöpfe, »das den Geharnischten entgegenzieht und der Furcht spottet, das nicht erschrickt und nicht vor dem Schwerte flieht,« überhaupt mit Vorliebe zugethan ist, daß er mit Lust des ihm geschenkten Adlers erwähnt, und selbst des Bären nicht vergißt, den er sich gekauft hatte, spricht von seinem Geschmacke an ritterlichen Dingen. Doch müssen wir nicht vergessen, daß er weit entfernt war, an den Ausbrüchen thierischer Rohheit, worin viele seiner Zeitgenossen in jenen Tagen des Verfalles des alten Ritterthums ihre Stärke bewähren zu müssen glaubten, Gefallen zu finden. Wie Alle, welche das Göttliche in sich aufnehmen und mit treuer Sorge pflegen, über den meisten ihrer Zeitgenossen stehen, so auch Hans Stockar. Daher zeigt er bey unverkennbar überlegenen Kräften, die sich in seiner rastlosen Thätigkeit kund geben, so fromme Ergebung; daher wird es ihm möglich, selbst da den Gefühlen des Mitleids Raum zu geben, wo er mit Grundsätzen und Tendenz derer, die er bemitleidet, durchaus nicht einverstanden ist; dadurch war er befähigt, in die Wünsche nach größerer Freyheit auch dann einzustimmen, wenn der Mißbrauch roher Kräfte nöthige Schranken niederriß, und dadurch Kurzsichtigere zum Hasse gegen die Freyheit selbst entflammt wurden. Wenn zum Verständniß des Gesagten Beyspiele nöthig sind, so verweisen wir auf das, was Stockar bey Gelegenheit der Hinrichtungen zu Baden, der Volksaufstände in Schwaben und endlich der Bewegungen auf mehreren Zünften unserer Vaterstadt sagt. Es würde uns zu weit führen, wenn wir noch hervorheben wollten, wie aufmerksam er Natur und Menschen überhaupt beobachtete, und welche schätzbare Notizen sein Büchlein zu einem richtigen Bilde der Sitten seiner Zeit enthält, wozu seine Urtheile über Geistliche und Weltliche, Aerzte und Politiker, seine Erwähnung der Ehrengaben und Gastgeschenke, die Beschreibung öffentlicher Lustbarkeiten und Fastnachtspiele nicht unbedeutende Beyträge liefern. Jene Zeiten, in denen der Arzt Adelphi bey uns und der Apotheker Gabriel zu Constanz in theologischen Wissenschaften so gründliche Kenntnisse an den Tag legten, und sich dadurch das Vertrauen ihrer Mitbürger in so hohem Grade erwarben, daß ihnen mit Recht im Streite der Meinungen eine entscheidende Stimme zuerkannt wurde — jene Zeiten waren freylich von den unsrigen sehr verschieden.

Der Herausgeber fügt zum Bilde Stockar's noch einen Zug bey, den er der Mittheilung eines jüngern Mannes verdankt, dessen fleißiges Forschen in vaterländischen Geschichten Ermunterung und, von Seite seiner Altersgenossen, Nachahmung verdient. Im Rathsprotokoll vom Jahre 1527 steht Hans Stockar,

nebst zwey andern Bürgern, folgendermaßen beklagt: »habent das Boret nit abzogen zum Ave Maria.« — Da aber keine Buße dabey angegeben ist, so scheint man die Sache wieder fallen lassen zu haben. Immer ist dieser kleine Zug ein Beweis, daß selbst die kleinsten Aeußerungen von Verachtung des Cultus damals nicht ungeahndet blieben.

Was die beygegebenen Briefe von Ulrich Harder betrifft, so bemerkt der Herausgeber, daß sie als historische Dokumente schon von Hottinger, dem Fortsetzer der Schweizergeschichte Johannes von Müller's, durch Vermittlung des unermüdlichen schweizerischen Geschichtforschers M. Kirchhofer's, benützt und gewürdigt wurden, immer aber bleibt ihm das keineswegs geringe Verdienst, dieselben zum ersten Male in ihrer ursprünglichen Gestalt veröffentlicht zu haben.

Das erklärende Wortregister nebst Anmerkungen theilt für Geübtere dasjenige mit, was der Herausgeber im Nachschlagen zum besseren Verständniß erfuhr, für Ungeübtere die Uebertragung schwieriger Wörter und Stellen ins Hochdeutsche. Die Idee dazu faßte der Herausgeber, leider! erst nach begonnenem Druck.

Außer den Mittheilungen ist besonders die Correctheit der Abschrift, welcher einige wenige, am Schlusse mitgetheilten Schreib- und Druckfehler keinen Eintrag thun können, dankbar anzuerkennen. Der Herausgeber copirte die ganze Schrift zweymal wörtlich, und hatte dabey eine ältere Abschrift des Autographon's zur Vergleichung vor Augen, die er, wie er S. XI bemerkt, öfter zu verbessern genöthigt war, als sie ihm Aufschluß gegeben hätte.

Bey der Vorzüglichkeit und dem Interesse des Werkes wäre nur zu wünschen, daß eine größere Zahl von Exemplaren abgezogen worden wäre, als gegenwärtig der Fall ist, da das Buch nun bald zu den literarischen Seltenheiten gehören wird, welches, ohne Ueberschätzung, zu den wichtigsten Geschichtsquellen dient.

Besonders machen wir die Leser auf die Beschreibung der Belagerung der Insel Rhodus und ihrer Einnahme durch die Türken S. 95 ff., auf das, was über den Bauernkrieg vorkömmt im Klett- und Hegau (Hewen-Höhen-Gau), und vorzüglich auf Herzog Ulrich's Kriegszug im Jahre 1525 S. 124 aufmerksam.

Art. XI. Das Wappenwesen der Griechen und Römer und anderer alter Völker; ein Vorbild des mittelalterlichen und neuen. Aus den Schriften und Kunstdenkmälern des Alterthums und Mittelalters dargestellt, und mit mehr als 900 Abbildungen auf 17 Tafeln erläutert von Dr. Christian Samuel Theodor Bernd, Professor bey der rheinischen Friedrich-Wilhelm-Universität zu Bonn. Bonn, bey dem Verfasser und Eduard Weber, 1841. 468 S. gr. 8.

Dem empfindlichsten Vorwurfe, welcher dem vorliegenden, durch Interesse des Inhalts wie durch Sachkenntniß, Genauigkeit und fast beyspiellosen Fleiß gleich ausgezeichneten Werke des Herrn Dr. Bernd, bey nicht gehöriger Uebersicht des Standpunktes, von dem es ausgeht, und dem Ziele, das es sich vorsetzt, gemacht werden könnte, als wären die Wappen eine überflüssige und unnütze Sache, ein Spielzeug der Eitelkeit, begegnet der Verfasser gleich von vorneherein.

Er macht darauf aufmerksam, daß die Wappen als Kennzeichen von Personen, Gemeinheiten, Völkern und Ländern, wie die Namen und anstatt der Namen derselben gebraucht wurden, z. B. an und auf allerley Eigenthum angebracht, zur Bezeichnung desselben als eines solchen; daß sie auf Siegeln an Urkunden, auf Münzen u. s. w. als Zeichen und Beweis der Beglaubigung, Gültigung, Aechtheit ꝛc. dienen, und dazu allgemein angewendet werden. So wird man den Wappen und der Beschäftigung damit bald einen größern Werth einräumen, wenn man überzeugt wird, daß Wappen in der oben angegebenen allgemeinen Bedeutung, und vieles, was damit zusammenhängt, schon in den ältesten Zeiten, bey den verschiedensten Völkern, besonders aber bey Griechen und Römern in Gebrauch waren, und daß dieser von jenen herrührende Gebrauch sich durch das ganze Mittelalter bis auf unsere Zeit erhalten hat, aber natürlich im Laufe der Zeit verändert, vermehrt und in bestimmte Regeln gebracht worden ist.

Mit dem obigen allgemeinen Begriffe von Wappen — Zeichen zur Erkennung und Unterscheidung — stimmt auch der Name bey den verschiedenen Völkern überein, als: bey den Griechen σῆμα und σημεῖον Zeichen, sowohl Zeichen, Bild auf der Fahne, als auch auf dem Siegel ꝛc., und daher Fahne und Siegel selbst, ἐπίσημον und ἐπίσημα deßgleichen, und besonders solches Zeichen oder Bild auf dem Schilde, also wie im Deutschen, Schildzeichen, welches Wort für Wappen nicht bloß brauchbar, sondern auch in der That gebraucht ist, im Schwedischen Sköldemärke (Schildmarke), im Dänischen Skildmärke; bey den Römern insigne, signum, davon im Englischen ensigns, Wappen in jetziger Bedeutung, im Französischen enseigne, noch

gebräuchlich sowohl für Zeichen, Bild z. B. von einem **Hause**, es zu kennzeichnen — wozu früher das Wappen diente, **so lange**, bis solche Hauszeichen allgemeiner wurden, und besonders **Handelsleute** und Handwerker Zeichen auf Tafeln, die im **Deutschen** noch Schilder genannt werden, anbrachten, mit **welchen** sie ihre Häuser als diejenigen solcher Personen kenntlich **machten** — als auch für Fahne mit einem bestimmten Zeichen, **Wappen**. Im Spanischen ist signo, das Zeichen und Bild des **Notars** auf einer Urkunde zu mehrerer Beglaubigung derselben, **welches** für sein Wappen gelten konnte.

In dem Begriffe von Wappen liegt aber der Bezeichnung auch die Auszeichnung sehr nahe, und die Bezeichnung kann zugleich eine Auszeichnung seyn, ja sie war und ist es auch, in sofern die Wappen keine allgemeine Sache waren, und sind, in sofern Anfangs nur durch Thaten und Verdienste ausgezeichnete Personen, wie Helden, Heerführer, Sieger ꝛc. sich derselben bedienten, oder in sofern sie in späteren Zeiten solchen Personen von Höheren ertheilt wurden. Von dieser Seite wird das Wappen im Französischen mit dem Ausdrucke blason bezeichnet, als etwas Rühmliches, Lobenswerthes und Ausgezeichnetes, von dem man mit Lobe spricht, indem Blason im Altfranzösischen für Lob und lobende Beschreibung gebraucht wurde, aber auf jetzige Wappen angewendet, eigentlich nur die kunstgerechte Beschreibung eines Wappens bedeutet, indem man damit, bey Erwähnung der Bedeutung und Veranlassung des Wappens, zugleich ein Lob des damit Ausgezeichneten ausspricht. Den Ursprung dieses Wortes suchten die meisten Erklärer, und selbst Menestrier, mit seinen Nachfolgern, in dem Blasen bey den Turnieren bey Ankunft eines jeden Ritters, Leibnitz aber in dem Worte Blässe, ein auszeichnender Fleck an der Stirne eines Pferdes. Es ist aber nicht zu glauben, daß die Franzosen, welche das Wappenwesen frühzeitig regelten, und sich eine eigene Kunstsprache dafür bildeten, einen Hauptausdruck derselben aus einer fremden Sprache, und noch dazu einen für den zu bezeichnenden Begriff so weit hergeholten, sollten entlehnt haben.

Die entschiedene Bedeutung enthält das vorliegende Werk dadurch, daß es förderlich der Wissenschaft dient. Mit einer geschichtlichen Grundlage versehen, wird darin das Wappenwesen als eine, in den bürgerlichen Verhältnissen gegründete, schon im hohen Alterthume vorhandene Anstalt nachgewiesen, welche das Mittelalter überkommen, und nachher weiter ausgebildet und geregelt, und damit den Grund zu einer Wappenlehre gelegt hat, die ohne jene Grundlage nicht füglich eine Wappenwissenschaft genannt werden könnte. Die Lösung der schwierigen

Aufgabe wurde dem Verfasser durch seine Stellung als öffentlicher Lehrer dieser Wissenschaft und als Beamter einer, in den betreffenden Fächern reichen Bibliothek erleichtert.

Der Verfasser theilt die Wappen in solche und in Zeichen und Bilder ein, welche gleich den Wappen auf den Gegenständen gebraucht wurden.

Was die erste Entstehung der Wappen betrifft, so meint er, daß sich dieselbe nicht mit aller Gewißheit nachweisen ließe. Herodot schrieb den ersten Gebrauch, oder wie er sich ausdrückte, die Erfindung der Zeichen auf Schilden, die wir Wappen nennen, wie auch der Halter oder Handhaben an den Schilden, die bis dahin nur an Riemen um den Nacken getragen wurden, und die Büsche von Federn oder Roßhaaren auf den Helmen, den Cariern zu, wovon ihm Strabo, und was die Handhaben und Helmbüsche betrifft, auch Aelian beystimmen, und was der Scholiast zum Thucydides in sofern wiederholt, daß er die Carier ihre kleinen Schilde zuerst mit Nabeln oder Buckeln versehen und die Helmbüsche gebrauchen läßt. — In dem Drange der Menschen, sich durch sichtliche Dinge auszuzeichnen und zu unterscheiden, liegt die Entstehung der Wappen.

Die eigentlich selbstständige Gründung derselben beginnt mit der Erfindung des Schildes und des Helmes, welche Schutzwaffe, besonders der Schild, groß genug war, um auch in der Ferne erkannt zu werden, und als das beste Mittel erschien, sich kenntlich zu machen und zu unterscheiden. Dieser, dem Krieger so werthe Schild, der bey Spartanern und Deutschen als ein vorzügliches und theures Erbstück betrachtet wurde, und dessen Bild oder Wappen, wenn er eines enthielt, also auch auf die Erben überging, diente nun vor allen andern Dingen zur Kennzeichnung und Unterscheidung, sowohl durch seine verschiedene Form und sonstige Beschaffenheit, oder durch verschiedene Farbe, als auch besonders durch darauf befestigte oder darauf erhoben gearbeitete oder darauf gemalte Gegenstände und Bilder.

So unterschieden sich ganze Völker und einzelne Volksstämme durch Schilde von verschiedener Gestalt, wie man aus Stellen der Alten erfährt, z. B. bey Plutarch, welcher erzählt, daß die Besatzung von Syrakus durch die, auf den vorübersegelnden Schiffen zur Schau angebrachten hellenischen und phönizischen Schilde getäuscht werden sollte, wo also diese Schilde in solcher Ferne nothwendig durch ihre Gestalt kenntlich seyn mußten. Beyspiele davon geben auch altägyptische Denkmäler, auf welchen man Aegypter oben abgerundete, unten rechtwinkelige Schilde mit Indiern, runde Schilder führend, kämpfen sieht. Auf denselben Denkmälern der Aegypter — welchen Aristides der

Redner den ersten Gebrauch der Schilde zuschreibt, Andere aber dem Könige von Argos, Akrisius und seinem Bruder Prötus, — sieht man aber auch, daß sie sich noch anders geformter Schilde, nämlich viereckiger, auch oben und unten ausgebogener und an den Seiten eingebogener, bolzenförmiger, auch langrunder Schilde bedienten, obgleich Herodot die Schilde der im persischen Heere unter Xerxes dienenden Aegypter nur als hohl und breite Ränder habend beschreibt, und es scheint, daß, wenn dieselben gleichzeitig in Gebrauch waren, sie von verschiedenen Abtheilungen ihrer Krieger geführt, und diese dadurch bezeichnet und unterschieden wurden, wie später bey andern Völkern, namentlich den Römern, durch die verschiedenen Schilde, die clypeati, scutati, peltati oder cetrati, parmati.

Hauptformen des Schildes waren in alten Zeiten die runde und viereckige, aus welchen alle übrigen Formen hervorgegangen sind, und sie werden zum Theil von den Alten selbst nach den Völkern oder Volksstämmen, bey denen sie vorzüglich in Gebrauch waren, benannt. — S. 10 bis 54 werden alle Schilde der Alten auf das Genaueste beschrieben, und wichtige Folgerungen für das Wappenwesen derselben abgeleitet. Alle Bemerkungen sind mit zahlreichen, mit der sorgfältigsten Prüfung und Sachkenntniß gemachten Noten versehen. Von besonderem Interesse ist es, was S. 45 über drey, in Stein gehauene Wappenschilde gesagt wird, welche der Abbé Fourmont auf einer Reise im Morgenlande in den Jahron 1729 und 1730 an den Ueberresten eines Tempels des Apollo zu Amyklä in Lakonien entdeckt hat.

Am zuverläßigsten und auf unwiderlegbare Weise läßt sich aber das Vorhandenseyn und der Gebrauch kennzeichnender, unterscheidender und auch auszeichnender Bilder auf Schilden, welche wir Wappen nennen, bey den Alten beweisen, aus der mannigfaltigen Anwendung, die sie, der spätern und neuesten Zeit darin vorangehend, von denselben sowohl für ihre Person, indem sie dieselben an ihren Helmen, an andern Waffenstücken und sonst noch anbrachten, als auch in öffentlichen Dingen und Angelegenheiten und bey verschiedenen Veranlassungen machten.

Bey gleicher Wichtigkeit hatte der Helm mit dem Schilde in denselben Zeiträumen, auch gleiche Beschaffenheit, und erlitt gleiche Veränderungen. Wie zu allererst ein Thierfell über die Schultern und den linken Arm geworfen gleich einem Schilde zum Schutze diente, so vertrat die über das Haupt gezogene Kopfhaut desselben Thieres die Stelle eines Helmes, und die daran gebliebenen Ohren oder daran wieder befestigten Hörner und Zähne waren der erste Schmuck dieses natürlichen Helmes,

und sollten zugleich für den Feind ein furchterregender Anblick seyn. Auch abgesondert von der übrigen Thierhaut, oder von der Haut verschiedener Thiere eigens gemacht, blieb diese Schutzbedeckung des Hauptes später noch in Gebrauch, wie man auf alten Denkmälern sehen kann, oder man bediente sich anderer Stoffe, als des Filzes, wie auch des Holzes, bis sie durch die festeren und dauerhafteren ehernen Helme, dergleichen schon Homerische Helden trugen, und nach Herodot die Assyrer und die persische Reiterey, verdrängt wurden. Doch bedeckte man auch diese noch zuweilen mit solcher Thierhaut, oder man gab ihnen die Gestalt eines Thierkopfes, wie z. B. dem Helme, bey Spohn abgebildet, die eines Delphins, und dem des Memnon eines Vogels.

Obgleich die Form des Hauptes die Form des Helmes bedingte, eine meist kugelförmige nämlich nöthig machte, und wie solche in der Hauptsache auch war und blieb, so brachte doch hierin Bedürfniß, Sitte, Geschmack, Laune und Kunst eine große Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit hervor, von der niedrigsten Stufe der Kunst bis zur höchsten, von der einfachsten und rohesten Form an bis zur schönsten und reichsten Ausschmückung, wie mehrere kunstreiche Helme aus dem Alterthume beweisen, und das Mittelalter folgte auch hierin auf ähnliche Weise nach mit seinen Helmkappen, Eisenhüten, Pickel- und Sturmhauben, Helmen und schönsten und geschmackvollsten Turnierhelmen mit getriebener und eingelegter Arbeit.

Allgemeiner Gebrauch war es schon im hohen Alterthume, sich durch den Helm auszuzeichnen und zu kennzeichnen, weniger durch Form oder durch Kostbarkeit und Glanz desselben, indem nur wenige Personen goldene und silberne, oder mit Gold und Silber und Edelsteinen geschmückte Helme haben konnten, als durch allerley darauf und daran angebrachte Gegenstände, die zugleich zum Schmucke dienten, und ein stattlicheres, auch wohl fürchterliches Aussehen geben sollten. Zuerst und allermeist diente dazu ein Busch von Federn, oder die Mähne, der Schweif eines Pferdes, Wolfes ꝛc., welche entweder auf einem hohlen Kegel oben auf dem Helme, oder in eine oben von der Mitte des Helmes nach hinten hinlaufende Scheide gesteckt und befestigt wurden. Da sie auf solche Weise bey der Bewegung und im Winde hin und her schwankten und flatterten, so sprechen besonders die Dichter viel von dem nickenden, wehenden oder drohenden Helmbusche oder Roßschweife ihrer Helden, die sich oft noch durch besondere Höhe und Länge, oder durch Pracht auszeichneten; gerade wie auch im Mittelalter auf den Helmen der Ritter hohe und lange Federbüsche, auch Schweife von Stoff

vorkommen, und wie noch jetzt auf Hüten und Mützen unserer Krieger hohe Federbüsche erscheinen. Das Pferdehaar auf den Helmen einer Kriegerart in unserer Zeit war oder ist eine Nachahmung davon.

Da nun aber Form, Verzierung und Helmbusch zur Kennzeichnung und Unterscheidung nicht hinreichten, wählte man schon frühzeitig, wenn auch schon mit zum Schmuck der Helme und zum Schrecken der Feinde, doch besonders zu bestimmterer Kenn- und Auszeichnung, allerley andere Gegenstände, als: Bilder von Pferden, Löwen, Hunden, Vögeln, Delphinen, Schlangen, Greifen, Sphinxen, Meermenschen, wie auch Hörner, Flügel u. s. w., die theils in halberhobener, theils in runder Arbeit an und auf den Helmen angebracht wurden, gerade wie auch die Ritter im Mittelalter thaten, welche die Zahl solcher Bilder bis ins Unendliche vermehrten, sie aber doch nur oben auf dem Helme frey gearbeitet führten, wie schon die alten deutschen Dichter erzählen und die Wappenbücher zum Ueberflusse beweisen. So führten nach der oben angeführten Stelle Plutarch's die Reiter im Heere der Cimbrer Helme, die den Rachen fürchterlicher Thiere glichen, und andere sonderbare Gestalten zeigten; die Gallier, nach Diodor, Hörner, Vögel- und andere Thierbilder. Im Allgemeinen liefern hievon die alten Denkmäler viele überzeugende und im Einzelnen belehrende Beweise, und betrachte man nur überhaupt die Pferde, Sphinxe, Hunde, Löwen, Vögel, Schlangen, Scorpionen, Blatt, Hörner, Flügel, Büsche, Schweife an und auf den Helmen unter den Abbildungen in Kupferwerken mit alten Kunstdenkmälern, wie Winkelmann's, Tischbein's, Millin's, Millingen's, Inghirami's u. A. und in Münzwerken.

Sey es, daß diese Gegenstände auf den Helmen ursprünglich keine besondere Bedeutung und Beziehung auf den Behelmten hatten, so ermangelten sie dennoch deren nicht immer und nicht durchgängig, und sie dienten dann, wie die Bilder auf den Schilden, zur persönlichen Kennzeichnung und Unterscheidung, und waren nicht selten das in solcher Art wiederholte Schild- und Wappenbild selbst, oder auch ein eigenes für sich auf den Helm gesetztes: daher auch der Ausdruck insigne bey den Alten dafür vorkömmt. Beydes war im Mittelalter eine ganz gewöhnliche Sache, und ist es auch bis jetzt bey dem Helme und dem Wappenschilde geblieben.

Ueber die Beschaffenheit und Verzierungen der Helme der Alten wird in der Weise, wie früher über die Schilde S. 63 bis 72, berichtet.

Waren nun Schild und Helm die vorzüglichsten Waffen-

stücke, auf und an welchen man Zeichen und Bilder zum Schmuck, und mehr noch zur Kenn- und Auszeichnung, also Wappenbilder, anbrachte, und sie dadurch zu Wappen machte, so versah man zuweilen doch auch andere Waffenstücke mit dergleichen, sowohl zum Schmuck, als auch um sie mit den übrigen Stücken gleichförmig zu haben, sie als sein Eigenthum zu bezeichnen, auch wohl um damit sich noch mehr auszuzeichnen und kenntlich zu machen, gerade so, wie dieß auch in den Ritterzeiten mit noch mehreren Stücken geschah. Von diesem Gebrauche im Alterthume finden sich noch mehrere Spuren. Zunächst dem Schilde und Helme folgt der Harnisch, der nicht allein bey verschiedenen dazu verwendeten Metallen sich schon durch verschiedene Farben, oder auch durch seine eigenthümliche Art und Arbeit, z. B. wenn er aus lauter über einander gelegten Schuppentheilen bestand, sondern auch durch allerley Bilder in erhabener und eingelegter Arbeit überhaupt, wie auch auf eine bestimmte Weise durch eigens gewählte oder vom Schilde und Helme beybehaltene Zeichen und Bilder auszeichnen und kennzeichnen konnte. Davon kann schon der von Homer beschriebene Brustharnisch Agamemnon's zu einem Beyspiele dienen. Von der Art und Weise jener Waffenstücke wird S. 74 bis 100 gehandelt.

Was das Wappenwesen der Alten in seiner Anwendung nnd dem Gebrauche in öffentlichen Angelegenheiten betrifft, so machten die Alten die häufigste und wichtigste Anwendung der Wappen, sowohl in Schilde gefaßt, als auch und gewöhnlich ohne solche Einfassung auf den, auch in vieler andern Hinsicht so belehrenden Münzen, die, ein Vorbild der unsrigen, auf der Hauptseite in der Regel ein Bildniß, und auf der Kehrseite ein Zeichen oder Bild tragen, welches Bezug auf das Bildniß in irgend einer Weise zu haben pflegt, bey sehr vielen aber sich zugleich oder mehr auf die Stadt, das Volk, wo sie geprägt wurden, bezieht, weil Alles aber aus den Münzen selbst und allein nicht immer deutlich und erklärlich wird. Sie gleichen im Allgemeinen mehr unsern Denkmünzen, da sie bey allerley Gelegenheiten und Vorkommnissen mit Beziehung darauf geprägt wurden, und bekamen entweder durch ihr gleiches Verhältniß an Größe oder Schwere und Gehalt mit andern von bestimmtem und bekanntem Werthe ihre Geltung im Verkehr, so wie auch mit manchen unserer Denk- und Gelegenheitsmünzen, z. B. den Krönungs- und Friedensmünzen, den Bergwerksthalern ꝛc. der Fall ist; oder sie waren auch bloß Denk- und Schaumünzen. Sind nun solche Zeichen und Bilder auf Münzen, — welche in unmittelbarer oder mittelbarer Beziehung auf die darauf andererseits Dargestellten oder Genannten stehen, oder auf eine Stadt,

ein Land 2c. deuten — bleibende, oder wiederholen sie sich auch nur auf verschiedenen Münzen derselben Personen, Städte, Länder aus verschiedenen Zeiten oder an verschiedenen Orten geprägt, oder endlich, stimmen sie mit den Zeichen und Bildern und Siegelringen derselben Personen überein, und wird von alten Schriftstellern gesagt, daß sie von dieser oder jener Person aus besonderer Ursache und mit Beziehung auf sich auf die Münzen gesetzt wurden: so sind sie unstreitig eben so zu betrachten, wie die Zeichen und Bilder auf den Schilden, und können, wenigstens großen Theils, für Wappen auf Münzen gelten, dergleichen überall durch das ganze Mittelalter bis auf unsere und in unseren Zeiten auf Münzen geprägt wurden und werden, und sind bey ihrer öffentlichen Anerkennung und Bewährung um so zuverläßiger.

Die Wappen ältester Personen und Städte werden S. 107 bis 134 beschrieben.

Was die Zeichen und Bilder betrifft, welche gleich den Wappen gebraucht wurden, theilt sie der Verfasser in jene, welche auf Siegeln und Siegelringen, an Schiffen und Wagen, auf Grabsteinen und Steinsärgen und an verschiedenen andern Gegenständen sich finden.

Siegelabdrücke mit Bildern aus dem Alterthume haben sich bis auf unsere Zeit, so viel bekannt ist, gar nicht erhalten, wohl aber Siegelringe, und mehr noch geschnittene Steine, die zum Siegeln in Wachs gedient haben oder dienen konnten, wie auch Beschreibungen von Siegeln. Daraus ersehen wir, daß die Alten eben solche Zeichen und Bilder wie auf Münzen darauf abbilden ließen, gleich den Wappen im Mittelalter auf den Wachs- und andern Siegeln, und wie in unsern Tagen; daß sie damit Briefe und Urkunden besiegelten, d. h. beglaubigten und gültigten, daß sie daran erkannt seyn wollten, und daß das Siegel gleichsam ihre Person vertreten sollte, daß sie ihre Siegel an Thüren 2c. zum sichern Verschluß legten, daß sie ferner ihr Siegel Dingen, welche sie als ihr Eigenthum bezeichnen oder vor fremdem Gebrauch sichern wollten, aufdrückten. Kurz, es findet hierin, so wie überhaupt im Zwecke und Gebrauche der Siegel und Siegelringe in alter und neuer Zeit, eine merkwürdige Uebereinstimmung Statt.

In allen Zeitaltern aber bediente man sich nicht beständig eines und desselben Siegels, konnte anstatt des einen ein anderes wählen, oder hatte auch wohl verschiedene Siegel zu gleicher Zeit, wie im Mittelalter Hauptsiegel und Gegensiegel, die aber doch meist mit einander in Beziehung und Verbindung standen, indem z. B. das kleinere Gegensiegel oft einen Theil des

Wappenwesens enthält, geht er zu geschichtlichen und erläuternden Bemerkungen wichtiger Art über. Sie betreffen verschiedene Wappenbilder, die, wenn sie dieß auch nicht alle schon bey den Alten waren, es doch späterhin wurden, und die den spätern zu Vorbildern und Mustern dienten; sodann die schon bey den Alten vorkommende verschiedene und unterscheidende Stellung und Vereinigung, und zuletzt manche bürgerliche und gesellschaftliche Verhältnisse der Römer, die dem spätern Adel- und Ritterwesen zum Grunde liegen, oder doch Aehnlichkeit damit haben.

Wappenverleihungen, d. h. Verleihungen solcher Zeichen und Bilder auf Schilden und zu sonstiger Anwendung, die mit unsern Wappen zu vergleichen sind, oder die Erlaubniß, sich früher schon erlangter oder gewählter zu bedienen, können bey den Alten in der Art, wie im Mittelalter und heut zu Tage, nicht vorkommen, weil in dem, was ihr Wappenwesen genannt werden kann, große Willkür herrschte, und dasselbe noch nicht in bestimmte Form und Regel gebracht war. Indeß kann man die Beyfügung der Bilder und Zeichen von Aemtern und Würden in den Bestallungsbriefen, welche die spätern römischen Kaiser ihren Reichs- und Hofbeamteten ertheilten, mit Recht schon mit den spätern Wappenverleihungen vergleichen, und konnten oder durften früher schon Kaiser solche Zeichen und Bilder, die mit unsern Wappen zu vergleichen sind, entziehen, wie Caligula mit denen des Torquatus und Cincinnatus that: so konnten sie mit demselben Rechte dergleichen auch ertheilen oder verleihen, und möchten es gelegentlich auch wohl gethan haben. Einer Wappenverleihung Aehnliches war ja auch, wenn die Kaiser 2c. in Rom den Pflanzstädten das römische Stadt- oder Staatswappen auf Münzen u. s. w. zu führen erlaubten, und wenn Legionen und Cohorten von ihnen besondere Zeichen und Bilder auf ihre Feldzeichen bekamen, oder mit ihrer Erlaubniß führen durften. Auch war dem Aehnliches die Verleihung eines Siegels Constantin's d. Gr. an die Chersoneser für ihre Bemühungen zum Besten des Reiches, indem er ihnen goldene Ringe mit seinem Bildnisse schenkte, womit sie ihre Berichte und Anliegen an ihn siegeln sollten, so daß er dann dieselben als von ihnen kommend gleich erkennen könnte. Eine Wappenverleihung gleichsam von Geringeren war es auch, als das Volk von Cumä dem Lucius Vaccius Labeo, einem Mitbürger, für seine vielen Verdienste und Leistungen unter andern Ehren goldene Bilder auf dem Schilde zuerkannte.

Der Verfasser geht nun zu dem Wappenwesen der alten, den Griechen und Römern bekannten, und dann zu dem der ihnen unbekannten Völker über.

Beweise, daß die Alten auch Zeichen und Bilder am Wagen geführt haben, die sich ungefähr mit den Wappen an den heutigen Wägen vergleichen lassen, finden sich S. 153 bis 156. Eben so werden sie S. 157 bis 166 geliefert über die Wappen gleichkommenden Verzierungen an den Gränzsteinen und Gränzsäulen der Alten, an Bauwerken verschiedener Art, an Säulenknäufen von öffentlichen Gebäuden und Tempeln, an Stadtthoren und an Geräthen mancherley Art.

Gleichermaßen brachten die Alten auf und an ihren Grabdenkmälern verschiedener Art und Form das, was wir ihre Wappen nennen dürfen, an, wie Stellen der Alten und solche Denkmäler selbst beweisen, die nicht selten ganz einfach das Kenn- und Wappenbild selbst, auf das Mahl oder den Hügel oder auf eine Säule dabey gesetzt, waren. Das älteste Beyspiel davon, und zwar von der größten Einfachheit, wie Alles in jener Zeit, finden wir bey Homer, wo Elpenor den Ulysses bittet, daß er seinen Körper mit den Waffen verbrenne, ihm ein Grabmal errichte, und dasselbe mit dem Ruder, welches er zu führen gewohnt gewesen (wie mit einem Wappenbilde) bezeichne, und später ganz auf dieselbe Art in nachgeahmter Weise bey Virgil, der das Grabmal des Misenus durch dessen Waffen, Ruder und Tuba bezeichnen läßt. Ein anderes einfaches Grabdenkmal erwähnt Herodot, nämlich den steinernen Löwen des Spartanerkönigs Leonidas, der, wenn er sich auch auf mehreren Grabdenkmälern der Spartaner als ein allgemeines Bild zur Erinnerung an Herkules befunden haben sollte, doch auch ein besonderes Wappenbild, und zwar Namen- und Stammwappen des Leonidas von seinem Großvater Leon seyn konnte.

Weiterhin unter den christlichen Kaisern scheint sich ein dem spätern schon mehr ähnliches Wappenwesen einigermaßen ausgebildet zu haben, worüber es aber ganz an Nachrichten fehlt, und wovon man, außer auf Münzen, auf andern Denkmälern, die aus solcher Zeit herrühren, keine Spur findet. Von großer Wichtigkeit ist jedoch, was man bey Gelegenheit der Verordnungen nnd Bestallungen der Kaiser an und für die vornehmen Beamteten des Reichs und der Provinzen erfährt, wie sie wohl schon zu Constantin's des Großen Zeit (306 — 336 nach Chr. G.) gegeben wurden, von denen aber erst in Justinian's (529) Gesetzsammlung die Rede ist.

Nachdem der Verfasser dargethan hat, wie das Wappenwesen, vom Einfachsten anfangend, im hohen Alterthume seinen Ursprung nahm, wie es später weiter angewendet, verändert und vermehrt worden ist, und zuletzt eine gewisse Regelung bekam, und so die Keime und Anlage des spätern und heutigen

Wappenwesens enthält, geht er zu geschichtlichen und erläuternden Bemerkungen wichtiger Art über. Sie betreffen verschiedene Wappenbilder, die, wenn sie dieß auch nicht alle schon bey den Alten waren, es doch späterhin wurden, und die den spätern zu Vorbildern und Mustern dienten; sodann die schon bey den Alten vorkommende verschiedene und unterscheidende Stellung und Vereinigung, und zuletzt manche bürgerliche und gesellschaftliche Verhältnisse der Römer, die dem spätern Adel- und Ritterwesen zum Grunde liegen, oder doch Aehnlichkeit damit haben.

Wappenverleihungen, d. h. Verleihungen solcher Zeichen und Bilder auf Schilden und zu sonstiger Anwendung, die mit unsern Wappen zu vergleichen sind, oder die Erlaubniß, sich früher schon erlangter oder gewählter zu bedienen, können bey den Alten in der Art, wie im Mittelalter und heut zu Tage, nicht vorkommen, weil in dem, was ihr Wappenwesen genannt werden kann, große Willkür herrschte, und dasselbe noch nicht in bestimmte Form und Regel gebracht war. Indeß kann man die Beyfügung der Bilder und Zeichen von Aemtern und Würden in den Bestallungsbriefen, welche die spätern römischen Kaiser ihren Reichs- und Hofbeamteten ertheilten, mit Recht schon mit den spätern Wappenverleihungen vergleichen, und konnten oder durften früher schon Kaiser solche Zeichen und Bilder, die mit unsern Wappen zu vergleichen sind, entziehen, wie Caligula mit denen des Torquatus und Cincinnatus that: so konnten sie mit demselben Rechte dergleichen auch ertheilen oder verleihen, und möchten es gelegentlich auch wohl gethan haben. Einer Wappenverleihung Aehnliches war ja auch, wenn die Kaiser 2c. in Rom den Pflanzstädten das römische Stadt- oder Staatswappen auf Münzen u. s. w. zu führen erlaubten, und wenn Legionen und Cohorten von ihnen besondere Zeichen und Bilder auf ihre Feldzeichen bekamen, oder mit ihrer Erlaubniß führen durften. Auch war dem Aehnliches die Verleihung eines Siegels Constantin's d. Gr. an die Chersoneser für ihre Bemühungen zum Besten des Reiches, indem er ihnen goldene Ringe mit seinem Bildnisse schenkte, womit sie ihre Berichte und Anliegen an ihn siegeln sollten, so daß er dann dieselben als von ihnen kommend gleich erkennen könnte. Eine Wappenverleihung gleichsam von Geringeren war es auch, als das Volk von Cumä dem Lucius Vaccius Labeo, einem Mitbürger, für seine vielen Verdienste und Leistungen unter andern Ehren goldene Bilder auf dem Schilde zuerkannte.

Der Verfasser geht nun zu dem Wappenwesen der alten, den Griechen und Römern bekannten, und dann zu dem der ihnen unbekannten Völker über.

Von dem Wappenwesen der ersteren kann nur sehr uneigentlich die Rede seyn, da die Kenntniß auch davon allein aus schriftlichen und Kunstdenkmälern geschöpft werden kann, und dergleichen von diesen Völkern selbst hinreichende, besonders aus vorgriechischer und vorrömischer Zeit, keine oder bey einigen, wie Aegyptern und Indiern, verhältnißmäßig nur wenige vorhanden oder bekannt sind. Es beschränkt sich also Alles, was von so zu nennenden Wappen dieser Völker zu wissen möglich ist, auf das, was in griechischen und römischen Schriftstellern gelegentlich davon vorkömmt, oder aus ihren Nachrichten gefolgert werden kann, und größtentheils auf diejenigen Kunstdenkmäler, die sich von allen am meisten und am längsten erhalten haben, auf die Münzen, sowohl auf die ursprünglichen und eigenthümlichen dieser Völker, wo es deren gibt, als auch auf die unter griechischer und römischer Herrschaft oder Vormundschaft in den Ländern und Städten der verschiedenen unterworfenen oder untergebenen Völker geprägten, bey welchen anzunehmen ist, daß man zu den, das Volk oder Land und die Stadt bezeichnenden Bildern die denselben eigenthümlichen werde angewendet, und nicht, wie bey den Pflanzstädten, erst neu gewählte oder gegebene darauf geprägt haben. Man kann demnach hier, unsern Gegenstand betreffend, nur die Zusammenstellung einzelner Nachrichten, Beyspiele und Beweise erwarten, welche darthun, daß etwas unsern Wappen zu Vergleichendes überall, mehr oder weniger, gleichen Ursprunges und zu gleichem Zwecke in Gebrauch gewesen ist. Die Angaben und Erörterungen betreffen Macedonien, Syrien, Parthien, Bithynien, das israelitische Volk, Persien, Indien, Arabien, Aegypten und einige Völker, die nördlich und westlich von den Römern wohnhaft gewesen.

Das Wappenwesen alter, den Griechen und Römern unbekannter Völker betrifft die Chinesen und Japanesen, von welchen das bekannt gemacht wird, was durch Europäer, die dort reisten und sich aufhielten, beobachtet und zur Kenntniß gebracht wurde, und die Amerikaner.

Der fortlaufende Zusammenhang des Wappenwesens der Römer, als des am weitesten verbreiteten, am meisten ausgebildeten und am vielfachsten angewendeten, mit dem spätern mittelalterlichen und neuern Wappenwesen in Europa, namentlich in den aus dem zertrümmerten römischen Reiche entstandenen neuen Reichen, ist schwer zu verfolgen und nachzuweisen. Der Uebergang aus jenem zu diesem durch den langen Zeitraum der großen Völkerbewegungen und Züge, wo ein rohes Volk das andere drängte und verdrängte, wo eins nach dem andern von

Osten und Norden her in das römische Reich einfiel, große Stücke davon an sich riß und festhielt, oder an später kommende, mit denen es darum kriegen mußte, wieder verlor, bis endlich nach diesen alles erschütternden und durch einander mengenden Völkerwanderungen einigermaßen Stillstand und Ruhe eintrat, die neuen Reiche einige Haltung und Festigkeit gewannen — der Uebergang aus jenem zu diesem Zeitraum gleicht einer Pilgerfahrt aus einem fruchtbaren angebauten und blühenden Lande und Reiche durch eine öde Sandwüste, wo kaum hier und da ein dürftiger, bald wieder versiegender Quell und grüner Platz oder eine wasserarme Cisterne anzutreffen ist, bis man wieder in bewohntes Land, aber zu einem fremden, halb gebildeten Volke gelangt, wo man Spuren früherer, demselben fremder, höherer Gesittung und Größe antrifft.

Der Verfasser erweist, das frühere Mittelalter bis ins eilfte Jahrhundert durchgehend, wie bey den darin hauptsächlich als handelnd auftretenden Völkern sich Spuren und Beweise von Zeichen und Bildern, den Wappen gleich, und als solche auf Schilden, Helmen oder Fahnen gefunden. Es finden sich deren nun immer mehr, besonders nachdem man angefangen hatte, sich Zunamen oder Geschlechtsnamen beyzulegen, nachdem das Lehenwesen sich mehr ausgebildet hatte, und noch mehr, als die Lehen auch erblich, und am Ende erbliches Besitzthum wurden, wodurch das Zeichen und Bild des Lehensherrn oder des Lehens mit der Fahne übergeben, das Wappenbild des Lehenmannes wurde, und bey der Erblichkeit des Lehens auch blieb, sey es, daß er dadurch zuerst ein Wappen erhielt, oder dasselbe zu dem Wappen, welches er bereits führte, hinzubekam. Bey mehreren Lehen in derselben Landschaft rc. wurden dem Wappenbilde der Landschaft rc. Nebenstücke beygefügt, und war das mit dem Lehen verliehene Wappen das des Lehensherrn, so konnte es auch durch Verändern in Farbe, Hinwegnehmen und Hinzuthun einzelner Stücke unterschieden werden. — Das eilfte Jahrhundert allein kann schon eine Menge Beyspiele liefern, aber es genügt, außer den schon vorgekommenen, noch einige aus verschiedenen Ländern anzuführen. In Deutschland nämlich führen schon um die Mitte dieses Jahrhunderts die Markgrafen von Oesterreich auf Reitersiegeln in ihrem Schilde einen Adler; die Grafen von Flandern ihren Löwen, z. B. Graf Robert auf dem Siegel an einer Urkunde vom Jahre 1072, und wäre die Oberfläche des Schildes des Grafen Arnulf von Flandern auf einem Siegel vom Jahre 941 nicht so abgeschliffen, so würde der Löwe wahrscheinlich darauf schon zu sehen seyn. In Italien wählte sich die Familie Canossa, die nach der Gräfin Mathilde von Ca-

nossa dieses Schloß zum Besitzthum erhielt, im letzten Viertel des eilften Jahrhunderts, davon ein Namenwappen, nämlich einen Hund mit einem Knochen im Maule, und des Fürsten Jordan I. von Capua Wappenbild auf einem Bleysiegel vom Jahre 1085 in einem länglich runden Schilde war ein Schrägbalken mit vier kleinen Runden, auf dem Bleysiegel aber des Fürsten Guaimarus von Salerno um das Jahr 1078 eine Linkhand.

Im eilften und zwölften Jahrhundert finden wir schon ein weit verbreitetes und viel angewendetes Wappenwesen auf Schilden, Helmen, Fahnen, Münzen, Siegeln 2c.; aber so viele Aehnlichkeit und selbst Uebereinstimmung darin im Allgemeinen überall Statt fand: so war es doch noch großtentheils Sache der Willkür und mangelte an Regeln für Einrichtung der Wappen, für Gebrauch und Anwendung der Wappenbilder auf Helmen, in Fahnen und in anderer Weise, für Veränderung, Vermehrung, Vereinigung der Wappenbilder in besondern Fällen und Verhältnissen; und hatte es sich auch von selbst eingeführt, daß der Freye, der Ritter, vorzugsweise seine eigenen kennzeichnenden und unterscheidenden Zeichen und Bilder, d. h Wappen, auf Schilden, Helmen und Fahnen führte; daß die Städte als Körperschaften und als unabhängige Gemeinheiten sich auch dergleichen beylegten, oder als unterthänige Besitzung eines Herrn das Wappen desselben, verändert oder nicht, bekamen, um sie als solches Eigenthum gleichsam zu bezeichnen: so fehlte es doch noch an Aufsicht darüber, daß die Wappen nicht nur nicht unbefugter, sondern auch nicht ungehöriger Weise geführt und gebraucht würden. Nichts aber tritt auf einmal vollständig und vollendet in's Leben, und so entstanden auch nur nach und nach Regeln und Gesetze für das Wappenwesen, wurden später erst zu einem Ganzen vereinigt, und bildeten eine Wappenlehre, die Anwendung derselben aber eine Wappenkunst. Man nimmt gewöhnlich an, und die Annahme hat viel für sich, daß der eigentliche Anfang damit bey den Ritterkämpfen oder Kampfspielen der Ritter, den sogenannten Turnei's oder Turnspielen, gemacht wurde, zu deren Behufe Anordner und Aufseher bestellt wurden, welche das Nöthige dazu einrichteten, auf Ordnung und Recht bey denselben sahen; die darauf achteten, daß keine Unberufenen oder Unbefugten sich dabey einfänden, daß nur Freye, und nicht allein nur Ritter, sondern nur unbescholtene Ritter den Kampfplatz beträten; daß keine unerlaubten Waffen und keine Wappenbilder Anderer geführt würden u. s. w.; die auch zugleich Kampfrichter waren, ungesetzlichen Kampf unterbrachen, über streitigen Sieg entschieden, so auch den Sieges-

preis zuerkannten. Nur darf man nicht glauben, daß dieß Alles gleich so Statt gefunden habe bey den ersten Turnspielen, deren Einführung man den Deutschen, und zwar dem Kaiser Heinrich I. (vom Jahre 920 — 935), jedoch ohne Zeugniß und Beweis, zuschreibt. Kampfspiele, der Zeit angemessen und mit ähnlicher Einrichtung, gab es schon bey den Griechen.

Bey der öftern Wiederholung solcher Ritterspiele an großen und kleinen Höfen, zu welchen sich nicht bloß Ritter der Gegend, des Landes, sondern auch aus entfernten Gegenden einfanden, bey dem zunehmenden Gebrauche der Wappen, die eine Auszeichnung der Ritter waren, und Belohnung für ritterliche Thaten wurden, waren die Wappen ein Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit geworden; an den Höfen wurden nun Personen nöthig, welche Kenntniß von den vorhandenen Wappen besaßen, welche die Regeln und Gesetze, die sich allmälich für Einrichtung und Führung der Wappen gebildet hatten, kannten und anzuordnen verstanden; die im Stande waren, neue Wappen nach Verlangen oder Auftrag und nach Erforderniß der Umstände diesen Regeln und Gesetzen gemäß zu entwerfen und zu fertigen, und zwar so, daß die neuen nicht schon vorhandenen, die ähnlichen sich doch nicht gleich wären ꝛc. Diese Personen, welchen zugleich die vorhin erwähnten Geschäfte bey den Ritterspielen übertragen wurden, waren nun die Herolde, deren Wissen und Kennen die Heroldwissenschaft, die Wappenwissenschaft ihrer Zeit war. Kann man der Aeußerung eines englischen Schriftstellers Glauben beymessen, so muß es in Irland schon weit früher ein mehr geregeltes Wappenwesen und Wappenkundige oder Herolde gegeben haben, indem der König Ollamh Fodhla im Jahre 950 durch ein Gesetz dem Adel aufgegeben haben soll, sich mit Berath und Hülfe dieser Wappenkundigen ein Wappen zu wählen, oder ihr Wappen gehörig einzurichten. Und es ist kein Grund vorhanden, dieses zu bezweifeln und zu bestreiten, da nach der Erzählung eines glaubwürdigen Geschichtschreibers, Buchanan's, unter dem Könige Kenneth III. in Schottland (vom Jahre 970 — 994) schon eine sehr merkwürdige Adels- und Wappenertheilung vorkömmt, die erste und älteste geschichtlich bekannte im Mittelalter. Es wurde nämlich ein Landmann Hojus mit seinen Söhnen ihres Verdienstes um ihr Vaterland wegen in den Adelstand erhoben, mit Ländereyen beschenkt und mit einem Wappen, drey rothen Schilden in weißem Felde, begabt.

In Frankreich und England übten schon im zwölften Jahrhundert an den Höfen Herolde ihre Kunst und ihre Wissenschaft aus, in England namentlich unter König Eduard I. (vom Jahre 1272 — 1306) schon eigens angestellte Herolde der oben

angegebenen Art, und unter Eduard III. (vom J. 1327—1376) bildeten sie bereits eine Körperschaft, die auf königliches Ansehen ihre Wissenschaft anwendete und ausübte, worauf unter seinen Nachfolgern die noch jetzt in England bestehende Heroldkammer, Office of arms, eingerichtet wurde. An andern Höfen geschah theils gleichzeitig, theils nach und nach dasselbe, so wie noch im Jahre 1628 in Brüssel eine Heroldkammer errichtet oder besser eingerichtet wurde, und von dem König Friedrich I. von Preußen im Jahre 1706 nicht nur ein Oberheroldamt gestiftet, sondern auch der erste Lehrer der Wappenwissenschaft in dem Sohne des berühmten Schriftstellers in dieser Wissenschaft, Jac. Phil. Spener's, bey der Ritterakademie in Berlin angestellt wurde, aber nicht mit solchem Bestande, wie in England. Und obgleich in jedem Lande Eigenthümliches bey dem Wappen- und Heroldwesen in einem und dem andern Stücke Statt fand, so blieb sich doch das Ganze gleich, und die Wappenlehre, lange Zeit bloß eine mündliche und den Herolden überlieferte, war doch in der Hauptsache dieselbe.

Hier ist die Gränze dieser Abhandlung und endet die Geschichte des Wappenwesens, nachdem sie bis zu den Herolden gelangt ist, deren mit der Zeit veränderte, verbesserte, vermehrte Lehren und gesetzliche Bestimmungen nebst deren Anwendung und Ausübung die heutige Wappenwissenschaft ausmachen.

Bamberg. v. L.

Art. XII. Gedichte von Nikolaus Becker. Cöln 1841. Verlag von M. Du Mont-Schauberg. kl. 8. 218 S.

Nikolaus Becker hat unter den Poeten der Gegenwart und sogar auch unter denen aller Zeiten ein seltenes Schicksal erfahren. Früher völlig unbekannt, wiederhallte nach einem einzigen seiner Gedichte: »Der deutsche Rhein,« Deutschland und selbst ein großer Theil des fernsten Auslandes von der Anerkennung und dem Lobe des Verfassers. Kunstliebende Fürsten drückten durch die gewähltesten Spenden ihren Beyfall mit dem Gedichte aus, und einer derselben stellte sogar das künftige Loos des Dichters vor ungünstigen Einflüssen jener prosaischen Widerwärtigkeiten, welche Poeten mit so vieler Ausdauer heimzusuchen pflegen, sicher. Ihm ward die Wahl seiner Dienst-Carrière frey gegeben, wornach der bescheidene Dichter mit einem eben nicht glänzenden Dienstposten in Cöln am Rhein sich zufrieden stellte. Ton- und Zeichenkunst huldigten ihrerseits gleichfalls dem Poeten. Die bedeutendsten Compositeure setzten wetteifernd das Rheinlied in Musik, die begabtesten Talente

stellten in Allegorien aller Art Sinn und Inhalt der Strophen anschaulich und erläuternd dar. Das Ebenbild des Dichters prangte in vielfachen gelungenen und mißlungenen Abdrücken an allen Orten. Daß Verkleinerer und Widersacher die Zahl der Leute ansehnlich vermehrten, welche der Gefeyerte zu beschäftigen wußte, versteht sich von selbst.

Einige Zeit darauf erschien die Gedichtsammlung Becker's. Sie wurde mit Theilnahme und mehr noch mit Neugierde empfangen. Ihre Wirkung war bis nun keine nachhaltige. Wir wollen es versuchen, die Gründe der ersten und die der letzten Erscheinung zu erklären, und einige Vermuthungen über das künftige Verhältniß des Dichters zu seinen Theilnehmern und Widersachern beyzufügen.

Die Gründe der so seltenen Aufnahme und Wirkung des Rheinliedes, welche dieselbe auch noch keineswegs verloren hat, wie die Gegner sich deß auch freuen mögen, liegen in den Verhältnissen der Zeit und in denen des Dichters. Wenn man die einen von den andern trennt, wie es meist geschieht, langt man nicht aus. Hätte Becker zu einer andern Zeit, als der gegenwärtigen, das Rheinlied geschrieben, oder wäre in dieser Zeit das Lied von einem andern Poeten als Becker geschrieben worden, es hätte in beyden Fällen die Theilnahme nicht gefunden, welche ihm geworden ist. Das erste stellen die übertriebenen Anhänger des Dichters in Abrede, das letzte seine böswilligen Verkleinerer. Das Rheinlied, sagen die ersten, ist so vortrefflich, daß es zu jeder Zeit dieselbe Wirkung gehabt hätte; das Rheinlied, sagen die andern, konnte nur in der gegenwärtigen Zeit gefallen, und würde dieselbe Wirkung gehabt haben, wenn von irgend einem andern Dichter auf irgend eine andere Weise ungefähr dasselbe wäre gesagt worden. Die ruhigen Philister stehen in der Mitte, zucken die Achsel, schieben Alles auf den Zufall, und sagen lächelnd: habent sua fata, carmina et libelli.

Eine so geartete fast beyspiellose Wirkung, wie die des einfachen Rheinliedes, ist indeß über jeden Zufall erhaben. Es ist gewiß, daß der Dichter desselben diesen Erfolg nicht voraussah, ja nicht einmal beabsichtigte, und darin liegt eben ein Theil der Hauptgründe seines Erfolges; aber Werk und Erfolg verhalten sich dem ungeachtet wie die Ursache zur nothwendigen Wirkung.

Der Deutsche, in dessen Brust das Gefühl der Vaterlandsliebe eines der vorherrschendsten ist, hatte sich kaum noch von den schweren Kämpfen erholt, in welchen er das edelste seiner Güter, seine Unabhängigkeit, mit dem letzten Blutstropfen zu

vertheidigen bemüht war. Die lebhaftesten Erinnerungen an eine Zeit des Unheils und der Schmach zitterten noch in seiner Seele. Das Glück des Friedens konnte sie nicht verlöschen, die Genüsse der Gegenwart konnten seine Besorgnisse nicht beschwichtigen. Befürchtungen und Ahnungen wurden laut. Das Bedürfniß der Deutschen, sich enger als je an einander zu schließen, im gemeinsamen Bunde eins zu seyn, wurde inniger als je erkannt. Man hatte die Gefahren der Zwietracht kennen und fürchten gelernt. Große deutsche Fürsten der Gegenwart, der König von Preußen an ihrer Spitze, suchten mit ihrem kräftigsten Wollen jene Eintracht zu unterstützen, deren sichtliches Zeichen jetzt der Dombau von Cöln ist. — Nun kam unerwartet, aber nicht unvorbereitet, das Rheinlied, melodisch dem Worte gebend, was das deutsche Volk tief, aber verschlossen fühlte, was seine Fürsten begehrten. Mußte da nicht naturgemäß Fürst und Volk den Dolmetsch ihres Willens und ihrer Gefühle anerkennen und ihm huldigen? Dieß sind die Gründe, weßhalb das Rheinlied der gegenwärtigen Zeit bedurfte, um so wirksam ins Leben hinaus zu treten, als es geschah.

Die weitern Gründe seiner Wirksamkeit liegen in der Beschaffenheit des Dichters. Die deutsche Muse hatte eine geraume Zeit hindurch ihre Selbstständigkeit verloren. Theils hielt sie sich dem Auslande, besonders Frankreich gegenüber in untergeordneten nachahmenden Verhältnissen, theils berechnete sie alles auf den Effekt, und suchte ihre Wirkungen durch Unnatur und Uebertreibung hervorzubringen. In der Legion der Poeten des Tages suchte einer den andern durch Kunstgriffe der unerlaubtesten Art zu überbieten. Der Masse wollte man gefallen und dabey Geld verdienen, gleichviel um welchen Preis. Man diente der Gemeinheit, der Verkehrtheit, der Unnatur; man machte das Große lächerlich, man stellte das Unbedeutende auf den Altar, das unverschämteste Selbstlob, das niederträchtigste Cliquewesen machten sich breit.

Da trat ein deutscher Mann, ein deutscher Sänger auf, der unbekannt mit der Gemeinheit des Tages und von ihr als Neuling noch nicht angefochten, wahres reges deutsches Gefühl einfach und melodisch aus tiefster Brust sang. War es da nicht begreiflich, daß sich alles, was dem Liede befreundet war, dem Sänger zuwenden mußte, wie der Freund des Vogelgesanges, dessen Ohr jahrelang vom Geschrey Hunderter von Sperlingen gequält ward, sich mit Entzücken dem ersten Ton eines Singvogels zuwenden würde. In dieser Unmittelbarkeit der Empfindung, in dieser Wahrheit und einfachen Natürlichkeit des Ausdrucks liegt der subjektive Hauptgrund der großen Wirkung des

Rheinliedes. Hundert moderne Dichter würden dieselben Empfindungen und Gedanken durch Schnörkeleyen des Ausdrucks entstellt haben, wie dem Dichter des Rheinliedes es von mehreren Beurtheilern zu nicht geringem Vorwurfe gemacht wurde, daß die Sprache nicht erhaben genug sey, und zu wenig große Gedanken darin vorkommen.

Daß ein Dichter eine so große Huldigung, wie sie Nikolaus Becker geworden, mit Verfolgung und Widerspruch erkaufen muß, war vorher zu sehen. Es war mit Wahrscheinlichkeit zu bestimmen, daß die Sammlung seiner Gedichte Verkleinerung erfahren mußte, wenn man von jedem darin befindlichen Gedichte begehrte, daß es an Werth mindestens dem Rheinliede gleichstehen sollte. Es muß, was den Eindruck der vorliegenden Gedichte auf die Gegenwart betrifft, nothwendig darauf Rücksicht genommen werden, daß die Sammlung nach dem Rheinliede erschien. Im umgekehrten Verhältnisse würden die Gedichte Becker's eine ganz andere Beurtheilung erfahren haben, als es jetzt der Fall ist, wo die meisten Gegner des Rheinliedes, die zufällig auch meistens Herren von der Feder sind, sich auf das sorgfältigste bemühen, ihr früher in die Welt geschicktes Urtheil zu bestätigen: Becker sey als Dichter gewaltig überschätzt worden. Und doch war nach dem Rheinliede mit Sicherheit zu behaupten, daß die Gedichtsammlung Herrn Nikolaus Becker's eben so den Poeten bekunden würde, wie ihn sein Rheinlied bekundet hat. Man kann nicht in einem Gedichte ganz und gar Poet seyn, und im Leben nicht wieder, denn man ist in der Regel nur Poet oder nicht Poet. Die Richtigkeit jener Voraussetzung hat sich denn auch durch die vorliegende Sammlung erwiesen, obgleich nicht in Abrede gestellt werden kann, daß Herr Becker, wie wenig umfangreich auch die Sammlung ohnedieß ist, doch besser gethan hätte, mehrere derselben eingereihte Gedichte wegzulassen, wozu ihn schon die Berücksichtigung der Verpflichtung, den schnell aber wohl erworbenen Namen zu behaupten, hätte bestimmen sollen.

Wenn man von den Anfangsgedichten: Die Harrende — die Königinnen — die Rose — das letzte Lied — Abschied und Wiedersehen — die Schwester — Waise und Rose — die Verlassene — das Harfenmädchen — Umkehr — betrachtet, findet man alle genannten gut und leicht versificirt, aber matter Natur. Nirgends eine Empfindung, nirgends ein Gedanke über das Gewöhnliche hinaus; Vers und Reim aber werden nur durch das Unprosaische des Inhalts gerechtfertigt; was eben so gut, oder wohl noch besser, in Prosa gesagt werden kann, werde darin gesagt. Der Vers darf nicht in der Willkür, er muß in der Nothwendigkeit seinen Grund haben.

Den ersten Beweis von des Dichters Beruf gibt das kleine Gedicht: Des Grafen Roß, S. 53. Von nun an tritt die Natur des Dichters, troß kleiner Inconvenienzen, die zuweilen hie und dort sich finden, klar und entschieden heraus. Poetisch gedacht und ausgeführt ist das Gedicht S. 54 mit dem Refrain: »Von den Dornen brech' ich Rosen.« Von schmerzhafter Ironie ins Leben gerufen ist das Gedicht: Das Vermächtniß des Dichters. Der edelsten Empfindung voll ist das Gedicht:

Der gebändigte Löwe.

Der Wüste König haben sie bezwungen,
Den starken Löwen mit den stolzen Mähnen.
Wohl scheuten sie vor seinen Klau'n und Zähnen:
Mit List und Uebermacht ist es gelungen.

Und als sie kamen nun mit ihren Frauen,
Und sahen den Gewaltigen am Gitter,
Sein dunkles Aug' ein drohendes Gewitter,
Da überschlich sie alsobald ein Grauen,

Daß keiner fast zu athmen sich getraute,
Und alles Blut zurückwich von den Wangen,
Indeß der Leu aus seinen Eisenstangen
Verachtend auf das Volk herniederschaute.

Ich kannte einen, den in enge Schranken,
Nach hartem Kampf, gedränget die Gemeinen:
Gefesselt stand er, o! ich möchte weinen,
Ein König er im Reiche der Gedanken.

Doch wie sie jubelten ob ihren Ränken,
Wenn es um seines Mundes Winkel spielte,
Der helle Blitz aus seinen Brauen zielte, —
Sie mußten doch entfärbt die Wimper senken.

Zart und tief zugleich ist das Gedicht: Bienentod, S. 73.

Im zweyten Buche offenbaren den Dichter die Gedichte: Gleich der Tanne, mit den herrlichen Schlußversen:

Du wurzelstarke, stolze Königstanne,
Wohl stehst den Stürmen du, die dich umwüthen,
Doch — dunkel ist dein Grün und ohne Blüthen.

Das Gedicht: Mein Bild — das Geheimniß der Stunde — Versäumniß des Poeten — das vortreffliche humoristische Gedicht: Philister — und ein ähnliches: Die treue Haut, und das Gedicht: Arbeit für Dichter. Wir wählen als Probe das letztgenannte der Gedichte:

Arbeit für Dichter.

Da Ihr, edle Herrn, unbillig
Ueber Dichterfaulheit schmälet,
Wohl zur Arbeit sind sie willig,
Wenn Ihr nur die rechte wählet.

Schickt sie zu den Blüthenbäumen,
Dort geziemlich Acht zu haben,
Ob die Bienen ohne Säumen
Sammeln ihre Honigwaben.

Zu den Rosen in den Garten
Schickt sie, wenn der Tag sich senket,
Dort zu lauschen, dort zu warten,
Bis der Thau sie all getränket.

Zur Controlle, ob ergötzlich
Singen noch die Nachtigallen,
Laßt sie unerwartet plötzlich
In die Schattenhaine fallen.

Wenn sie Alles wohl befunden,
Lesen sie des Goldes Spenden,
Das in ihren Sterbestunden
Pflegt die Sonne noch zu senden.

Dann auch schicket die Gesellen
Zu des Baches Blumenrande,
Dort zu sorgen, daß die Wellen
Sanft hingleiten über'm Sande.

Lasset zählen sie die Sterne
Und des Kornes reichen Segen.
Viel noch gibt es, was sie gerne
Euch verrichten allerwegen.

Die Ihr, edle Herrn, unbillig
Ueber Dichterfaulheit schmälet,
Wohl zur Arbeit sind sie willig,
Wenn ihr nur die rechte wählet.

Und:

Die treue Haut.

Sie hatten einen Vetter da,
Dem Gutheit aus den Augen sah.
Ich fragte sie: was thut der hier?
Antworten sie: »Den nähren wir
Aus Christenpflicht, um Gottes Lohn,
Er wohnt bey uns seit Langem schon.«
Und priesen insgesammt ihn laut,
Er sey so eine treue Haut.

Sie luden Gäst' in großer Zahl,
Sie sagten ihm: »Besorg' das Mahl!«
Da ist er hin und her gerannt,
Bis Alles auf der Tafel stand.
Sie saßen freudig rings umher,
Am Katzentischchen selber er;
Doch priesen sie zum Schluß ihn laut,
Er sey so eine treue Haut.

Und als sie nun gefahren aus,
Sie sagten ihm: »Bewach' das Haus,
Die Kinder hüt', verpfleg' das Vieh,
Und halte gute Ordnung hie!«
Er hat es fleißig so vollbracht.
Sie kehrten heim in später Nacht,
Sein Licht sie nahmen, priesen's laut,
Er sey so eine treue Haut.

Und wenn das Seil am Brunnen brach,
Der Eimer in der Tiefe lag,
Und wenn die Birne und die Pflaum'
Reif waren auf dem steilsten Baum;
Was sich ergab in Ernst und Spaß,
Sie sagten ihm: »Thu' Dieß und Das!«
Und priesen, wenn's gescheh'n, ihn laut,
Er sey so eine treue Haut.

Sie legten, als er krank und schwach,
Ihn in die Kammer unter's Dach.
Sie sagten ihm: »Bist du gesund,
So thu' es uns nur eben kund.«
Doch hat er's nicht mehr kund gemacht;
Denn er verschied in selber Nacht.
Da klagten sie's den Nachbarn laut:
»Schad', daß er starb, die treue Haut!«

An wenigen Dichtern hat sich die Macht des Einflusses der guten Stunde klarer erwiesen, als an Nikolaus Becker. Alles, wozu er, von innen heraus, angeregt wurde, wo er schmucklos und ohne ängstliche Wahl Gedanken und Empfindungen das metrische Kleid sich selbst suchen ließ, ist gelungen, meist ausgezeichnet; wo er ohne entschiedenen innern Drang an die Arbeit ging, ist der Form nichts auszusetzen, aber Becker's dichterische Eigenthümlichkeit wird darin nicht erkannt.

Deinhardstein.

Art. XIII. Die italienische Dichtkunst. Meisterwerke. Uebersetzt von Carl Streckfuß. Ariosto. Dante. Tasso. Ausgabe in Einem Bande. Halle, C. A. Schwetschke und Sohn, 1841. gr. 8. 882 S.

Wir haben es hier mit der Anzeige eines Werkes zu thun, welches durch Intention und Vollendung zu den schwierigsten und zu den bedeutendsten unserer Zeit gehört. Der als productiver Dichter und Gelehrter, wie als genauer Kenner der Klassiker und unermüdeter Sprachforscher allgemein bekannte Uebersetzer hat in einer, nur kleinen und frivolen Leistungen günstig zugewendeten Zeit Mühe und Arbeit der seltensten Art nicht gescheut, zu der ihn nur das Bewußtseyn der Vorzüglichkeit und Nützlichkeit seiner Leistungen, keineswegs aber die Hoffnung baldiger und gerechter Anerkennung bringen konnte.

Was nach ruhiger Beschauung des vollendeten Werkes der Herausgeber selbst darüber erkennt, ist in folgenden Aeußerungen des Vorwortes enthalten.

»Wenn ich dieses Werk als Ausgabe letzter Hand erscheinen lasse, so will ich damit nicht andeuten, daß sich überhaupt keine bessernde Hand mehr anlegen lasse. Diese Ueberzeugung wird kein Künstler irgend einer Art von einem größern eigenen Werke gewinnen; am wenigsten wird derjenige, der die Uebersetzung der Werke fremder Dichtkunst in der Form der Ursprache zum Gegenstande seiner Bestrebungen gemacht hat, sie je erlangen können. Denn bey den unbesiegbaren Schwierigkeiten, welche der Vollendung eines Werkes dieser Art entgegen stehen, wird er, wenn er sich von grober Anmaßung und Selbsttäuschung fern zu halten weiß, immer erkennen müssen, daß, nach dem längsten und treuesten Fleiße, noch Vieles, sehr Vieles an seiner Arbeit zu verbessern und zu berichtigen bleibt. Jene Bezeichnung thut daher nichts weiter kund, als daß ich selbst fernerhin nichts weiter für die Verbesserung dieser Arbeit zu thun gemeint bin. Zu diesem Entschlusse bewegt mich manch warnendes Beyspiel. Wer im Begriffe steht, sein zwölftes Lustrum zu beendigen, der wird wohl thun, von früheren poetischen Arbeiten seine Hand abzuziehen, um nicht denselben durch weitere Abänderungen an lebendiger Frische Werthvolleres zu rauben, als sie durch größere Korrektheit gewinnen können.«

»Indem ich nun, nicht ohne Schmerz, für die Zukunft einer Beschäftigung entsage, welche seit acht und dreyßig Jahren die Mußestunden, die ein ernster Lebensberuf mir eben nicht reichlich übrig gelassen, heiter ausgefüllt hat, und das Endresultat meiner Bestrebungen vorlege, ziemt es mir wohl, eine Darlegung der Grundsätze vorauszuschicken, welche mich hiebey

geleitet haben, und damit das Ziel zu bezeichnen, welches zwar kein Uebersetzer poetischer Werke erreichen wird, welchem aber sich möglichst zu nähern, nach meiner Ansicht, Jeder bemüht seyn muß.«

Die Ansichten des Herausgebers aber hat er als Beurtheiler einiger Uebersetzungswerke in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik ausgesprochen, und es dürfte hier um so mehr am Platze seyn, sie zu würdigen, als sie einerseits die vollkommen richtigen sind, andrerseits aber die nöthige Hinweisung zur Beurtheilung der vorliegenden Arbeit geben.

Vor Allem, meint er, müsse die Intention des poetischen Uebersetzers ins Auge genommen werden. Will er denjenigen, welche mit dem Originale vertraut sind, eine Unterhaltung gewähren, und ihnen zeigen, wie sich das in einer fremden Sprache Gedichtete in der vaterländischen in derselben Form gut oder schlecht wiedergeben lasse? — Dann unterzieht er sich einer sehr undankbaren Mühe. Wer einmal eine Urdichtung in sich aufgenommen, solche in seinem Geiste hat wirken lassen, der bleibe bey dem Originale, und bekümmere sich um keine Uebersetzung. Wenn wir uns, wie Goethe bemerkt, schon in der zweyten Auflage eines uns lieb gewordenen und in allen Einzelnheiten genau bekannten Buchs durch Veränderungen, mögen es auch wahre Verbesserungen seyn, gestört, ja oft verletzt fühlen, weil uns durch sie etwas von dem, was wir mit Liebe uns angeeignet, entzogen, und in dem Ganzen der Empfindungen und Gedanken, die wir dem Buche verdankten, etwas abgetrennt oder verrückt wird, wie soll dann der vertraute Freund und Kenner eines ausländischen Kunstwerkes, gewohnt, von jedem Gedanken, ja von jedem Worte desselben einen bestimmten, ihm lieb gewordenen Eindruck zu empfangen, sich durch eine Uebersetzung befriedigt fühlen, die im besten Falle in vielen Einzelnheiten etwas Anderes, im Ganzen bey der größten Treue etwas Verschiedenartiges nothwendig geben muß? Gewiß wird daher derjenige, der sich dieses Ziel vorsteckt, nur für Wenige schreiben, und diesen Wenigen nur wenig gefallen, wenn auch die Billigen darunter bey der Vergleichung der Uebersetzung den Fleiß und die Kunst des Uebersetzers anerkennen, und als Kunststück achten werden, was sie nicht als Kunstwerk lieben können.

Oder will vielleicht der Uebersetzer bloß denen, welche mit der Ursprache nicht vertraut genug sind, um eine schwierige Dichtung in allen ihren Einzelnheiten zu ergründen, durch sein Buch zum sichern und leichtern Verständnisse des Originals helfen? Dann wird alle Mühe, welche er auf die gleiche Form verwandt hat, nicht nur verloren seyn, sondern er wird eben dieser

Form wegen gerade seinem Zwecke entgegengewirkt haben. Denn eine philologisch ganz genaue Uebersetzung in der Form der Urdichtung ist, wenn wir von dem bisher Erreichten auf das Erreichbare schließen dürfen, unmöglich. Jener rein philologische Zweck ist daher nur durch eine prosaische Uebertragung zu erreichen, welche noch immer, da viele und oft eben die ausdrucksvollsten Worte und Wendungen einer Sprache sich nicht in der andern mit völliger Genauigkeit wiedergeben lassen, häufiger Anmerkungen bedürfen wird.

Können nun diese Zwecke dem Verfasser einer metrischen Uebersetzung nicht vorschweben, so bleibt nur übrig vorauszusetzen, daß er den Zweck haben müsse, durch seine Arbeit denjenigen, welchen das Original verschlossen ist, einen Genuß zu verschaffen, welcher dem, den jenes ihnen geben würde, so ähnlich als möglich ist. Seine erste und allgemeinste Bestrebung muß daher seyn, das schöne Kunstwerk der Ursprache als ein schönes Kunstwerk wieder zu geben. Wie jenes frey und selbstständig auf sich selbst begründet ist, so muß auch die Uebersetzung für sich selbst etwas gelten. Stoff und Form müssen sich gegenseitig entsprechen und durchdringen. Der Strom der Sprache muß mächtig, frey und schön dahinströmen, und mit sich fortreißen. Nirgends werde dem Leser der Jammer verursacht, den es erregt, wenn wir den Kunstbeflissenen sich fruchtlos abarbeiten sehen, um Schwierigkeiten zu besiegen, welchen er nicht gewachsen ist. Nur dann, wenn er dieß erreicht, kann der Uebersetzer sich ein Verdienst nicht um einige Einzelne, für welche wohl kein Schriftsteller sein Buch schreibt, sondern um seine Nation erwerben, welches dem eines Originaldichters zwar nicht gleich kommt, aber ihm doch in der Wirkung wenigstens so lange ähnlich ist, bis ein Anderer kommt, der, ihn an Geist und Kunst überbietend, dennoch sich vielleicht auf seine Schultern stellend, es vergessen macht — ein Schicksal, dessen jeder, auch der trefflichste und berühmteste Uebersetzer gewärtig seyn muß.

Hieraus ergibt sich die erste und allgemeinste Forderung, die wir an eine solche Arbeit machen, und ohne deren Befriedigung wir von ihr nichts wissen mögen; jede Uebersetzung, wenn wir sie als eine gute anerkennen sollen, muß an und für sich selbst und ohne alle Hinsicht auf das Original ein gutes Werk seyn. Wenn sie dieß nicht ist, wenn nicht das Gebild, das sie darstellen will, uns frey, lebendig und schön entgegentritt; wenn nicht der Hauch des Geistes uns warm und kräftig entgegen weht; wenn wir nicht uns erhoben fühlen bey dem Erhabenen, lachen bey dem Lächerlichen, erwärmt von dem Gefühlvollen

und überall ergötzt werden von dem Schönen — wenn wir nirgends erfreut werden durch des Verfassers eigene Schöpferfreude, vielmehr fortwährend uns gequält fühlen von der Qual, die der Bearbeiter sich angethan — dann werfen wir die Uebersetzung, wie jedes andere Buch, nachdem wir uns durch einige Seiten hindurchgekämpft, in unabwendbarer Zerstreuung unwillig von uns, und fragen nicht nach den ungenießbaren Vorzügen, die sie etwa sonst haben möchte.

Wenn aber jede Uebersetzung, um als eine gute anerkannt zu werden, ein gutes Buch für sich seyn muß, so ist dadurch keineswegs behauptet, daß jedes an sich gute Buch, das sich als Uebersetzung ankündigt, deßhalb auch eine gute Uebersetzung sey.

Der Uebersetzer soll, wie wir oben verlangt, den allgemeinen Zweck haben: durch seine Arbeit denjenigen, welchen das Original nicht zugänglich ist, einen Genuß zu verschaffen, welcher dem Genusse, den das Original gewähren würde, so ähnlich als möglich sey. Aber dieser allgemeine Zweck wird nur dann erreicht, wenn der Bearbeiter sich dem Besondern, durch welches der allgemeine Eindruck des Originals sich bildet, so genau als möglich sich anschließt.

Allein, was ist möglich?

Vergleichen wir, um der Beantwortung dieser schwierigen Frage näher zu treten, das Geschäft des Uebersetzers mit dem des Copisten eines Gemäldes. Der Letztere hat denselben Raum, wie der Originalkünstler, dieselben Regeln der Zeichnung, dieselben mechanischen Hülfsmittel, um die Copie bis auf die kleinsten Details dem Urbilde gleich zu machen. Ihm stehen meistens dieselben Farben zu Gebote, durch deren Gebrauch und Mischung der Urkünstler die verschiedenen Schattirungen seines Bildes hervorgebracht hat, und er bedarf bey schwierigen Stellen nur fleißiger, mit der gehörigen Vorkenntniß und Erfahrung angestellter Versuche, um eine Mischung zu finden, welche eine, der des Originals gleiche Wirkung auf das Auge macht. Und bey aller dieser Gleichheit der Mittel existirt doch kaum eine Copie eines bedeutenden Kunstwerks, welche nicht im Ganzen und Einzelnen von dem Originale zu unterscheiden wäre.

Wie ganz anders stellt sich das Verhältniß des Uebersetzers zu dem Originaldichter dar. Gewisse Worte und Wendungen hat jede Sprache für sich, welche wörtlich genau nie zu übersetzen, die daher nur durch etwas Anderes zu ersetzen sind, und meistens gehören eben diese zu den bezeichnendsten und ausdrucksvollsten. Das einsylbige Wort der einen Sprache wird durch ein dreysylbiges in der andern, und umgekehrt, wiedergegeben,

und dadurch schon wird eine wörtlich treue Uebersetzung in reimlosen Versen oft unmöglich. Wie aber, wenn nun der Reim noch dazu kömmt? Im Italienischen reimen sich: sguardo, tardo, ardo; im Deutschen bedeuten diese Worte: der Blick, langsam, ich brenne; porte, corte, forte: die Thüren, der Hof, stark. Gleichwohl sollen die Gedanken der Ursprache, die in den mit diesen Reimen sich endigenden Versen ausgedrückt sind, auch im Deutschen in demselben Raume ausgedrückt werden; in einer Sprache, welche zu vielen häufig vorkommenden, die gangbarsten Begriffe bezeichnenden Wörtern auch nicht ein einziges Reimwort, zu vielen andern nur einige wenige hat. Nicht im Stande, wie der kopirende Maler, dieselbe Farbe an demselben Orte zu gebrauchen; nicht berechtigt, wie dieser, durch Zusammensetzung und Mischung der Farben eine neue zu schaffen, sondern gezwungen, seine Farben, die Worte, zu brauchen wie sie sind, und höchstens befugt, mit einem Muthe, der oft als Verwegenheit getadelt wird, im Einzelnen durch neue, aus der Natur des Idioms hervorgehende Wortschöpfungen und Wendungen das Seinige zur weitern unmerklichen Fortbildung der Sprache beyzutragen, — sieht also der Uebersetzer bey jedem Schritte sich genöthigt, zu versetzen und zu ersetzen. — Und bey dieser Arbeit ist er nicht geleitet durch den sichern Sinn des Auges, sondern der Führung des Geistes und des Gemüthes überlassen, die, in jedem menschlichen Wesen mehr oder weniger anders organisirt, Alles, was nicht rein sinnliche Wahrnehmung ist, in Jedem anders ausdrücken, und bey der höchsten Klarheit doch nie ganz von jener mystischen Dämmerung sich befreyen können, welche unser ganzes Wesen überzieht. Wie also kann bey allen diesen Schwierigkeiten der Uebersetzer ein der ersten allgemeinsten Forderung entsprechendes und doch möglichst treues Abbild seines Urbildes hervorbringen?

Er muß das fremde Gebild in vollem Leben in sein Inneres aufnehmen, und es darin untergehen lassen, um es neu belebt wieder zu erschaffen. Sein Geist muß in sich selbst wirken, wie die Natur wirkt, die den Samen ausstreut und aufnimmt, um, wenn er zersetzt ist, das Neue, Gleichartige, aber nie das Gleiche zu erzeugen. Die Frucht der Eiche bringt wieder die Eiche hervor, die, vielleicht schwächer als die, welcher sie entstammte, ja mehr und minder in ihrer Art verändert durch den fremden Boden, auf den sie verpflanzt worden, doch dieselben Elemente an sich zieht, und zum äußern Gebilde verarbeitet, wenn auch kein Zweig, kein Blatt an dem einen und dem andern Baume sich völlig gleichen.

Wenn der Uebersetzer, ausgestattet mit der erforderlichen

Reproduktionskraft, in dieser Weise durch sein Original auf sich wirken läßt, und, um es wieder zu erzeugen, von dessen Kraft durchdrungen, selbst wirkt, so wird eine, jene beyden Forderungen vereinigende Uebersetzung von selbst entstehen. Nicht nur seine Urtheilskraft, sondern noch sicherer sein Gefühl, das von jener meistens als richtig anerkannt werden dürfte, wird ihm sagen, was das Wesentliche und was das Unwesentliche sey, das er jenem aufopfern dürfe. Stoff und Form werden gleichzeitig und als ein Ganzes sich ausbilden, und wo ein im Originale nicht sich findender Zusatz sich als nothwendig zeigt, wird sich derselbe der Nachdichtung so natürlich anschließen, wie ein Blatt dem andern sich anschließt, die sämmtlich das Laub des Baumes bilden, ohne daß man ein einzelnes überflüssig nennen kann, oder es vermissen würde, wenn es fehlte. — Die Sprache wird von selbst gleichmäßige Haltung bewahren, und, so verschieden sie auch von der des Originals seyn möge, dem Inhalte sich anschmiegen, ihn einfach, frisch und geistreich darstellen, und, so weit die Verschiedenheit zweyer Geister überhaupt eine Gleichheit zuläßt, uns das Gefühl geben, daß sie der Sprache gleich sey, in welcher der Originaldichter geschrieben haben würde, wenn er jetzt und unter uns geschrieben, und auf unsere Nation hätte wirken wollen.

Die sorglichste Prüfung der vorliegenden Uebersetzungen des Herrn Streckfuß, ihre Vergleichung mit dem Urtexte und mit den ausgezeichnetern Uebersetzungen durch andere deutsche Schriftsteller läßt erkennen, daß er die eigentliche Aufgabe, die er sich setzen mußte, den Genius des Dichters und seine Individualität mit gewissenhafter Genauigkeit zur Anschauung zu bringen, streng erfüllt habe. Die Willkürlichkeit sogenannter Bearbeitungen, Abweichungen vom Texte selbst wo vielleicht Verbesserung anzubringen war, sind streng vermieden. Nur der Dichter kann den Dichter übersetzen, aber nicht jeder Dichter überhaupt, sondern der, welcher außer der natürlichen Anlage und genauen Sprachkenntniß auch so wenig Eitelkeit und so viel Pietät besitzt, daß er nirgends über das Original sich stellen will. Was die metrischen Erforderniße betrifft, so sind sie allenthalben auf das genaueste beachtet, die Verwandtschaft und die Verschiedenheit der italienischen und der deutschen Sprache mit richtiger Erkenntniß berücksichtigt. Hinsichtlich des Gebrauchs des Reims ist die Bemerkung des Uebersetzers vollkommen richtig, daß alle unsere großen Dichter, deren Werke in das Mark der Nation übergegangen sind, Reime der verwandten Selbst-, Doppel- und Zwischenlaute für zuläßig erachtet, und es auch mit den Consonanten nicht eben genau genommen haben — und mit

gutem Grunde. Denn unsere Sprache ist so arm an Reimen, daß wir durch zu große Strenge die ohnehin so eng gezogenen Schranken noch mehr verengern, und die Mannigfaltigkeit und Abwechslung des Klanges noch mehr beeinträchtigen müssen.

Jenen großen Beyspielen war Herr Streckfuß auch bey der ersten Ausgabe dieser Werke gefolgt. Seit ungefähr zwanzig Jahren hat sich aber die Forderung ganz reiner Reime, wahrscheinlich zum Nachtheile des innern Werthes der Dichtungen, in Deutschland immer mehr geltend gemacht. Da auch ältere Männer den Forderungen der Mode, oft selbst gegen ihre Ueberzeugung, sich fügen müssen, so hat auch er sich bemüht, ihr hierin zu genügen. Man wird daher unvollkommene Reime im rasenden Roland und im befreyten Jerusalem nur sehr selten, in der dem Uebersetzer unendlich größere Schwierigkeiten darbietenden göttlichen Komödie zwar etwas öfter, immer aber nur dann finden, wenn der Reinheit des Reimes die größere Treue, Wahrhaftigkeit, Frische und Ungezwungenheit hätte geopfert werden müssen. Schiller, Goethe und andere Heroen der Dichtkunst mögen ihn wegen solcher Ausnahmen entschuldigen. Die Italiener selbst reimen das helle und dunkle e und o ganz unbefangen, obwohl sie in ihrem Klange sich nicht minder, als unser i und ü, ei und eu unterscheiden.

Bey der Uebersetzung wurde nicht die Ordnung des Alters und der Werth der Urdichtungen beobachtet. Den Anfang macht Ariost, ihm folgt Dante; Tasso macht den Schluß. Der Uebersetzung jedes Dichters ist seine Biographie, jede durch besondere Schärfe der Charakteristik und sorgliche Mittheilung der wissenswürdigsten und bisher unbekanntesten Details ausgezeichnet, vorangestellt. Auch die anschauliche Porträtschilderung fehlt nicht. Schon diese Biographien allein gereichen dem Werke zur seltenen, auszeichnenden, Zierde. In Tasso's Biographie, vielleicht der vorzüglichsten von allen, finden wir eine vergleichende Gegenüberstellung der charakteristischen Eigenthümlichkeiten aller drey Dichter.

Was die Uebersetzung der göttlichen Komödie betrifft, muß Folgendes bemerkt werden: Der Uebersetzer ist bey seiner Arbeit keineswegs bloß von der Absicht geleitet worden, denjenigen, welchen das Original zugänglich ist, dessen Verständniß zu erleichtern, und ihnen in der Erörterung, wie weit es überhaupt ausführbar und hier im Ganzen und Einzelnen gelungen sey, ein durch höchste Eigenthümlichkeit so schwieriges Original in einer Uebersetzung wiederzugeben, Beschäftigung und Unterhaltung zu verschaffen — sondern vielmehr von der: Jedem Freunde deutscher Dichtkunst ein Werk zu liefern, welches

zwar dem Urbilde so ähnlich als möglich seyn, an welchem man sich aber auch als an einem für sich bestehenden Werke erfreuen möge.

Die eifrigsten und genauesten Wortcommentationen Dante's werden nie eine befriedigende Erklärung des innern Zusammenhanges seiner großartigen Dichtung geben können. Es ist schlechterdings nothwendig, auf die Zeit zurückzugehen, in welcher der Dichter lebte, auf die Beschaffenheit des Schauplatzes, auf dem er wirkte.

Die Einleitung gibt hierüber die befriedigendsten Aufschlüsse.

So schrecklich die damalige Zeit war, so sehr war sie geeignet, allgemeine Regsamkeit und große Charaktere zu entwickeln. Wenn der Mensch im geordneten Zustande der Gesellschaft seine Tage ruhig abspinnt, seinen Besitz gesichert weiß, und durch nichts, als durch die allgemeine Unzuverläßigkeit alles Menschlichen in dieser Sicherheit gestört wird, dann versinkt er bald in jene Schlaffheit, in jenen Zustand des Halbwachens, in welchem die lebendige Thatkraft erstirbt. Er fährt bey irgend einem kleinen Zufalle empor, um sich für den Augenblick aufzuraffen, und, wenn die Störung beseitigt ist, sich darin behaglich wieder zu verlieren. Ein mäßiger Aufwand von Kraft genügt, um in der geebneten Bahn das Leben von Tage zu Tage vorwärts zu bringen, und mit der Schwierigkeit und Gefahr verliert sich auch die Fähigkeit, sie zu besiegen. Wenn aber nicht die Wachsamkeit des Gesetzes uns der eigenen überhebt, wenn ungesetzliche Gewalt jeden Tag droht, uns das Erworbene zu entreißen, und Jeder zu seinem Schutze auf sich selbst zurückgewiesen ist, dann entwickelt sich im Menschen eine Kraft, eine Thätigkeit und eine Vorsicht, die er in ruhiger Zeit nicht geahnet hatte. Mit der Gefahr wächst der Muth, ihr zu trotzen, mit dem Verluste die Fähigkeit, ihn zu ersetzen. Und die lebendige Kraft, die hierdurch erzeugt wird, bringt nicht minder Helden der Tugend als des Lasters hervor.

An solchen war Italien in jener Zeit reich, und wir finden in ihr Züge des freysinnigsten Edelmuths, wie des schwärzesten Verraths, der rücksichtslosesten Wahrhaftigkeit, wie der schlauesten Lüge, der zartesten Liebe, wie des grausamsten Hasses. Wie groß aber die Regsamkeit des Volks und seine Fähigkeit, sich von erlittenen Verlusten zu erholen, gewesen seyn müsse, beweist nicht nur der ewige Wechsel, in welchem wir die kaum bis zur Vertilgung besiegte Partey an vielen Orten bald wieder als Siegerin auftreten sehen — ein Wechsel, welcher die starre Dumpfheit, die aus dauernder Unterdrückung hervorgeht, nirgends aufkommen ließ — sondern auch insbesondere die Geschichte

einzelner Städte. So sehen wir, um eines der wichtigsten Beyspiele hier anzuführen, ein Jahrhundert vor Dante, unter ähnlichen politischen und sittlichen Verhältnissen, im Jahre 1162 Mailand, von Kaiser Friedrich dem Ersten erobert, die Reichthümer der Stadt eine Beute des Siegers, die Einwohner zerstreut, die Festungswerke zerstört — und fünf Jahre darauf, 1167, die Stadt in alter Macht dem gewaltigen Kaiser trotzend. Und die Schnellkraft, die hierin sich kund that, war zur Zeit Dante's nicht verschwunden; wir finden sie wieder in den unaufhörlichen wechselvollen Kämpfen, insonderheit auch in den Florentiner Händeln.

Diese Regsamkeit des Volkes hatte bereits angefangen, in Kunst und Wissenschaft sich zu äußern. Großartige Bauwerke, hauptsächlich kirchliche, entstanden in vielen Städten Italiens, und zeugen noch jetzt von der Kunst der Baumeister und von dem Reichthume der Gemeinwesen, aus deren Mitteln sie errichtet wurden. Malerey und Bildhauerkunst erhoben sich, um sie zu schmücken, in Werken, die zum Theil noch jetzt, wie die des Giotto, Bewunderung erregen. Aus der göttlichen Komödie selbst erkennen wir, daß ein lebhaftes Streben für die Wissenschaften erwacht seyn mußte. Ausgezeichnet in ihrer Pflege war Friedrich der Zweyte und sein Kanzler, Peter von Vinea. Auch die französische Dynastie, die nach Manfred's Tode den Thron von Neapel einnahm, wirkte fördernd für Kunst und Wissenschaft. Und mit diesen Bestrebungen vom Süden Italiens her wetteiferte der Norden. In vielen der großen Städte wurden Lehrstühle für einzelne Wissenschaften, in einigen für das Gesammtstudium Universitäten errichtet, auf welchen eine große Anzahl Lernbegieriger sich vereinigte. Die Werke des Aristoteles, welchen der Dichter (Hölle IV, 131) den Meister derer, welche wissen, nennt, waren in's Lateinische übersetzt, und wirkten dahin, die Wissenschaft überhaupt, insonderheit die Theologie, die Hauptwissenschaft der Zeit, scholastisch zu gestalten. Rechtsgelahrtheit, Heil- und Naturkunde und Mathematik wurden fleißig betrieben. Die Astronomie, nach dem Ptolemäischen Systeme die Erde als denjenigen Punkt, um welchen das All sich dreht, betrachtend, führte zur Astrologie, welche glauben machen will, daß die Sterne sich bemühen, durch ihre Stellungen die kleinen Schicksale auf einzelnen Punkten unsers kleinen Planeten zu verkünden, und auf sie einzuwirken. Die Dichtkunst äußerte sich hauptsächlich in den lyrischen Ergüssen der Provenzalen, und auch italienische Dichter bedienten sich dieser Sprache, da noch keiner der verschiedenen Dialekte Italiens in der Schriftsprache sich

zum herrschenden erhoben hatte. Erst Dante war es vorbehalten, den toskanischen bestimmt zu gestalten, und ihm die Herrschaft in der Wissenschaft und Dichtkunst zu sichern.

Dasjenige, was auf die Gesinnung der Zeit und ihre ganze Richtung am entschiedensten einwirkte, war ohne Zweifel die Stellung der Kirche zum Staate. Schon hatte dieselbe die Mittagshöhe ihrer Macht überschritten, und fing an, schneller zu sinken als sie gestiegen war. — War sie auch aus dem Riesenkampfe mit den Hohenstaufen, der äußern Erscheinung nach, siegreich hervorgegangen, so hatte doch dieser Kampf ihr tödtliche Wunden geschlagen. Denn in dem Kriege um Grundsätze bringt oft der durch Gewalt errungene Sieg größeres Verderben als die Niederlage, weil der Sieger nicht bedenkt, daß das besiegte Prinzip durch den Kampf selbst im Innern der Gesellschaft mächtiger geworden ist; weil er durch den Sieg sich zum Uebermuthe verleiten läßt, und seinen Irrthum erst dann entdeckt, wenn die im Stillen gewachsene Macht nun gewaltsam und unwiderstehlich als äußere Erscheinung auftritt. Die Frage: ob und in wie weit die Päpste über das Reich Christi hinaus ihre Herrschaft erstrecken dürften? war schon vor den Hohenstaufen Gegenstand des Streites gewesen. Aber erst die Kaiser dieses Geschlechts hatten mit Kraft und Folgerichtigkeit eine lange Zeit hindurch die Vertheidigung der weltlichen Macht übernommen, und den Kampf oft siegreich, immer mit der Hoffnung des Sieges geführt. So war die Frage ein Gegenstand der Erörterung zwischen Partey und Gegenpartey geworden, und schon diese Erörterung, der Austausch von Meinung und Gegenmeinung, mußte jene Macht schwächen. Dennoch aber scheint zu jener Zeit, außer bey den verfolgten Waldensern und Albigensern, noch kein Zweifel über die Heiligkeit des Papstthums, als kirchlicher Stiftung, erwacht zu seyn. Daß es noch eine andere Kirche geben könne, als die damalige allgemeine, lag noch außer den Gränzen des Begriffsvermögens; und so mußte das monarchische Prinzip in der Kirche, durch das Papstthum dargestellt, als ein unbedingt nothwendiges erscheinen, da nur durch dieses die Einheit der kirchlichen Angelegenheiten in verschiedenen Staaten erhalten werden kann. Indeß finden wir die ersten dunkeln Anfänge dessen, was zwey Jahrhunderte später in Deutschland sich entwickelte, schon in und vor Dante's Zeit.

Was Tasso betrifft, so hat der Uebersetzer, außer den bekannten Werken von Manso, Serassi, Ginguené, Black und Andern, vorzüglich die Schriften, und unter diesen hauptsächlich die Briefe und lyrischen Gedichte Tasso's, selbst benützt, und aus diesen Manches beygebracht, was von seinen Vorgängern

theils nur mangelhaft mitgetheilt, theils ganz übergangen worden, gleichwohl für Tasso's Charakter und Geschick sehr bezeichnend ist. Die neuerlich vom Grafen Alberti aufgefundenen und zum Theil öffentlich bekannt gemachten Papiere sind dabey nicht unbenützt geblieben. Nähere Nachrichten über diesen Fund hat der Herr Hofrath Friedrich Förster im Freyhafen (zweyter Jahrgang, viertes Heft) mitgetheilt, auf welche der Herausgeber die Leser verweis't. Man wird daraus ersehen, daß an der Echtheit der Manuscripte gezweifelt, und was zur Widerlegung dieser Zweifel beygebracht worden ist. »Ich bin,« sagt Herr Streckfuß, »durch äußere Hülfsmittel nicht in den Stand gesetzt, ein sicheres Urtheil in diesem Streite abzugeben. Wohl aber überzeugen mich innere Gründe, daß diese Papiere wirklich von denjenigen herrühren, welchen sie zugeschrieben werden. Einer der bedeutendsten ist der, daß die Papiere an sich selbst nicht bedeutender sind, und nicht mehrere und wichtigere Neuigkeiten enthalten, welche man, wenn das Publikum einmal hätte getäuscht werden sollen, sehr leicht zu erfinden vermocht hätte; daß sie vielmehr nur dasjenige bestätigen, was man, die früher bekannten Hülfsmittel mit Sorgfalt und Umsicht prüfend, ohnehin als Resultat erkannt hat. Die mitgetheilten Briefe und Gedichte sind übrigens ganz dem Charakter der betheiligten Personen gemäß; namentlich findet sich darin Tasso's Art und Weise, zu sehen und zu dichten, so unverkennbar wieder, daß die Nachahmung derselben schwieriger, als die der sehr eigenthümlichen Handschrift desselben gewesen seyn würde. Das in der vorliegenden Biographie mitgetheilte Gedicht, mit einem Zusatze von Leonoren's Hand, ist in den bis jetzt erschienenen sechs Heften der Alberti'schen Sammlung noch nicht enthalten. Das Originalblatt befindet sich im Besitze Sr. Majestät des Königs von Preußen, durch Allerhöchstdessen Huld mir die Ansicht und Mittheilung gestattet worden ist. Wahrscheinlich wird es in einem der nächsten Hefte der Albertischen Sammlung mitgetheilt werden.«

Von vielen Lesern, besonders von solchen, welche im wahren oder falschen Glauben an die eigene Genialität die äußeren Weltverhältnisse verachten zu dürfen meinen, wird es streng getadelt werden, daß die Fehler Tasso's rücksichtslos entschleyert worden sind. Aber eben unter diesen Tadlern wünscht der Uebersetzer viele Leser zu finden, selbst auf die Gefahr hin, daß in den, von den jüngern Literaten bedienten Zeitschriften diese Darstellung als eine philisterhafte völlig werde verdammt werden. »Manche derselben,« sagt er, »sind doch wohl noch der

Besinnung fähig, und werden durch das Schicksal Tasso's zu der Ueberzeugung kommen, daß auch der größte Mann, von welcher Art immer seine Größe seyn möge, nur ein Theil des großen Ganzen ist, und, ohne sich selbst zu zerstören, nie vom Ganzen sich losreißen, und den Bedingungen, unter welchen der Zusammenhang der Menschen und Dinge besteht, Trotz bieten kann. Die Andern werden, wenn die Erfahrung sie durch großen Schaden von den unerläßlichen Erfordernissen des Lebens im Raume belehrt hat, zu spät zu der Ueberzeugung kommen, daß die hier vorgetragenen Ansichten tiefer begründet und weniger philisterhaft sind, als sie es in ihrem Uebermuthe geglaubt haben.«

Gerne würden wir die Selbstständigkeit und Vorzüglichkeit der Streckfuß'schen Uebersetzungen durch einen Vergleich mit den bekanntesten und ausgezeichnetsten anderer deutscher Schriftsteller anschaulich machen, wenn uns einerseits der Raum dazu gegeben wäre, und andrerseits nicht Herr Streckfuß selbst dieses Verfahren als ein ungenügendes und unzuläßiges erkennen würde. So viel indeß bleibt entschieden, daß Streckfuß in Rücksicht der Kraft und des Wohllauts der Sprache hinter keinem der übrigen Uebersetzer zurückbleibt, in großartiger Auffassung und Darstellung der charakteristischen Eigenthümlichkeiten der Originalschriftsteller alle seine Vorgänger überbietet.

Art. XIV. Aborigines et incunabula Magyarorum ac gentium cognatarum, populi Pontici, Pontus. Disquisivit *Georgius Fejér*, Bibliothecarius Regius. *Budae* 1840. 4°. 144 S. Mit zwey Landkarten.

Während man sich über die Hauptpunkte in der Urgeschichte der meisten Europa bewohnenden Völker bereits vereinigt hat, und selbst wo dieß nicht Statt findet, eine Verständigung wenigstens schon eingeleitet ist, somit der noch vorkommende Streit sich größtentheils nur um Einzelheiten von minderem Belange bewegt; ist es eine nicht wenig auffallende Erscheinung, daß hiervon fast nur die ungarische Urgeschichte eine Ausnahme zu machen scheint. Die Resultate bisheriger Untersuchungen über der Magyaren und ihrer Stammverwandten Ursprung, älteste Wohnsitze und Schicksale, bevor sie im neunten Jahrhundert unter ihrer heutigen Benennung in der Reihe der europäischen Völker auftreten, zeigen nur wenig Uebereinstimmung, und selbst die verschiedenartige Weise der Auffassung dürfte eine Annäherung der Ansichten erschweren. Noch ist man nicht einmal über den Hauptstamm dieser Völkerfamilie einig geworden,

viel weniger über die anderen Punkte ihrer Urgeschichte; und in der herrschenden Verwirrung leiten Einige sie aus dem fernen Osten Asiens her, während Andere ihre ursprüngliche Heimat am Ural oder im äußersten Norden suchen, und noch Andere nicht den mindesten Anstand nehmen, sie aus den Wüsten Libyens oder wenigstens aus Aegypten hervorgehen zu lassen. Und eben so behaupten Einige, der Magyaren Vorfahren seyen ein mächtiges, durch Bildung nicht minder als durch Kriegsruhm ausgezeichnetes Volk gewesen, dem die hervorragendsten Begebenheiten der alten Geschichte, wie z. B. die Thaten Alexander's des Großen, angehören; — während Andere ganz frey erklären, die Ur-Magyaren müssen Barbaren gewesen seyn, die bloß von Jagd und Fischfang lebten, und deren Bildung sich nie über die zur Führung des Krieges unterster Gattung nothwendigen Kunstgriffe könne emporgearbeitet haben: — wie man alle diese Ansichten in sehr zahlreichen, selten aber mit genügender Gründlichkeit und Umsicht ausgearbeiteten Werken, Monographien, Abhandlungen und Untersuchungen oft mit dem anspruchvollsten Diktatortone vorgetragen finden kann.

Das Ungünstige in diesem Zustande eines wichtigen Zweiges der historisch-ethnographischen Literatur wird noch fühlbarer, wenn man das täglich reger werdende Bedürfniß einer möglichst gleichförmigen Bearbeitung des gesammten auf unsere Zeit gelangten historischen Stoffes in Betracht zieht. Eben heute, wo die Fortschritte philologischer und archäologischer Wissenschaften die alte Geschichte in einem ganz neuen Lichte erblicken lassen; — wo tiefe und unermüdete Forschungen deutscher Gelehrsamkeit, nachdem sie die engen Gränzen erweitert, welche sich lange Zeit hindurch eine beschränkte Ansicht gestellt hatte, uns die germanische Urgeschichte in früher kaum geahntem Glanze erschlossen; — wo auch slavische Gelehrte sich bestreben, durch Untersuchungen über ihre Sprache den Mangel ausreichender positiver Denkmale und geschriebener Quellen bey Ergründung älterer Schicksale der Völker slavischer Zunge zu ergänzen; — wo endlich überhaupt die Geschichte älterer Zeit durch oft wahrhaft großartige philologische, archäologische, naturwissenschaftliche u. a. Arbeiten mit größerem Eifer als je beleuchtet wird: mehren sich auch die Momente zu einer gründlichen, umfassenden und vielseitigen Durchforschung der ungarischen Urgeschichte. Es kömmt hierbey nicht bloß das lebhafte Interesse des ungarischen Volkes daran in Betracht, wie sich solches durch zahlreiche Schriften und durch jene Reisen kund gibt, die seit den ältesten bis auf die neuesten Zeiten von einzelnen Ungarn mit nicht geringen Opfern und Anstrengungen unternommen

wurden, um ihrer Vorfahren Ursitze zu ergründen. Vielmehr ist, selbst abgesehen von der Wichtigkeit dieser Geschichte an sich, vermöge ihrer bereits jetzt, bey einer noch mangelhaften Bearbeitung unverkennbaren Großartigkeit, — schon der Zusammenhang des hunno-scythischen Volkes, von welchem die Ungarn abstammen, mit den wichtigsten historischen Nationen, und sein Einfluß auf manche der bedeutendsten Ereignisse so durchgreifend, daß ohne genauere Kenntniß seiner Vorzeit auch die Geschichte anderer, besonders der slavischen Völker, unverständlich bleibt, mit welch letzteren wir es, so weit nur historische Kunde reicht, in engem Zusammenhange und nicht geringer Wechselwirkung finden *). Mit Recht wird diesem gemäß den Werken über ungarische Urgeschichte, deren Verfasser ihre Aufgabe mit steter Beachtung so vielseitiger Anforderungen der Literatur zu lösen suchen, besondere Wichtigkeit beygelegt; vorzüglich wenn Letztere auch die Forschungen Anderer unter einen Gesichtspunkt zusammenzufassen, dem allgemeinen Verständnisse näher zu bringen, und mit eigenen gründlichen Untersuchungen in Verbindung zu setzen wissen.

Als ein solches Werk dürfte wohl das vorliegende zu betrachten seyn. Verfasser desselben, Herr Abt und Domherr Georg Fejér, Präfekt der k. Pesther Universitätsbibliothek, außer seinen praktischen Verdiensten im öffentlichen Schul- und Erziehungswesen Ungarns, auch als gründlicher und äußerst fleißiger Schriftsteller schon lange geachtet, der durch manche historische Leistung, namentlich durch Herausgabe seines Codex diplomaticus Hungariae ecclesiasticus et civilis, auch außerhalb seines Vaterlandes gekannt wird, theilt hier die Ergebnisse seiner Untersuchungen über ungarische Urgeschichte mit, welche er seit geraumer Zeit angestellt hat. Seine 1825 in der ungarischen Zeitschrift Tudományos gyüjtemény erschienene, und vom Grafen Johann Majláth in seiner Geschichte der Magyaren deutsch mitgetheilte Abhandlung über den parthischen Ursprung der Ungarn erregte schon damals Aufmerksamkeit. Sie

*) Beachtenswerth ist in dieser Beziehung die Bemerkung Dobrowsky's (Geschichte der böhmischen Sprache. Prag 1818), wonach es in den slavischen Sprachen drey Ausdrücke gebe, welche dem Griechischen βάρβαροι fast entsprechen, und diejenigen Völker zusammenfassen, mit denen die Slaven seit den ältesten Zeiten ihrer Sprachbildung in Verbindung stehen: Czud oder Tschud, Vlach und Niem. Das Letzte wird auf Deutsche, das Zweyte auf die s. g. romanischen Völker angewendet; das Erste aber der Völkerfamilie beygelegt, von welcher die Vorfahren der Ungarn ein Zweig waren.

bereitete seine Thätigkeit auf diesem Felde gleichsam vor, wie er solche seitdem theils polemisirend, bereits öfter in ungarischen Zeitschriften; aber auch selbstständig (z. B. in den 1839 zu Ofen erschienenen Reflexiones in scriptores novos rerum veterum Hungaricarum historico-criticae); — theils in eigenen Abhandlungen und Werken entwickelte. Wir nennen als solche besonders die zwey Schriftchen: De avitis Magyarorum, Chunorum Jazonumque Hungariae accolarum sedibus et initiis (Ofen 1830); und: De peregrinis Magyarorum nominibus avitarum sedium indiciis (Pesth 1837); auf welche er nun das vorliegende Werk folgen läßt. In den eilf Abschnitten desselben stellt er sich die Aufgabe, neben seinen eigenen Forschungen auch die hierher einschlagenden Leistungen des Auslandes, gewürdigt vom Standpunkte ungarisch vaterländischer Gelehrsamkeit *), mitzutheilen. Die zwey ersten Abschnitte enthalten allgemeine Vorkenntnisse; der dritte einen kurzen Rückblick auf bisherige Bearbeitungen der ungarischen Urgeschichte; die Abschnitte IV — X die eigenen Ansichten des Verfassers; der eilfte endlich einige nähere Erklärungen. Uebrigens ist das Werk kein streng historisches, und größtentheils wiegt das geographische und das ethnographische Element vor. Wir wollen versuchen, die Ansichten des Herrn Verfassers ihrem inneren Zusammenhange nach gleichsam im Abrisse wiederzugeben.

Eigene Forschungen, unterstützt durch neu entzifferte Denkmale des Alterthums, neuerlich bekannt gewordene Traditionen des Orients und genauere geographische Kenntnisse, welche uns die Bereisungen fast des ganzen Erdbodens geben, leiteten den Verfasser an den Pontus. Hierher versetzt er nun den Ausgangspunkt der ungarischen Urgeschichte, und er glaubt in den ehemaligen Anwohnern desselben die Vorfahren der Ungarn und ihrer Stammverwandten zu finden.

Die in jener berühmten Wandzeichnung im Pallaste Karnak, dem nordöstlichen Theile der alten Diospolis, unter den vom ägyptischen Könige Rhamses I. besiegten Völkern angeführten Hunnen (Unut), sind dem Verfasser das älteste bekannte Erscheinen ungarischer Völkerschaften in der Geschichte. Auch Constantinus Manasses spreche, bezüglich des Jahres 1036 vor Chr.,

*) Lucem monumentis quibusdam detectis, traditionibus Orientalium vulgatis, ac toto paene orbe Itinerantium curiositate lustrato, vetustati affusam Exteris grati debemus. Ast illorum ope Majorum nostratium origines ac sedes primaevas indagare, distractas opiniones, quantum licet, conciliare Domesticorum fore partes, non sine causa censemus. (Praefatio.)

von einer Verbindung dieser Hunnen mit den Aegyptern, ohne daß jedoch in der einen oder der anderen dieser Angaben ihre Wohnplätze näher bezeichnet wären. Aber auf dem Monumente, welches König Darius Histaspes (520 bis 485 vor Chr.) zu Persepolis errichtete, werden sie nochmals genannt, und zwar unter Völkern, die nach der geographischen Lage ihrer Heimat geordnet sind. Nach der Stellung, welche sie hier einnehmen, und den Nachrichten Herodot's versetzt nun der Verfasser ihre Sitze an den Pontus. Von Herodot werden sie als Utier angeführt, eine Benennung, die sich bey den Uzen erhalten habe; denn Cedrenus berichtet ausdrücklich, daß die Hunnen der Historiker beym gemeinen Volke Uzen genannt werden. Nebst diesen Hunnen gehörten noch die ihnen zunächst wohnenden und innig befreundeten Tibarener; — die dem mit seiner Griechenschaar aus Persien heimkehrenden Xenophon durch ihr fremdartiges Erscheinen auffallenden Makronen, beym Skylax Makaren genannt, — ferner die Chalyben, Philyren, Bechiren und Mossinöker, Alle Anwohner des Pontus, zu jener Völkerfamilie, von der die ungarischen Stammgenossen herzuleiten seyen. Die Nachrichten, welche von diesen Völkern, ihren Schicksalen und ihrer Theilnahme an den wichtigeren Begebenheiten jener Zeit bey den alten Historikern, und von ihren Sitzen am Pontus bey den Geographen vorkommen, stellt der Herr Verfasser, mit Beziehung auf den nachzuweisenden ethnographischen Zusammenhang, so an einander, daß die Ungarn und ihre Stammverwandten mit ihnen einzeln in Verbindung gesetzt erscheinen.

Aber in den ersten Jahrhunderten christlicher Zeitrechnung verlieren sich die genannten Völker allmälich aus diesen Wohnplätzen, und im fünften Jahrhundert werden sie daselbst nicht mehr angetroffen. Sie zogen sich nach jenen weit ausgedehnten Ebenen, welche sich fast vom Hochlande der Mogolen bis an die Gränze von Asien und Europa um die Gestade des kaspischen und schwarzen Meeres ausbreiten, und welche der Verfasser, einer eigenthümlichen ethnographischen Ansicht gemäß, mit dem Namen der ugorschen oder ugrischen Ebene bezeichnet. Den Anfang machten die Hunnen, wie es scheint, schon vor Christi Geburt. Zunächst an sie schlossen sich die Tibarener, worauf dann die Uebrigen folgten. Wir kennen aus jener Zeit die wechselvolle und thatenreiche Geschichte des s. g. neupersischen Reichs der Sassaniden, und nach einer Bemerkung S. 41 scheint der Verf. anzunehmen, daß diese Völker mit darein verwickelt gewesen seyen. Trotz des nicht streng historischen Charakters seines Werkes wäre es doch wünschenswerth gewesen, diese Seite etwas

weiter auszuführen Schon die Nachrichten, welche er bey Malcolm vorfindet *), hätten ihm hierzu einen passenden Anhaltspunkt geben können.

Die Ausbreitung der vom Verf. betrachteten Völker auf den ugrischen Ebenen gehört zu den welthistorisch merkwürdigen Begebenheiten. Sie trug die Keime der s. g. großen Völkerwanderung in sich, und wirkte dadurch bestimmend auf die Schicksale Europas. Der Verf. sucht den Bewegungen dieser Völker im Inneren zu folgen, aus den auf uns gelangten Nachrichten besonders die geographische Lage ihrer jeweiligen Wohnplätze zu bestimmen, und hieraus die ethnographisch-historischen Bande nachzuweisen, wodurch sie alle verbunden wurden.

Am meisten haben sich die Hunnen ausgebreitet, sowohl gegen Westen als gegen Osten. In jener Richtung seyen sie, theilweise bis zu den Sitzen der schon von Tacitus erwähnten Fennen oder Finnen vordringend, daselbst mit den Dänen in Berührung gekommen; anderntheils am Dnieper sich niederlassend, in der ältesten Geschichte Rußlands genannt; in einem dritten Theile endlich, welcher um den Mäotis Wohnplätze fand, in die Begebenheiten des byzantinischen Reichs und der ostwärts wohnenden germanischen Völker verwebt. Besonders großartig aber erscheint das Reich, welches eine vierte Abtheilung dieser Hunnen in Pannonien gründete, unter ihrem großen Könige Attila auf den höchsten Gipfel von Macht gelangt. Der Verfasser betrachtet nun die Schicksale dieser einzelnen hunnischen Völker. Jene zuerst genannte Abtheilung habe sich das von den ältesten Finnen besessene Land unterworfen, nach welchem es ebenfalls den Namen der Finnen erhielt; sey aber im Verlaufe der Zeit von Norwegern, Schweden, Dänen und Slaven bis an den äußersten Norden Europas zurückgedrängt worden, wo ihre Nachkommen unter den Namen der Finnen, Karjelier, Esthen und Lappen noch jetzt wohnen. Die sich am Dnieper niederlassenden seyen zwischen den Russen verschwunden. Die dritte Abtheilung habe anfangs in Verbindung mit den Ostgothen gegen die nachfolgenden, nach Pannonien vordringenden Hunnenstämme gefochten, sey aber später von diesen aufgenommen worden. Die Attilaischen Hunnen endlich, deren Reich nach ihres großen Königs Tode zerfiel, lösten sich in viele kleinere Völkerschaften auf, von denen der Verf. fünfen zu folgen vermag. Eine, nach Illyrien ziehend, verlor sich dort unter den Einwohnern. Eine

*) The history of Persia from the most early period to the present time. Vol. I. London 1815. S. 124 folg., besonders S. 126.

zweyte, zu den Byzantinern in nähere Beziehungen tretend, rieb sich im inneren Kampfe, den die Kaiser von Constantinopel aus anfachten, auf. Einer dritten, welche in das Gebirge gedrängt wurden, Nachkommen sind die Szekler. Die vierte wollte sich in die ugrische Ebene zurückziehen, ging aber größtentheils zwischen den nachrückenden Abaren, Chazaren und Magyaren auf. Zu ihr gehörten die Kumanen. (Kunen, Hunen), welche, nach dem Berichte des Anonymus Belae regis notarius, sich bey Kiew den Ungarn anschlossen. Als letzte Ueberbleibsel von Bedeutung erscheinen endlich jene Kumanen, welche bis zur Zeit des Mogoleneinfalles die Gegenden der Walachey und Moldau inne hatten, und unter König Bela IV. in Ungarn aufgenommen, seitdem hier eigene Distrikte bewohnen. Doch unterläßt der Verf. auch nicht, die bey dem Zuge der Uebrigen nach Westen auf der ugrischen Ebene zurückgebliebenen Hunnen zu betrachten. Er glaubt in den Permiern und Sirjänen deren Abkömmlinge zu finden, welche beyde sich selbst Komi oder Komimurt nennen.

Unter den nach Osten ziehenden Hunnen machen sich die Hunno- oder Pseudo-Abaren, die Chazaren, die Petscheneger oder Pazinaciten und die Uzen in der Geschichte bemerkbar. Sie alle seyen in ihrem Zuge nach Osten auf türkische Völker gestoßen, gegen die sie nur Geringes vermögend theilweise unterworfen wurden. Doch befreyten sie sich bald wieder vom türkischen Joche, wendeten sich nach Westen, wo sie, mit ihren dortigen Stammgenossen in verschiedene Beziehungen kommend, in der Geschichte des östlichen Europas und westlichen Asiens vom neunten bis zum dreyzehnten Jahrhundert, ja die Abaren schon im siebenten, eine bedeutende Rolle spielen. Der Verf. folgt ihnen einzeln auf ihren Zügen. Trotz ihrer ehemaligen großen Macht scheinen sie fast ganz verschwunden, und selbst was man von ihren hier und da noch vorhanden seyn sollenden Nachkommen erzählen hört, sind gewöhnlich bloße Muthmaßungen.

Von den Tibarenern, welche mit den Hunnen innig verbunden, auch gleichzeitig in die ugrische Ebene scheinen gewandert zu seyn, stammten die älteren Abaren ab. Obgleich die Geschichte uns von diesem Volke nur wenig berichtet, so läßt doch der Umstand, daß jene östlichen Hunnen, welche, zuerst nach Westen umkehrend, von den übrigen Völkern mit diesen Abaren verwechselt wurden, den Irrthum benützten, um mehr Gewicht und Ansehen zu erlangen (weßhalb sie auch als Pseudo-Abaren in der Geschichte vorkommen), mit Grund auf den ehemaligen Glanz der Abaren schließen. Doch scheint dieser

nicht über das fünfte Jahrhundert gewährt zu haben. Von ihren Nachkommen ist nichts bekannt.

Besonders wichtig für uns sind die Makronen oder Makaren, da der Verfasser von ihnen die Magyaren oder Ungarn ableitet. Zuerst erklärte er sich in diesem Sinne in einer Recension der magyarischen Alterthümer von Valentin Kiss im Tudományos gyüjtemény 1839, 5. Heft, S. 71 folg. Hier führt er dieselbe Ansicht nun weiter aus. Er glaubt die Magyaren als Abkömmlinge der Makaren schon im fünften Jahrhundert auf der ugrischen Ebene zu finden, wo sie die viel besprochene Stadt Magyar am Flusse Kuma gründeten. Nach Angabe des Derbenter Codex im achten Jahrhundert durch die Sarazenen von hier verdrängt, fanden sie auch im Lande Dentumoger des Anonymus keine bleibenden Wohnsitze, bis ein Theil im neunten Jahrhundert nach Europa zog, an der Donau das Reich Ungarn gründend. Andere, die Sabartáasphalen des Constantin porphyrogeneta, wendeten sich nach Persien; während noch Andere im heimatlichen Ugrien blieben, und mehrere Jahrhunderte hindurch von den europäischen Ungarn als Stammgenossen anerkannt wurden. Der Verf. glaubt deren Nachkommen unter den Metscherjaken, zwischen den Morduinen und Tscheremissen zu finden.

Auf ähnliche Weise wird nun noch von den Chalyben das Volk der Bessen oder Bas abgeleitet, welches sich in einen westlichen und einen östlichen Theil trennte. Von jenen wanderten viele Stämme, besonders seit der Zeit Herzog Geysa's, gewöhnlich unter dem Namen der Bissener, nach Ungarn, wo die in vielen Ortsnamen vorkommende Wurzel ihres Namens Bes (wie sich dieß namentlich z. B. bey Pesth nachweisen läßt) ihre Ansiedlungen bezeichnet. Von den östlichen Bessen sollen die Baschkiren, Wotjaken, Wogulen und obischen Ostjaken abstammen. — Eben so werden die Bileren oder Bulgaren als Nachkommen der Philyren betrachtet, deren westliche Stämme schon frühe die Gegenden des noch heute von ihnen benannten Bulgariens am rechten Donauufer einnahmen, ihre Nationalität aber einbüßten, und ganz zu Slaven wurden; während die östlichen jenes durch Handel einst so berühmte Bulgar am Wolgastrome gründeten, und durch ihren Unternehmungsgeist auch nach Ungarn geführt, als Sarazenen oder Ismaeliten in der Geschichte dieses Landes vom zehnten bis dreyzehnten Jahrhundert oft genannt werden. Die Buljarski unweit der Wolga sollen ihre Ueberbleibsel seyn. Als Nachkommen der Bechiren werden endlich die Tschuwassen und Tscheremissen, als die der Mosinöker die Morduinen bezeichnet.

In demselben Sinne, wie man die Dänen, Schweden, Norweger, Holländer, Sachsen, Westphalen, Thüringer, Bayern, Oesterreicher, Tyroler, Schwaben, Schweizer, Franken u. s. w. wegen des Gemeinschaftlichen in ihrer Sprache auch für Stammgenossen hält, nimmt der Verf. dieß auch von den genannten Völkern an. Daß die Hunnen, Tibarener, Makaren, Chalyben, Philyren, Bechiren und Mossinöker eine gemeinschaftliche, und zwar dem Syro-Chaldäischen ähnliche Sprache gehabt, bezeugt Strabo ausdrücklich, und dieselbe Gemeinschaft der Sprache wird auch bey den hier als deren Nachkommen betrachteten Völkern durch die Vocabularien dargethan, welche wir hierüber besitzen. Uebrigens ist zu bemerken, daß der Verf. wohl dieses Gemeinschaftliche nachweist, aber auf eine Zusammenfassung und eigene Bezeichnung desselben nicht näher eingeht. Er enthält sich der näheren Erörterung des Begriffes einer Sprache, welche als gemeinsame Mutter alle als einzelne Dialekte betrachtete Sprachen dieser Völker umfassen soll. Mannigfache Gründe können ihn wohl hierzu bestimmt haben. Denn nicht nur waltet an sich eine große Schwierigkeit bey Aufstellung des Begriffes einer Sprache ob, die solche Mutterstelle vertrete; besonders wenn — wie dieß leider hier der Fall ist — die einzelnen Glieder noch nicht philologisch genau genug untersucht wurden: sondern die hierbey etwa begangenen Mißgriffe können auch die Quelle höchst bedeutender und störender historischer Irrthümer werden. Geben doch die, eben bey dieser Sprachfamilie mit den Begriffen der hunnoscythischen, finnischen, türkischen, ugrischen u. dgl. Sprachen dießfalls begangenen Mißbräuche, denen Allen man schon diese Mutterstelle angewiesen hat, hierzu die schlagendsten Belege. Wie lange brauchte es, den indogermanischen Sprachstamm als solchen zu entdecken, an welchen sich seine verschiedenen Zweige dann gleichsam von selbst reihten. Von der am Pontus einst vorgekommenen Sprache besitzen wir aber nicht einmal geschriebene Denkmale; um so weniger hätte daher der Verf. im Sinne seines Systems die gemeinschaftliche Sprache der hier besprochenen Völkerfamilie mit dem Namen der pontischen belegen können. Ja er durfte dieß um so eher unterlassen, da er hier nicht als Philologe, sondern mehr als Historiker auftritt.

Wie Jeder, der sich mit Bebauung eines positiven wissenschaftlichen Faches beschäftigt, und namentlich der Historiker in seiner Beweisführung durch den Inhalt vorhandener Quellen beschränkt ist, welche er nicht vermehren kann; sondern die im Sinne seines Planes und ihrer Natur gemäß mit allem

Fleiße zu benützen, seine Hauptaufgabe ist: so verdient auch die Auswahl und der Fleiß des Verfassers, mit denen er in der weiteren Ausführung seiner Darstellung Beweisstellen sammelt und zusammenstellt, die seinen Ansichten als Belege dienen sollen, volle Anerkennung. Er wollte keine vollständige Urgeschichte der Völkerfamilie geben, als deren heutige Repräsentanten ihm vorzüglich die Ungarn erscheinen. Es war ihm mehr darum zu thun, dasjenige Band nachzuweisen, welches deren einzelne Glieder zusammenkettet; wobey er besonders drey Seiten in's Auge faßt: die streng historische, geographische und sprachliche. Wie er sich in erster Hinsicht als emsigen und gewissenhaften Geschichtsforscher bewährte: so verfuhr er auch bey der linguistischen und geographischen Beweisführung ganz seiner vorgenommenen Aufgabe, und dem aufgestellten Prinzipe gemäß, welches dankbar die dießfälligen Forschungen des Auslandes anerkennt; aber für den ungarischen Gelehrten den Beruf in Anspruch nimmt, das Erforschte zum besonderen Zwecke weiter zu verarbeiten. Deßhalb ist er hier nicht sowohl Sprachforscher, als fleißiger und umsichtiger Sammler desjenigen, was die Gelehrten dieses Faches ergründet. Er hält sich an die ersten Männer der Wissenschaft: folgt jedoch z. B. einem Julius Klaproth, dessen Unkenntniß der ungarischen Sprache er S. 136 und 137 schlagend darthut, nicht blindlings. Durch besondere Berücksichtigung der Geographie aber macht er die Forscher der ungarischen Urgeschichte auf eine bisher nur wenig beachtete Seite aufmerksam, welche zu verfolgen Noth thue. Die Geographie, besonders seitdem sie durch Carl Ritter und seine Schule eine strengere wissenschaftliche Form erhielt, ist ganz vorzüglich im Stande, nach ihrer neuen Methode das Gewirre wandernder Völker aufzuklären, welche Asien lange Zeit von Osten nach Westen durchstrichen. Noch muß als Verdienst des Verfassers erwähnt werden, daß er die Angaben der einheimischen ungarischen Quellen über des Volkes älteste Schicksale, welche eine vornehm thuende Kritik, ohne sie gehörig untersucht zu haben, vor noch nicht gar langer Zeit unberücksichtigt beseitigte, nicht bloß ihrem wahren Werthe gemäß benützte; sondern auch als mit vollkommen glaubwürdigen Ergebnissen anderwärtiger historischer Forschung im Einklange stehend nachwies.

Aus diesem Allen ersieht man, daß das ethnographische System des Verfassers mit jenen größtentheils abenteuerlichen Hypothesen nichts gemein habe, welche als Reaction gegen den ursprünglichen ungarischen Volksglauben der Hunnenabkunft, besonders seit Mitte des vorigen Jahrhunderts bis fast zur neuesten Zeit, aufgestellt wurden. Viele, namentlich der Aelteren,

In demselben Sinne, wie man die Dänen, Schweden, Norweger, Holländer, Sachsen, Westphalen, Thüringer, Bayern, Oesterreicher, Tyroler, Schwaben, Schweizer, Franken u. s. w. wegen des Gemeinschaftlichen in ihrer Sprache auch für Stammgenossen hält, nimmt der Verf. dieß auch von den genannten Völkern an. Daß die Hunnen, Tibarener, Makaren, Chalyben, Philyren, Bechiren und Mossinöker eine gemeinschaftliche, und zwar dem Syro-Chaldäischen ähnliche Sprache gehabt, bezeugt Strabo ausdrücklich, und dieselbe Gemeinschaft der Sprache wird auch bey den hier als deren Nachkommen betrachteten Völkern durch die Vocabularien dargethan, welche wir hierüber besitzen. Uebrigens ist zu bemerken, daß der Verf. wohl dieses Gemeinschaftliche nachweist, aber auf eine Zusammenfassung und eigene Bezeichnung desselben nicht näher eingeht. Er enthält sich der näheren Erörterung des Begriffes einer Sprache, welche als gemeinsame Mutter alle als einzelne Dialekte betrachtete Sprachen dieser Völker umfassen soll. Mannigfache Gründe können ihn wohl hierzu bestimmt haben. Denn nicht nur waltet an sich eine große Schwierigkeit bey Aufstellung des Begriffes einer Sprache ob, die solche Mutterstelle vertrete; besonders wenn — wie dieß leider hier der Fall ist — die einzelnen Glieder noch nicht philologisch genau genug untersucht wurden: sondern die hierbey etwa begangenen Mißgriffe können auch die Quelle höchst bedeutender und störender historischer Irrthümer werden. Geben doch die, eben bey dieser Sprachfamilie mit den Begriffen der hunnoscythischen, finnischen, türkischen, ugrischen u. dgl. Sprachen dießfalls begangenen Mißbräuche, denen Allen man schon diese Mutterstelle angewiesen hat, hierzu die schlagendsten Belege. Wie lange brauchte es, den indogermanischen Sprachstamm als solchen zu entdecken, an welchen sich seine verschiedenen Zweige dann gleichsam von selbst reihten. Von der am Pontus einst vorgekommenen Sprache besitzen wir aber nicht einmal geschriebene Denkmale; um so weniger hätte daher der Verf. im Sinne seines Systems die gemeinschaftliche Sprache der hier besprochenen Völkerfamilie mit dem Namen der pontischen belegen können. Ja er durfte dieß um so eher unterlassen, da er hier nicht als Philologe, sondern mehr als Historiker auftritt.

Wie Jeder, der sich mit Bebauung eines positiven wissenschaftlichen Faches beschäftigt, und namentlich der Historiker in seiner Beweisführung durch den Inhalt vorhandener Quellen beschränkt ist, welche er nicht vermehren kann; sondern die im Sinne seines Planes und ihrer Natur gemäß mit allem

Fleiße zu benützen, seine Hauptaufgabe ist; so verdient auch die Auswahl und der Fleiß des Verfassers, mit denen er in der weiteren Ausführung seiner Darstellung Beweisstellen sammelt und zusammenstellt, die seinen Ansichten als Belege dienen sollen, volle Anerkennung. Er wollte keine vollständige Urgeschichte der Völkerfamilie geben, als deren heutige Repräsentanten ihm vorzüglich die Ungarn erscheinen. Es war ihm mehr darum zu thun, dasjenige Band nachzuweisen, welches deren einzelne Glieder zusammenkettet; wobey er besonders drey Seiten in's Auge faßt: die streng historische, geographische und sprachliche. Wie er sich in erster Hinsicht als emsigen und gewissenhaften Geschichtsforscher bewährte: so verfuhr er auch bey der linguistischen und geographischen Beweisführung ganz seiner vorgenommenen Aufgabe, und dem aufgestellten Prinzipe gemäß, welches dankbar die dießfälligen Forschungen des Auslandes anerkennt; aber für den ungarischen Gelehrten den Beruf in Anspruch nimmt, das Erforschte zum besonderen Zwecke weiter zu verarbeiten. Deßhalb ist er hier nicht sowohl Sprachforscher, als fleißiger und umsichtiger Sammler desjenigen, was die Gelehrten dieses Faches ergründet. Er hält sich an die ersten Männer der Wissenschaft: folgt jedoch z. B. einem Julius Klaproth, dessen Unkenntniß der ungarischen Sprache er S. 136 und 137 schlagend darthut, nicht blindlings. Durch besondere Berücksichtigung der Geographie aber macht er die Forscher der ungarischen Urgeschichte auf eine bisher nur wenig beachtete Seite aufmerksam, welche zu verfolgen Noth thue. Die Geographie, besonders seitdem sie durch Carl Ritter und seine Schule eine strengere wissenschaftliche Form erhielt, ist ganz vorzüglich im Stande, nach ihrer neuen Methode das Gewirre wandernder Völker aufzuklären, welche Asien lange Zeit von Osten nach Westen durchstrichen. Noch muß als Verdienst des Verfassers erwähnt werden, daß er die Angaben der einheimischen ungarischen Quellen über des Volkes älteste Schicksale, welche eine vornehm thuende Kritik, ohne sie gehörig untersucht zu haben, vor noch nicht gar langer Zeit unberücksichtigt beseitigte, nicht bloß ihrem wahren Werthe gemäß benützte; sondern auch als mit vollkommen glaubwürdigen Ergebnissen anderwärtiger historischer Forschung im Einklange stehend nachwies.

Aus diesem Allen ersieht man, daß das ethnographische System des Verfassers mit jenen größtentheils abenteuerlichen Hypothesen nichts gemein habe, welche als Reaction gegen den ursprünglichen ungarischen Volksglauben der Hunnenabkunft, besonders seit Mitte des vorigen Jahrhunderts bis fast zur neuesten Zeit, aufgestellt wurden. Viele, namentlich der Aelteren,

sind wohl nicht ohne wissenschaftlichen, vorzüglich sprachforschlichen Werth. Als man aber bald auf den Grund einiger zufällig und meistens ganz oberflächlich aufgefaßten Sprachanalogien die Ungarn mit den verschiedensten, gewöhnlich bloß nach ihrem heutigen Erscheinen genommenen und benannten Völkerschaften in Verbindung brachte, verlor sich auch dieser wissenschaftliche Geist. Der Verf. dagegen sucht beständig den historischen Boden unter seinen Füßen zu behalten, und er ist hierbey so glücklich, daß nach seinen Untersuchungen manche den Sprachforschern kaum erklärbar scheinende Zweifel sich fast von selbst lösen. So die Bezeichnung von Wesen der höchsten Bedeutung bey den Ungarn mit Wörtern, die ganz deutlich persischen Ursprungs sind, als Isten, meny, ármányos u dgl. So die auffallende Aehnlichkeit vieler Wörter der koptischen Sprache mit gleichbedeutenden in den Sprachen der Permier, Sirjänen, Wotjaken, Morduinen, Mokscha, obischen Ostjaken, vorzüglich aber Tscheremissen und Tschuwaschen, welche Klaproth fast unerklärbar fand [1]).

Leider vermissen wir aber im gegenwärtigen, wie in allen bisher über die ungarische Urgeschichte erschienenen Werken eine genauere Erörterung ihres Gegenstandes vom Standpunkte der physischen Geschichte des Menschengeschlechts. Wir wollen hieraus dem Verf. keinen Vorwurf machen, da ja diese Wissenschaft selbst noch wenig bearbeitet wurde, und bezüglich der Ungarn auch nur geringe Vorarbeiten da sind. Daß aber vorzüglich die ungarische Urgeschichte durch Untersuchungen von dieser Seite noch sehr viel gewinnen könne, ist wohl über jeden Zweifel erhaben. Eben bey den Völkern, welche als Stammverwandte der Ungarn gelten, werden die sonderbarsten Abweichungen in ihrem physischen Erscheinen bemerkt, ohne daß sie hinlänglich untersucht, viel weniger erklärt worden wären. Hierin scheint auch der Grund zu liegen, weßhalb diese Stämme sich bis jetzt einer gegenseitigen Anerkennung als Verwandte so wenig geneigt zeigten; wie dieß namentlich bey den Finnen bezüglich der Lappen [2]); aber auch bey den Ungarn vorkam, die, durch falsche Reisebe-

---

[1]) Sur l'affinité du Cophte avec les langues du nord de l'Asie et du nordest de l'Europe, in dessen Mémoires relatifs à l'Asie. Paris 1824, S. 205 folg. Klaproth fand ungefähr dreyhundert solcher Wörter. Da dieselben größtentheils in der ungarischen Sprache nicht vorkommen, konnte diese Wörtergemeinschaft durch die Magyaren nicht vermittelt werden.

[2]) Siehe J. M. Frantzen: Dissertatio Academica de Bircarlis, Aboae 1786. Die Acta Literaria von Upsala sollen einen weitläufigen Streit über diesen Gegenstand enthalten.

richte irre geführt, bey den Bewohnern des nordöstlichen Europa und nordwestlichen Asien jene physischen und psychischen Eigenschaften zu vermissen glaubten, welche als durch Kriegsruhm gefeyerte Nation in ihren Stammverwandten (von denen sie, einer oberflächlichen Auffassung gemäß, sogar abstammen sollten) zu fordern sie sich berechtigt hielten. Es ist kein günstiges Zeugniß für die historische Literatur des vorigen Jahrhunderts, daß man die wahrlich nicht wenigen vortheilhaften Seiten im öffentlichen und Privatleben der Finnen und selbst der Lappen, die Verdienste, welche sich ihnen Angehörige nicht bloß in den Kriegen, an denen sie Theil nahmen, sondern auch als Gelehrte und Künstler erworben haben, so gar nicht kannte. Wie nun aber eine erweiterte historische Kenntniß schon diesen Irrthum berichtigt; — wie gründliche Sprachforschungen bereits den Anfang gemacht haben, die innere Verwandtschaft des Ungarischen mit den s. g. finnischen Sprachen in's wahre Licht zu stellen: so steht auch zu hoffen, daß der, bey aller scheinbaren Mannigfaltigkeit dieser Völker doch zweifelsohne in ihrem physischen Wesen liegende, von dieser Seite den Zusammenhang nachweisende Faden aufgefunden und dargelegt werde, was eines der schönsten physiologischen Probleme seyn dürfte. Freylich wäre hierbey nicht nach dem Beyspiele W. F. Edward's zu verfahren, der auf einer zur Aufsuchung von Typen der verschiedenen Rassen unternommenen Reise eigens die ungestaltetsten Exemplare als Hunnenabkömmlinge aussuchte; wozu außer einem in Venedig gefundenen monstrumähnlichen Galeerenbewohner, auch ein aus der Debrecziner Gegend gebürtiger, durch seine Häßlichkeit ausgezeichneter Soldat eines ungarischen Regiments hätte dienen sollen, den ihm aber der Corporal noch bey Zeiten entzog. Das Genie Prichard's *) hat uns bereits den Weg hierzu gebahnt, und Referent erlaubt sich im Namen der Wissenschaft den Wunsch auszusprechen, ungarische wie finnische Aerzte und Physiologen mögen zur gemeinsamen Sache ihm beherzt auf denselben folgen.

Fragen wir nun, ob durch des Verfassers Arbeit die Aufgabe, ein vollständiges, den Anforderungen der Wissenschaft entsprechendes historisch-ethnographisches Bild aller jener Völker zu geben, welche mit den Ungarn zu derselben Völkerfamilie ge-

*) James Cowles Prichard, Researches into the physical history of mankind. Deutsch übersetzt vom Prof. Dr. Rudolph Wagner unter dem Titel: Naturgeschichte des Menschengeschlechts. Leipzig 1840 folg. Von der uns betreffenden s. g. Rasse der Jotunen, Tschuden und Ougrer wird gehandelt im 3. Bande 1. Abtheil. S 298 — 384.

hören; — ferner deren ursprüngliche Wohnsitze zu bestimmen — gelöst worden sey? — so mag wohl im Vorhergehenden schon die Antwort in dem Sinne enthalten seyn: daß zu einer vollkommenen Lösung dieser Aufgabe viel mehr, umfassendere und vielseitigere Vorarbeiten nothwendig sind, als bis jetzt vorliegen. Daß der Verfasser dasselbe gefühlt habe, ersieht man aus einzelnen Aeußerungen und der Haltung seines Werks im Ganzen, welches mehr einem Versuche scheint entsprechen zu sollen. Daß er in dieser Beziehung vieles geleistet habe, wird jeder Leser des Buches dankbar anerkennen. Da ihn seine Forschungen zum Pontus führten, dürfte eine weitere Frage nur noch die seyn: ob bey weiterer Entwicklung wissenschaftlicher Untersuchungen über ungarische Urgeschichte dieser Stillstandpunkt bleiben werde? — oder ob nicht vielleicht jetzt schon die wahrscheinliche Aussicht eines weiteren Rückganges da sey?

Referent hat schon oben erklärt, wie gewichtig die Gründe sind, die den Verf. die Wohnsitze der ungarischen Stammvölker auf lange Zeit an den Pontus versetzen lassen; — und schwerlich wird dieß auf historischem Wege in Abrede gestellt werden können. Doch glauben wir, daß nicht minder gewichtige Gründe uns auch zur Annahme führen dürften, daß sie einst mit den heutigen Bewohnern des östlichen Asiens in näheren Beziehungen standen. Außer der Autorität unseres für die Wissenschaft leider zu früh verstorbenen Landsmannes Alexander Csoma von Körös führen wir hier als besonders in die Augen fallend die Natur aller mit dem Ungarischen verwandten Sprachen, so wie die bisher gemachten, hierher einschlagenden physiologischen Beobachtungen an.

Csoma, von dem Wunsche beseelt, die Ursitze seines Volkes zu ergründen, wurde durch seine wahrhaft tiefen und großartigen Untersuchungen immer mehr gegen Osten geführt, und hoffte endlich in Lassa, dem muthmaßlichen Hauptsitze der thibetanischen Gelehrsamkeit, mit Hülfe der dortigen literärischen Schätze seinen Wunsch erfüllt zu sehen, als ihn der Tod ereilte*). Das von den westlichen, insbesondere den indogermanischen Sprachen bedeutend abweichende Ungarische hat wohl sehr vieles mit dem Hebräischen, Syrischen, Chaldäischen, Persischen u. s. w. ähnlich, wie dieß namentlich Paul

*) Wir sind dem Herrn Baron Karl von Hügel vielen Dank für die interessanten Nachrichten schuldig, die er uns über das Hinscheiden unseres verehrten Landsmannes und dessen letzte Mittheilungen an Herrn Campbell im österr. Beobachter 1842, Nr. 227 und 228 gibt.

Beregszászi nachwies [1]); dem eigentlichen Sprachcharakter nach erinnern aber nicht nur einzelne Wörter, sondern der ganz eigenthümliche Bau desselben an die im Osten Asiens noch vorhandenen Sprachen. Endlich ist es bekannt, daß die Hunnen nach ihrer Beschreibung bey Ammianus Marcellinus [2]) gewöhnlich unter den Typus der im Blumenbach'schen Rassensysteme als Mogolenrasse bezeichneten Bewohner des östlichen Asiens subsumirt wurden. Wir müssen dieß um so mehr beachten, da nach den vergleichenden Untersuchungen des Prof. Hueck die Bildung des Kopfes, besonders des Schädels, beym finnischen Stamme sich der mogolischen Rasse nähern soll [3]). Doch war derselbe Typus auch schon zur Zeit des Hippokrates, der die Skythen eben so beschreibt [4]), im östlichen Europa und westlichen Asien vorhanden; woraus sich vielleicht mit Grund schließen läßt, daß die Völkerfamilie der ungarischen Stammverwandten schon lange vor Christus von den nun östlichen Asiaten getrennt, und bereits im westlichen Asien heimisch gewesen sey. Auch jener so benannte Mogolentypus scheint sich im Verlaufe der Zeit verloren zu haben, und Ferdinand Heinr. Müller weist nach, daß die Beschreibung der Hunnen bey Ammianus Marcellinus übertrieben sey [5]); wie wir eine ähnliche Uebertreibung acht Jahrhunderte später in einer Beschreibung der Ungarn bey Otto Frisingensis finden. Der scharfsichtige und fleißige Naturforscher Bory St. Vincent unterscheidet daher unseren Sprachstamm ausdrücklich von der ehedem zu sehr ausgedehnten mogolischen Rasse, und legt ihm den Gesammtnamen Skythisch bey.

Uebrigens wie immer die dem Werke des Verfassers zum Grunde liegende Aufgabe einst gelöst werden dürfte; so wird dasselbe doch stets in Beziehung auf den Entwicklungsgang dieser Lösung ehrenvolle Erwähnung verdienen.

Dr. Gustav Wenzel.

---

1) Ueber die Aehnlichkeit der hungarischen Sprache mit den morgenländischen. Leipzig 1796.

2) Lib. XXXI, cap. 2.

3) Th. Bulgarin: Rußland in hist., stat., geogr. und liter. Beziehung. Deutsch von H. v. Brachel. Geschichte. Erster Band. Riga und Leipzig 1839. S. 91, nach Nr. 21 des in Dorpat erscheinenden Blattes: Das Inland, Jahrgang 1836.

4) De aëribus, aquis et locis (in ejusd. oper. edit. van Linden. Vol. I. Lugd. Batav. 1665), c. XLII, p. 352 seq.

5) Halle'sche Literaturzeitung 1838, Nr. 148.

Art. XV. Gesta Romanorum. Das älteste Mährchen- und Legendenbuch des christlichen Mittelalters, zum ersten Male vollständig aus dem Lateinischen ins Deutsche übertragen, aus gedruckten und ungedruckten Quellen vermehrt, mit Anmerkungen und einer Abhandlung über den wahren Verfasser und die bisherigen Ausgaben und Uebersetzungen desselben versehen von Dr. Johann Georg Theodor Gräße Erste Hälfte. Die ersten 140 Geschichten enthaltend. Dresden und Leipzig, in der Arnold'schen Buchhandlung, 1842. 287 S. kl. 8.

In dem Vorworte zu diesem, durch sein Alter und theilweise auch durch seinen Inhalt bedeutenden Werke gibt der Herausgeber desselben darüber Bescheid, wie er bestimmt worden sey, ein so altes und manchem vielleicht kaum dem Namen nach bekanntes Buch wieder in die moderne Literatur einzuführen. Seine Freunde haben bereits durch den neulich erschienenen Supplementband seiner allgemeinen Literaturgeschichte, der sich die Entwicklung der großen Sagenkreise des Mittelalters zur Aufgabe gestellt hat, vielleicht auch durch einige seiner kritischen Arbeiten in gelehrten Zeitschriften wahrgenommen, daß er das Gebiet der romantischen Sage fleißig durchforscht, und mit besonderer Vorliebe behandelt hat. Es kann ihnen darum nicht auffallen, wenn gerade das vorliegende Buch, die Quelle der meisten romantischen Mythen des Mittelalters, seine Aufmerksamkeit erregte, und ihn durch seine kindlich fromme Naivetät und originelle Composition anzog und festhielt. So kam es denn, daß der Verfasser diesen seinen Liebling auch Andern zugänglich machen wollte, und auf den Gedanken kam, der außerordentlichen Seltenheit der Ausgaben dieses Buches wegen einen neuen Abdruck des Originals nach unverglichenen Handschriften zu veranstalten, und die Quellen und Bearbeitungen der einzelnen Geschichten vollständig dabey anzugeben. Lange schon hatte er hierzu gesammelt, und nicht geringes Material zusammengebracht, auch bereits Anstalt gemacht, seine neue Textrecension dem Drucke zu übergeben, als er erfuhr, daß Herr Professor Keller in Begriff sey, bey Cotta in Stuttgart gleichfalls eine solche erscheinen zu lassen. Ob ihm nun, sagt er, »gleich der alte Spruch wohl erinnerlich war: Quum duo faciunt idem, tum idem non est idem,« so meinte er doch, daß ein doppelter Abdruck kaum nothwendig seyn werde, da Herr Keller durch seine Ausgabe der sieben weisen Meister in dem altfranzösischen Gedichte und viele andere Arbeiten hinlänglich documentirt hat, daß er in jeder Hinsicht, wenn irgend ein Anderer, fähig ist eine solche, kritisch und bibliographisch vollständig herzustellen. Um jedoch nicht alle seine jahrelangen Vorstudien ganz vergebens

gemacht zu haben und ein neben Herrn Keller's Ausgabe für sich bestehendes Werk zu Stande zu bringen, beschloß er, eine möglichst getreue Uebersetzung dieses Buches zu veranstalten, welche nicht bloß alle Erzählungen der alten lateinischen Drucke, sondern auch der englischen, lateinisch noch ungedruckten Redaction enthielte. Vorher hatte ihm noch sein gelehrter Freund, Herr Professor Jakob Grimm, eine altdeutsche Handschrift von 63 Geschichten der Gesta mitgetheilt, welche nicht allein wesentlich von dem lateinischen Originaltexte, sondern auch von der gleichfalls durch Herrn Keller aus einer Münchner Handschrift herausgegebenen altdeutschen Uebertragung der Gesta abweicht, außerdem auch mehreres Neue enthält, weßhalb der Herausgeber es nicht für unnütz hielt, das, was bisher noch unbekannt war, gleichfalls aus dieser Handschrift mit in vorliegende Uebersetzung aufzunehmen, und als Anhang derselben beyzugeben, damit auf diese Weise eine möglichst vollkommene Collection aller unter diesem Titel vorhandenen Erzählungen und Mährchen zusammen käme. Endlich verspricht er, in einer eigenen Abhandlung seine Entdeckungen und Meinungen über den wirklichen Verfasser dieses Buches anzuhängen, so wie seine bibliographischen Notizen über Ausgaben rc. beyzufügen. In den Anmerkungen dagegen hat er nur die nothwendigsten Notizen zu sammeln für gut befunden, weil hier sicherlich eine Collision mit dem Keller-schen Werke zu fürchten gewesen wäre, welches, nach Ansicht und Urtheil des Herausgebers, gewiß in Bezug auf die Darlegung der Quellen und Verbreitung der einzelnen Sagen sich durch nicht geringere Vollständigkeit und Genauigkeit auszeichnen wird, als es bey dessen Ausgabe des Roman des VII Sages und seinem Kaiser Diocletianus von dem Büheler hierbey der Fall gewesen ist.

Was den Werth des Buches betrifft, so ist nicht in Abrede zu stellen, daß die schmucklose Einfachheit und die sittliche Tendenz allenthalben, oft aber auch das Interesse des Inhalts anzuerkennen sind. Manche dieser Erzählungen sind bereits von neueren Mährchen- und Novellenschreibern benützt worden, manche jedoch sind bis jetzt unbekannt, und dürften genügenden Stoff zur weiteren Ausführung geben.

Sehr zu loben ist es, daß der Uebersetzer nirgends durch sogenannte Verbesserungen und Verschönerungen den reinen einfachen Ton und die ungekünstelte Haltung des Ganzen entstellt, sie mit einem Worte nicht modernisirt, sondern das Ganze dem Urtexte treu belassen hat. Darauf muß bey dem Umstande, daß manche Wortstellungen und Wendungen im Deutschen hart und unbehülflich erscheinen, Rücksicht genommen werden.

In dem vorliegenden ersten Bande sind nur Erzählungen und Mährchen enthalten, die versprochenen Abhandlungen und Anmerkungen werden im zweyten folgen.

Wir theilen als Probe des Inhalts und der Beschaffenheit der gedachten Erzählungen wie ihrer Behandlung durch den Verfasser, das kurze, aber in seiner Beziehung zweckdienliche achtzehnte Kapitel mit, welches in den Grundzügen an Werner's vier und zwanzigsten Februar erinnert:

»Es war einst ein Krieger, Julianus genannt, der, ohne es zu wissen, seine beyden Aeltern tödtete. Denn als dieser edle junge Mann an einem gewissen Tage der Jagd pflegte, und einen aufgespürten Hirsch verfolgte, wendete derselbe sich plötzlich nach ihm um und sprach: Du, der du mich verfolgst, wirst der Mörder deines Vaters und deiner Mutter seyn. Als jener das gehört hatte, fürchtete er sich sehr, daß ihm das begegnen möchte, was er von dem Hirsche vernommen hatte. Er verließ deßhalb Alle, ging hinweg, und kam in eine weit entfernte Gegend, und schloß sich da an einen gewissen Fürsten an. Hier benahm er sich denn auch so wacker im Felde und im Pallaste, daß ihn der Fürst zu einem Kriegsobersten machte, ihm die Witwe eines Castellans zur Ehe gab, und er somit ihr Schloß als Mitgift empfing. Die Aeltern Julian's aber, die wegen des Verlustes ihres Sohnes in großer Trauer allwegen sich herumtrieben, und auf's Eifrigste ihren Sohn suchten, gelangten endlich an das Schloß, wo Julianus war. Als nun die Gemahlin Julian's sie erblickt, und weil jener nicht zu Hause war, sie befragt hatte, wer sie wären, und jene Alles, was ihrem Sohne begegnet war, erzählt hatten, so merkte sie, daß diese die Aeltern ihres Mannes seyn müßten, in sofern sie diese Dinge oft schon von ihrem Manne gehört hatte. Also nahm sie dieselben freundlich auf, und aus Liebe zu ihrem Manne überließ sie ihnen ihr eigenes Bette, und ließ für sich selbst an einem andern Orte eines zurecht machen. Am frühen Morgen aber ging die Castellanin zur Kirche, und siehe da, auch Julianus kam früh in ihr Schlafzimmer, um seine Frau zu wecken, und als er bey seinem Eintreten zwey Personen bey einander liegen fand, vermuthete er, es müsse seine Frau mit ihrem Buhlen seyn, zog stillschweigend sein Schwert und durchbohrte beyde zugleich. Da er aber vor das Haus trat, sah er seine Frau aus der Kirche kommen, wunderte sich sehr und fragte sie, wer die wären, welche in ihrem Bette schliefen. Jene aber sprach: Es sind Eure Aeltern, welche Euch so lange gesucht haben: diese habe ich in unser Schlafzimmer gebettet. Als der das hörte, fiel er beynahe todt vor Schrecken zur Erde nieder, und fing an, bit-

terlich zu weinen, und zu sagen: Weh' mir Elenden, was soll ich machen, der ich meine theuern Aeltern getödtet habe? Und siehe, so erfüllt sich das Wort des Hirsches: ich wollte ihm entgehen, und gerade so habe ich Unglücklicher es wahr gemacht. Lebe jetzt wohl, süße Schwester, denn fürder will ich nicht ruhen, bis ich weiß, ob Gott meine Reue angenommen hat. Sie aber sprach zu ihm: Liebster Bruder, es sey ferne, daß du mich verlässest und ohne mich wegziehest, sondern da ich Theil an deinen Freuden gehabt habe, will ich auch Antheil an deinen Schmerzen haben. Hierauf begaben sie sich zusammen hinweg an einen großen Strom, wo viele Personen in Lebensgefahr zu kommen pflegten, und erbauten da ein großes Hospiz, auf daß sie dort Buße thäten, und alle, die es wollten, unverzüglich über den Fluß setzten, und alle Armen in ihren Hospiz aufnähmen. Nach langer Zeit aber, als einst um Mitternacht Julianus ermüdet eingeschlafen, und gerade eine grimmige Kälte war, vernahm er eine kläglich schreyende Stimme, welche ihn mit traurigem Tone anflehte, sie herüber zu holen. Als er das gehört hatte, stand er alsbald auf, fand einen Menschen, der fast schon vor Kälte erstarrt war, trug ihn in sein Haus, machte ein Feuer an, und suchte ihn zu erwärmen: allein er konnte durchaus nicht warm werden, und weil Julianus fürchtete, er möchte ihm unter den Händen sterben, so trug er ihn in sein Bett und deckte ihn fleißig zu. Nach kurzer Zeit aber stieg der, welcher ihm erst krank und aussätzig erschienen war, von glänzendem Lichte umgeben zum Himmel auf, und sprach also zu seinem Wirthe: Juliane, der Herr hat mich zu dir gesendet, und mir aufgetragen, dir kund zu thun, daß er deine Buße angenommen hat, und ihr beyde in Kurzem im Herrn entschlafen werdet. Bey diesen Worten verschwand er, und Julianus mit seiner Gattin, reich an guten Werken und Mildthätigkeit, entschlief nach wenig Zeit in dem Herrn.«

Die, obgleich entfernte, Aehnlichkeit dieses Mährchens mit dem gedachten Werner'schen Drama ist nicht zu verkennen. Hier wie dort mordet ein Sohn seinen Vater, ohne ihn zu kennen; hier wie dort ist es die Kraft der Reue, welche versöhnt. Selbst die Lokalitäten gleichen sich hier wie dort. Die Sache ist um so auffallender, als bekanntlich nach dem Erscheinen von Werner's Drama, welches seiner Zeit großes Aufsehen machte, und seine dramatische Wirksamkeit auch gegenwärtig nicht verloren hat, viel darüber geschrieben und gestritten wurde, ob Werner den Vorgang erfunden, oder das Stück einem wirklichen Ereignisse nachgebildet hat, wornach sich das Letztere ergab.

Die türkischen Manuscripte (B), an Umfang und an Inhalt werthvoller als die persischen, verbreiten sich nicht eben über sehr viele Zweige der wissenschaftlichen Literatur, versuchen dagegen einzelne Gebiete glänzend zu vertreten, so die Ethik und Politik (im umfassenden orientalischen, die rhetorischen Schriften als Proben der Beredsamkeit einschließenden Sinne), die Poesie und die Geschichte nebst der Biographik. Außerdem sind noch einzelne juristische, theosophische, stylistische, lexikalische und andere Schriften unter ihnen, die an sich von Werth, doch nicht mit den Handschriften der erwähnten Wissenschaften in die Schranken treten können. Ich überlasse die nähere Prüfung der Durchsicht der Nummern, und mache nur noch auf den durch anhaltendes unermüdliches Nachsuchen zusammengebrachten Schatz der zweyhundert Geschichtswerke (s. das Verzeichniß in der Gesch. des osman. Reichs IX, 177 flg.) aufmerksam, die der von Hammer-Purgstall herausgegebenen oben genannten Geschichte zum Grunde liegen, und aus seinem Privatbesitze durch Kauf in die kaiserliche Bibliothek übergegangen sind. Welch neuen Stoff diese mit durchdachtem Plane und gelehrter Kenntniß angelegte Sammlung für die Geschichte des genannten Volkes bieten mußte, zeigt ihr Reichthum, ihre Seltenheit, ihre consequente Reihenfolge und der Umstand, daß nirgends in Europa, und vielleicht nicht einmal in der heutigen Türkey eine ähnliche, mit demselben innern und äußern Werthe veranstaltete Sammlung sich befindet, gewährt der kaiserlichen Bibliothek und ihrem hohen Vorgesetzten die Genugthuung, daß durch sie ein wahrhaft kaiserlicher Schatz geborgen ist. Wie demnach das zu beurtheilen sey, was Zinkeisen in der Vorrede zu seiner Geschichte des osmanischen Reiches in Europa über den Inhalt und den Werth dieser von Hammer benützten einheimischen Quellen andeutet, kann eine nähere Ansicht derselben allein würdigen.

Eben so findet sich nirgends eine gleich große Anzahl türkischer Diwane, unter ihnen die ältesten wie die neuesten, und ein Theil derselben in mehreren Exemplaren — eine Sammlung, ohne welche die Geschichte der osmanischen Dichtkunst ebenfalls ein Räthsel geblieben wäre. Jene, die politische und diese die poetische Nationalliteratur umfassend, konnten allein die genannten ausschließend deutschen Werke zu ihrer Vollendung gedeihen lassen. — Jene beyden Werke sind zugleich der beste Führer zur nähern Kenntniß der hier berührten Handschriften; auf sie ist daher in dieser kurzen Uebersicht überall verwiesen worden, und muß auf sie verwiesen werden, bis der gegenwärtige Scriptor der kaiserlichen Bibliothek, Herr Krafft, den vollständigen, seiner Bearbeitung unterliegenden Catalog der alten und neuen Handschriften, der das hier Gegebene ausführlicher und bisweilen auch berichtigend anzudeuten haben wird, zugänglich gemacht hat. Wir wünschen ihm und der Bibliothek Glück zu dieser Arbeit, die eben so befriedigend ausfallen möge, als sein so eben erschienener trefflicher Catalog von orientalischen Handschriften der Akademie, auf den bereits in dieser zweyten Abtheilung öfter verwiesen werden konnte.

A. Persische Handschriften.

I. Lexikographie.

192. Das kostbare Geschenk Sr. Excellenz dem Hasanpascha dargebracht (التحفة السنية الى الحضرة الحسنية)

Anzeige-Blatt

für

Wissenschaft und Kunst.

Nro. C.

Zuschrift.

An Seine Excellenz den Herrn Grafen Moritz Dietrichstein, Präfect der k. k. Hofbibliothek zu Wien.

Von Dr. Gustav Flügel.

Die neu erworbenen orientalischen Handschriften der k. k. Bibliothek zu Wien.

(Beschluß von Nr. XCVII.)

Zweyte Abtheilung.

Vorwort.

Nachdem in hundert ein und neunzig Nummern der ersten Abtheilung die neu erworbenen arabischen Handschriften der k. k. Bibliothek zu Wien in möglichster Kürze aufgezählt worden sind, wenden wir uns in der zweyten unter A den persischen Werken zu, deren an sich geringere Anzahl doch in einigen Beziehungen höchst schätzenswerthe Schriftsteller in sich schließt. Vorzüglich reich ist die Sammlung an Diwanen, von denen sich relativ auf andern Bibliotheken kaum eine solche Menge neben einander findet. Unter ihnen empfehlen sich in schönen Exemplaren die Werke der größten persischen Dichter, des Hafits, Dschámi (dessen Fünfer), Dschelál-ed-din Rumi, Nissámi (dessen Fünfer), neben ihnen die Diwane von Hiláli, Muhteschim Kaschi, Nijádhi, Urfi, des Gastronomen Abu Ishaq Schirázi, Kelim Hemdáni, Obeid Zakáni, Munir und anderer, und einzelne größere Gedichte vermischten Inhalts, wie der Rosenflor des Geheimnisses vom Mystiker Schebisteri, die Sonne und Jupiter (Mihr u Muschteri) vom Scheich Attár, Humai und Humájún vom Chodscha Kermáni, und die schönen ethischen, auch im Abendlande so gefeyerten, in Prosa und Versen abwechselnden Schriften, der Rosengarten des Sadi (گلستان سعدي) in vielen Exemplaren, dessen Frühlingsgarten (بهارستان), ferner das Gedicht Medschnún und Leila von Hatifi. An diese reihen sich noch andere didactische an, die das Verzeichniß näher andeuten wird.

Unter den sprachlichen Hülfsmitteln finden sich recht brauchbare, zum Theil umfassende Wörterbücher, theils auch solche, die nur Vocabularien einzelner Schriften enthalten. Außer ihnen verdienen vor Allem noch die geographischen Handschriften hervorgehoben zu werden, die eine besondere Beachtung verdienen.

Die türkischen Manuscripte (B), an Umfang und an Inhalt werthvoller als die persischen, verbreiten sich nicht eben über sehr viele Zweige der wissenschaftlichen Literatur, versuchen dagegen einzelne Gebiete glänzend zu vertreten, so die Ethik und Politik (im umfassenden orientalischen, die rhetorischen Schriften als Proben der Beredsamkeit einschließenden Sinne), die Poesie und die Geschichte nebst der Biographik. Außerdem sind noch einzelne juristische, theosophische, stylistische, lexikalische und andere Schriften unter ihnen, die an sich von Werth, doch nicht mit den Handschriften der erwähnten Wissenschaften in die Schranken treten können. Ich überlasse die nähere Prüfung der Durchsicht der Nummern, und mache nur noch auf den durch anhaltendes unermüdliches Nachsuchen zusammengebrachten Schatz der zweyhundert Geschichtswerke (s. das Verzeichniß in der Gesch. des osman. Reichs IX, 177 flg.) aufmerksam, die der von Hammer-Purgstall herausgegebenen oben genannten Geschichte zum Grunde liegen, und aus seinem Privatbesitze durch Kauf in die kaiserliche Bibliothek übergegangen sind. Welch neuen Stoff diese mit durchdachtem Plane und gelehrter Kenntniß angelegte Sammlung für die Geschichte des genannten Volkes bieten mußte, zeigt ihr Reichthum, ihre Seltenheit, ihre consequente Reihenfolge und der Umstand, daß nirgends in Europa, und vielleicht nicht einmal in der heutigen Türkey eine ähnliche, mit demselben innern und äußern Werthe veranstaltete Sammlung sich befindet, gewährt der kaiserlichen Bibliothek und ihrem hohen Vorgesetzten die Genugthuung, daß durch sie ein wahrhaft kaiserlicher Schatz geborgen ist. Wie demnach das zu beurtheilen sey, was Zinkeisen in der Vorrede zu seiner Geschichte des osmanischen Reiches in Europa über den Inhalt und den Werth dieser von Hammer benützten einheimischen Quellen andeutet, kann eine nähere Ansicht derselben allein würdigen.

Eben so findet sich nirgends eine gleich große Anzahl türkischer Diwane, unter ihnen die ältesten wie die neuesten, und ein Theil derselben in mehreren Exemplaren — eine Sammlung, ohne welche die Geschichte der osmanischen Dichtkunst ebenfalls ein Räthsel geblieben wäre. Jene, die politische und diese die poetische Nationalliteratur umfassend, konnten allein die genannten ausschließend deutschen Werke zu ihrer Vollendung gedeihen lassen. — Jene beyden Werke sind zugleich der beste Führer zur nähern Kenntniß der hier berührten Handschriften; auf sie ist daher in dieser kurzen Uebersicht überall verwiesen worden, und muß auf sie verwiesen werden, bis der gegenwärtige Scriptor der kaiserlichen Bibliothek, Herr Krafft, den vollständigen, seiner Bearbeitung unterliegenden Catalog der alten und neuen Handschriften, der das hier Gegebene ausführlicher und bisweilen auch berichtigend anzudeuten haben wird, zugänglich gemacht hat. Wir wünschen ihm und der Bibliothek Glück zu dieser Arbeit, die eben so befriedigend ausfallen möge, als sein so eben erschienener trefflicher Catalog von orientalischen Handschriften der Akademie, auf den bereits in dieser zweyten Abtheilung öfter verwiesen werden konnte.

A. Persische Handschriften.

I. Lexikographie.

192. Das kostbare Geschenk Sr. Excellenz dem Hasanpascha dargebracht (التحفة السنية الى الحضرة الحسنية)

Umfangreiches persisches Wörterbuch, was Mohammed Ben Mustafa Ben Lutfallah Deschischi im J. 988 (beg. 17. Febr. 1580) dem ägyptischen Statthalter darbrachte. In Rumelien vielfach im Gebrauche. Fol. — S. das Weitere Hadschi Chalfa II. 229. n. 2595.

193. Dasselbe Werk.

194. Die Wörter (لغات) oder persisch-türkisches Wörterbuch von Lutfallah Ben Abi Jusuf Halimi, der unter der Regierung des Sultan Bajesid II., des Sohnes Mohammed's, also zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts lebte. — Vgl. über das Wörterbuch Krafft's Cat. S. 8. XXI und über den Verf. die Geschichte der osmanischen Dichtkunst I. 221. — Halimi ist auch Verf. eines bekannten Handbuchs über das Erbschaftsrecht, فرائض حليمى genannt.

195—199. Fünf Exemplare desselben Werkes, mehr oder weniger vollständig, in 4° und 8°. — Vgl. Hamm. Cat. II. 7.

200. Wörter zum Methnewi, لغة مثنوى, d. h. Wörterbuch zum doppelgereimten Gedichte des Dschelál-ed-din Rumi, der 670 (beg. 9. August 1271) starb. 8°. — Vgl. Krafft S. 64.

201. Die einfachen und zusammengesetzten Wörter, مفردات و مركبات. Persisch-arabisches Wörterverzeichniß, 8°. — Hamm. Cat. 41 (407, c).

202. Das persisch-türkische Wörterbuch Nimetallah (Gnade Gottes), von Nimetallah Ben Ahmed Ben Mobárek Rumi, der 929 (beg. 20. Nov. 1522) starb. Hadschi Chalfa gibt die Quellen und Anordnung des Buches an. Dasselbe geschieht von Fleischer in Catal. Codd. Dresd. n. 182. 4°.

203. Dasselbe Werk defect. 8°. — Hamm. Cat. p. 2 (6). — Nimetallah ist auch Verfasser einer türkischen Uebersetzung der zuerst aus dem Griechischen ins Persische übertragenen Geschichte der Sophienmoschee in Constantinopel. — Hadschi Ch. II. 116. n. 2179.

204. Abhandlung der Kenntniß über die Wissenschaft der Sprache, رسالهٔ دانستن فى علم اللغة. Persisch-türkisches, sehr schön geschriebenes Vocabularium. 8°.

205. Ein Wörterverzeichniß zu Sadi's Rosengarten. Persisch-türkisch. 12°. — Ein ähnliches befindet sich in der so eben citirten (s. 202) Dresdner Handschrift. — Vgl. unten n. 213.

II. Stylistik.

206. Sammlung prosaischer Aufsätze, منشآت, von Ibrahim Beg Ben Chodawerdi, 4°. Arabisch, persisch, türkisch. Am Ende mangelhaft.

III. Rhetorik, Ethik und Politik.

207. Der bekannte Frühlingsgarten, بهارستان, vom

Dichter Abd-el-rahman Dschàmi, gest. 898 (beg. 23. Oct. 1492). — Vgl. über Weiteres Krafft S. 49. CLV. — Hamm. Cat. p. 58 (533).

208. Dasselbe Werk.

209. Der Gefährte der Liebenden, انیس العشاق von Hasan Ben Mohammed Râmi, mit dem Ehrennamen Scheref-eddin, der dieses Werk für Abu'lfath Uweis Behâdur in neunzehn Capiteln verfaßte, und 826 (beg. 15. Dec. 1422) vollendete. Es enthält eine Schilderung der Vorzüge und Glieder des Geliebten. — Vgl. Hadschi Chalfa I. 487. n. 1449 und Handschriften Hammer-Purgstall's S. 514 (384).

210. Dasselbe Werk.

211. Der Rosengarten, گلستان, von Mußlih-ed-din Sadi. Vgl. über diese in fast alle Sprachen übersetzte und mit wahrem Berufe geschriebene Sammlung moralischer Erzählungen Krafft S. 48, n. CLII. — Hamm. Cat. p. 27 (217, 220 sq.).

212. Dasselbe Werk.

213. Dasselbe Werk mit Wörterbuch 8°. Vgl. oben n. 205.

214. Dasselbe. Am Schluß verstümmelt. 8°.

215. Dasselbe ausgezeichnet geschrieben. 8°.

216. Dasselbe vom J. 969 (beg. 11. Sept. 1561). 8°.

217. Dasselbe ohne die Schlußabhandlung, geschrieben von Nizâm-ed-din Ben Schems-ed-din Kassâr Erdebili. 8°.

218. Dasselbe in schlechter Schrift und am Ende defect.

219. Dasselbe, schön geschrieben und mit türkischer Interlinearübersetzung. 4°.

220. Dasselbe, ausgezeichnet durch Schrift und übrige Ausstattung.

221. Dasselbe, nebst dem Blumengarten, بستان, von demselben Schriftsteller.

222. Geschenk den Liebenden dargebracht, تحفة العشاق Persische, zur Erlernung dieser Sprache geschriebene Gespräche. Hadschi Chalfa kennt ein Buch dieses Titels vom Türken Abu'lhasan Ali Ben Bekmesch, der 626 (beg. 30. Nov. 1228) starb. Vgl. Tom. II. 233. n. 2624. — Hamm. Cat. p. 5 (34).

223. Das erstrebte Ziel jedes Suchenden مطلوب کل طالب. Die eine der vier Schriften, welche Reschid-ed-din Wetwât als Worte der vier rechtgläubigen Chalifen sammelte. Die gegenwärtige Sammlung enthält die sogenannten hundert Sprüche des Chalifen Ali, zuletzt arabisch und mit persischer Paraphrase vom Prof. Fleischer herausgegeben. Vgl. über Verf. und frühere Ausgaben dessen Vorrede, so wie Krafft S. 182. n. CDLXXVIII.

IV. Metrik.

224. Ein Auszug oder kurzer Abriß über die Metrik, مختصر در علم عروض 4° min. — Vgl. Krafft S. 21.

V. Poesie.

225. Die Geschichte der Leila und Medschnûn's, كتاب ليلى و مجنون persisch von Abdallah Hatifi, dessen Gedicht diesen von vielen ausgezeichneten Dichtern besungenen Stoff auf ehrenvolle Weise behandelt. Von Hammer gibt in seiner Geschichte der persischen Redekünste (S. 356 flg.) umfassendere Auszüge. Das Gedicht beginnt mit einem Verse seines Oheims, des großen Dschâmi, mit dem er das gleiche Vaterland Dschâm hatte, während er sich gewöhnlich im Garten des Dorfes Gardschard im Bezirke Dschâm aufhielt, wo er auch begraben liegt. Er starb 927 (beg. 12. Dec. 1520).

226. Dasselbe Werk.

227. Die Gedichtsammlung Ahi's, ديوان آهي. Hadschi Chalfa nennt Ahi nur als Verfasser eines türkischen Diwans, und es starb dieser Dichter im J. 923 (beg. 24. Jan. 1517). — Vgl. die Gesch. der osman. Dichtkunst I. 209.

228. Dasselbe Werk.

229. Gedichtsammlung des Asafi, ديوان آصفي

230. Derselbe Diwan.

231. Gedichtsammlung des größten mystischen Dichters Dschelâl-ed-din Rumi, der nach Hadschi Chalfa 792 (beg. 20. Dec. 1389) starb. — Vgl. die Gesch. der schönen Redek. Pers. S. 173 ff. — Hamm. Cat. p. 26 (190). — Handschriften Hammer-Purgstall's S. 97 (126).

232. Derselbe Diwan.

233. Gedichtsammlung des Schems-ed-din Mohammed, gewöhnlich Hâfis genannt, in Schiras geboren und daselbst 791 (beg. 31. Dec. 1388) gestorben. Der Diwan ist bekannt durch die vollständige v. Hammer'sche deutsche und andere Uebersetzungen, aber der Text noch in einer europäischen Ausgabe zu erwarten, wenn wir die 1841 in Constantinopel erschienene nicht hieher rechnen. — Vgl. Krafft S. 67. CC. — Gesch. d. sch. Redek. Pers. S. 261. — Hamm. Cat. p. 25 (186). — Handschriften Hammer-Purgstall's S. 123 (131). — Ich kann daher über das im Orient und Occident gefeyerte Buch und den berühmten lieblichen Dichter hier um so kürzer seyn, als an den angezogenen Orten das Nöthige mitgetheilt ist. — S. auch Hadschi Ch. III. 272. n. 5371.

234—236. Derselbe Diwan in noch drey Exemplaren.

237. Die Gedichtsammlung des Hilâli, der einer tschagataischen Familie entsprossen, in Asterabâd in Persien (daher von Hadschi Chalfa III. 321. n. 5750 الاسترآبادي genannt) erzogen wurde, und in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts blühte. Ausführlicher spricht über ihn v. Hammer in den sch. Redek. Pers. S. 368 flg.

238. Derselbe Diwan.

239. Derselbe 8°.

240. Gedichtsammlung des Richters Isa, قاضي عيسى der weder in den Redek. Pers., noch im Hadschi Chalfa erwähnt wird.

241. Derselbe Diwan.

242. Gedichtsammlung des Muhteschim Kaschi, über deren eigenthümliche Anordnung Hadschi Chalfa (III. 312, n. 5655) das Nöthige erwähnt. Er widmete sie dem Schah Ismail II., und blühte somit in der zweyten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts.

243. Derselbe Diwan.

244. Die Gedichtsammlung des Munir, منير. Persisch und türkisch. S. Gesch. der osm. Dicht. I. 304 und II. 374, wo jedoch Muniri steht, der zu Anfang des sechzehnten Jahrh. dichtete.

245—246. Dieselbe in zwey Exemplaren.

247. Gedichtsammlung des Scheich Nedschm-ed-din.

248. Dieselbe.

249. Gedichtsammlung des Rijadhi, رياضي. Ich weiß nicht, ob es der von Hammer in den Redek. Pers. (S. 363) bezeichnete persische Dichter aus Sawa ist.

250. Dieselbe. Vergleiche über den türkischen Dichter gleiches Namens weiter unten n. 344.

251. Die Gedichtsammlung des Schewket aus Bochara, شوكت بخاري, die zu den mehr bekannteren gehört. Wo ihr Verf. gestorben, ist unbekannt, er gehörte jedoch der Abstammung nach der Familie des Traditionssammlers Bochari an. — Vgl. Redek. Pers. S. 384, — Handschriften Hammer-Purgstall's S. 123 (133). — Krafft S. 69, CCIX.

252. Derselbe Diwan.

253. Der Diwan des Urfi, عرفي, der seine Sammlung 997 (beg. 18. Nov. 1588) zu Stande brachte. Ueber die Zahl seiner Qasiden und Gaselen vgl. H. Ch. III. 296, n. 5556, und über den Werth dieses mystischen Dichters die Redek. Pers. S. 304. — Hdsch. H.-P.'s S. 123 (132) und Krafft S. 69, CCVII.

254. Die Speisen, اطعمه, von Abu Ishaq Schiràsi, der in seinen Gedichten das Schönste besang, was sich Gastronomie, das Leckerhafteste, was sich die lebhafteste Phantasie eines persischen Gourmand einfallen lassen konnte. Ihm selbst gewährte sein Aufenthalt am Hofe des genußsüchtigen Prinzen Alexander Ben Omar Scheich Behadir denselben nach Auswahl. — Vgl. schöne Redek. Persiens S. 288.

255. Gedichtsammlung des Kelim Hemdàni, die zur Hälfte Qaßiden, zur Hälfte Gaselen enthält. Ein Theil der Qasiden hat das Lob des indischen Fürsten Dschihàn, Sohn des Sultan Selim, zum Gegenstande. — Vgl. Hadschi Chalfa III. 304, n. 5636.

256. Gedichtsammlung des Obeid Sàkàni (زاكاني, von Sakàn, einem Dorfe nicht weit von Qaswin), der großentheils in Schiras lebte, und in seinen dichterischen Ausdrücken kein Wähler war. — Vgl. schöne Redek. Pers. S. 249. — Handschr. Hammer-Purgstall's S. 77 (117).

257. Die Gesammtwerke des Obeid Såkåni, كليات

258. Die Gesammtwerke des Selim Teheråni, كليات سليم طهرانى

259. Der Fünfer des Dschåmi, خمسه جامى, d. h. fünf Gedichte äußerlich zu einem Ganzen vereinigt, von dem schon oben bezeichneten Dichter Dschåmi. Ueber den ausführlichern Inhalt dieser Gedichte vgl. schöne Redek. Pers. S. 319 flg. — Hamm. Cat. p. 27 (206).

260. Der Rosenflor des Geheimnisses, كلشن راز von Mahmûd Schebisteri, d. h. der im Dorfe Schebister, nicht weit von Tebrif (daher auch تبريزى geheißen), geboren.

261. Commentar zu dem mystischen Gedichte Rosenflor des Geheimnisses, betitelt: Die Schlüssel der wundersam wirkenden Rede, enthaltend die Erläuterung des Rosenflors des Geheimnisses, مفاتيح الاعجاز فى شرح كلشن راز, von Schems-ed-din Mohammed Ben Jahja Ben Ali Dschajjåni Lahdschi (aus Lahdschen nach v. Hammer, Andere الاهجى und لاهيجى) Nurbakhschi. Er gab seinem Commentar den Text bey, und vollendete ersteren im Dsilhiddschet 877 (beg. 8. Juny 1472). Vgl. über Verfasser und Commentar die Vorrede der prächtigen Ausgabe dieses Werkes von Hammer-Purgstall, Pesth und Leipzig 1838. 4°. — Krafft S. 66, CXCVI. — Hamm. Cat. p. 29 (242).

262. Mihr u Muschteri, مهر و مشترى, d. i. die Sonne und Jupiter. Romantisches Gedicht vom Scheich Mohammed Ben Ahmed Attår Tebristi, über dessen Inhalt die schönen Redek. Pers. S. 254 flg. zu vergleichen sind. Das Werk ist auch in türkischen und arabischen Uebersetzungen vorhanden, wie Hadschi Chalfa besonders bemerkt. Kl. Fol. — Vgl. Hamm. Cat. p. 27 (208) und Handschriften Hammer-Purgstall's S. 122 (128).

263. Dasselbe Werk. 8°.

264. Der Fünfer des Nisåmi, d. h. des Scheich Dschemål-ed-din Jusuf Ben Muejjed, gewöhnlich Nisåm-ed-din oder kürzer Nisåmi genannt, aus Gendsche, كنجوى, der 596 (beg. 23. Okt. 1199) starb, und für alle Werke der Art und ihrer Vereinigung Vorgänger ward, indem fünf seiner romantischen Gedichte nach seinem Tode zu einer Sammlung verbunden wurden, die den Namen پنج كنج, d. i. die fünf Schätze, oder der Fünfer, خمسه, erhielt. — Vgl. die schönen Rede-

künste Persiens S. 105. — Hadschi Chalfa III. 176, n. 4803. — Hamm. Cat. p. 26 (205).

265. Humai und Humajun (همايون , هماي, Augustus und Augusta), persisches Gedicht von Chodschu Kermani, dessen vollständiger Name Mohammed Ben Ali Murschidi ist. Man nannte denselben in Anerkennung seiner Beredsamkeit den Palmenzweig der Dichter; er reiste viel, starb in mystischer Beschauung im J. 742 (beg. 17. Juny 1341), und hinterließ auch einen Diwan. — Vgl. Hadschi Ch. III. 279, n. 5415. — Redek. Pers. S. 248.

266. Dasselbe Gedicht. — Vgl. Handschr. H.-P.'s S. 513 (382). — Krafft S. 71, CCXVI.

267. Das bekannte mystische, von de Sacy 1819 herausgegebene Pend-náme (le Livre des Conseils) von Ferid-ed-din Attár. Ueber den Verf. s. oben. — Vgl. Hamm. Cat. p. 58 (534). — Krafft S. 63.

VI. Geographie und Geschichte.

268. Die persische Uebersetzung des Ibn Hauqal, ابن حوقل über deren Verfasser und sie selbst nach der Bekanntwerdung der englischen Uebersetzung viel gestritten worden ist. Diese führt bekanntlich den Namen mit Unrecht, und ihr Original gehört dem Istachri an. — Vgl. Vorrede zu Ibn Foßlan von Frähn, und die Literatur der Erdbeschreibung, zusammengetragen von Dr. Ferd. Wüstenfeld, S. 9, Nr. 28, wo auch das Nöthige über die den Verf. betreffenden Umstände angegeben ist.

269. Die Wege der Reiche, مسالك الممالك, von Abu Ishaq Farisi Istachri. Die persische Uebersetzung dieses Liber climatum, wie es gewöhnlich genannt wird, und welches wir jetzt vollständig durch Möller's lithographischen Umdruck im Texte besitzen. — Vgl. a. a. O. S. 5, Nr. 16.

270. Wie es scheint, dieselbe Geographie. Folio.

271. Die Herzensergötzung, نزهة القلوب, zur Schilderung der Länder, Reiche, elementarischen Körper und Sphären, في شرح الاراضي و الممالك , العنصريات , والافلاك, von Hamdallah Ben Abi Bekr Ben Hamd El-Mostaufi Qaswini, der 750 (beg. 22. März 1349) starb, und in seinem Werke die frühern bekannten geographischen Schriften benutzte. Den Inhalt der Abschnitte gibt Hadschi Chalfa an, und Frähn benutzt das Werk in seinem Ibn Foszlan z. B. S. 187 und 188. — Vgl. Intell. Bl. zur Leipz. Lit. Zeit. Nr. 90. April 1832.

272. Die Gestalten der Climate, صور الاقاليم, von Abu Seid Ahmed Ben Sehl Balchi, der im J. 340 (beg. 9. Juny 951) starb. Den Gang der befolgten Darstellung gibt Hadschi Chalfa an. — Vgl. überdieß Wüstenfeld a. a. O. S. 7 (n. 25).

273. Dasselbe Werk.

274. Der Commentar des ersten Theils von Waßaf's

berühmten Geschichtswerke, vom Reis Efendi Abu Bekr Schirwáni, der 12. Juny 1723 starb. Zu dieser am meisten pragmatischen Geschichte unter allen persisch geschriebenen, verfaßten, weil sie ernstes Studium bedarf, mehrere türkische Gelehrte Commentare. — Vgl. Hdschr. H.-P.'s S. 248 (195). Dessen Gesch. des osman. Reichs VII. 289. VIII. 518. — 429 Folioblätter.

275. Dasselbe Werk. — S. unten n. 279.

VII. Coranserklärung.

276. Der Schlüssel der Befreyung, مفتاح النجاة, vom Scheich Ahmed Ben Abi'lhasan Namiqi Dschámi, der 536 (beg. 6. Aug. 1142) starb.

B. Türkische Handschriften.

I. Grammatik.

277. Commentar zur Grammatik Kafije, كافيه في النحو, oder die für die Syntax Genügende, vom Scheich Dschemál-eddin Osman Ben Omar, gewöhnlich Ibn-elhádschib genannt. Die Literatur dieses grammatischen Hülfsbuches ist sorgfältig bey Krafft (S. 13, XXXVIII) verzeichnet. 8°.

II. Lexikographie.

278. Der Rosenkranz der Knaben, سبحهء صبيان, Arabisch-türkisches Schulwörterbuch, von welchem unter andern vorzugsweise die türkische Jugend in der Schule Gebrauch macht. Da es einen Mahmúd zum Verf. hat, führt es den gewöhnlichen Titel Mahmudije, محموديه, und die orientalische Akademie besitzt eines der in Constantinopel 1216 (beg. 2. May 1801) gedruckten Exemplare. — S. Gesch. des osm. Reichs VII. 587. 33). — Hamm. Cat. p. 3 (15) und p. 41 (405).

279. Ein Wörterverzeichniß zu Waßáf, لغات وصاف, von Mirsasade Ahmed Neili, نيلى. 8°. — Vgl. oben n. 274. — Hamm. Cat. p. 50 (468) und dessen Hdschr. S. 284 (194).

280. Der Schlüssel zur Sprache, مفتاح اللغة. Ein Handbuch, welches der Scheich Mahmúd Ben Edhem für den Sultan Bajesid Ben Mohammed Chan zusammentrug. Es ist ein Autograph vom J. 896 (beg. 14. Nov. 1490).

281. Die Feinheiten der Wahrheiten, دقائق الحقائق, von dem berühmten Mufti Ahmed Kemálpaschasáde, der 941 (beg. 13. July 1534) starb. Es ist eine Erklärung seltener und eigenthümlicher Ausdrücke. — Vgl. Gesch. der osm. Dichtkunst II. 205. — Hamm. Cat. p. 6 (42) und p. 43 (422); — und über den Inhalt Hadschi Chalfa III. 232, n. 5110.

282. Dasselbe Werk. 8°.
283. Dasselbe Werk. Kl. 4°.

III. Stylistik.

284. Eine Briefsammlung, انشا, von Taib (طيب) Osmansade Ahmed Efendi, dessen Lob als Gelehrter und Dichter, so wie seine vielfache Verwendung im Staatsdienste zu Constantinopel wie in den Provinzen durch Hammer-Purgstall in der Gesch. der osman. Dichtkunst (IV. 120) Anerkennung gefunden hat. Er starb 1136 (beg. 20. Sept. 1723), und wird als Verfasser von vierzehn Werken genannt.

285. Dieselbe Schrift. Angebunden ist des Verfassers Gedichtsammlung.

286. Eine Inschá oder Sammlung von Geschäftsbriefen mit siebenbürgischen Fürsten und polnischen Königen gewechselt in den funzehn Jahren von 1040—1055 (beg. 31. July 1630 und 17. Febr. 1645). — Vgl. Gesch. des osm. Reichs X. 693 (VIII).

287. Eine ähnliche Correspondenz, انشا, zwischen österreichischen und türkischen Gränzbefehlshabern innerhalb der funfzehn Jahre von 1112 bis 1128 (1700—1715). — Vgl. a. a. O. IX.

288. Sendschreiben, منشآت, auf 95 Octavblättern, von dem großen Stylisten und Staatsmanne Mohammed Raghibpascha, der im J. 1116 (beg. 25 April 1704) starb, und selbst die höchsten Würden, unter ihnen das Großwesirat, verwaltete. Wie sehr er als diplomatischer Berichterstatter anerkannt war, beweist die Sorgfalt, mit welcher man nach seinem Tode alles, was sich von seinen Berichten vorfand, sammelte. — Vgl. Krafft S. 31, XCIII, und die dort erwähnten Quellen.

IV. Coranskunde.

289. Buch der Eröffnung des Buches, كتاب فاتحة الكتاب d. i. der ersten Sure des Corans, die die Stelle des christlichen Vater Unsers vertritt. 8°.

V. Ueberlieferungskunde.

290. Das Buch der Anrede, كتاب الخطاب, enthaltend eine Erklärung von vierzig Ueberlieferungen, die in dieser Zahl vielfach zusammengetragen wurden, von Ismail Haqqi (s. unten n. 300).

VI. Rhetorik, Ethik und Politik.

291. Die Eigenschaften Ali's, اخلاق علائى, von Ali Tschelebi Ben Emrallah Qinálisade, d. i. der Sohn des Hinnáji, ابن الحنائى. d. i. des mit Alhinna Gefärbten, der 979 (beg. 26. May 1571) in Adrianopel starb, und obiges Werk als Richter von Damaskus für den Beglerbeg Alipascha verfertigte, und demselben die drey berühmten

ethischen Werke von Dschelâl-ed-din اخلاق جلالی, Nâßir-ed-din اخلاق ناصري und Mohsini اخلاق محسني zum Grunde legte. — Vgl. Hadschi Chalfa I. 203, n. 280. — Gesch. der osm. Dichtk. II. 341 und Krafft S. 183, CDLXXXI.

292 — 295. Vier Exemplare desselben Werkes.

296. Ein Auszug aus diesem Werke von dem (n. 284) obengenannten Tâib خلاصهٔ اخلاق علائی

297. Dasselbe Werkchen.

298. Das königliche Buch, همایون نامه, oder die türkische Uebersetzung der berühmten Fabeln Bidpai's. — Vgl. Hamm. Cat. p. 21 (n. 165), p. 53 (n. 489). Handschriften Hammer-Purgstall's S. 71 (92). — Krafft S. 60, CLVII.

299. Das Buch der Beyspiele, عبرت نامه, eine Sammlung moralischer Erzählungen von dem großen Gelehrten und Dichter Mahmûd Ben Osman, gewöhnlich Lâmii genannt, der 938 (beg. 15. Aug. 1531) starb. Ueber sein Leben und seine Werke vgl. Gesch. der osman. Dichtkunst II. 20 und Chabert's Latifi S. 271. — Die Handschrift ist vom J. 972 (beg. 9. Aug. 1564).

300. Ein Commentar zu den großen Sünden, شرح الكبائر, von Ismail Haqqi (حقی) Efendi, der 1063 (beg. 22. Nov 1652) in einem Kloster geboren, von seinem zehnten Jahre an in Adrianopel studirte, vom zwanzigsten Jahre an glücklich schriftstellerte, den Aufenthalt oft wechselte, zweymal nach Mekka pilgerte, und in der Nähe einer von ihm selbst zu Brusa erbauten Moschee 1135 (beg. 1. Oct. 1722) begraben ward. Ueber sein Leben und seine vielen Schriften s. das Nähere in der Gesch. der osm. Dichtk. IV. 135.

301. Uebersetzung des Pend-nâme Attar's von Amrallah, gewöhnlich Amri genannt. — Vgl. oben n. 267.

302. Buch der Weiber, زنان نامه, von Fâdhilbeg, dem Sohne des Omar Tâhirpascha von Akka, dessen Nachfolger in jenem Paschalik der bekannte Dschesârpascha war. Ein großes doppelgereimtes Gedicht, dessen Inhalt sich mit der Kunst zu lieben und Schilderungen der Frauen von fünf und dreyßig verschiedenen Nationen beschäftigt. Der Verf. war im Serai erzogen, und starb als einer der Chodschakân oder Herren des Diwans im J. 1225 (beg. 25. Jan. 1810).

303. Das Geschenk der Parabeln, تحفهٔ امثال, von Mohammed Ben Osmân aus Iconium (Konia), der seinem Gedichte ebenfalls die doppelgereimte Form gab. Der Inhalt desselben ist vollständig in der Gesch. der osman. Dichtk. III. 502 u. s. w. enthalten, und eine umfassendere Probe mitgetheilt. Der Verf. bekleidete mehrere öffentliche Anstellungen und starb 1068 (beg. 18. März 1675) als Richter von Salonichi.

304. Ein sehr schönes Exemplar des Commentars zu Sadi's Rosengarten, von Sudi, سودي, der i. J. 1000 (beg. 9. Oct. 1591) starb. Der Commentar erschien gedruckt zu Constantinopel 1249 (beg. 9. May 1833) auf 514 Kleinfolioseiten, und es ist ihm eine kurze Biographie des Verf.'s vorgesetzt.

305. Commentar zur Vorrede des Rosengartens Sadi's, شرح ديباجه كتاب گلستان, von dem oben genannten Dichter Lamii. 4°.

VII. Poesie.

306. Gedichtsammlung von Aßim (عاصم) Qarat-schelebisáde.

307. Derselbe Diwan.

308. Gedichtsammlung des Ala Efendi, genannt Topal, Mufti und Sohn eines Mufti unter der Regierung Selim's III. Eine kleine Sammlung von nur sechzehn Blättern, über deren Inhalt die Gesch. der osman. Dichtk. IV. 498 zu vergleichen. Der Verf. lebte gegen Ende des vorigen Jahrhunderts und zu Anfang des gegenwärtigen. Die Copie ist vom J. 1244 (beg. 2. July 1828).

309. Dieselbe Gedichtsammlung.

310. Die Gedichtsammlung des berühmtesten türkischen Lyrikers, Abdol-baqi Efendi, der im J. 1008 (beg. 14. July 1599) starb. — Vgl. Baki's, des größten türkischen Lyrikers, Diwan, zum ersten Male ganz (?) verdeutscht von Jos. v. Hammer, Wien 1825, und daselbst die Vorrede. 8°. — Gesch. der osman. Dichtk. II. 360. — Krafft S. 73, CCXVIII.

311. Derselbe Diwan. Aelteres Manuscript.

312. Derselbe.

313. Zwey Blätter, Baqi's Qaßide auf die Eroberung von Erlau. 8°.

314. Chosrew und Schirin, von Jusuf oder Sinán Scheichi aus Kermijan, شيخي كرمياني, einem der ausgezeichnetsten türkischen Dichter, der unter Bajesid Jilderim (d. i. der Wetterstrahl) geboren wurde, und unter Murád II., dessen Namen er jenem Gedichte vorsetzte, starb. Er schrieb als der Erste unter den Türken ein romantisches Gedicht jenes Namens, vollendete es aber, nach Hadschi Chalfa's (III. 138) Angabe, nicht, was erst sein Bruder Dschemáli gethan haben soll.

315. Dasselbe Gedicht.

316. Gedichtsammlung des Mohammed Danisch Beg (دانش) Efendi, des zweyten Dichters dieses Namens, aus einem vornehmen Geschlechte, geb. 1220 (beg. 20. März 1805) und gestorben in einem Alter von 24 Jahren im J. 1245 (beg. 21. Juny 1829). Die Gedichte sind mystischen Inhalts; Proben aus ihnen s. Gesch. der osman. Dichtk. IV. 457.

317. Derselbe Diwan.

318. Gedichtsammlung des Faßih (فصيح, v. Hammer Faßihi).

319. Derselbe Diwan. 8°.

320. Gedichtsammlung des Hamdi, eines Sohnes des Scheichs Aq Schems=ed=din, آق شمس الدين. Jener war zu Goinik geboren und starb daselbst 909 (beg. 26. Juny 1503). Einer der ausgezeichnetsten älteren türkischen Dichter, dichtete er in verschiedenen Gattungen, wie man sich aus der Gesch. der osman Dichtk. I. 151 flg. vollständig belehren kann. — Vgl. Hadschi Ch. III. 276. n. 5390.

321. Derselbe Diwan.

322. Derselbe, 161 Bl., am Ende defect.

323. Derselbe.

324. Die Gedichtsammlung des Hewâji, هوايى, aus Brusa, sonst Mustafa Tschelebi geheißen, dessen nicht gerade umfangreichen, aber ziemlich originellen Diwan die Gesch. der osman. Dichtk. III. 141 ausführlich schildert und durch Proben vergegenwärtigt. Er starb als Kanzelredner zu Constantinopel im J. 995 (beg. 2. Dec. 1586).

325. Derselbe Diwan. 24 Bl. 8°.

326. Gedichtsammlung des Ejjub Tschelebi, gewöhnlich Kelim كليم, der Redner oder Butburunsâde geheißen, und im J. 1090 (beg. 2. Febr. 1679) gestorben. — S. Gesch. der osman. Dichtk. III. 521.

327. Derselbe Diwan. 8°.

328. Die Gedichtsammlung des Jset Molla Ketschedschisâde, عزت كچه جى زاده, d. i. des Sohnes des Kotzenmachers. ein fruchtbarer Gelegenheitsdichter und Chronogrammenmacher der neuesten Zeit, dessen Thätigkeit bis in das dritte Zehntel dieses Jahrhunderts hinaufreicht. Die Gesch. der osm. Dichtk. (IV. 506—525) lehrt uns die Eigenthümlichkeit des ganzen 10.000 Distichen umfassenden Diwans kennen, und stellt ihn unter die Hülfsquellen der osmanischen Geschichte der neuesten Zeit. Der Diwan führt den Titel: خزانة الاثار d. i. Schatz der Denkwürdigkeiten.

329. Dieselbe Gedichtsammlung.

330. Dieselbe Gedichtsammlung. 4°.

331. Gedichtsammlung des Munif, منيف, der mehrfach zu diplomatischen Sendungen benützt wurde, und sich auch als Staatsmann auszeichnete. Er stammte aus Antiochien und bekleidete Staatsämter in allen Richtungen des Reichs. Auch er war Gelegenheitsdichter und gibt in seinem Diwan mehrfache Räthsel auf. Von den Osmanen ihren Dichtern erster Größe beygesellt, wollen ihm europäische Kunstrichter diese Ehre nicht zugestehen. Wahrscheinlich starb er 1156 (beg. 14. Februar 1743) oder bald nachher. — Vgl. Gesch. der osm. Dichtk. IV. 164.

332—333. Derselbe Diwan in zwey Exemplaren.

334. Gedichtsammlung von Nasim (نظيم) Mustafa Efendi, als Dichter Nasim genannt, starb als Mustermeister der

Janitscharen zu Belgrad im J. 1107 (beg. 2. Aug. 1695). Die Gesch. der osman. Dichtk. (III. 572) bezeichnet den Hauptinhalt dieses umfangreichen Diwans als ascetisch, homiletisch und mystisch, und gibt denselben, so wie seine Form, näher an. Die gegebenen Proben lassen den poetischen Werth schärfer beurtheilen.

335. Dieselbe Gedichtsammlung.

336. Gedichtsammlung des Nedim, نديم, der unter Ahmed III., also zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, lebte, und in seinen Diwan Gaselen und Qaßiden von nicht sehr bedeutendem Werthe aufgenommen hat. Hammer-Purgstall in der Gesch. der osm. Dichtk. (IV. 310 flg.) gibt die Ueberschriften derselben genauer an. Der Dichter starb wahrscheinlich im J 915 (beg. 21. April 1509).

337. Dieselbe Gedichtsammlung. 8°.

338. Gedichtsammlung des Newres (نورس) Efendi, der einer der vielen osmanischen Zahlenreimen- und Chronogrammen-Dichter war, und in der Mitte des vorigen Jahrhunderts blühte. Seine Gelegenheitsgedichte sind vorzüglich wichtig für die Epoche der Aufführung ausgezeichneter Bauten unter Sultan Mahmud. Zuletzt, weil er sich zu viele Freyheiten in seinen Versen herausnahm, aus Constantinopel verbannt, starb er in der Verbannung vor Gram nach 1761. Sein Diwan genießt unter den Türken einige Achtung.

339. Dieselbe Gedichtsammlung.

340. Gedichtsammlung des Nesib, eines Sohnes des Seid Mohammed Nesib Efendi, der unter Mustafa III. blühte, und den Namen Ikibeiráqlisáde, ایکیبیراقلیزاده, d. i. der Sohn des mit zwey Fahnen Begabten, hatte. Im J. 1153 (beg. 18. März 1740) geboren, vollendete er frühzeitig seine vorbereitenden Studien, und bekleidete bald eine öffentliche Anstellung, bald zog er sich in sein Privatleben zurück und hing seinen Neigungen nach, bis er an der Wassersucht starb im J. 1204 (beg. 10. Sept. 1789). Ueber den Inhalt seines Diwans vgl. Gesch. der osman. Dichtk. IV. 362 und die daselbst mitgetheilten Proben aus demselben.

341. Derselbe Diwan vom J. 1251 (beg. 17. April 1835). 8°.

342. Gedichtsammlung des Seid Mohammed IV. Pertew (پرتو) Efendi, der 1159 (beg. 13. Jan. 1746) in Constantinopel geboren, als Dichter den Namen Pertew, d. i. Glanz, erhielt. Er war Reichshistoriograph und Mustermeister in der Cavallerie, und starb 1222 (beg. 27. Febr. 1807) in Adrianopel. Sein Diwan enthält allein 500 Gazelen, und die Gesch. der osman. Dichtk. (IV. 120 flg.) gibt die Ueberschriften seiner Gelegenheitsgedichte an.

343. Dieselbe Gedichtsammlung. 4°.

344. Gedichtsammlung des Molla Mohammed Ben Mustafa, gewöhnlich Asamm, d. i. der Taube, اصم, als Dichter Rijádhi, رياضي, genannt, der überdieß Verfasser einer Dichterbiographie ist, und 980 (beg. 14. May 1572) geboren wurde. Auch das

Leben dieses Mannes war ein höchst wechselvolles, bis er 16. May 1644 starb. — Vgl. Hadschi Chalfa III. 282, n. 5440 und Gesch. der osman. Dichtkunst III. 367.

345. Derselbe Diwan.

346. Gedichtsammlung des Ruscheni, eines Sohnes des Abd-el-rahman Efendi, der im J. 1132 (beg. 3. Nov. 1719) geboren wurde, nach erhaltener Erziehung erst Derwisch, dann Scheich, Prediger und Vorstand eines Klosters bis zu seinem Tode im J. 1209 (beg. 18. July 1794) war. Ueber seine poet. Schriften und über ihn selbst vgl. Gesch. der osm. Dichtk. IV. 368.

347. Dieselbe Gedichtsammlung. 8°.

348. Sa'dallah Ben Mustafa, als Dichter Sadi genannt, der treue Gefährte des unglücklichen Dichterprinzen Dschem, مصاحب جم, in dessen Dienste er auch als heimlicher Sendbote im Bosporus ertränkt ward. Weder Hadschi Chalfa (III. 284, n. 6461), noch die Gesch. der osman. Dichtk. geben sein Todesjahr an. Sein Diwan steht in nicht unbedeutender Achtung. Der Dichter selbst war aus Siwrihißar in Anatolien.

349. Dieselbe Gedichtsammlung. 8°.

350. Gedichtsammlung des Mohammed Scherif Efendi, Sohn des Mufti Esad (اسعد) Efendi, der 1136 (beg. 20. Sept. 1723) geboren, alle Würden des Gesetzes bis zur höchsten durchlief, und vom Alter schwach im J. 1204 (beg. 10. Sept. 1789) starb. Sein Diwan ist voll von Chronogrammen, und daher dem Geschichtschreiber wichtig. — Vgl. über ihn, den Werth und Inhalt seiner Poesie die Gesch. der osman. Dichtk. IV. 413 flg.

351. Dieselbe Gedichtsammlung.

352. Die Gedichtsammlung des Sesáji, سزائی. Hasan Sesáji, von seinem Aufenthalte in Adrianopel auch der Adrianopolitaner, ادرنوی genannt, führte von Jugend auf ein der Beschaulichkeit geweihtes Leben, war zuletzt Vorstand des Klosters Dschabidede der Gülscheni zu Constantinopel, und blühte in der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts. In seinem Diwan befinden sich außer andern Gedichten 333 Gaselen. — Vgl. Gesch. der osm. Dichtk. IV. 257.

353. Derselbe Diwan.

354. Gedichtsammlung des Taïb (تائب) Osmansáde, gest. 1136 (beg. 20. Sept. 1723). Sein Diwan faßt zwölf Kasiden, zwey und dreyßig Chronogramme und sieben und siebzig Gaselen. — S. oben n. 284, wo seine Briefmuster erwähnt wurden, und Gesch. der osm. Dichtk. IV. 126 flg.

355. Dieselbe Gedichtsammlung.

356. Gedichtsammlung des Mohammed Efendi, als Dichter Talib, طالب, d. i. der Strebende, genannt, aus Brusa. Er war zuletzt Richter in Erserum und starb 1118 (beg. 4. April 1706). Sein Diwan enthält theils Kaßiden, theils Gaselen, Strophen

und Chronogramme. — S. Geschichte der osmanischen Dichtkunst IV. 23 flg.

357. Derselbe Diwan.

358. Gedichtsammlung des Thâqib, ثاقب, dessen Name wahrscheinlich Mustafa Tschelebi war. Er stammte aus Constantinopel, und nachdem er mehrere Staatsämter verwaltet hatte, starb er im J. 1130 (beg. 24. Nov. 1717).

359. Die Gedichtsammlung des Ahmed Dschewdet Efendi, احمد جودت افندی, eines der neuesten Dichter, der im dritten Zehntel dieses Jahrhunderts starb, und in seinem Diwan sich in Qaßiden, Chronogrammen, Gaselen und kleinen Gedichten verschiedenen Inhalts und verschiedener Form ergebt. — 8°. Das Manuscript datirt vom J. 1251 (14. Ramadhan, beg. 17. April 1835). — Vgl. Gesch. der osman. Dichtk. IV. 476.

360. Dieselbe Gedichtsammlung. — Von demselben ist auch

361. Die poetische Blumenlese: نوادر الآثار فی مطالع الاشعار d. h. die Seltenheit der Denkwürdigkeiten in dem Leten der Gedichte, die für die Dichterbiographien der neuesten Zeit der Geschichte der osman. Dichtkunst werthvolle Beyträge lieferte. — Viertausend Distichen von fünfhundert Dichtern, ohne alle chronologische Ordnung zusammengeworfen. — Vgl. Gesch. der osman. Dichtk. IV. 583.

362. Die Insel des Mesnewi, جزیرهٔ مثنوی, vom türkischen mystischen Dichter Jusuf Sinetschak, d. i. der mit dem gespaltenen Busen, der hier die dunkelsten Stellen des bekannten Mesnewi in Auszug brachte. Er starb 953 (beg. 4. März 1546). — Vgl. Handschriften H.-P.'s S. 469 (360).

363. Commentar zur جزیرهٔ مثنوی vom großen Dichter Ghâlib Esad, der im J. 1801 (1216 der Fl.) Scheich des Klosters von Galata war. — Vgl. Gesch. der osm. Dichtk. IV. 467.

364. Der Becher (Andere: Opium oder Hyosciamum) und der Wein, بنك وباده, von Mohammed Ben Suleiman aus Bagdad, gewöhnlich Fodhûli genannt. Er starb 970 (beg. 31. Aug. 1562), nachdem er seine Gedichte nach dem Muster von Vorgängern zu einem Fünfer vereinigt hatte. Obiges Gedicht besingt den Genuß des Weines. Vgl. die umfassenden Auszüge aus demselben in der Gesch. der osman. Dichtk. II. 295 und Hadschi Chalfa II. 69, n. 1941.

365. Dasselbe Gedicht.

366. Buch des guten Raths, پند نامه, von Guwâhi, گواهی, der einen großen Theil der gewöhnlichen türkischen Sprichwörter in jenem Werke als gute Regeln und Sittensprüche in Reime brachte, und im Ganzen das Pend-nâme Attar's nachahmen wollte. — S. die Auszüge daraus in der Gesch. der osman. Dichtk. I. 288 flg. — Krafft S, 63, CXCI.

367. Türkischer Commentar zum Diwan des Schewket von Hâkim, حاکم

368. Türkischer Commentar zur Erklärung der Schwierigkeiten in dem Diwan des persischen Dichters Urfi, حل مشکلات عرفی, von Ahmed Neschâtidede, نشاطی, der selbst angesehener Dichter, und erst einfacher Mewlewi in Adrianopel, nachher aber Vorsteher des Klosters dieses Ordens in jener Stadt, das den Namen des Sultans Murad führte, wurde. Er starb 1085 (beg. 28. März 1674). — Vgl. Gesch. der osm. Dichtk. III. 497.

369—370. Derselbe Commentar in zwey Exemplaren.

371. Gedichtsammlung des Surûri, der am Ende des vorigen und zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts dichtete. Seine Gedichte führen den Titel: مضحکات, d. h. die zum Lachen auffordernden, indem sein Haupttalent in der Kunst bestand, Scherze feiner und grober Art zum Besten zu geben. — Vgl. Gesch. der osm. Dichtk. IV. 489 flg.

372. Derselbe Diwan.

373. Commentar zu den Kaßiden des Urfi von Murtedhi Efendi. 8°.

374. Die poetischen Gesammtwerke des Jusuf Nâbi Efendi, کلیات نابی افندی, von Roha (Edessa), dem größten Dichter seiner Zeit. Von dem gewaltigen Umfange (neunhundert Distichen) des reich ausgestatteten Diwans gibt uns die Gesch. der osman. Dichtk. ausführliche Kunde (IV. 49). Der Dichter starb 1124 (beg. 29. Jan. 1712).

375. Dasselbe Werk. 256 Klein-Folioblätter, vom J. 1172 (beg. 4. Sept. 1757), früher im Besitze der Chane der Krim.

376. Gedichtsammlung des Nedschâti, نجاتی, gewöhnlich Isa genannt, des größten türkischen Dichters vor Bâqi. Er war aus Amasia und der Sklave (oder das angenommene Kind) einer alten Frau in Adrianopel. Er blühte unter der Regierung Mohammed's II. und starb 914 (beg. 2 May 1508). Der Codex ist alt, und datirt vom J. 931 (beg. 29. Oct. 1524). — Vgl. Hadschi Chalfa III. 317, n. 570. — Gesch. der osm. Dichtk. I. 162. — Hamm. Cat. p. 26 (193).

377. Dieselbe Gedichtsammlung vom J. 921 (beg. 15. Februar 1515). 8°.

378. Dieselbe, am Ende defect.

379. Dieselbe 4°. Ebenfalls unvollständig.

380. Die gesammten poetischen Werke des Thâbitdede (ثابت) Mewlewi, der in mehreren Städten des osmanischen Reichs, zuletzt in Dijarbekr, das Richteramt verwaltete, und 1124 (beg. 29. Jan. 1712) starb. — Ueber seine sämmtlichen Werke vgl. Gesch. der osm. Dichtk. IV. 46, wo diese namentlich und sein Diwan ausführlicher erwähnt werden. — 8°.

381. Die Gedichtsammlung desselben Dichters vom J. 1211 (beg. 26. Juny 1796). 8°.

382. Einer der dreyzehn Stadtaufruhre, شهر انکيز, die eben so viele Verfasser haben Der Stadtaufruhr von Adrianopel vom Dichter Mesihi, der 918 (beg. 19. März 1512) starb, befindet sich auf der Akademie. Vgl. Krafft S. 70, CCXIII.

383. Die Gedichtsammlung des Wedschdi, وجدي, d. i. des Liebestrunkenen, der im Dorfe Dire in Rumili geboren, als Vorsteher des Klosters zu Jenischehr 1080 (beg. 22. May 1669) starb. Sein Diwan enthält außer Strophen sechzig Gazelen. — Vgl. Gesch. der osman. Dichtk. III. 480.

384. Die poet. Gesammtwerke des Dichters Wehbi, كليات وهبي, vom J. 1153 (beg. 22. Oct. 1720).

385. Die Gedichtsammlung des gottesfürchtigen Derwisches und mystischen Dichters Aschiqpascha, عاشق پاشا, der Zierde der Heiligen. An der Gränze Persiens für die Mystik groß gezogen (er war ein Sohn des Arif billah, d. i. des Erkennenden in Gott, als Dichter Mochlißpascha مخلص پاشا geheißen), gelangte er wie sein Vater zu solchem Ruhme, daß er durch sein Talent den Beynamen Pascha erhielt, wie schon andere Dichter vor ihm und andere nach ihm. Er nahm seinen Aufenthalt zu Qirschehr in Anatoli, wo er auch begraben liegt. Seine schönste Zeit fällt unter den Sultan Urchan II. (1326 — 1360 Chr. und Murad I. (1359 — 1389), und sein Diwan in zehn Büchern, deren jedes wieder in zehn Abschnitte zerfällt, zählt nicht weniger denn zehntausend Distichen, deren Inhalt die Gesch. der osm. Dichtk. (I. 54 flg.) ihrem Zwecke gemäß angibt. Die Abschriften dieses großen und alten mystischen Gedichts sind in Europa nicht zahlreich (s. jedoch die Dresdner Handschrift Nr. 14). Der Verfasser starb 733 (beg. 22. Sept. 1332). — Das Wiener Exemplar enthält 322 Bl. in Klein-Folio. — Vgl. noch Latifi von Chabert S. 39 — 40.

386. Die Gedichtsammlung des Ahi, ديوان اهي, die im Wiener Codex neun und siebzig Gaselen enthält. — Vgl. oben unter den persischen Diwanen n. 227 und Hadschi Ch. III. 246, n. 5311.

387. Das Gedicht Wamiq und Azra, وامق و عذرا, d. i. der Liebeglühende und die Schönheitblühende, von dem oben erwähnten Dichter Lamii. — Vgl. über Verf., Inhalt u. s. w. die Ausgabe dieses lieblichen Gedichts (im Auszuge) von Hammer-Purgstall, Wien 1833. — Krafft S. 71, CCXV.

388. Die Gedichtsammlung desselben Dichters, voll Qasiden, Gazelen, Räthsel u. s. w. 8°.

389. Der Fünfer des Ataji, خمسهٔ عطايي, d. i. von Ataallah Ben Jahja, gewöhnlich Newisade, d. i. Sohn des Newi, genannt, der Lehrer des Sultans Murad III. war. Ataji wurde 955 (beg. 15. Jan. 1583) geboren, bekleidete Richterstellen an verschiedenen

Orten, und starb zu Constantinopel im J. 1045 (beg. 7. Juny 1635). Der Fünfer ist in der Gesch. der osm. Dichtk. (III. 244 flg.) seinem Inhalte nach vollständig angegeben und auszugsweise mitgetheilt (Hadschi Ch. III. 296, n. 5567 setzt sein Todesjahr 1044, beg. 17. Juny 1634). — Vgl. noch Gesch. der osm. Dichtk. IV. 604. — 352 Bl.

890. Drey und achtzig Gazelen von Dschafer, der 920 (beg. 26. Febr. 1514) aus Verdacht, einen Janitscharenaufstand zu Amasia erregt zu haben, auf Befehl Selim's hingerichtet wurde. — Gesch. der osm. Dichtk. I. 180.

391. Das romantische Gedicht Absal und Selman, aus dem Persischen des Dschami ins Türkische übertragen von dem berühmten Lamii. 86 Bl. — Vgl. Hadschi Ch. unter امق,

392. Dasselbe Gedicht. 8°. — Gesch. des osm. Reichs III. 466.

393. Nisámi's Weise und Rámin, ویسه و رامین, in türkischer Uebersetzung von Lamii. — S. Gesch. des osm. Reichs III. 466.

394. Desselben Dichters Kerze und Schmetterling, شمع و پروانه, ins Türkische übertragen. 52 Bl. 8°. — Gesch. des osm. Reichs III. 466. — Die Handschrift ist vom J. 943 (beg. 20. Juny 1536).

395. Gedichtsammlung des Dschewri جوری Ibrahim Tschelebi aus Constantinopel, der unter Murad IV. blühte. Von seinem Diwane (die Handschrift zählt 81 Octavbl.) spricht die Gesch. der osm. Dichtk. III. 417 flg. ausführlicher. Die Copie datirt vom Ende des Jahres 1680.

396. Das Schäh-náme des Firdusi zweyter Theil in türkischer Uebersetzung.

397. Dasselbe.

398. Die Gedichtsammlung des oben genannten Dichters Fodhúli. 65 Octavbl., am Ende defect.

399. Die poetischen Gesammtwerke des Dichters Mahmúd Hudáji von Scutari, محمود الاسکداری هدائی, der unter Ahmed I durch sein Talent sich auszeichnete. Er war in Siwri hißár in Anatolien geboren, und führte ein sehr unruhiges und bewegtes Leben. — S. darüber Gesch. der osman. Dichtk. III. 192 flg., wo sich auch der Inhalt seiner gesammten Werke angegeben findet. Ein Theil derselben gehört der beschaulichen Categorie an. — 259 Bl. kl. 4°.

400. Dieselbe, aber defect, nur Bl. 31 — 178.

401. Gedichtsammlung des Ishaq Tschelebi (اسحق چلبی) Ben Ibrahim aus Uskub الاسکوبی, der dem Trunke ergeben war, in mehreren Städten das Richteramt verwaltete, und als Richter von Damaskus i. J. 944 (beg. 10. Juny 1537) starb. Auszüge aus seinem Diwan s. in Gesch. d. osm. Dichtk. II. 218. — H. Ch. III. 261, n. 5286.

402. Gedichtsammlung des Iset (عزت) Ali, der im

J. 1103 (beg. 14. Sept. 1691) geboren und frühzeitig im Finanzministerium angestellt wurde. Sein Diwan zerfällt in neun Theile, deren Inhalt die Gesch. der osm. Dichtk. IV. 280 flg. ausführlich angibt. — Hadschi Chalfa erwähnt ihn nicht. — 8°.

403. Der Diwan des Mufti Jahja Efendi, Sohn des Mufti Zakarija Efendi, der im J. 969 (beg. 11. Sept. 1561) geboren wurde, alle Stufen des Gesetzes durchschritt, bis er dreymal die höchste Würde des Gesetzes bekleidete, und auch als Mufti im Jan. 1634 starb. Sein Diwan enthält außer Chronogrammen dreyhundert zwölf Gazelen. — Vgl. Gesch. der osm. Dichtk. III. 378. — Gesch. des osm. Reichs V. 310 flg.

404. Commentar des Mohammed Mekki zur Qaßide Burdet, den der Sohn desselben, der Mufti Asim Efendi Mekkisáde, drucken (kl. 4°. im J. 1251, beg. 17. April 1835), aber nicht in den Buchhandel kommen ließ. Er führt den Titel توسل, d. h. das Gelangen, und wurde nur an die Großen des Reichs und an Freunde vertheilt. Ueber das Leben des Vaters, der 1180 (beg. 29. May 1766) hingerichtet ward, und seines Sohnes, des Mufti Mekkisáde, vgl. Gesch. der osm. Dichtk. IV. 195 flg.

405. Die Gedichtsammlung des gelehrten Mufti Mekki Scherif Efendi, dessen Vater Esad Efendi ebenfalls Mufti war. Jener wurde 1136 (beg. 20. Sept. 1723) geboren, durchlief alle Stufen der Anstellungen, bis er 1192 (beg. 19. Jan. 1778) zur höchsten Würde des Gesetzes berufen ward. Er starb 1204 (beg. 10. Sept. 1789). — In seinem Diwan, dessen ganzen Inhalt die Gesch. der osm. Dichtk. IV. 414 verzeichnet, finden sich auch Chronogramme. — Kl. 8°.

406. Die Gedichtsammlung des Mesihi, der aus Piristina bey Uskub gebürtig war, und 918 (beg. 19. März 1512) starb, wenn nicht diese 96 Gaselen einem andern Mesihi angehören.

407. Das Mesnewi vom persischen Prinzen, مثنوي ميرزا der zur Zeit Sultan Soleiman's türkisch dichtete. Sein Gedicht führt den besondern Namen Ilahi-náme, d. i. das Buch von den göttlichen Dingen. — Wer dieser persische Prinz gewesen seyn mag, so wie den Inhalt seines Gedichts sucht die Gesch. der osm. Dichtk. II. 532 zu erörtern.

408. Türkisch-arabischer Diwan von Mißri, مصري 8°. — Ich weiß nicht, ob dieses der im J. 939 (beg. 3. August 1532 verstorbene Dichter seines Namens aus Amasia ist. — Vgl. Gesch. der osm. Dichtk. II. 196. — Hamm. Cat. p. 56 (516).

409. Gedichte ascetischen Inhalts, von dem als Dichter Muradi genannten Sultan Murad III., auf 23 Octavblättern. Er starb 1596. — Vgl. Gesch. der osm. Dichtk. III. 16.

410. Das Lehrgedicht des vorhin genannten Dichters Nabi, das er nach seinem Sohne Abu'lchair, d. i. der Vater des Guten, Chairije خيريه betitelte. Es enthält doppelt gereimte Distichen, und sein Inhalt ist in der Gesch. der osm. Dichtk. IV. 52 vollständig angegeben.

411. Gedichtsammlung des Naimi, نعیمی, defect. Sie scheint von Hammer-Purgstall nicht gekannt zu seyn.

412. Die Gedichtsammlung des Naqschi Ibrahim Efendi, des Scheichs des Ordens der Chalweti, der schon im J. 1114 (beg. 17. May 1702) starb. — Gesch. der osm. Dichtk. IV. 10.

413. Die Gedichtsammlung des Suleiman, als Dichter Neschet نشأت beygenannt, Sohn des Ahmed Resii Efendi, der nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts blühte, und dem Orden der Naqschbendi angehörte. Seinen Diwan, der aus zwey Theilen besteht und zusammen 220 Gedichte enthält, sammelte der Reichshistoriograph Pertew im J. 1200 (beg. 1785 Chr.), der im J. 1805 zu Adrianopel stand.

414. Funfzig Gaselen von Nisami, dem Sohne des Weli-ed-din aus Konia, der schon im achtzehnten Jahre seines Alters starb.

415. Fünf und neunzi'g Gaselen des Omari عمري des Sohnes des Abdallah und Adoptivkindes des Mufti Abdulkerim, der im J. 930 (beg. 10. Nov. 1523) starb, und zuletzt Richter in Wise war. — Vgl. Gesch. der osm. Dichtk. II. 9 flg.

416. Die Gedichtsammlung des Raghibpascha, des Sohnes des Schewqi Mustafa Efendi, der nach mannigfachem Wechsel seines Schicksals in den verschiedensten Posten und Städten des türkischen Reichs sich endlich (13. Dec. 1756) bis zum Großwesir hinaufschwang. Seine übrigen Schriften und den Inhalt des Diwans führt die Gesch. der osm. Dichtk. IV. 177 flg. vollständig auf.

417. Die Gedichtsammlung des Elias, der als Dichter den Beynamen Rewani روانی erhielt. Von Adrianopel begab er sich nach Trapezunt, und verwaltete alsdann an verschiedenen Orten verschiedene Posten, zuletzt in Constantinopel, und starb 930 (beg. 10. Nov. 1523). 72 Gazelen. — Vgl. Gesch. der osm. Dichtk. I. 187 flg.

418. Die Gedichtsammlung des Ridhä Efendi Nedschärsäde. 169 Octavblätter vom J. 1246 (beg. 10. Juny 1830). — Vgl. Gesch. der osm. Dichtk. III. 486.

419. Drey und sechzig Gaselen des Dichters Säfi صافی eigentlich Dscheferi Qäsimpascha geheißen, der sich vom Sklaven bis zum Defterdar, Wesir und zuletzt zum Statthalter von Salonichi unter Mohammed II. emporschwang. Geboren wurde er 1431. — Vgl. Gesch. der osm. Dichtk. I. 259.

420. Das Mulhimet (ملهمت, Andere, wie Hadschi Chalfa, ملحمه), d. i. Offenbarung, von Solh-ed-din, صلح الدين Dieses gereimte didactische Gedicht des alten Verfassers, der unter Bajesid I. und seinem Sohne Suleimán lebte, wurde 811 (beg. 27. May 1408) niedergeschrieben, und beschäftigt sich in fünfhundert Distichen mit den Kalendergegenständen. Als Monologie höchst wichtig und in seiner

Art einzig, ist auch die Beschaffenheit des Manuscripts wie sein Inhalt in der Gesch. der osm. Dichtk. I. 73—89 recht vollständig angegeben worden. — Vgl. Krafft S. 140, CCCLIII, wo über den Titel ein Weiteres bemerkt ist.

421. Die Gedichte des Saláhi Abdi Efendi, صلاحي عبدي افندي, der als Zahlreimdichter bekannt ist. — Vgl. Gesch. der osman. Dichtk. IV. 271.

422. Die Gedichtsammlung des Sámi Bekrpascha, سامی بکر پاشا, der in der neuern Zeit blühte. — S. ebendas. IV. 488.

423. Die Gedichtsammlung des neuern Dichters Schánisade, شانی زاده, Dreyßig Octavblätter vom J. 1245 (beg. 21. Juny 1829).

424. Die Gedichtsammlung des Schehri, شهري, d. i. des Dichters Ali aus Malatia, der bis zum Bittschriftenmeister emporstieg, und 1071 (beg. 27. Aug. 1660) starb. Die Handschrift enthält hundert Gaselen, deren Inhalt die Gesch. der osm. Dichtk. III. 435 flg. recht vollständig schildert. Der Verf. war auch fruchtbarer Chronogrammendichter. — 8°. — Vgl. Krafft S. 76, CCXXIII.

425. Dieselbe Gedichtsammlung. 85 Octavseiten vom J. 1072 (beg. 17. Aug. 1661).

426. Die Gedichtsammlung des Schemi, شمعي, aus Perserin bey Uskub. Er war Derwisch und starb 936 (beg. 5. Sept. 1529). — Vgl. Gesch. der osm. Dichtk. II. 15.

427. Achtzig Gaselen von Mohammed aus Kastemuni, als Dichter Tálii طالعي genannt. Er diente unter Selim I. als Sekretär der Janitscharen.

428. Die Gedichtsammlung des Tarsi, طرزي, sonst Mohammed Efendi genannt, aus Smyrna gebürtig, und zuletzt Richter. — Vgl. Gesch. der osm. Dichtk. III. 443.

429. Die Gedichtsammlung des Wehid, وحيد, der zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts unter Sultan Ahmed III. lebte. — 8°. — Vgl. Gesch. der osm. Dichtk. IV. 328.

430. Die Gedichtsammlung des Waslet (وصلت, von Hammer-Purgstall وصلتي, IV. 335), eigentlich Hasan Efendi geheißen, und den Derwischen vom Orden der Chalweti zugehörig. Sein Diwan enthält 250 Gaselen, nach Hammer-Purgstall aber klingt die eine wie die andere.

n. 3676) im J. 1103 (beg. 14. Sept. 1691), nach v. Hammer (Gesch. des osm. Reichs IX. 184, 8) im J. 1081 (beg. 12. May 1670), starb. Ein Handbuch der Weltgeschichte in neun Abschnitten und einem Schlusse. 242 Folioblätter. — Ueber das Nähere des Inhalts s. Gesch. des osm. Reichs a. a. O. — Hamm. Cat. p. 51, n. 474.

453. Dasselbe Geschichtswerk vom J. 1083 (beg. 19. April 1672). 8°.

454. Der Spiegel des Sieges, آينۀ ظفر, von Ibrahim Rifaat Efendi Mir Alemsáde (d. i. der Sohn des Fahnenträgers), einem der neuesten Schriftsteller. — Vgl. Gesch. der osman. Dichtk. IV. 487.

455. Ein Theil der osm. Geschichte, تاريخ آل عثمان, vom Molla Schems-ed-din Ahmed Ben Suleiman, gewöhnlich Ibn Kemálpascha genannt, der 940 (beg. 23. July 1533) starb. Sein Werk geht bis zum J. 933 (beg. 8. Oct. 1526). 173 Bl. Kl. 4° Vgl. Hadschi Ch. II. 111, n. 2153.

456. Ein Auszug aus derselben Geschichte vom J. 932 (beg. 18. Oct. 1525). 83 Bl. Kl. 4°. — Vgl. Gesch. des osman. Reichs IX. 197 (46).

457. Eine Geschichte Mustafa's II. 8°.

458. Die Geschichte des Fünfkirchner's, تاريخ پچوی, der bis zur Stelle eines Beglerbeg von Raqqa emporstieg, und 1061 (beg. 15. Dec. 1650) starb. Seine Geschichte, deren Lob v. Hammer (Gesch. des osm. Reichs III 4 unter den Quellen, und IX. 196, 44) weiter ausspricht, beginnt mit der Thronbesteigung Suleiman's, und ist bis zum J. 1041 (beg. 20. July 1631) fortgeführt. — Vgl. noch Krafft S. 101, CCLXVI.

459. Inhaltsanzeige des statistischen Gesandtschaftsberichts von Ratib Efendi, فهرست سفارة نامه, der eigentlich Abu Bekr hieß, und ein Sohn Ali Efendi's war. Er starb 1214 (beg. 25. May 1799). Vgl. über sein Leben und seine Gesandtschaftsreise Gesch. der osm. Dichtk. IV. 418.

460. Die Krone der Geschichten, تاج التواريخ, vom Molla Sad-ed-din Ben Hasan Dschán, gewöhnlich Chodscha Efendi genannt, und 1008 (beg. 14. July 1799) gestorben. — Vgl. über den Umfang dieses höchst brauchbaren Geschichtswerks Hadschi Chalfa II. 92, n. 2045. Von Hammer in seiner Gesch. des osm. Reichs (IX. 189, 18) nennt es geradezu das berühmteste Geschichtswerk der Osmanen (s. ebendas. I. XXXVII. 33). — 355 Folioblätter, am Ende defect. — Auch auf anderen Bibliotheken.

461. Ein Theil derselben Geschichte, die Regierungszeit Selim's I. umfassend. 8°.

462. Deßgleichen vom Anfange bis Mohammed II. 299 Foliobl.

463. Dasselbe in vier Bänden, zusammen 727 Quartblätter. — Vgl. Hamm. Cat. p. 17, n. 119. — Krafft S. 100, CCLXIII.

464. Das Beste der Rede in der Widerlegung der

von Hasan Aga, dem Siegelbewahrer des Großwesirs Köprili Ahmedpascha, der ihm seine eigenen Staatsschreiben mittheilte. Ein Bericht über dessen ungrischen und venetianischen Feldzug unter Mohammed IV. — 481 Bl. — Vgl. Gesch. des osm. Reichs IX. 206. 84.

441. Dasselbe Werk.

442. Die türkische Uebersetzung der Prolegomenen Ibn Chaldun's, ترجمه مقدمه ابن خلدون von Pirisade Mohammed Efendi, zuerst Imam des Sultans Mahmud, dann Mufti, bis er 25. Juny 1749 zu Rodosto starb. Ein außerordentlich gelehrter Mann.

443. Die Monographie eines gewissen Ischqi, die eine Denkschrift oder Bittschrift genannt zu werden verdient. Ihren Inhalt verzeichnet hinreichend die Geschichte des osman. Reichs X. 693, sub VII. Die Handschrift ist ohne Titel.

444. Der Gesandtschaftsbericht des im J. 1132 (beg. 3. Nov. 1719) nach Frankreich geschickten Botschafters Mohammed Efendi, des Acht und zwanzigers. — Vgl. Gesch. des osman. Reichs X. 693, sub X.

445. Die Geschichte des kleinen Nischandschi oder Staatssekretärs, تاريخ كوچك نشانجى, von Mohammed Ramadhansade, Soleiman des Großen Staatssekretär, in ziemlicher Unordnung unter einander geworfen, aber für die Zeit des genannten Sultans höchst wichtig. — Vgl. über den Inhalt Gesch. des osm. Reichs IX. 182, 5 — Der Verf. starb 979 (beg. 26. May 1571). — 140 Octavblätter. — Vgl. Hamm. Cat. p. 18 (137) und p. 50 (471). — Krafft S. 90, CCXLVII.

446. Dasselbe Werk. Kl. 4°. 122 Blätter.

447. Die Uebersetzung des Tarich des Munedschim Baschi, von Ahmed Ben Lutfallah. — Vgl. Gesch. des osm. Reichs VII. 545 und Gesch. der osm. Dichtk. IV. 22.

448. Die Geschichte des Vorfalls auf der Insel Chios, تاريخ وقعهٔ جزيرهٔ ساقز, im J. 1237 (beg. 16. Sept. 1821). — Dem Sultan Mahmud gewidmet.

449. Die türkische Uebersetzung der Geschichte der in Syrien gemachten Eroberungen des Waqidi, ins Englische übersetzt von Ockley, ins Deutsche von Theodor Arnold (1745).

450. Eine Tabelle oder Register von Ceremonien, دفتر تشريفات. 62 Blätter vom J. 1209 (beg. 18. July 1794). — Vgl. Gesch. des osm. Reichs IX. 244, 163.

451. Die Feldzüge von Mohacs, غزوات مهاج, von Kemalpaschasade. — Vgl. ebendas. S. 197, 46.

452. Die läuternde Durchsicht der Geschichten der Fürsten, تنقيح تواريخ الملوك, von Husein Chodscha, gewöhnlich Hesarfenn, هزارفن, genannt, der nach Hadschi Chalfa (II. 451,

n. 3676) im J. 1103 (beg. 14. Sept. 1691), nach v. Hammer (Gesch. des osm. Reichs IX. 184, 8) im J. 1081 (beg. 12. May 1670), starb. Ein Handbuch der Weltgeschichte in neun Abschnitten und einem Schlusse. 242 Folioblätter. — Ueber das Nähere des Inhalts s. Gesch. des osm. Reichs a. a. O. — Hamm. Cat. p. 51, n. 474.

453. Dasselbe Geschichtswerk vom J. 1083 (beg. 19. April 1672). 8°.

454. Der Spiegel des Sieges, آينه ظفر, von Ibrahim Rifaat Efendi Mir Alemsáde (d. i. der Sohn des Fahnenträgers), einem der neuesten Schriftsteller. — Vgl. Gesch. der osman. Dichtk. IV. 487.

455. Ein Theil der osm. Geschichte, تاريخ آل عثمان, vom Molla Schems-ed-din Ahmed Ben Suleiman, gewöhnlich Ibn Kemálpascha genannt, der 940 (beg. 23. July 1533) starb. Sein Werk geht bis zum J. 933 (beg. 8. Oct. 1526). 173 Bl. Kl. 4° Vgl. Hadschi Ch. II. 111, n. 2153.

456. Ein Auszug aus derselben Geschichte vom J. 932 (beg. 18. Oct. 1525). 83 Bl. Kl. 4°. — Vgl. Gesch. des osman. Reichs IX. 197 (46).

457. Eine Geschichte Mustafa's II. 8°.

458. Die Geschichte des Fünfkirchner's, تاريخ پچوي der bis zur Stelle eines Beglerbeg von Raqqa emporstieg, und 1061 (beg. 15. Dec. 1650) starb. Seine Geschichte, deren Lob v. Hammer (Gesch. des osm. Reichs III 4 unter den Quellen, und IX. 196, 44) weiter ausspricht, beginnt mit der Thronbesteigung Suleiman's, und ist bis zum J. 1041 (beg. 20. July 1631) fortgeführt. — Vgl. noch Krafft S. 101, CCLXVI.

459. Inhaltsanzeige des statistischen Gesandtschaftsberichts von Ratib Efendi, فهرست سفارة نامه der eigentlich Abu Bekr hieß, und ein Sohn Ali Efendi's war. Er starb 1214 (beg. 25. May 1799). Vgl. über sein Leben und seine Gesandtschaftsreise Gesch. der osm. Dichtk. IV. 418.

460. Die Krone der Geschichten, تاج التواريخ, vom Molla Sad-ed-din Ben Hasan Dschán, gewöhnlich Chodscha Efendi genannt, und 1008 (beg. 14. July 1799) gestorben. — Vgl. über den Umfang dieses höchst brauchbaren Geschichtswerks Hadschi Chalfa II. 92, n. 2045. Von Hammer in seiner Gesch. des osm. Reichs (IX. 189, 18) nennt es geradezu das berühmteste Geschichtswerk der Osmanen (s. ebendas. I. XXXVII. 33). — 355 Folioblätter, am Ende defect. — Auch auf anderen Bibliotheken.

461. Ein Theil derselben Geschichte, die Regierungszeit Selim's I. umfassend. 8°.

462. Deßgleichen vom Anfange bis Mohammed II. 299 Foliobl.

463. Dasselbe in vier Bänden, zusammen 727 Quartblätter. — Vgl. Hamm. Cat. p. 17, n. 119. — Krafft S. 100, CCLXIII.

464. Das Beste der Rede in der Widerlegung der

Gemeinen, خلاصة الكلام في رد العوام, von Tschelebi Efendi. Vgl. Wilkinson: Tableau Histor. de la Moldavie, p. 265. Kl. 4°.

IX. Biographien, vorzüglich Gelehrter.

465. Die acht Paradiese, هشت بهشت, von Sehi aus Adrianopel, der hier auf 132 Octavblättern kurze Biographien von zweyhundert sieben Dichtern gibt, und 955 (beg. 11. Febr. 1548) starb. — Vgl. vorzüglich v. Hammer's handschriftl. Sammlung orient. Werke im IX Bande (S. 242, 132) der osman. Geschichte.

466. Denkwürdigkeiten der Scheiche, تذكرة الشيوخ von Galibdede Efendi. S. über den Verf. schon oben. — Die Handschrift ist vom J. 1246 (beg. 10. Juny 1850).

467. Die Gärten der Dichter, رياض الشعرا, von dem oben (n. 344) genannten Dichter Rijâdhi. Es sind 383 Dichterbiographien, nebst Proben ihrer Gedichte. 133 Bl. Die Copie ist vom J. 1180 (beg. 29. May 1766). — Hadschi Chalfa III. 518.

468. Die Denkwürdigkeiten der Dichter und das Musterbild der Reimenden, تذكرة الشعرآ, وتبصرة النظّا, von dem oben genannten Latifi aus Kastemuni, der 990 (beg. 26. Jan. 1582) starb. Chabert übersetzte das Werk auszugsweise, und Diez benützte es in seinen Denkwürdigkeiten (I. 244). Latifi vollendete 955 (beg. 4. März 1546) diese Biographien im Codex 188 Dichter in alphabetischer Ordnung. — Dieselbe Handschrift, nur vollständiger, befindet sich in Dresden Nr. 83, wo Fleischer über den Inhalt zu vergleichen. — Hamm. Cat. p. 19, n. 145 und p. 51, n. 478.

469. Dasselbe Werk. 118 Octavblätter.

470. Dasselbe. 4°.

471. Der Panegyricus des Dschem, مناقب جم. Die von Sa'd-ed-din im Auszuge gegebene Lebensbeschreibung des unglücklichen Prinzen Dschem von seiner Geburt bis zu seinem Tode.

472. Die Wahrheiten der Anemonenblüthen, حقائق الشقائق, von Mohammed aus Adrianopel, als Dichter Medschdi (مجدي) beygenannt, d. i. die türkische Uebersetzung der unter dem Titel الشقائق النعمانية arabisch von Taschköprisâde herausgegebenen Biographien, nur daß der Uebersetzer das Original mit vielen Zusätzen vermehrte, und auf blühendern Styl bedacht war. Er nahm alles auf, was die Fortsetzungen vorher hinzugefügt, und Neues, was er selbst nachgetragen. Die türkische Uebersetzung ist somit dem Originale vorzuziehen. Vollendet ward sie im J. 995 (beg. 2. Dec. 1586), und der Verf. starb 999 (beg. 20. Oct. 1590). — Vgl. Hamm. Cat. p. 51, n. 476. Krafft S. 125, CCCXI.

473. Die Gärten der Wahrheiten in der Vollendung des Werkes Schaqáïq, حدائق الحقائق فی تکلمة الشقائق, d. i. der unter dem Titel: الشقائق النعمانیة von Taschköprisáde herausgegebenen Biographien. — Vgl. Krafft S. 125, CCCXI. — Der Molla Atáallah Ben Jahia, gewöhnlich Newisáde genannt, und 1044 (beg. 17. Juny 1634) gestorben, hat hier obiges Werk mit dessen bis zu seiner Zeit erschienenen Fortsetzungen in Eines zusammengezogen, und gibt von nicht weniger als 990 Gesetzgelehrten und Scheichen biographische Notizen. — 434 Folioblätter. — Gesch. des osman. Reichs IX. 240, 124.

474. Denkwürdigkeiten der Dichter, تذکرة الشعرا, von Ridhá رضا, eigentlich Mohammed Efendi aus Adrianopel geheißen. 49 Octavblätter, die Lebensbeschreibungen von Dichtern aus der ersten Hälfte des eilften Jahrhunderts (1000 [beg. 9. Oct. 1591] bis 1050) [beg. 3. April 1640] in kurzer Weise enthaltend. — Vgl. Gesch. der osm. Dichtk. III. 486.

475. Dasselbe Werk. — 59 Octavblätter vom J. 1050 (beg. 3. April 1640).

476. Der Garten der Wesire, حدیقة الوزرا, von dem schon oben genannten Dichter Osmansáde Ahmed Efendi, als Dichter Taïb genannt. Es enthält die Biographien der Großwesire von Aláeddinpascha, dem Großwesir unter Urchan, bis auf Rami Mohammedpascha, d. i. bis zum J. 1115 (beg. 6. May 1703). — 53 Quartblätter.

477. Dasselbe Werk. — Vgl. Hadschi Chalfa III. 42, n. 4462. — 95 Bl., sehr schön geschrieben. — Gesch. der osm. Dichtk. im Verzeichn. der handschr. Samml. 112.

478. Fortsetzung dieses Werkes von Scherisáde Mohammed Said Efendi.

479. Fortsetzung desselben vom Dilaweragasáde Omar Efendi unter dem Titel: اجمال مناقب وزرا، نظام, d. i. Inbegriff der rühmlichen Eigenschaften der großen Wesire. Sie endet mit Damád (Eidam) Ibrahimpascha. — Vgl. Gesch. des osm. Reichs in dem Verzeichnisse 113 und Hadschi Chalfa III. 42, n. 4462.

480. Die Lobreden auf die Verdienstvollen, مناقب هنروران. Ein Compendium des Mustafa Defteri, gewöhnlich Ali عالی der Dichter genannt, aus Kallipolis. Er starb 1008 (beg. 14. July 1599), und ist Verfasser einer Menge poetischer und prosaischer Schriften. (Vgl. Gesch. der osm. Dichtk. III. 115 flg.) Die vorliegende enthält biographische Notizen von mehr als dreyhundert Schönschreibern, Coloristen und Buchbindern, مجلدین. 96 Octavbl. vom J. 1008 (beg. 14. July 1599). — Gesch. des osm. Reichs IX. im Verzeichn. 131. — Hadschi Chalfa.

481. Die Denkwürdigkeiten der Dichter und die Gewohnheiten der Eleganten in den Regeln der Sitten der verdienstvollsten Schriftsteller, تذكرة الشعرآء ومشاعر الظرفآء في قواعد آداب الكتاب من الفضلآء, von Seid Mohammed B. Ali, als Dichter gewöhnlich Aschiq Tschelebi genannt, und 979 (beg. 26. May 1571) gestorben. Alphabetisches Verzeichniß und Beschreibung von 420 Dichtern in einem 804 Blätter starken Foliobande. — Hadschi Chalfa II. 261, n. 2815.

482. Dasselbe Werk. 291 Folioblätter vom J. 1586.

483. Der Rosenhain der Dichter, گلشن الشعرآء, von Ahdi Ben Schemsi aus Bagdad, der im J. 971 (beg. 21. August 1563) starb. Das Werk besteht aus drey Gärten, wovon der erste die Sultane, Defterdare und Wesire, der zweyte die Ulemà und der dritte 215 Dichter in alphabetischer Ordnung enthält. — Gesch. der osman. Dichtk. II. 176. — Gesch. des osm. Reichs im Verzeichn. 133.

484. Die Todesfälle, وفيات, von Mohammed, gewöhnlich Baldirsade (بلدرزاده) genannt, der Richter in Mekka war. Biographien von 256 Gesetzgelehrten Brusa's. Handschrift in 4°. — Das Werk gab der Verfasser 1059 (beg. 5. Jan. 1649) heraus.

485. Fortsetzung der Fortsetzung Scheichi's ذيل ذيل شيخي, d. h. die Fortsetzung der Biographien, wodurch Hasan Efendi die Fortsetzung seines Vaters Scheichi zu den Biographien der Gesetzgelehrten (Ulemà) von Atáji weiter führte, und zwar vom J. 1130 (beg. 24. Nov. 1717) bis ins Jahr 1143 (beg. 6. July 1730). Folioband. — Gesch. des osm. Reichs IX. 240, 127.

486. Die Fortsetzung zu den oben erwähnten, von Atáji (عطائي) herausgegebenen Biographien von Mohammed Scheichi. — Vgl. Gesch. der osm. Dichtk. IV. 264 und Gesch. des osm. Reichs IX. 246, 126, wo der Zeitraum, welcher jene Fortsetzung umfaßt, näher angegeben ist.

487. Die Fortsetzung der Biographien Atáji's von Seid Ibrahim Ben El-Seid Abd el-baqi, gewöhnlich Ibn el-uschschàqi (ابن العشاقي) genannt, der diese Arbeit auf Befehl des Mufti Feidhallah Efendi, gest. 1115 (beg. 6. May 1703) verrichtet, und im J. 1136 (beg. 20. Sept. 1723) starb. — Vgl. Hadschi Chalfa unter الشقائق النعمانية

488. Rosenbündel der Gärten der Erkenntniß und die Sterbefälle der kenntnißreichsten, tiefsten Gelehrten, گلدستهٔ رياض عرفان و وفيات دانشوران نادردان, vom

Seid Ismail Beligh Ben El-Seid Ibrahim, gewöhnlich der Beredte aus Brusa, بليغ برسوي, oder Schahin Emirsâde genannt, der 1142 (beg. 16. July 1729) starb, und hier in fünf Sträußen 552 Biographien zusammenband. Ueber den Inhalt vgl. Gesch. des osm. Reichs IX. 241 (130) und Gesch. der osm. Dichtk. III. 153. — 219 Bl. gr. 4°.

489. Denkwürdigkeiten der Dichter, تذكرة الشعرا, vom Molla Hasan Tschelebi Ben Ali Ben Emrallah, bekannt unter dem Namen Qinâlisâde, قنالی زاده oder خنالی زاده der 1012 (beg. 1. Juny 1603) starb. Biographische Nachrichten von 607 Dichtern — 242 Quartbl. vom J. 1015 (beg. 29. April 1606). — Vgl. Hadschi Chalfa II. 262, n. 2817 und Gesch. des osm. Reichs IX. 243 (137).

490. Der Baumgarten der großen Scheiche, دوحهٔ مشايخ كبار, unter denen drey und funfzig Mufti zu denken sind, die Sa'd-ed-din Suleiman, gewöhnlich Mustaqimsâde genannt, beschreibt, vom J. 833 (beg. 30. Sept. 1429) bis 1158 (beg. 23. Jan. 1745. — Kl. 8°. — Vgl. Gesch. des osm. Reichs IX. 239 (121).

X. Medicin und Wahrsagekunst.

491. Die Kunst, leicht Krankheiten zu heilen, تسهيل في الطب, von Hadschipascha aus Aidin, der berühmter Hofarzt unter Suleimân I. (starb 813, beg. 6. May 1410) war, und sein Werk in drey Theile zerlegte: 1) der physiologische (theoretische) und diätetische (practische); 2) über die Nahrungsmittel, Getränke und Heilmittel; 3) über die Ursachen und Kennzeichen der Krankheiten. — Vgl. Hadschi Chalfa II. 296, n. 2995. — Krafft 149, CCCLXXXI. — Hamm. Cat. p. 45, n. 430. — Cod. Dresd. n. 52. — 8°.

492. Das Buch der Erfahrungen, مجرب نامه, von Scheref-ed-din Ben Ali Ben-elhadschi Elias. — 8°.

493. Das Astrolabium von dem berühmten Ibn Sina (Avicenna), der 428 (beg. 25. Oct. 1036) oder 429 starb. — 8°. — Es ist eine auf Verlangen Harun El-Raschid's von den Gelehrten seines Hofes der Divination wegen verfaßte Abhandlung in 144 Capiteln für solche, die das Schicksal befragen. — Vgl. Hamm. Cat. p. 86 (2).

494. Ebdschedi Fal, ابجد فال, d. i. das Fal-ABC, welches die Bedeutungen der Buchstaben des Corans enthält, die bey der Wahrsagerey, Fâl genannt, in Gebrauch sind. — Hamm. Cat. p. 86 (1).

XI. Metaphysik und Mystik.

495. Schatz der Wahrheiten und Enthüllung der Feinheiten, كنز الحقائق وكشف الدقائق, eine Menge meta-

Ueber die neue Karte von Montenegro.

Zusammengestellt nach eigenen Messungen und neuesten gesammelten Materialien durch den k. k. Obrist Grafen Karacsay.

Um die Lücke auszufüllen, welche die bisher bestehenden geographischen Karten der Türkey übrig ließen, benützte Obrist Karacsay seinen mehrjährigen Aufenthalt zu Cattaro, in der Nähe von Montenegro, dazu, um aus einer Basis, die auf den längst der Gränze liegenden, einen weit ausgebreiteten Horizont darbietenden hohen trigonometrisch bestimmten Punkten beruhte, alle sichtbaren Gegenstände mittelst geodetischer Messungen zu bestimmen, wodurch zum ersten Male die wahre Figur jener Gebirge, ihre ausgezeichneten Bergkuppen, viele Oerter, feste Schlösser, einzelne Kirchen oder Kapellen in ihrer wahren Lage erscheinen, und eine auffallende Verschiedenheit mit den auf den bisher erschienenen Karten gegebenen Darstellungen bilden. Zum ersten Male ersieht man in dieser Karte die wahre Ausdehnung von Montenegro und den Gewässern, die den See von Scutari bilden; — zum ersten Male sieht man den Riesenberg Kom, dessen Spitzen sich gleich jenen der Schweizeralpen aufthürmen, seinen gebührenden Rang in der südslawischen Hauptgebirgskette einnehmen; eben so jene übrigen ausgezeichneten Bergkuppen dieser Hauptkette: Dormitor, Javor, Rowba, Prokleti, welch letzterer die Ursprünge des Lim-Flusses südwestlich von jenen der Ziemna trennt, und wodurch zum ersten Male der falsche Ablauf des Plava-See in jenen von Scutari rectificirt wird, da der Lim, der den Plava-See bildet, dann nach Bielopolie in der Herzegovina, folglich in die Donau fließt. Ueberhaupt gibt diese neue Karte zum ersten Male das richtige Bild dieser Gebirge, dessen Thäler und Lage der Hauptörter, — dann richtige Namen. Das eigentliche wahre Montenegro wird darin von den erst später (1796) sich angeschlossenen vier Berda's (Bergdistrikte) abgegränzt ersichtlich —, eben so die Lage der türkischen festen Plätze: Spuß im Zetta, Podgorizza und Zsabljak im Moratsa-Thale; ferner die Begränzung der verschiedenen Nahia's und Berda's des gegenwärtigen Montenegro.

Im Innern dieses Landes und seiner angränzenden Gegenden erscheinen durch kleine Ringelchen bezeichnet viele Bergkuppen geodetisch bestimmt, wodurch für künftige Geographen und Reisende Verbesserungen der Details und Rectificirungen der Lage kleinerer Orte viel erleichtert werden. Außerdem enthält diese Karte auch die ganze Provinz Cattaro im größtmöglichen Detail — die Küste von Ragusa bis Alessio und zwey statistische Tabellen, eine von Cattaro vom J. 1840 und eine von Montenegro vom J. 1839 nach verläßlichen Daten.

Unter allen ausländischen Reisenden, die diesen Theil der europäischen Türkey beschrieben haben, hat allein Hr. A. Bové das Verdienst, genau in die Details eingedrungen zu seyn, und er hat auch in seinem neuesten Werke (Paris 1840) den Koloß Kom erwähnt, und den Ablauf des Plava-Sees in das Donaugebiet berichtigt.

Wiewohl der Herr Verf. diese Karte auf eigene Kosten zu verlegen gezwungen war, so hat er dieselbe doch zu dem äußerst wohlfeilen Preis von 25 kr. C. M. für das österr. Militär und von 30 kr C. M. für andere Käufer losgeschlagen. Sein hiedurch um die Geographie erworbenes Verdienst hat die englische geographische Gesellschaft durch die Ernennung desselben zu ihrem Mitgliede anerkannt. Es wäre zu wünschen, daß der Hr. Verf. durch Reisen oder eine Anstellung im Orient die Gelegenheit fände, seine Talente und Kenntnisse noch ferner zum Besten der Wissenschaft nützlich zu verwenden.

Intelligenz-Nachrichten.

Zum Andenken Tiedge's.

In gleichem Sinne vereinigt, so wie angeregt von den entfernten Verehrern des Verstorbenen, konstituirten sich die hier lebenden Freunde desselben in einer am siebenten vorigen Monats veranstalteten Zusammenkunft zu einem »Tiedge-Verein,« und nachdem sie die Unterzeichneten durch Stimmenmehrheit zu einem leitenden Comité erwählt, ward beschlossen:

»Es soll ein, dem Andenken des verstorbenen Nestors der deutschen Dichter angemessenes, die Literatur ehrendes Denkmal gegründet, und dessen Name an dasselbe geknüpft werden! —

»Wohlerkennend und erwägend den Standpunkt, den Tiedge in der Literatur seiner wie in der Jetztzeit eingenommen hat, berücksichtigend das Bleibende in seinen dichterischen Werken, vor Allem aber seine bis an den Tod gehegte Anhänglichkeit an die deutsche Dichtung, so wie des Greises Freundlichkeit und Milde, findet der Tiedge-Verein es dem Sinne des Verstorbenen und jenen Erwägungen angemessen, den Comité zu beauftragen: durch alle ihm zu Gebote stehende, ehrenhafte Mittel, unter denen jedoch das einer öffentlichen Aufforderung zu Geldbeyträgen **nicht** in Anwendung kommen soll, eine Summe herbeyzuschaffen, bedeutend genug, um alle fünf Jahre dem Verfasser des in diesem Zeitraume in deutscher Sprache, sey es in gebundener oder ungebundener Rede, erschienenen dichterischen Werkes, das von einer schiedsrichterlichen Kommission als der deutschen Literatur am meisten zu Ehren gereichend, und die höheren Interessen der Menschheit fördernd erkannt wird, hundert Dukaten als Anerkennung und Achtungsbezeugung zu übersenden. — Zu Schiedsrichtern soll der Comité fünf in Deutschland wohnende, geachtete und mit der Literatur genau bekannte Männer vorschlagen, aus welchen das königlich sächsische Ministerium des Kultus, wie gebeten worden, drey auswählen wird, die dann nach ihrem Ermessen durch Stimmenmehrheit entscheiden werden. — Für den Fall, daß ein größeres Kapital zusammenkäme, als diese »**Preisstiftung**« erfordert, so sollen von den Mehrzinsen einer, oder im Fortschreiten des Kapitals mehrere Dichter oder Künstler, denen bey höherem Alter eine Unterstützung wünschenswerth seyn dürfte, auf eine zarte, rücksichtsvolle Weise alljährlich eine solche erhalten. Endlich soll Se. Majestät der König gebeten werden, im Garten des japanischen Palais, oder dem großen Garten, ein Plätzchen anweisen lassen zu wollen, welches angemessen ausgeschmückt, und mit Tiedge's Namen bezeichnet werden wird.«

Die Mittel, welche der Comité zu Ausführung dieser Pläne anzuwenden gedenkt, werden bestehen:

a) in den bereits **unaufgefordert** eingegangenen oder noch eingehenden Geldbeyträgen der Freunde und Verehrer des Verstorbenen;

b) in dem bedeutenden, bereits empfangenen Betrage eines Konzertes, das die königliche Hofsängerin Mad. Schröder-Devrient mit seltenem Eifer veranstaltete, und wobey sie von mehreren Künstlern auf's Bereitwilligste unterstützt ward;

c) aus dem Erlös von Konzerten, welche hier und anderwärts in Aussicht gestellt worden, wie denn schon die Schwesterstadt Leipzig mit gewohnter Bereitwilligkeit für Unterstützung gemeinnütziger Zwecke zum 3. April dieses Jahres ein solches zugesagt hat;

d) aus dem Einkommen einer Bilderausstellung, die zu Dresden im May beginnen, und zu welcher hohe Beschützer der Kunst vielleicht einige werthvolle Gemälde überlassen werden, so wie auch mehrere der Literatur freundlich gesinnte Galeriebesitzer und Künstler zu Leipzig und Dresden Bilder zugesagt haben;
e) aus dem Erlös von Geschenken, welche verloos't werden sollen, und unter denen Arbeiten von dem Prinzen von Java, Raden Saleh, dem Hof- und Medizinalrath Dr. Carus, dem Artilleriehauptmann Schneider, Bildhauer Westmacott aus England und Professor Dahl obenan stehen;
f) auch gedenkt der Comité ein »Tiedge-Album« herauszugeben, worüber das Betreffende später noch veröffentlicht werden wird;
g) endlich erwartet er durch Beytritt von Hülfscomité's, deren bereits zwey ihre Mitwirkung angeboten haben, seine Mittel vermehrt zu sehen.

Als Beantwortung mehrerer von auswärts an den Comité gerichteter Anfragen glauben sich die Unterzeichneten veranlaßt, Vorstehendes bekannt machen zu müssen, und würden es als eine Freundlichkeit erkennen, wenn die Redaktionen öffentlicher Blätter dasselbe in ihre Spalten aufnehmen wollen.

Dresden, den 9. März (Tiedge's Sterbetag) 1842.

Serre, als Vorstand.
v. Brunnow.
Falkenstein.
v. Wachsmann.
Winkler.

Barmen, im October 1842. — So eben erschien hier bey dem Buchhändler W. Langewiesche das von demselben vor einiger Zeit angekündigte:

Jahrbuch für Kunst und Poesie.

Jahrgang 1843.

Herausgegeben von Ludwig Wihl zum Besten der beym Hamburger Brande zu Schaden gekommenen Lehrer, Gelehrten und Literaten.

480 Seiten in Octav, auf sehr schönem Papier. Compresser, aber doch sehr deutlicher und eleganter Druck. Cartonirt.
Preis 2 Thaler.

Es enthält Beyträge von L. Braunfels, L. Diefenbach, A. Dörr, Ed. Duller, J. Felsing, C. Fortlage, Emanuel Geibel, A. Greifenberg, Karl Gutzkow, Busso von Hagen, A. Harnisch, J. Henning, Georg Herwegh, S. Heymann, G. Kinkel, K. G. Korte, H. Köster, G. A. Lambeck, Nicolaus Lenau, L. Lersch, Ed. Mörike, Julius Mosen, J. Müller, Wolfg. Müller, Emma von Nindorf, Nostradamus, Fr. Oebecke, Luise von Plönnies, R. E. Prutz, H. Püttmann, Fr. Saß, Ad. Schults, Gustav Schwab, Karl Simrock, R. C. Tenner, G. Werth, L. Wiese, David Wihl, Lazarus Wihl, Ludwig Wihl, L. C. Wittich, Kathinka Zitz.

Bey diesen Mitarbeiternamen und dem obgenannten wohlthätigen Zwecke läßt sich mit Zuversicht eine ungewöhnliche Theilnahme des Publikums hoffen. Denn, fragt der Herausgeber mit Recht, welcher nicht ganz unbemittelte Gebildete könnte es über sein Herz gewinnen, sich zurückzuziehen, wenn er, wie hier, für weniges Geld sich den Doppelgenuß verschaffen kann, so ausgezeichnete literarische Schöpfungen, wie in der That in diesem Bande sich finden, sich anzueignen, und damit zugleich so würdigen, dem bedeutungsvollen Berufe der Jugend- und Volksbildung angehörigen Hülfsbedürftigen unvermerkt eine kleine Gabe zufließen zu lassen. Außer vielen guten und zum Theil ganz vorzüglichen Gedichten lyrischer und epischer Gattung enthält das Jahrbuch auch zwey dramatische Stücke (von Gutzkow und Prutz) und mehrere interessante Prosa-Abhandlungen über Gegenstände der Kunst und Poesie; auch die Freunde novellistischer Literatur gehen nicht leer aus. Besondere Erwähnung verdient noch Simrock's treffliches Gedicht »König Rother,« worin sich auch, obgleich vor dem Brande geschrieben, merkwürdige Beziehungen zu abgebrannten Stadttheilen Hamburgs finden. Endlich dürfte die Vereinigung so vieler tüchtiger Literaten zu so schönem Zwecke schon an und für sich einen Genuß gewähren.

Durch alle Buchhandlungen Deutschlands kann das Buch bezogen werden. x.

Verbesserungen im XCVIII. Bande.

S. 4,	Z. 17	v. u.	statt	Langrange'sche	lies	Lagrange'sche.
» 6	» 8	v. o.	»	Verrückung	»	Vorrückung.
» 9	» 21	v. o.	»	Stuve's	»	Struve's.
» 10	» 17,18	v. u.	»	seine Bahnstörungen	»	seiner Bahn Störungen.
» 11	» 20	v. o.	»	Gebiet	»	Gebot.
» 15	» 4	v. o.	»	planetischer	»	planetarischer.

Register

des

sieben und neunzigsten bis hundertsten Bandes.

A.

B.

C.

D.

G

H.

J.

K.

L.

N

O.

T.

U.

V.

W.

Y.

Z.

Herausgabe besorgt durch J. L. Deinhardstein.

